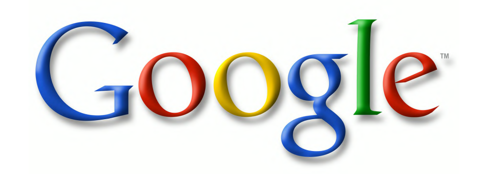
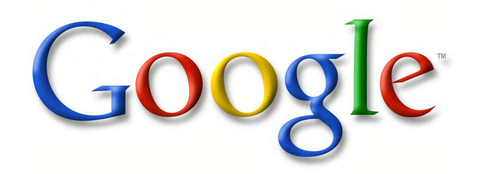






Die Weltgeschichte

aus dem

Standpunkte der Cultur und der nationalen Charakteristik.

41 Vorlesungen im Winterhalbjahr 1841/42
zu Dresden gehalten

von

Dr. Carl Eduard Vehse.

Erster Band.

Alterthum und Mittelalter.

Dresden, 1842.
Walther'sche Hofbuchhandlung.

Inhalt.

I. Alterthum.

Vorlesung 1.

Einleitung. Erster Theil: Die Methode der Weltgeschichte aus dem Standpunkte der Cultur — die weltgeschichtlichen Personen und die weltgeschichtlichen Völker.

Vorlesung 2.

Einleitung. Zweiter Theil: Der Fortschritt der Cultur in der Weltgeschichte und die Perioden derselben.

Vorlesung 3.

Die Schöpfung und **die Zeiten der Patriarchen.**

Vorlesung 4.

Das alte Egypten — seine öffentlichen und häuslichen Zustände und seine Monumente.

Vorlesung 5.

Moses und der jüdische Staat bis Salomo.

Vorlesung 6.

Die Phönizier, der Untergang Juda's und **die persische Monarchie** des Cyrus.

Vorlesung 7.

Griechenland. Erster Theil — bis auf die Perserkriege — Volk, Land und Verfassung. Homer, Lykurg, Solon.

Vorlesung 8.

Griechenland. Zweiter Theil — seit den Perserkriegen bis auf Alexander: Miltiades, Themistokles, Aristides. Staatsverwaltung des Perikles. Bauten in Athen. — Religion, Kunst, Theater, Philosophie: Phidias, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Sokrates, Plato und Aristoteles. — Demagogie in Athen, Alcibiades, Epaminondas, Philipp von Macedonien, die asiatischen Züge **Alexander's**, sein hellenisches Weltreich.

Vorlesung 9.

Rom. Erster Theil — unter den Königen und als Republik bis auf Carthago's und Griechenlands Besiegung — die Verfassung des Servius, die Kämpfe der Patricier und Plebejer, Hannibal und die Scipionen.

Vorlesung 10.

Rom. Zweiter Theil — seit den punischen Kriegen bis auf Constantin den Großen. Die Unruhen der Gracchen, Marius und Sylla, die Triumvirate, **Cäsar** und **August**. Das römische Weltreich. Die römische Literatur und Kunst: Cicero, die Geschichtsschreiber, Redner, Juristen; die drei ersten Jahrhunderte des Kaiserreichs bis zur Annahme der christlichen Religion.

II. Mittelalter.

Vorlesung 11.

Das Christenthum, seine weltgeschichtliche Bedeutung und die ersten Zeiten der christlichen Kirche — Gegensatz der römischen und christlichen Religion und Sitten. Herrlichkeit des Christenthums. Das Leben der ersten Christen nach den Catacombenüberresten dargestellt, ihre Verfassung, ihre Lehre. Verweltlichung der Kirche seit Constantin: Hierarchie und Secten. Letzte Zeiten des byzantinischen Reichs.

Vorlesung 12.

Die Deutschen und ihre nationale Charakteristik — Gegensatz der Sueven und Sachsen, Hermann der Befreier, die Völkerwanderung und Attila, die Reiche der Gothen und das Reich der Franken: Chlodwig und die Merowinger bis auf Carl den Großen. Lage der Welt zu seiner Zeit.

Vorlesung 13.

Carl der Große, Anfang des Ritterthums und der Feudalzeit. Die sächsischen und die fränkischen Kaiser.

Vorlesung 14.

Die Araber — Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes. **Muhammed** und seine Religion. Das Chalifat und seine Eroberungen, der Handel, die Literatur und Kunst der Araber: Ferdusi, Sadi, Hafiz, Dschami. Die Kreuzzüge.

Vorlesung 15.

Das Papstthum und der Streit mit den deutschen Kaisern. Der Kirchenvater Augustinus, die Ausbildung der Hierarchie und päpstlichen Macht. Gregor VII. und Heinrich IV., der Investiturstreit, die Partheien der Welfen und Ghibellinen, der Kirchenvater Bernhard von Clairvaux.

Vorlesung 16.

Die Zeiten der Hohenstaufen — Barbarossa und der Krieg mit den italienischen Städten, Innocenz III. und der römische Ceremoniendienst, Friedrich II. und der Untergang der Hohenstaufen.

Vorlesung 17.

Die italienischen Freistaaten im Mittelalter und ihre Kunst — Skizze der Zustände von Mailand, Florenz, Venedig. Die vorrafaelischen Meister, Linardo da Vinci, Tizian. Rom und der Kirchenstaat: Fall der päbstlichen Macht unter Bonifaz VIII., Schisma der Päpste in Avignon und Rom. Rom Sitz der Künste unter dem Pontificat Leo's X.: Rafael und Michel Angelo. Das Reich Neapel und Sicilien.

Vorlesung 18.

Die Weltbildung der Italiener im Mittelalter: Agricultur, Handel, Industrie, Staats- und Finanzwesen, Literatur: Dante, Petrarca, Boccaccio, das Zeitalter der Medizeer, Machiavelli.

Vorlesung 19.

Das deutsche Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian und seine Charakteristik: die deutschen Stände, das Faustrecht, das Ritterthum und die Städte.

Vorlesung 20.

Der Handel und die Industrie der deutschen Städte, die Hanse; die Kunst des deutschen Mittelalters: die Poesie, Wolfram von Eschenbach und der Parcival, die Dome und die Malerei der flamändischen Schule, die Gebrüder van Eyck und Hemling.

III. Die neuere Zeit.

Vorlesung 21.

Spanien und Portugal: ältere Geschichte dieser Reiche bis auf die Zeiten Ferdinand's und Isabellen's. Heinrich der Seefahrer und die Conquistadoren Ostindiens. Die bürgerlichen und religiösen Zustände der **Hindus**, die Brama- und Buddha-Religion. Albuquerque und die Errichtung der portugiesischen und holländischen Colonien in Indien.

Vorlesung 22.

Columbus, die Entdeckung der neuen Welt und die Wunder der Tropenwelt Amerikas. Cortez und Pizarro: **die Indianerrace in Centralamerika** und ihre Monumente. Die spanischen Colonien in Mexico und Peru.

Vorlesung 23.

Luther und die Reformation. Erster Theil: Lage der Welt zu Carl's V. Zeit. Luther's Jugendbildung und erstes Auftreten: die Disputation zu Leipzig, der Reichstag zu Worms. Gegensatz von Luther und Erasmus; der Sturz der Hierarchie und die Bibelübersetzung.

Vorlesung 24.

Luther und die Reformation. Zweiter Theil: der Bauernkrieg und der Streit mit den Schweizern. Neue Constituirung der Kirchen und Schulen. Der Schmalkaldische Krieg, Kurfürst Moritz und der Augsburger Religionsfrieden. Carl's V. Tod in Spanien.

Vorlesung 25.

Das neue Königsthum und die Ausbildung des Absolutismus. Skizze der Weltbegebenheiten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Der Untergang der mittelalterlichen Stände und die modernen Systeme des Kriegs, der Finanzen und der Justiz.

Vorlesung 26.

Frankreich. Aeltere Geschichte dieses Reichs seit dem Vertrage von Verdun bis auf Heinrich IV. Die Dynastien Capet und Valois. Der große Krieg mit England. Louis XI. und François I. Der Krieg mit dem Hause Habsburg. Die Zeiten der Bartholomäusnacht, der Ligue und der Guisen. Thronbesteigung des Hauses Bourbon.

Vorlesung 27.

Frankreich. Der gute König Henri IV. und Sully. Die Cardinalminister Richelieu und Mazarini. Gründung der französischen Cabinetsregierung und Diplomatie. Die Unruhen der Fronde. Der Westphälische und der Pyrenäenfriede mit dem Hause Habsburg.

Vorlesung 28.

Frankreich. Das Zeitalter des XIVten Ludwig. Die großen europäischen Kriege mit Holland und England und mit

Habsburg um die spanische Erbfolge. Der Hof und die Sitten von Versailles, die neue französische Weltbildung, die Literatur: Corneille, Racine, Molière. Kunst, Handel und Industrie: Colbert und das Mercantilsystem.

Vorlesung 29.

England. Aeltere Geschichte dieses Reichs bis auf Elisabeth. Die sächsischen und normännischen Könige: Wilhelm der Eroberer. Das Haus Plantagenet-Anjou, die Kämpfe der Rosen, das Haus Tudor: Heinrich VIII., Elisabeth, the maiden queen, ihr Hof und die Sitten. Shakespeare und das englische Theater.

Vorlesung 30.

England unter den Stuarts. Regierung Jacob's I. und Carl's I. Baco von Verulam. **Die erste englische Revolution und Cromwell.**

Vorlesung 31.

England. Regierung Carl's II. und Jacob's II. Stuart. Die Acte Habeas Corpus. **Die zweite Revolution und Wilhelm von Oranien.** Locke und Newton. Befestigung der englischen Verfassung auf die Grundlagen des aristokratischen Elements, des public spirit, der öffentlichen Meinung und der Toleranz. Das englische Finanzwesen: die Bank, das Creditsystem und die ostindische Compagnie. Regierung Anna's: Marlborough und der Utrechter Frieden von 1713. Thronbesteigung des Hauses Hannover: Ministerium Walpole und der Pariser Frieden von 1763.

Vorlesung 32.

England. Die Gründung der englischen Colonial- und Weltmacht. Die große Agricultur, die Navigationsacte und die See- und Handelsmacht, die große Industrie. Industriesystem Adam Smith's: Eroberung Ostindiens und Ministerium des älteren William Pitt.

Vorlesung 33.

Deutschland und der 30jährige Krieg: Gustav Adolf und Wallenstein. **Preußen:** der große Kurfürst und die ersten Könige bis auf Friedrich II. Anfänge der neuen deutschen Bildung durch Thomasius und Wolf.

Vorlesung 34.

Preußen: Friedrich der Einzige und seine Regierung. Lessing und die deutsche Literatur. — **Oestreich:** Maria Theresia, Kaunitz und Joseph II. Mozart und die deutsche Musik.

Vorlesung 35.

Rußland und Polen. Der nordische Krieg, Carl XII., August d. Starke und Peter d. Große. Catharina II. und die polnische Theilung.

Vorlesung 36.

Frankreich. Louis XV. und die Rococo=Zeiten der Pompadour. Voltaire, Rousseau und die Encyclopädisten. Die philanthropischen Ideen und das physiokratische System. Louis XVI. und die Vorbereitung der französischen Revolution: die Salons und die Sitten vor derselben.

Vorlesung 37.

Die französische Revolution. Erste Periode: Mirabeau.

Vorlesung 38.

Die französische Revolution. Zweite Periode: Robespierre, Danton und Marat, die Schreckensherrschaft der Jacobiner und die Hinrichtung des Königs.

Vorlesung 39.

Die französische Revolution. Dritte Periode: **Napoleon.**

Vorlesung 40.

Amerika. Nationale Charakteristik der Nordamerikaner. Anfänge der Colonien: das englische, holländische, deutsche und spanisch=französische Element in denselben. Der Freiheitskrieg, **Washington** und die Gründung der Vereinigten Staaten.

Vorlesung 41.

Schlußvorlesung. Gegenwärtige Lage und Stellung der weltgeschichtlichen Völker, der Amerikaner, Engländer, Franzosen und Deutschen hinsichtlich ihrer politischen, religiösen und geistigen Bildungszustände.

Erste Vorlesung.

Die Methode der Weltgeschichte aus dem Standpunkte der Cultur — die weltgeschichtlichen Personen und die weltgeschichtlichen Völker.

Der Begriff der Geschichte liegt in ihrem Namen. Sie ist die Darstellung dessen, was geschehen ist. Was wir Weltgeschichte nennen, das umfaßt demnach die Berichte von dem, was in der Welt merk- und denkwürdiges geschah, von ihrem Anbeginn bis auf den Tag, in dem wir leben. Nun aber ist die Masse der Ereignisse, während der beinahe sechstausend Jahre, seit man annimmt, daß die Welt steht, so unermeßlich groß, daß es begreiflich unmöglich fällt, alles Wichtige zu erzählen. Man hat daher nothwendig eine Auswahl auch unter den denkwürdigen Dingen zu machen. In den beschränkten Kreis von Vorträgen, die nur eine Uebersicht ganz im Allgemeinen über den Gang der Weltgeschichte geben sollen, sind insbesondere nur solche merkwürdige und interessante Begebenheiten aufzunehmen, die große, tiefgehende, bleibende Erfolge für das Menschengeschlecht, die Völker und Staaten, die Cultur, die Sitten und Denkungsart, die Geschäfte und Lebensweise hatten.

Es scheint mir nun in diesem Betracht Hauptaufgabe der Geschichte zu sein, — der Weltgeschichte, die das ganze Menschengeschlecht umfaßt, — zu zeigen, wie dieses Geschlecht das überhaupt geworden ist, was es gegenwärtig ist, — Hauptaufgabe, anschaulich zu machen, wie die heutige Cultur, die Denkungsweise, die Sitten, der religiöse und bürgerliche Zustand, der Stand der Künste und Wissenschaften, nach und nach, stufenweise, im Verlauf von Jahrhunderten zu Jahrhunderten der geworden ist,

in dem wir jetzt leben und mitten innen stehen. Nicht das Aeußerliche der Thaten also, nicht der Glanz und Schimmer, den sie für den Augenblick um sich verbreiteten, ist die Hauptsache in der Weltgeschichte, sondern ihre innere Kraft, die nachhaltige Einwirkung, die sie äußerten, um die Welt umzugestalten. Nicht die so genannte politische Geschichte, die Geschichte der äußeren Veränderungen in Völkern und Reichen, ist die wahre Weltgeschichte, sondern die Geschichte der Cultur des Menschengeschlechtes ist es. Die politische Weltgeschichte erklärt die Dinge nur nach ihrem äußerlichen Gange und Verlaufe, nur nach ihrer Oberfläche, die Culturgeschichte dringt tiefer ein, sie führt in die innere Werkstätte des Geistes, der schaffenden Kraft, die die Weltentwicklung leitet. Sie, die Culturgeschichte, erwähnt manche Begebenheiten nur flüchtig, die zwar für ihre Zeit Aufsehen erregten und einigen Erfolg hatten, später aber keine dauernde Spur zurückließen, verweilt dagegen länger bei andern Begebenheiten, die, im Anfang unmerklich auftretend und unwichtig scheinend, im Verlauf der Zeit bleibende Folgen hatten, tiefgreifende Veränderungen bewirkten und Eindrücke machten von unvergänglicher, ewiger Dauer.

Man hat zeither gewöhnlich in den Büchern der Weltgeschichte sich hauptsächlich mit den so genannten großen Männern beschäftigt, mit Fürsten und Gewaltigen, mit Feldherren und Kriegern — Eroberungen, Feldzüge und Schlachten, Thronbesteigungen und Thronumwälzungen, Kriege und Kriegesgeschrei füllen die bei weitem größte Zahl der Seiten der gangbaren Lehrbücher, überhaupt ist es fast herkömmlich gewordener Gebrauch, Alles und Alles nur um die Großen der Erde, die so genannten Glorreichen, herumzustellen und sie zum Mittelpunkte der Darstellung zu machen. Nun ist zwar gar nicht zu leugnen, daß durch große Fürsten und Feldherren zuweilen Thaten geschehen sind, die tiefgehende und bleibende Folgen für das Menschengeschlecht gehabt haben, aber wenige unter den Mächtigen dieser Welt, die Throne besessen haben, kamen dem nur entfernt gleich, was Alexander und Cäsar, Cromwell und Napoleon gewesen sind und bewirkt haben; wie viele unter ihnen, deren Thaten umständlich gepriesen zu werden pflegen, haben im Ganzen nichts anders ins Werk gesetzt, als rohe Gewalt und gemeine

Tyrannei, haben mehr zerstört und niedergerissen, als aufgebaut und geschaffen. Es verlohnt sich nicht der Mühe, von ihrem Leben viele Worte zu machen! Und wie noch zahlreicher ist die lange Reihe der Könige und Fürsten, die durch das Beispiel unmännlicher Schwäche, weichlicher Ueppigkeit und ausschweifender Verschwendung ihre Reiche entnervt und ihre Zeit herunter gezogen haben. Auch diese Gewaltigen sind der vielen Worte nicht werth, die man ihnen zu schenken gewohnt ist, und wenn man sie bespricht, sollte es nicht anders als mit dem nothwendigen Gewicht der ernstesten Misbilligung, die allemal am erfolgreichsten in eine herbe Kürze sich zusammenfaßt, geschehen.

Kraft allein ist es, was die Welt erhält und weiter bringt, sei's im Guten oder im Bösen. Es ist wahr, die rohe Kraft zerstört mehr, als sie schafft, nur die geistige ist wahrhaft fördernd, schöpferisch lebendig. Aber das größte Uebel der Welt ist die Kraftlosigkeit, die Schwäche. — Während die gebildete, die geistige Kraft, die zum Besten der Gehorchenden herrscht, allerdings allein das wahre Leben und den wahren Segen hervorruft, während noch die rohe Kraft, die Gewalt, die zu ihrem eignen Besten herrscht, eine Bewegung wenigstens in den Massen, der Materie unterhält, ist die Schwäche es, die alle Bewegung erstarren macht, alles Mark des Lebens aussaugt, sie ist der geistige Tod.

Nur die Kraft, das Vermögen, soll herrschen auf Erden, allerdings vor allem die gebildete Kraft, der Geist: aber auch die rohe Kraft noch, die Gewalt, hat ihre Befähigung zum Herrschen, sie ist wenigstens naturgemäß, wenn sie auch unsittlich ist. Die Kraftlosigkeit, die Schwäche, die Mittelmäßigkeit, das Gemeine, das Unvermögen hat keine Berechtigung zu herrschen, die Herrschaft der Kraftlosigkeit ist naturwidrig und deshalb absolut verderblich, sie ist das schleichende Gift in den Ländern der Erde. Sie ist, diese Herrschaft der Kraftlosigkeit, allemal mit einer Täuschung und Heuchelei verbunden: sie giebt sich für Kraft aus, während sie doch das Gegentheil, das Unvermögen ist. Ich wiederhole es: die Schwäche hat keine Berechtigung zur Herrschaft auf Erden und darum auch keine Berechtigung zur Verherrlichung durch die Geschichte der Welt.

Wird dieser Gesichtspunkt festgehalten, so bleibt — und das

ist sehr wichtig — Raum genug übrig zu umständlicherer Besprechung jener wahrhaft großen, edeln und wohlthätigen Erscheinungen in der Weltgeschichte, jener Männer der gebildeten Kraft und des Friedens, jener Gesetzgeber, Weisen, Dichter, Denker, Künstler, Länderentdecker u. s. w., durch welche nach meinem Dafürhalten die Hauptsachen für das menschliche Geschlecht geschehen sind, durch welche die Bahnen des Wissens nicht nur, sondern auch des Wirkens mächtig erweitert, die geistige und leibliche Wohlfahrt der Menschen auf wahrhaft beglückende Weise befördert, und jene schönste Blüthe menschlicher Cultur zur Reife gebracht worden ist, die wir die Civilisation nennen, die Civilisation, welche den Menschen erst wirklich zum Menschen erhebt, indem sie ihn zum Staats= und Weltbürger macht. Die meisten dieser großen und herrlichen Männer, die es ganz anders verdienen, Centralpunkte der Betrachtung in der Weltgeschichte zu werden, sind aus schlichtem, niederem Stand hervorgegangen, aus der Mitte ihres Volkes. Wie viel mehr haben sie aber ihrem Volke genützt und dem gesammten Menschengeschlecht, als jene Fürsten und Männer des Krieges! Was verdanken wir Moses und den Propheten allesammt bis auf jenen Zimmermannssohn, ihren Herrn und Meister, was jenen Griechen Socrates und Plato und Aristoteles und Phidias, dem Römer Cicero, dem Rafael und Shakespeare, was dem Columbus, der uns eine ganz neue Hälfte der Erde schenkte, dem Kopernicus und Kepler und Newton, die das lange verschlossene Thor zur Erkenntniß der Natur uns öffneten, was unserm unvergeßlichen Luther, der uns von der Vormundschaft der Priester befreite, die religiöse Freiheit uns erkämpfte, was dem glorreichen Washington, von dem das erste große Beispiel einer Staatsverfassung ausging, worin allgemeine politische Freiheit und Mündigkeit der Grundstein ist. Welche große, weltbeglückende Güter, politische, kirchliche Freiheit, Erkenntniß der Natur, Kunst, Wissenschaft, Religion! Es ist ja doch alles geistige Glück, dessen Besitzes wir uns gegenwärtig freuen, das theure Vermächtniß, das von den herrlichen Menschen, die ich eben genannt habe, auf uns herabgekommen ist — und nur ihr Vermächtniß. Was Nebukadnezar und Cyrus und andere gewaltige Potentaten gethan, ist längst und zum

großen Theil spurlos untergegangen, was aber die Männer der gebildeten Kraft und des Friedens gepflanzt, blüht unverwelklich zum Segen der Welt und wird ewig leben zum Segen. Jene Kriegshelden sind gewissermaßen den Gewittern zu vergleichen, die Männer des Friedens den warmen Sonnenstrahlen, und der linden Luft des Lebens. Gewitter sind heilsam und nöthig, wenn die Atmosphäre schwül und dumpf geworden ist, das wahre Leben aber ist durch die Luft bedingt, die uns umgiebt; das wahre Heil kommt von dem Lichte.

Ich habe gesagt, daß die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts zumeist Männer gewesen sind von niederer Geburt und Stande, Männer aus der Mitte ihres Volkes. Es waren Männer, in denen sich die Eigenthümlichkeit der Nation, der sie angehörten, in der höchsten Kraft zusammenfaßte, Männer, in denen das Höchste zur Erscheinung kam, was in dem Herzschlage des Volkes lag, daß sie erzeugte. Jedes weltgeschichtliche Volk hat einen oder mehrere solche große Männer hervorgebracht, in denen das Ausgezeichnete, was ihm, dem einzelnen Volke zu Theil geworden, am gewaltigsten und mächtigsten hervortrat. So entstand bei den Juden, diesem Volke des Wortes und Gebetes, das nach Gott schreit, diesem innigsten, ernstesten und erhabensten Volke des Alterthums, Moses und Christus, Christus, der freilich nicht blos ein Mensch war, — so bei den Griechen, bei denen der sinnliche Geist, die Welt des Schönen und die heitere geschlossene Seelenklarheit vorherrschte, Homer und Phidias und Plato und Aristoteles — aus den Römern und Italienern gingen die großen Staateneinrichter und Gesetzgeber hervor, die Reihe der Kaiser von jenem ersten Cäsar an und der Päpste, die die wirkliche Welt, den Erdkreis, und die geistige, die Herzen der Gläubigen, zu ihren Füßen unterwarfen, und sie mit ihren Gesetzen und Decreten beherrschten; aus den Italienern, dem sinnlich-klarsten und lebendig-geistreichsten Volke der neueren Geschichte ging Rafael hervor; aus ihnen, den beweglichen gewandten Kaufleuten des Mittelalters, die an allen Meeresküsten der damals bekannten Welt Geschäfte trieben, noch als dieses Mittelalter zur Neige ging, der Entdecker einer neuen Welt, Columbus. Die Deutschen, das moderne Volk der tiefsten Innerlichkeit, das Volk des Idealen, der mächtigen Gedanken,

allen andern Völkern an geistiger Kraft überlegen, brachten den Luther hervor, den Mann des aus tiefstem Herzen unmittelbar zu Gott sich erhebenden Glaubens, den Zertreter der religiösen Tyrannei. Aus dem Blut der Engländer endlich, dieses Volkes der Mäßigung und der That, des praktischen Geschickes und der kraftbringenden Realität, ward Washington geboren, der leuchtende Heros der neuen staatsbürgerlichen Freiheit, der Hauptbegründer der nordamerikanischen Republik, der der bedeutendste Antheil der kommenden Geschichte angehören wird.

In jeder dieser Individualitäten tritt das Eigenthümliche, was das Volk, aus dem sie stammen, wirklich zum Volke macht — zu einer besonderen, gleichgearteten, von andern unterscheidbaren Masse von Menschen, unverkennbar ebenfalls als das Charakteristische hervor. Dies führt mich auf eine anderweite Bemerkung, in Bezug auf die Methode der Weltgeschichte. Zu Brennpunkten der Betrachtung werden mit Recht die hervorragenden Persönlichkeiten, und zwar nur die hervorragenden Persönlichkeiten, die ich eben bezeichnet habe, vorzugsweise gemacht. Da sie aber alle nur Punkte des Ganzen sind, wenn auch die höchsten, die Spitzen gleichsam der Berge, die vor uns auftauchen, so ist vor allen Dingen eben dieses Ganze, als Ganzes, ins Auge zu fassen, ich meine die verschiedenen Nationen als solche. Der Charakter eines großen Mannes wird nur richtig aufgefaßt und verstanden, wenn er als ein Kind des Volkes aufgefaßt wird, aus dem er hervorwuchs. In der Eigenthümlichkeit dieses Volkes wurzelt seine Eigenthümlichkeit: die Eigenthümlichkeit des Theiles ist mit der des Ganzen aufs Allerinnigste verwachsen. Darum ist es von so bedeutender Wichtigkeit, zunächst immer und vor allem andern die Volkseigenthümlichkeiten in möglichster Klarheit und Anschaulichkeit zu zeichnen und aus dieser Zeichnung erst die einzelnen großen Individuen heraus sich bewegen zu lassen. Die nationalen Charakteristiken müssen den Hintergrund bilden für die Charakteristiken der Individuen. Völker sind es also zu allernächst, die in der Weltgeschichte geschildert werden müssen, wie sie mit bestimmten anerschaffenen Geistesgaben im Verlauf der Zeiten sich entwickelt und herausgestellt haben — Völker müssen geschildert werden, wie sie mit einem besonderen Gepräge von Anfang ausgestattet, dasselbe nach und nach schärfer ausgebildet,

oder durch den Abschliff der Zeit und Umstände eingebüßt haben — Völker, Nationalitäten mit bestimmt gezeichneten Geistesphysiognomien sind die handelnden Massen der Weltgeschichte. Um die Charakteristiken der Nationen herum, als durch ihr eigenthümliches Wesen hervorgebracht und bedingt, sind die denkwürdigen Thaten, die geschehen sind, zu gruppiren. Auf den Höhepunkten der Geschichte erscheinen dann die ausgezeichneten Männer der weltgeschichtlichen Völker: in ihnen strahlt am Reinsten und Hellsten Natur und Genie der verschiedenen Nationalitäten. Allerdings sind sie die Hauptpersonen in den handelnden Massen, aus dem Chorus der Weltgeschichte treten sie besonders bemerkbar hervor, von ihnen geschieht das Wichtigste, das Erfolgreichste, in ihnen verkörpert sich gleichsam das innerste Leben und Streben ihres Volkes. Immer aber sind sie als Theile des Ganzen in der Darstellung aufzufassen — sie stehen nicht isolirt, sie wurzeln tief und fest in dem Boden, der sie erzeugt hat.

Bei weitem aber nun nicht alle Völker, die in der Weltgeschichte aufgetreten sind, haben diese Geschichte gemacht. Bei weitem nicht alle sind weltgeschichtliche Völker. Kehren wir im großen Strom der Zeiten bis auf den Anfang zurück, wo die Welt geschaffen wurde, gedenken wir des Haufens von Völkern, welche seit 6000 Jahren aufgetaucht sind, längere oder kürzere Zeit eine Rolle gespielt haben, dann wieder untergegangen sind, gedenken wir der Masse von Nationen, die die gegenwärtige Erde einnehmen und stellen wir die Frage: welches sind die Völker der alten Zeit, deren geistiger Einfluß bleibend geworden ist, deren geistige Errungenschaft noch unter uns fortlebt, Theil unseres geistigen Lebens geworden, in unser Fleisch und Blut geradezu übergegangen ist — und welches sind die Nationen der Gegenwart, die noch heut zu Tage diesen mächtigen, dem gewöhnlichsten Bewußtsein unverkennbaren Einfluß ausüben auf das, was die Zeit, den Tag, in dem wir leben, innerlich trägt und bewegt, die Nationen, von denen das, was die geistige Atmosphäre, in der wir uns befinden, innerlich fort und fort erfüllt und nährt, ausgeht — so werden wir nur wenige Namen zu nennen haben. Das Alterthum hat nur drei Völker hervorgebracht, die welthistorische zu nennen sind, das Mittelalter und

die neue Zeit fünf oder sechs. Diese acht oder neun Nationen sind es, die die Welt zu dem gestaltet haben, was sie gegenwärtig ist, und noch fortgestalten, von denen Gesittung und Bildung, wie sie das heutige Menschengeschlecht zeigt, ausgegangen ist und noch fortwährend ausgeht. Diese Nationen sind weltgeschichtliche Nationen, eben dadurch weltgeschichtliche Nationen, daß das Gepräge, welches die Weltverhältnisse der heutigen Tage an sich tragen, der Hauch und Geist, der durch diese Weltverhältnisse hindurchgeht, das Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit an sich trägt, das Gepräge des Geistes ihrer Nationalität ist.

Von allen Völkern der alten Zeit haben nur drei eine welthistorische Bedeutung erlangt. Dies sind die Juden, die Griechen und die Römer. Ihre Geschichte ist der Kern, um den sich die gesammten Begebenheiten der alten Welt herum gruppiren, sie allein haben Spuren ihres Daseins hinterlassen, die noch jetzt deutlich erkennbar sind, erkennbar in dem allgemeinen Leben der Völker, das sie leben, der geistigen Atmosphäre, in der sie sich hin bewegen, — Spuren, die nie werden verwischt werden können, so lange die Welt steht.

Wir wollen in einem kurzen Ueberblicke uns die welthistorische Bedeutung dieser drei Völker des Alterthums vergegenwärtigen.

Was zuerst die Juden betrifft, so verdanken wir ihnen das Erste und Höchste — das größte und wichtigste Moment, das die Welt neu gestaltet hat, das Christenthum ist durch ihre Vermittelung eingetreten — das Heil ist von den Juden gekommen. Kein Ereigniß in der ganzen Weltgeschichte ist nur im Entferntesten an Wichtigkeit diesem Ereigniß gleichkommend. So unbemerkt und unscheinbar das Eintreten dieses Momentes war, von so wachsender Bedeutsamkeit und von so zunehmendem Gewichte hat es sich im Fortgange erwiesen. Das Christenthum hat den Herzen der Menschen Halt und Ruhe gegeben. Es hat in einem ganzen Welttheil die ganze antike Weltanschauung verdrängt, die den Menschen diesen Halt und diese Ruhe nicht zu geben vermochte, es hat, das Christenthum, diesen Welttheil zu dem wichtigsten, den andern Welttheilen weithin überlegenen gemacht. Ja, die Ueberlegenheit, welche Europa über die übrigen Welttheile ausgeübt hat und zum großen Theil noch ausübt, verdankt es der geistigen Freiheit, die es durch das Christenthum erlangt hat,

dem weltbeglückenden Prinzipe der christlichen Freiheit und Gleichheit aller Menschen im Gegensatz der antiken Barbarei und Sklaverei und der Unterordnung der Frauen. Das Christenthum ist die Hauptquelle der europäischen Civilisation und Gesittung, es zuerst hat die Frauen in ihre Menschenrechte gebracht, die Sklaverei der alten Welt gemildert oder abgeschafft, mit einem Band des Friedens und der Menschlichkeit Völker und Völker umschlungen.

Neben dem Christenthum, dieser Religion des Herzens, der Menschlichkeit und Liebe, die wir von der alten Welt durch eins ihrer Hauptvölker, die Juden, überkommen haben, ist von dem Alterthum ein zweites Hauptgeschenk uns überliefert worden und zwar durch die beiden andern antiken Hauptvölker, die Griechen und Römer — ich meine die classische Wissenschaft und Kunst. Zum erstenmal unter diesen Völkern, den Griechen und den Römern, arbeitete der menschliche Geist sich aus dem dunkeln Drange, worinnen wir die Völker des Orients, Indier, Egypter, Perser, befangen sehen, zu einer schöneren Klarheit, zu einem freieren Höhenpunkte heraus, gewann Wissenschaft und Kunst eine Vollendung, eine Harmonie, die uns noch jetzt mit Bewunderung erfüllt. In dieser classischen Bildung ist der edelste Stoff und Inhalt enthalten, eine der beglückendsten Quellen der Nahrung für den menschlichen Geist. Wie das Christenthum für die Herzen eine Befriedigung gab, so ist in der classischen Kunst und Wissenschaft Befriedigung für Geist und Phantasie gegeben. Diese classische Kunst und Wissenschaft ist eben so ein Hauptbestandtheil unsrer modernen Bildung geworden, wie die christliche Religion. Die ganze moderne Bildung steht auf der Verlassenschaft der Juden, der Griechen und Römer: so starke Einwirkung wie durch Christenthum und classische Bildung erfolgte, ist nicht wieder erfolgt.

Sehen wir nun an, welches die Völker waren, denen diese doppelte mächtige Einwirkung zu Gute ging, — wenden wir uns nur zu den Völkern der neuen Geschichte. Welches sind die fünf oder sechs Hauptvölker, die, wie ich oben sagte, für die moderne Zeit von weltgeschichtlicher Bedeutung sind? — —

Als das kleine, aber helle Licht des Christenthums, das die allgemeine Religion werden sollte, aus dem, römischer Landpflegerschaft unterworfenen Volke der Juden hervorbrach, fand

es einen allgemeinen Staat, ein einiges großes Reich, das fast den ganzen damals bekannten Erdkreis in seiner Herrschaft umschloß — fand es das römische Reich. Dieses Reich hatte schon ein paar Jahrhunderte vorher Griechenland in seinen Schooß aufgenommen; römische Regierungsform, römische Waffen, Gesetze und Sprache, und griechische Bildung in Wissenschaft und Kunst waren die herrschenden Elemente. Dies große Reich löste sich nach und nach in den vier bis fünf Jahrhunderten nach der Geburt Christi auf, löste sich auf mit und durch die Auflösung der alten Religionen und Sitten. Unter Kaiser Constantin i. J. 312 ward die christliche Religion Staatsreligion und die Residenz von Rom nach Constantinopel verlegt. Darauf folgte die Theilung des Reichs, das orientalische oder das griechische Reich erhielt sich bis 1453: wo die Türken es stürzten, das römische oder abendländische starb 476 an Alterschwäche, wie ein Mann stirbt.

An die Stelle dieses Todten, der so lange die Welt mit seiner Macht und Herrschaft erfüllt hatte, trat ein kräftiger junger Held aus dem Norden, trat der germanische Stamm, das Volk der Deutschen. Das deutsche Volk ist das erste weltgeschichtliche Volk der neuen Zeit. Durch dasselbe ward Rom gestürzt, es waren lauter deutsche Staaten, die auf den Trümmern des abendländischen Reichs errichtet wurden, sowohl in Italien, als Frankreich, Großbritannien und der pyrenäischen Halbinsel. Dieses Volk der Deutschen nahm sofort das Christenthum an und es schien, als sollte es das weltbeherrschende werden. Da trat dieser germanisch-christlichen Welt im Westen — eine neue Welt, die arabisch-muhammedanische im Osten entgegen, seit Muhammed im Jahre 622. Diese Araber sind das zweite welthistorische Volk der neueren Geschichte: sie haben den Orient, wie die Germanen den Occident neu gestaltet, das Chalifat, das Reich, das sie gründeten, ist an Umfang das größte, das jemals auf Erden bestanden hat, gewesen.

Beide Welten, die germanisch-christliche und die arabisch-muhammedanische, erhielten sich machtvoll bis zum 13. Jahrhundert — in den Händen der Deutschen war die durch Carl den Großen erneuerte Krone und Macht der römischen Kaiser, in den Händen der Araber das Scepter des Ostens und der Welthandel mit Indien.

In den Kreuzzügen stießen beide Mächte auf einander, schwächten sich und erhielten sich dann noch bis zum 16. Jahrhundert.

Während der Kreuzzüge setzte sich die ursprünglich freie, aber ungebildete Verfassung der germanischen Völker in das drückende Feudalsystem um und konnte sich dazu umsetzen, weil diese germanischen Völker rohe und ungebildete Völker waren. Statt der Masse des freien Volkes herrschte nun, wie im Alterthum, wieder nur eine Minderzahl, der Adel: er und die Geistlichen wurden die Vormünder des Volkes. — Mit dem Fall der Hohenstaufen sank die Würde des deutschen Kaiserthums; um dieselbe Zeit als die Hohenstaufen fielen, löste sich auch das arabische Chalifat auf, 1258. Seit der Reformation büßten die Deutschen ihre bisher immer noch bedeutende politische Gewalt vollends ein durch die Verbindung mit Spanien in der Person Carl's V. Spanien trennte die Meerprovinzen, die Niederlande davon ab, Spanien stellte sich eine Zeit lang an die Spitze der Welt. Die Araber verloren um dieselbe Zeit ihren Welthandel durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, Seiten der Portugiesen.

Die Kreuzzüge, erwähnte ich, waren das Moment, durch das die Macht der Deutschen und Muhammedaner gleichmäßig erschüttert ward. Diese große Weltbegebenheit war das Werk einer neuen Macht, die sich nach und nach zur weltgeschichtlichen Bedeutung heraufgearbeitet hatte, sie war das Werk des Papstes zu Rom, ein Werk, erst unabsichtlich aus dem Glaubensfanatismus hervorgegangen, dann mit schlauer Berechnung festgehalten, wodurch der Papst vornehmlich zum obersten Fürsten der Kirche sich machte, und die Macht des Kaisers und der übrigen europäischen Könige zu seinen Füßen sich legte; die Kreuzzüge, die Occident und Orient schwächten, waren das Werk der Italiener. Die Italiener sind das dritte weltgeschichtliche Volk der neuen Zeit. Sie entwanden den deutschen Kaisern die politische Macht aus den Händen durch ein geistliches Reich, das sie über die Gewissen der Menschen aufrichteten und in welchem sie mit dem Fanatismus und Despotismus, diesen beiden Hauptpraktiken einer neuen Staatskunst, die von ihnen ausging, fast unumschränkt herrschten; sie theilten sich im Orient mit den Arabern in den

Welthandel, beides zu derselben Zeit, um das 13. Jahrhundert. Damals, unter Innocenz III., stand das Papstreich, gefürchtet von ganz Europa, und der Welthandel der Venetianer und Genuesen, die das griechische Kaiserthum eroberten und die blühendsten Colonien in den Gewässern des Mittel- und an den Ufern des schwarzen Meeres anlegten, auf ihrem Höhenpunkt. In diesem Jahrhundert drang der Venetianer Marco Polo sogar bis nach dem äußersten Osten, nach China vor, nach China, mit dem nur die Araber, sonst kein anderes älteres, weltgeschichtliches europäisches Volk, auch die Römer nicht, direkte Verbindungen gehabt und wo jetzt ein neues Volk, die Mongolen, die das Chalifat gestürzt, ihren Thron aufgerichtet hatten. Italienische Bildung ward über ganz Europa verbreitet, italienische Sprache gesprochen in den entferntesten Ländern, wohin sie Missionen entsandten und wo sie eine Kette von Forts und Faktoreien und Handelsstationen errichteten. Vom 13. bis 16. Jahrhunderte gab Italien den Ton an in Europa und hatte auch im Orient den mächtigsten Einfluß: noch zu Elisabeth's Zeit war in England, noch bis auf Joseph II. itatienisch die Hofsprache in Wien.

Die Reformation und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, so wie Amerika's, änderte die Gestalt der Erde. Italien verlor seine Macht und seinen Handel und blieb fortan nur das Land der Künste, namentlich der bildenden Künste, wozu es Rafael erhoben. Es schien als ob Portugiesen, die in Ostindien sich festsetzten, und Spanier, die sich halb Amerika unterwarfen, eine weltgeschichtliche Rolle spielen sollten, aber hierzu kam es nicht. Zwar die Macht der Deutschen und Araber war und blieb verloren, die Araber verschollen fast ganz, ihre Macht im Osten kam auf einige Zeit an ein andres muhammedanisches Volk, die Türken, die Deutschen ließen sich gänzlich in das innere Reich der Gedanken und Gefühle zurückdrängen, hierin, namentlich in Philosophie und Musik, blieben sie von überwiegendem Einfluß und sind es noch heut zu Tage. Aber auch Spanien mußte den Plan, den es im Sinne führte, zu einer Universalmonarchie, fahren lassen. Die Mittel die es anwandte, Despotismus und Fanatismus, griffen nicht mehr, sie waren im Papstreich verbraucht.

Erst im 17. Jahrhunderte, nach dem Freiheitskampfe der

Holländer, durch den Spanien, — nach dem blutigen 30jährigen Kriege, durch den Deutschland herunter kam, — nach einer Revolution in England, — nach wiederholten Kämpfen in Frankreich, — alles um der Religion willen, schwang sich ein neues viertes Volk zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung wieder auf. Es war dies Frankreich und zwar nicht sowohl durch die Gewalt seiner Waffen, wie ehemals Deutschland, und durch den Fanatismus des Glaubens, wie früher Italien, als durch die Zusammenziehung aller politischen Macht in dem Hofe, in der Person des Königs, dessen „plaisir" oberstes Gesetz ward, — durch die am Hofe gebildete Sprache und Literatur, das Ceremoniel, die Mode und die galanten feineren Sitten dieses Hofes und durch die Diplomatie, die von ihm ausging. Diese Mittel reichten ungefähr ein Jahrhundert aus, um Frankreich auf der Höhe der Weltgeschichte zu erhalten. Dann kam eine heftige Gegenwirkung gegen die despotische Zusammenziehung aller Macht in dem Hofe, der Person des Königs, durch die aber Frankreich sich unterdessen zum angestaunten Muster Europas aufgeschwungen hatte, es kam die Revolution in Folge der philanthropischen Ideen, die während der Mitte des 18. Jahrhunderts im innersten Heerde der französischen Geisterbewegung sich erzeugt hatten. Es sind dies die neuen Freiheits-Ideen. So hochherzigen Ursprung diese Ideen auch haben, und so vieles Gute sie durch den Sturz der Hofdespotie, der Hierarchie und des Feudalwesens, den sie bewirkten, herbeigeführt haben, so tragen sie doch ein Hauptgebrechen in sich: sie sind radical, sie sind ein Extrem, in das man sich geworfen. Sie sind vorzugsweise geeigenschaftet, gewaltig gemißbraucht zu werden. Frankreich selbst hat mit ihrer Verwirklichung die unglücklichsten Versuche gemacht in Bezug auf die Umformung der Verfassung des Staats: ihre radicalen Verbesserungsversuche sind seit 1789 wiederholt zum baaren Gegentheil umgeschlagen, in eine Straßen-, eine Militair- und eine Beamtendespotie — in eine Straßendespotie unter Robespiere und den Jacobinern, weil man nicht für den Hauptanker der Freiheit die unbedingte Unantastbarkeit der Personen und des Eigenthums ansah, und um eine Vermögensgleichheit herzustellen, sich nicht scheute, Tausenden der edelsten Menschen die Köpfe vor die Füße zu legen — in eine Militairdespotie unter Napoleon, wo der jähe Durst nach

Ruhm und Ehre dies hochherzige aber leichtbewegliche Volk die immer drohender zunehmende Unterdrückung der Freiheit übersehen ließ — in eine Beamtendespotie endlich unter der Restauration und mehr oder weniger noch jetzt unter Louis Philippe, dadurch, daß alle Provinzialverwaltung nicht selbstständig in den Händen der Bürger dieser Provinzen, sondern in den Händen der Minister zu Paris vorzugsweise ruht. — Dennoch sind es diese Ideen der Freiheit und Gleichheit, durch die gegenwärtig noch Frankreich einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte ausübt.

Ich habe oben gesagt, daß es Portugal und Spanien nicht glückte, zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung zu gelangen, auch die große Gewalt, die der Besitz des Welthandels verschafft, wußte Spanien nicht zu nutzen, selbst nachdem Portugal mit seinen großen ostindischen Colonien unter Philipp II. eine seiner Provinzen geworden war. Alle Macht und allen Einfluß, den der Welthandel in die Hände legt, war England bestimmt auszubeuten. England ist die fünfte und unter allen modernen Völkern die bei weitem bedeutendste weltgeschichtliche Macht. Cromwell, der Mann ihrer Revolution in den vierziger und funfziger Jahren des 17. Jahrhunderts, war erster Gründer dieser Macht, zu der Zeit, als in Deutschland der 30jährige Krieg zu Ende ging und Ludwig XIV. anfing, seine Glorie um sich zu verbreiten; das ganze 18. Jahrhundert war diese Macht im Steigen, die französische Revolution brachte sie auf ihren höchsten Gipfel. England ist der erste moderne große Staat, der nach dem Vorgang Hollands die Toleranz, die Gewissensfreiheit einführte, im Gegensatz des mittelalterlichen, auch in dem Reiche Ludwig's XIV. noch streng festgehaltenen Grundsatzes des Glaubenszwanges — England ist demnächst besonders durch sein freies Verfassungsprinzip von weltgeschichtlicher Bedeutung, das auf der unantastbaren Unabhängigkeit der Personen und des Eigenthums steht — so wie durch das aufs Umfassendste ausgebildete Associationswesen, aus der die große moderne Industrie hervorgegangen ist mit jenen Spinn- und Dampfmaschinen, durch die eine vollständige Revolution in allen gesellschaftlichen Verhältnissen bewirkt worden ist. Das germanische England ist das gerade Widerspiel von dem romanischen Frankreich, diesem Lande der strengen despotischen

Zusammenziehung, wo Alles nur von dem Mittelpunkte, der Regierung ausgeht. England ist das Land des ursprünglich deutschen selfgovernments, des Selbstordnens der bürgerlichen Zustände, der Selbstbeherrschung freier, mündiger Männer. Sein großer Handel und seine große Industrie ist die Frucht dieses germanischen Elements des Selfgovernments. Durch seine große Industrie und durch seinen großen Handel gehorchen Großbritannien die Meere — über alle, alle Theile der Erde sind seine Colonien und Handelsniederlassungen, ist sein machtvoller politischer Einfluß ausgebreitet. — Ein einziges Volk ist im Stande, den Engländern mit Erfolge die Spitze zu bieten, die Amerikaner, einst eine ihrer Colonien, frei erklärt seit 1776 und jetzt das sechste weltgeschichtliche Volk, bestimmt, dereinst eine große Rolle zu spielen, und wie man an Texas, der seit 1836 von Mexico losgetrennten Republik sieht, wenigstens bestimmt, nach und nach das amerikanische Festland einzunehmen. In Amerika ist das englische Prinzip des Selfgovernments und der Religionsfreiheit noch bei weitem umfassender ausgebildet worden. In dem monarchisch-aristokratisch-demokratischen England hat die Aristokratie, eine Minderzahl, ein bedeutendes Gewicht: in Amerika ist es die unermeßliche Majorität, die das Gesetz giebt, und diesem Gesetze sind alle Bürger mit der größten Ehrerbietung unterthan. Noch in höherem Grade vielleicht, als dem Engländer, ist Achtung für die Meinung jedes Menschen dem Amerikaner angeboren, daher kann jeder ganz unverholen seine Meinung sagen und öffentlich durch die Presse bekannt machen: nur das Handeln bestimmt nicht das Individuum, sondern die Mehrzahl, die eben im Gesetze ihren Willen ausdrückt. — England hat noch eine herrschende Kirche, wiewohl es alle dissentirenden Gemeinden duldet: in Amerika nimmt der Staat durchaus gar keine Rücksicht auf die Religion seiner Bürger, er überläßt dieses Reich, das nicht von dieser Welt ist, gänzlich ihrem Gewissen. Amerika besteht daher aus einer Masse von einzelnen, von einander ganz unabhängigen, aber unter einander, wenigstens was die Protestanten unter sich betrifft, in Liebe und Freundlichkeit verkehrenden Gemeinden: es ist gerade dadurch, wie in der Ausdehnung sonst nirgends auf der Welt, hier noch eine lebendige, christliche Gemeinschaft, eine christliche Kirche hier noch zu finden. — Diese beiden Prinzipien, das

voluntary principle, das System der Freiwilligkeit in Sachen der Religion, und in politischen Dingen das Selfgovernment, gegründet auf die ausgedehnteste allgemeine Mündigkeit freier Männer, die nur das Gesetz über sich erkennen, das die Majorität giebt, diese beiden Prinzipien werden nicht verfehlen, auf die kommende Weltgeschichte ihre große unermeßliche Bedeutung auszuüben, und auch auf das zum großen Theil noch unmündige Europa endlich mit Macht zurückzuwirken. Daß Völker mündig werden, dazu gehört viel Verstand und viele Mäßigung: nicht blos Bildung des Geistes gehört dazu, sondern wesentlich Bildung des Herzens, Bildung der Kraft des Willens: das ist die große Hauptlehre der Geschichte. Es ist nicht leicht, das Selbstsichbeherrschen, wie Frankreich bewiesen hat. Amerika hat es verstanden. Völker, die mündig werden können, werden auch mündig. Macht und Recht und That sind hier in Einem beisammen. Die wahre Macht auf Erden ist die Bildung. Knowledge is power, Einsicht und Macht fallen in Eins zusammen, sagt Baco. — — Von Amerika wehen die Lüfte der Zukunft, wenn es den Prinzipien treu bleibt, auf die es gebaut ist, jenen Prinzipien, womit man einer Krämerherrschaft der Yankees ebenso ausbeugt, als einer Pöbelherrschaft, der schlechtesten von allen, jenen Prinzipien einer auf die Aristokratie politischer Bildung und Landeigenthum basirten Demokratie, wie sie der größte Weise der neueren Zeit, wie sie Washington im Sinne hatte.

Zweite Vorlesung.

Der Fortschritt der Cultur in der Weltgeschichte und die Perioden derselben.

Ich habe, indem ich in der letzten Vorlesung die neun Hauptvölker der alten und neuen Welt durchgegangen, ihre Leistungen im Großen und Ganzen charakterisirt habe, damit eine Skizze der Weltgeschichte selbst gegeben.

Schon diese Skizze, glaube ich, wird hinreichen, das, was man so oft in Zweifel gezogen hat, vorläufig anschaulich zu machen, daß es einen steten und festen Fortschritt giebt im allgemeinen Leben der Völker, daß nach und nach, oft schneller oft langsamer, doch aber immerfort Standpunkt auf Standpunkt überwunden wird, und damit das Menschengeschlecht im Ganzen und Großen allerdings eine immer höhere Stufe der Ausbildung und Gesittung erreicht. Wie so ganz verändert ist unser gegenwärtiger Standpunkt nur gegen den noch vor 300 Jahren zur Zeit der Entdeckung von Amerika und der Reformation! Welche furchtbaren blutigen Kriege waren nöthig, um die Völker von der Nothwendigkeit der Duldung in Sachen des Glaubens zu überzeugen, — der damalige Standpunkt, den der Fanatismus der Priester als nothwendig darzustellen suchte, der Standpunkt, daß man die äußere, die sichtbare Kirche mit aller Macht aufrecht zu erhalten trachten müsse, ist wohl nun als ein zum großen Theil überwundener zu betrachten, das Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit steht gesichert da in der öffentlichen Meinung, das so lange bestandene Vermittlerthum der Priester zwischen Gott und den Menschen wird von einer bedeutenden Mehrzahl als unbefugt zurückgewiesen!

Und welch' unermeßlicher Fortschritt ist diese in der größeren Allgemeinheit befestigte Ueberzeugung!

Ein ähnlicher, mächtiger — wenn auch bei weitem noch nicht völlig entwickelter Fortschritt begegnet uns auf dem Gebiet des Staates und der gesellschaftlichen Verhältnisse. Noch vor 300 Jahren, ehe die Europäer Amerika entdeckten und ihre Colonien dort begründeten, was deckte diesen großen Welttheil? Eine Masse von wenig oder gar nicht civilisirten Indianerstämmen, Fetischanbetern, viele von ihnen auf der untersten Stufe der Cultur, kümmerlich ihr Leben mit Jagd und Fischerei fristend, viele in voller Barbarei, sich untereinander unaufhörlich bekriegend und — Menschenopfer zu tausenden schlachtend. Ich will der Barbarei, mit der die Spanier und Portugiesen das civilisirtere Reich des Montezuma und die uncivilisirten eingebornen Indianerstämme Brasiliens unterwarfen, nicht das Wort reden, ich will auch die Grausamkeiten nicht beschönigen, mit denen die Engländer und Amerikaner ihre Rothhäute vertrieben haben — aber wie verschieden ist jetzt das Aussehen dieses großen Welttheils gegen die Zeit vor 300 Jahren! Christenthum und geordnete Staatseinrichtung ist jetzt auf diesem großen Continent verbreitet, und wenn auch die spanischen Republiken noch in starken Zuckungen liegen, Brasilien noch weit zurück ist, was für ein außerordentlich mächtiges Denkmal der civilisirenden Kraft der Europäer sind dagegen die Vereinigten Staaten! Wo vor hundert Jahren noch undurchdringlicher Urwald war, ist jetzt das reichste und blühendste Leben des Ackerbaus, der Industrie und des Handels ausgebreitet — wohnen freie Männer, Christen, an der Stelle der Barbaren und Heiden. Welch' unermeßlicher Fortschritt in der Cultur auf diesem Boden der Vereinigten Staaten! An diesen Staaten kann man lernen, was ein Volk von religiös und politisch freien Männern, die sich selbst zu beherrschen die nöthige Mäßigung und den eben so nöthigen Verstand haben, in kürzester Zeit auszurichten vermag. — Einen, wenn auch bei weitem nicht so umfassenden Fortschritt bietet Ostindien dar. Ich verwahre mich auch hier wiederholt, daß ich den Gewaltthätigkeiten, mit denen England sich Eingang in dieses große Reich zu verschaffen gewußt hat, in keiner Weise das Wort reden will, aber unwidersprechlich ist: der Keim von Civilisation, den 40,000 Engländer in die 120 Millionen Hindus,

die ihnen nach und nach unterworfen wurden, hineingelegt haben, ist schon von außerordentlichen Erfolgen begleitet gewesen, und wird noch weit außerordentlichere haben, jemehr es gelingt, die Vorurtheile, die Unwissenheit und den Aberglauben dieser Hindus zu überwinden. Die Einwirkung der europäischen Civilisation auf die übrigen Naturstaaten Asiens ist gleichergestalt in den letzten drei Jahrhunderten nicht unbedeutend gewesen und ist immer mehr im Steigen, namentlich wenn es den Engländern gelingen sollte, in China eine Stellung einzunehmen. Auch Afrika hat sich diesem Einfluß der europäischen Colonisten nicht entziehen können und wird ihn immer mehr empfinden, je mehr Frankreich von Algier und England vom Cap und Isle de France aus im Süden und im Westen am Niger, in Sudan, der großen Negerregion, um sich greifen wird. Das ganz neu entdeckte Australien ist diesem Einfluß nicht minder unterworfen worden. — Selbst was Europa betrifft, wie verändert ist die Gestalt dieses Welttheils gegen den Zustand vor 300 Jahren in staatlicher und socialer Beziehung! Die zuerst seit dem 15. Jahrhundert wieder von Italien ausgegangene Bewegung für die Wissenschaften ist namentlich von Deutschland, von Frankreich und von England mit eben so viel Eifer und Ernst, als Glück und Erfolge aufgenommen worden, die Wissenschaften haben in diesen drei Ländern schnelle und unermeßliche Fortschritte gemacht, namentlich die Philosophie und die Natur- und in neuester Zeit auch die geschichtlichen und Staats-Wissenschaften: ein neuer, dem Alterthum und Mittelalter unbekannter geistiger Hebel, die Presse, hat dabei seine weltgeschichtliche Bedeutung entfaltet — die moderne Bildung, die Buchdruckerkunst und die durch die Franzosen aufgekommene feinere Sitte des Lebens haben die alte Barbarei des Mittelalters unter den Massen gestürzt. Durch den Welthandel, der die mannichfaltigsten Beziehungen und Verbindungen unter den Völkern, selbst unter den am entferntesten von einander wohnenden Völkern, zuwege gebracht hat, ist eine bei weitem allgemeinere Fülle des Reichthums und feineren Lebensgenusses ausgebreitet worden, als jemals ehedem der Fall war, der Kreis der Anschauungen des menschlichen Geistes hat sich durch die vielen Länderentdeckungen seit 300 Jahren, die man im Gefolge dieses Welthandels erlangte, erstaunlich erweitert; es ist eine große moderne Industrie aufgekommen, von der das

Alterthum und Mittelalter keine Ahnung gehabt hat, die Staaten sind immer mehr von dem Agriculturstandpunkt in den einer umfassenden Manufactur übergetreten, es hat eine außerordentliche Entwicklung der productiven, materiellen Kräfte überhaupt stattgefunden; durch diese erweiterte Industrie, diesen erweiterten Handel, die über die Massen gleichmäßiger ausgedehnte Bildung ist die mittelalterliche Ständeabscheidung untergraben worden, die verschiedenen Classen der Gesellschaft sind einander näher gerückt; an die Stelle der früheren roheren Staatsformen sind feinere getreten, die dem Geist und der Bildung einen Einfluß verwilligen neben Geburt, Güter-Besitz und Reichthum; der Druck, die Bevormundung, die die Aristokratieen der höheren Stände des Mittelalters auf die Massen des Volkes ausübten, hat nachgelassen, man hat angefangen, diese Massen zu emanzipiren, zu befreien, zu einer Art von Mündigkeit kommen zu lassen. — Und endlich, um noch einen Hauptpunkt zu erwähnen, der internationale Verkehr, der Verkehr der verschiedenen Völker Europas unter sich, ist im Frieden sowohl als im Kriege ein bei weitem mehr geordneter, regelmäßigerer, mehr auf Humanität und Gerechtigkeit gegründeter geworden. Es soll nicht verkannt werden, daß gerade hier noch viel zu thun übrig bleibt, aber wie ganz anders ist doch unser heutiges Völkerrecht in Kriegs- und Friedenszeiten gestaltet gegen das vor 300 Jahren, unter und durch Machiavelli, wie es in seinem principe uns vorliegt, und wie es bis auf Hugo Grotius praktisch angewendet wurde. Und dann: wie so ganz anders ist heut zu Tage das Verhältniß der christlichen gegen die heidnischen Völker. An die Stelle der blutigen Verfolgungen, ja Austilgungen der Indianer, an die Stelle des scheußlichen Handels mit Negern durch die katholischen Spanier und Portugiesen im 16. Jahrhundert ist ein friedlicherer, auf die gegenseitigen Vortheile des Handels gegründeter Verkehr, ist, namentlich durch die Bemühungen des protestantischen Englands die Sistirung des Sklavenhandels, sind die philanthropischen Veranstaltungen der Missions- und Bibelgesellschaften getreten. Die Londoner Missionsgesellschaft mit ihren hunderten, die Londoner Bibelgesellschaft mit ihren tausenden von Filialen hat die Aussendung von einer Masse von Evangeliumsverkündigern unter die im Schatten des Todes sitzenden Heiden, hat die Uebersetzung

der Bibel in mehr als hundert Sprachen, die Verbreitung derselben in mehr als 13 Millionen Exemplaren zur Folge gehabt. Und noch sind 600 Millionen von den 1000 Millionen, die leben auf der Erde, Heiden, nur zwischen 2 und 300 sind Christen — aber der Anfang zur allgemeinen Ausbreitung des Christenthums — und zwar des protestantischen Christenthums — ist gemacht.

Ich will nun, nachdem ich in Betreff des in den letzten drei Jahrhunderten stattgehabten Fortschritts ausführlicher gewesen bin, nur noch mit Wenigem andeuten, wie sehr wieder die Zeit der Reformation vor der Zeit des Mittelalters voraus ist, und wie sehr wieder der Standpunkt dieses Mittelalters den des Alterthums, auch des gebildeten Alterthums der Griechen und Römer, überragt — ich will es andeuten, um eben das Fortschreiten der Cultur des Menschengeschlechts im Großen und Ganzen zu erweisen, wie er sich durchgängig bis zu dem Anfange der Weltgeschichte hinauf verfolgen läßt.

Die Reformation, die Losreißung von dem großen Geistlichen, dem Vormund der Seelen in Rom hätte nicht geschehen können, wenn nicht in den Gemüthern der bei weitem größten Mehrzahl der Menschen der Standpunkt, den das Papstreich einnahm, bereits überwunden gewesen wäre. Keine große Umgestaltung in der Welt erfolgt plötzlich, ohne Vorbereitung, ohne lange, tief innerliche Vorbereitung — die Fäden, die zwischen irgend einer Macht auf Erden und den Herzen der Menschen bestehen, müssen erst innerlich zerrissen sein, ehe es möglich ist, sie äußerlich abzuschneiden. Luther sprach nur das Wort aus, das in den Gemüthern von Millionen mit mehr oder weniger Selbstbewußtsein gelegen, das schon Huß, wenn auch nicht so klar, aber eben so fest ausgesprochen hatte — denn er hatte es mit dem Tode besiegelt. Luther war so glücklich, dieses Wort durch die neu erfundene Presse aussprechen zu können. Millionen wurde nun klar, was ihre Seelen im Grunde bewegte, Millionen gaben ihm Beifall und erklärten mit Festigkeit und Selbstständigkeit diesen Beifall. Darin lag der Fortschritt, daß hier zum erstenmal in der Weltgeschichte Millionen sich mündig bewiesen. Alle frühere weltgeschichtliche Bewegungen waren von Einzelnen oder einer Minderzahl ausgegangen, von einer Aristokratie, die

Reformation ist die erste eigentliche große Volksbewegung gewesen. Das ganze Papstthum, was war es? Eine Aristokratie, der Papst nur die Spitze seiner Hierarchie, diese Hierarchie lenkte Alles; — die großen Thaten des Mittelalters, die Kreuzzüge, die Züge der Deutschen über die Alpen, die Feudalkriege zwischen den Franzosen und Engländern, die Kämpfe der Spanier und Portugiesen gegen die Araber, was waren sie? Thaten der Aristokratie der Fürsten, der Barone und der Ritter, denen die Massen nachzogen. Wer beherrschte Rom? wer Athen? Eine Aristokratie, hier durch die alten und reichen Geschlechter, dort von den Patriciern und Optimaten gebildet. Die Juden waren, nicht im Anfang, aber zuletzt, in der Hand ihrer Priester, der Orient nicht minder und stets, oder unter dem Joch von Despoten. Seit die Welt steht zum erstenmal ist in der Reformation das Volk als Volk selbstständig handelnd in souverainer geistiger Machtvollkommenheit aufgetreten und hat sein gutes Recht sich genommen von dem Vormund, der es ihm so lange vorenthalten hatte. Die Reformation ist der Anfang der Mündigkeit der Völker. Das Papstthum war eine große Idee, aber nur insofern hatte diese Idee eine Berechtigung, als sie auf die allerdings faktische Unmündigkeit der Menschen begründet war, auf den Aberglauben, der aus der Unwissenheit und Rohheit der das römische Reich stürzenden deutschen Völker entstanden war, wo die merkwürdige Thatsache zur Erscheinung kam, daß die Siegenden wieder den Besiegten unterworfen wurden. — Das Papstthum, ich wiederhole es, in seiner absoluten mittelalterlichen Machtvollkommenheit, war eine große Idee, wie sie nur geistige Ueberlegenheit einzugeben vermag, aber auch eine absolute Verdrehung des Prinzipes des Christenthums, das durchaus keine Herrschaft kennt und keine Beherrschten, sondern lauter Gleiche und Brüder, wie Matthäus am 13. gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten bezeugt steht, bezeugt durch Christus, den einigen Herrn und Meister der Menschen. Als das neue Licht der Sprachen und Wissenschaften im 15. Jahrhundert durch Wiedererweckung der alten Studien hervorbrach, mußte der Irrthum erkannt werden, die Auctorität der Wissenschaft weichen. Wenn es irgend einmal einen recht deutlichen Rückschritt in der Weltgeschichte gegeben hat, so ist es das Papstthum, das Papstthum in seiner mittelalterlichen

Machtvollkommenheit gewesen: diese Italiener gingen ganz zurück auf den römischen Standpunkt einer durch die Energie des scharfen, berechnenden Geistes zusammengehaltenen Weltmonarchie, eines Reichs von dieser Welt, wo die Gewaltigen, die man gnädige Herren nennt, über Beschränktere herrschen, auf den römischen Standpunkt, den das Christenthum so herrlich überwunden hatte.

Das Christenthum, die allgemeine Religion, war und ist ein unendlicher Fortschritt. In dieser Religion liegt ein Prinzip, das einer unendlichen Aufschließung, einer ewigen Fortentwicklung fähig ist. Es hat von seinem ersten Auftreten an sogleich die außerordentlichsten Veränderungen hervorgebracht, durchgreifende Veränderungen, Veränderungen im Großen und Ganzen. Dem Griechen, dem Römer waren alle, die nicht seines Volks waren, Barbaren; selbst der Jude, obwohl sein Gesetz ihm ausdrücklich gebot, den Fremdling zu lieben, schloß sich scharf von allen andern Völkerschaften ab: das Christenthum machte alle Völker zu Kindern desselben himmlischen Vaters, gebot allen Völkern der Erde sich unter einander zu lieben. Es ist nicht christlich, irgend ein Volk zu hassen. Die ganze antike Welt hatte eine harte häusliche Sklaverei: das Christenthum hob sie nicht auf, heiligte sie aber durch die christliche Liebe. Die ganze antike Welt hatte die Polygamie und hielt die Frauen in einem mehr oder weniger untergeordneten Verhältnisse: das Christenthum machte die Frau zur Gehülfin und zwar zu der einigen und auserwählten Gehülfin des Mannes. Die ganze antike Welt steht auf Bevorzugung von Kasten und Geschlechtern: das Christenthum rückte alle Menschen als Brüder zusammen. Es ist ganz wahr, was in den Fragmenten von Novalis steht: „Das Christenthum ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität."

Ich glaube nun genug angeführt zu haben, um den successiven Fortschritt, den die Weltgeschichte von Anfang an offenbart, anschaulich zu machen. Die moderne christliche Zeit steht weit über der heidnischen antiken, das Papstthum war, wenn auch ein großartiger, doch ein Rückschritt, die Reformation stellte den verlornen christlichen Standpunkt wieder her und war, insofern hier zum erstenmal ganze Völker selbstständig auftreten, ein

Fortschritt von unermeßlicher Bedeutung; seitdem ist das protestantisch-demokratische Prinzip nach allen Richtungen und Verzweigungen hin in unaufhörlicher und höchst bedeutender Weiterentwicklung begriffen gewesen, die Völker, zum Selbstbewußtsein gekommen, sind immermehr im Begriff aus dem Zustand der Unmündigkeit in den der Mündigkeit zu treten, in religiöser, staatlicher und socialer Beziehung. Diesem protestantisch-demokratischen Prinzipe, welches zuerst in der Weltgeschichte vertreten zu haben, Deutschland den immerwährenden Ruhm haben wird, wenn auch vor der Hand noch ohne äußerliche Frucht, diesem wesentlich deutschen protestantisch-demokratischen Prinzipe, das hauptsächlich England mit aller Energie in Handhabung gesetzt und davon die reichsten, thatsächlichsten Erfolge geerntet hat, wird sich nach und nach die Welt unterwerfen: mit und durch dasselbe hat innerhalb 300 Jahren England bereits mehr als den sechsten Theil der Einwohner der Erde an sich gezogen, die anglo-amerikanische Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist im vollen Zuge, durch dasselbe Prinzip das Festland von Amerika an sich zu nehmen, das einst dem katholischen Spanien gehorchte und jetzt aus einer Menge von einzelnen spanisch-katholischen Republiken besteht, die, sich nicht selbst zu beherrschen vermögend, der Ueberlegenheit des Selfgovernments der Amerikaner sich mit Freudigkeit unterstellen, um dabei nur bedeutend zu gewinnen, wie Texas und Yuacatan, die neuesten amerikanischen Republiken im Norden und Süden des Golfes von Mexico bewiesen haben und in kurzer Zeit Californien an der andern, westlichen Seite, dem stillen Meere, beweisen wird.

In der protestantisch-demokratischen Entwicklung liegt aller Fortschritt der neuen Zeit gegen das mittelalterlich-katholische und das antike, aristokratisch-monarchische Prinzip.

Ich verwahre mich an dieser Stelle gegen ein mögliches großes Mißverständniß. Ich will, indem ich die Größe und Stärke der Engländer und Nordamerikaner anerkenne, nicht, daß alle Völker Engländer oder Nordamerikaner werden, obwohl ich es für ein großes Glück halte, als Engländer oder Nordamerikaner geboren zu werden. Ich bin weit entfernt, die überschwengliche Thorheit zu nähren, einem Volke die Eigenthümlichkeit eines andern wider Natur und Willen einimpfen zu wollen. Ich weiß

es sehr wohl: jedes Volk geht seinen eignen Gang, es wird eben das, was es werden kann, nach seinem ursprünglichen Genius, seiner Complexion, nach der natürlichen Beschaffenheit seines Landes und nach seiner zeitherigen geschichtlichen Entwicklung. Es ist nur Unrecht, diese naturgemäße Entwicklung und Bildung zu hemmen, wie Schiller im Carlos so schön sagt, mit Menschenhand in die Speichen des Weltrads einzugreifen. Ich habe allen Accent nur darauf gelegt, daß das protestantisch-demokratische Prinzip Englands und Nordamerikas ein ursprünglich deutsches Prinzip ist. Deutschlands größter Schaden ist die Nachäffung des Fremden gewesen, das Abweichen von der natürlichen volksgemäßen Entwicklung, mit dem es sich seit der Reformation eine geraume Zeit hindurch bis sogar um Sprache und Geschmack hat bringen lassen. — —

Das Christenthum und die Reformation sind nach dem, was ich bisher entwickelt habe, die beiden größten Momente der Weltgeschichte. Es theilt sich die Weltgeschichte durch sie in die drei Hauptperioden:

I. Die alte Geschichte. Sie reicht vom Anfang der Zeiten, von den ersten sichern und zusammenhängenden Nachrichten über Völker und Staaten bis zu der Geburt Jesu Christi. Sie begreift die Geschichte der Juden, an die sich die der Egypter, Phönizier, Assyrier und Perser anschließt — die Geschichte der Griechen und die der Römer. Mit letzterer verbinden sich die Nachrichten von den Carthaginiensern, ihren Hauptfeinden, deren Unterwerfung das römische Reich auf den Gipfel seiner Macht hob.

II. Die zweite Hauptperiode wird das Mittelalter genannt. Es beginnt mit der Ausbreitung des Christenthums, der Völkerwanderung, den Thaten der Deutschen, durch die Rom fällt. Sodann folgt die Geschichte der Araber, die im Osten eine neue Wandlung der Dinge herbeiführen — die Geschichte der Kreuzzüge, wo Occident und Orient auf einander stoßen, die des Papstreichs, die Auflösung Europas in die verschiedenen Nationalitäten, in Italiener, Franzosen, Engländer ꝛc. Italien mit seinem Katholicismus wird in dieser Periode die Hauptmacht.

III. Die dritte Hauptperiode, die neuere Geschichte, datirt von der Reformation und reicht bis auf unsere Zeiten.

Die Reformation ist eine geistige That, die von den Deutschen ausgeht, die erste große That eines Volkes im Gegensatz der antiken und mittelalterlichen Welt, die von einzelnen Helden und von Aristokratien bewegt und gelenkt wurden. Hauptmächte werden in dieser Periode: Franzosen, Engländer und Amerikaner — die Franzosen noch auf dem antik-mittelalterlichen, aristokratisch-monarchischen und katholischen Standpunkte, aber schon wesentlich durch Mittel der modernen Bildung, die Engländer ganz auf dem protestantischen Prinzip und der modernen Cultur fußend, zwar auch noch aristokratisch, aber der Demokratie durch das Selfgovernment bedeutende Rechte einräumend — die Amerikaner endlich auf ganz moderne, rein protestantische und rein demokratische Weise.

Es ist hier nur noch ein Weniges über den Unterschied dieser drei Perioden zu sagen, über das Charakteristische, das einer jeden von ihnen eigenthümlich ist. Ich bezeichnete die dritte Periode, die von der Reformation anhebt, als die Periode der anfangenden Mündigkeit der Völker. Man könnte das Mittelalter ihre Jugendzeit nennen. Wir sind seitdem Männer geworden oder nehmen doch den Anlauf, es immer mehr und mehr zu werden. An die Stelle einer heroisch-romantischen Zeit ist eine gereift-verständige getreten, die Zeit der Civilisation, das will nach der Wortbedeutung sagen: die Periode der Staats und der Weltbürger ist gekommen. Ein bedeutender Reichthum von gesammelten Erfahrungen ist gewonnen, um den Massen der größeren Mehrzahl, die früher durch den niedern Stand der Bildung nöthig gewordene Führung der Minderzahl, entbehrlich zu machen; die größere Mehrzahl, die Massen, streben ihren eignen, selbstständigen Gang zu gehen.

Das Mittelalter war die Jugendzeit der Welt. Es ist deutlich zu erkennen, wie alle Tugenden, aber auch alle Fehler der Jugend sich in dem Mittelalter spiegeln. Schwärmerisch hingegeben den Idealen der Ehre und Liebe und Treue, war es vorzugsweise die heroische Zeit, die kräftige und schöne Zeit des ritterlichen Heldenmuths, der heiligen Andacht und der inbrünstigen Liebe, — es war aber auch zugleich die Zeit der Rohheit, der Unwissenheit und des Aberglaubens der bevormundeten Massen und wurde zuletzt die Zeit der ausgebildetsten Weltlust der bevormundenden Männer der Kirche und des Adels, um deren aus-

schließlichen Genusses willen die Massen, die man im Anfang nur als Jünglinge bevormundet hatte, zuletzt unterjocht wurden. Diese auf die Spitze getriebene Bevormundung war das Moment, das die Mündigkeit der Völker ins Leben hervorrief, vermittelt durch die gegen Ausgang der mittleren Geschichte erfolgte Wiedererweckung der Wissenschaften, die die Bildung und Civilisation der neuen Zeit herbeiführte.

Das Mittelalter war die Jugendzeit der Welt, das Alterthum ihre Kindheit. Wie die Civilisation, die zu Ende des Mittelalters sich entwickelte, das den Uebergang bildende Moment zu der neuern Geschichte ward, so ist der Heroismus des römischen Staats, der zu Ausgang der alten Geschichte im höchsten Glanze sich entfaltete, das Moment das zu der vorzugsweise heroischen Zeit des Mittelalters herüberleitet. Rom zeigte schon eine bei weitem gereiftere Persönlichkeit, als Griechenland gezeigt hatte; in Athen strahlt die unbefangenste heiterste Jugend, Rom war schon mannbar. Die ernste Mitgabe, die das sinkende römische Reich in dem Christenthum erhielt und die es den erobernden Deutschen mittheilte, bewirkte, daß der Charakter des Mittelalters trotz dem unverkennbaren Stempel der Jugendfrische, den es an sich trägt, doch eine solche Gestrengigkeit zeigt, wie sie sich z. B. in den Bauwerken des Mittelalters kund giebt. Aber trotz aller Beimischung christlichen und römischen Ernstes, fürchte ich nicht falsch zu bezeichnen, wenn ich das Mittelalter die Jugend, das Alterthum die Kindheit der Welt nenne. Die Reife, die das bei weitem allgemeiner ausgedehnte Selbstbewußtsein der modernen Bildung, die die, in den letzten drei Jahrhunderten erlangte Kenntniß der ganzen Erde und ihres Verhältnisses zum Weltall giebt, fehlte doch dem Mittelalter, so wie wieder der sichere Halt, in den das Christenthum den Menschen versetzt, der Welt des Alterthums abging. Wie das Mittelalter durch seine Stände, die Geistlichen und Ritter, gelenkt ward, doch so, daß dabei noch immer ein jugendliches Tummeln der Kräfte der Massen stattfinden konnte: so ward in der antiken Welt Rom durch seinen Senat und die bevorzugten Familien der Patricier und Optimaten, Griechenland durch die Geschlechter der Eupatriden, durch seine berathschlagenden Körper, die Bule (βουλή) und Gerusia (γερουσία), geleitet, der Orient, Egypten und Indien, durch

seine Priesterkasten, die wieder auf der Erblichkeit in den Familien standen. Während im Mittelalter wenige Millionen über viele Millionen herrschten, — man rechnet zwei Millionen auf die Geistlichen und Mönche des Papstes, und kann vielleicht eine gleiche Summe für die europäischen Barone und Ritter annehmen — haben im Alterthum überall nur wenige Tausende über Millionen die Herrschaft in den Händen gehabt. Das bewirkte schon die ausgedehnte Sklaverei im Alterthume und die Herrschaft weniger ausgezeichneter und reicher Familien, die das Heft der Staatsverwaltung in den Händen hatten. Athen hatte zur Zeit seiner höchsten Blüthe unter Perikles nur 20—30,000 freie Bürger und ½ Million Einwohner in Attika, darunter 400,000 Sklaven. Unter diesen wenigen tausend Bürgern hatten wieder die wenigen reichsten Geschlechter lange Zeit die Hauptmacht. In Rom war das gleiche Verhältniß: alles war in den Volksversammlungen entschieden, wenn die erste, reichste der sechs Vermögensclassen, in die das Volk eingetheilt war, und die 98 von 193 Stimmen besaß, sich erklärt hatte; die anderen Volksclassen fragte man dann gar nicht mehr. Im Alterthum fand eine unermeßliche Bevormundung statt, an Ausdehnung der Zahl nach weit bedeutender, als sie im Mittelalter stattfand. Diese Bevormundung des Alterthums läßt sich auf die Aristokratie der Familien zurückführen, während im Mittelalter das ständische Prinzip vorwaltend war. Im Alterthum herrschten Familien, im Mittelalter Stände, in der neuern Zeit sind die Massen vorwaltend. Wie wissen: noch in Rom war die ganze Staatsverfassung von Anfang an auf die gentes, die Geschlechter, begründet. Nur Schritt für Schritt wichen die Patricier den Plebejern und als sie hatten nachgeben, eine Gleichheit der Rechte einräumen müssen, bildete sich bald in den Optimaten eine neue Familienaristokratie aus.

Aus Familien überhaupt sind die ersten Staaten hervorgegangen: das Moment der hausväterlichen Gewalt, ist das ursprüngliche, das im Alterthum vorherrschende gewesen. Ehe Staaten entstanden, war damit auch die priesterliche Gewalt verbunden. Hausvater und Priester waren hier in einer Person vereinigt. Dieses Verhältniß müssen wir zuerst festhalten, wenn wir uns nun zu der Geschichte des Alterthums wenden. Der vor-

herrschende Standpunkt des Alterthums ist der patriarchalische; wir treffen ihn bei dem ältesten Volk, das wirklich eine Geschichte hat, an, bei den Juden. Vom Patriarchalischen ist der Fortschritt ins Heroische, vom Heroischen ins Civilisirte — das sind die charakteristischen Unterschiede zwischen antiker Welt, Mittelalter und neuerer Geschichte, es sind zugleich die Stufen, auf denen wir die verschiedenen einzelnen Völker wieder in allen diesen drei Hauptperioden finden, es ist der Fortschritt aus dem Naturzustande in den der Cultur oder doch wenigstens die Tendenz dahin, welche wir immerwährend und überall, mehr oder weniger scharf auf allen Orten und zu allen Zeiten wahrnehmen.

Aus der allgemeinen Kindheit der Völker haben sich zuerst nur einzelne hervorragende Persönlichkeiten zu ausgezeichneter Stellung erhoben, Persönlichkeiten, die die Natur selbst hervorragend gemacht. Das waren die Patriarchen, Stammfürsten und Priester, die Häupter ihrer Geschlechter. Die überwiegende geistige Kraft, die ihnen anerschaffen wurde, hob sie in ihre Stellung und behauptete sie darin. Die persönliche Ueberlegenheit ward mit einer sachlichen verbunden, sie erwarben Besitz und Reichthümer, beide die persönliche und die sachliche Ueberlegenheit stützten dann gegenseitig einander. So entstand die Aristokratie. Es ist gewiß nicht zu verkennen, daß die Natur selbst aristokratisch ist: der Eine wird mit vorzüglichen Anlagen, der Andere und zwar der größere Theil mit geringeren geboren. Bildung freilich hilft nach und ändert viel — im Naturzustand gab es aber eben keine Bildung. Man kann es sagen: die Natur ist die erste und größte Aristokratin. Die Aristokratie, die Herrschaft der Aristoi, der Besten, hat ihre volle Berechtigung auf Erden: freilich sind die Besten, die von Anfang herrschten, in ihrer Nachkommenschaft nicht immer die Besten geblieben. Ich wiederhole es: die Natur läßt die Menschen nicht mit gleichen Kräften geboren werden, darum ist es naturgemäß, daß die herrschen, die zu herrschen verstehen. Aber wohl ist ins Auge zu fassen, daß Bildung das wenigstens einigermaaßen ersetzt, was die Natur vorenthalten. Die Bildung, die Erziehung, die Erfahrung ist es, die die Aristokratie überflüssig macht und aufhebt. Das Christenthum hat auch in dieser Hinsicht das Höchste geleistet: es hat

eine Ausgleichung der in der Natur begründeten Ungleichheit der Menschen durch das allgemeine Gebot der christlichen Liebe bewirkt, nach welchem eine allgemeine gegenseitige Förderung der Menschen zu immer höherer Ausbildung statt finden soll — das eigentliche Herrschen, das auf Kosten der minder Bevorzugten Herrschen, das Verachten, der Druck der niedriger Gestellten, ist durchaus unchristlich. Nichts mehr als das Christenthum begünstigt das Fortschreiten der Völker auf der Stufenleiter von der Natur zur Cultur.

Aber nicht allen Völkern ist es gelungen, und gelingt es noch jetzt nicht, diese Stufenleiter ganz hinaufzusteigen, nicht allen, aus dem Naturstaat wirklich und völlig in den Culturstaat zu gelangen, die Bevormundung der Familien und Stände durch die stille, aber zwingende Gewalt einer nur erst jetzt durch die Presse möglich gemachten allgemeineren Bildung der Massen zu beseitigen und damit die Ueberlegenheit allgemeiner Freiheit und Selbstständigkeit zu erlangen. Die weltgeschichtlichen Völker haben diese Ueberlegenheit mehr oder weniger erreicht, aber unter ihnen haben nur zwei sich auf längere Dauer dabei erhalten — die Geschichte giebt, wie ich schon einmal erwähnt habe, die große Hauptlehre, daß dazu viel Verstand und Tact, viel Ausdauer und Energie, und vor allen Dingen viel Selbstbeherrschung und Mäßigung nöthig ist. Unter den alten Völkern haben nur die Römer — unter den neueren nur die Engländer diesen Verstand, diese Energie und diese Mäßigung gehabt — ihnen aber auch hat sich die Welt unterworfen und was die Hauptsache ist, sich ihnen zu eignem bedeutenden Gewinne unterworfen. Durch die Römer ist vorzugsweise die alte, durch die Engländer vorzugsweise die neue Welt cultivirt worden und zwar bis zu Annahme ihrer Sprachen, die Römer haben das größte gesetzgebende und organisirende, die Engländer das größte colonisirende Talent bewiesen. Die Römer und die Engländer allein sind auf die Dauer freie Völker geblieben. Die Amerikaner, diese Söhne Englands, haben alle Hoffnung, es ebenfalls auf die Dauer zu bleiben, sich auf ihrem hohen Standpunkte der allgemeinsten Freiheit und Mündigkeit, den jemals die Welt sah, zu erhalten, der aus einer gleichmäßigen, harmonischen Bildung der Geistes- und Willenskraft hervorgeht, der die Ueberlegenheit über unfreie und

unmündige Völker ertheilt und diejenige Oberherrschaft über die Welt, die nicht durch die Gewalt der Waffen behauptet wird, sondern durch die Ueberlegenheit der Bildung, der man sich gern fügt, weil man dabei das Gute der eignen Eigenthümlichkeit nicht aufzuopfern braucht und dazu das Gute der fremden Eigenthümlichkeit gewinnt. Die wahre Macht und die gute Macht auf Erden ist die Bildung: sie hält auf sanftem Wege und freiwillig und dauernd und größere Massen zusammen, als jemals die Gewalt zusammenhielt und zusammenzuhalten vermag.

Dritte Vorlesung.

Die Schöpfung und die Zeiten der Patriarchen.

Es bestehen unter den Völkern Asiens, wo ganz unleugbar die Wiege des Menschengeschlechts gestanden hat, vielfache Ansichten über den Ursprung der Welt. Das äußerste Volk im Osten dieses Welttheils, die Chinesen, die sich des höchsten Alterthums rühmen, die Mittelblume der Welt nennen, haben in ihren alten heiligen Büchern, den Kings, die Hindus, die nicht minder als ein uraltes Volk gelten, in ihren Vedas, die Perser in ihrem Zendavest, ihre besonderen Schöpfungsgeschichten. Es verdienen aber diese Schöpfungsgèschichten kaum ihren Namen, sie sind höchstens Schöpfungsansichten zu nennen. Ausdruck der eigenthümlichen Anschauungs-, Denk- und Empfindungsweise dieser Völker sind sie mehr geeignet, zu einer Charakteristik dieser Völker, als zu einem Keim und Anfang der Geschichte des Erdballs zu verhelfen. Es sind allesammt Mythologien, Fabeln und Mährchen — dichterische Ausschmückungen einer kindlichen, instinctmäßig im Dunkeln suchenden Phantasie, von vorherrschend symbolischem, d. h. ins Weite und Unbestimmte, in die Unendlichkeit und Tiefe sich ausbreitenden Charakter.

Alle Verständige sind darin einig, daß, wie Herder sagt, nichts auf der weiten Erde uns bleibt, als die Bibel, das Alte Testament, das heilige Buch der Juden, für die historische Kunde der Schöpfung der Erde und den Ursprung des Menschengeschlechts.

Die Bibel ist das älteste Buch, das das Menschengeschlecht besitzt. Die Bibel allein giebt eine einfältige, aber wahre, zusammenhängende, besonnene und würdevolle Ansicht vom Ursprung der Welt und der Menschen. Das erste Capitel Mosis ist zugleich auch das erste Capitel der Weltgeschichte. Nur in diesem alten Geschichtsbuch, nicht in den alten Büchern der andern orientalischen Völker ist eine wahrhafte, fortlaufende Geschichte.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. — Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“

So hebt die Bibel an. Sie zeugt, daß ein wüstes, ordnungsloses Chaos zuerst bestand. Ein ungeheures, rohes Massengebirg, durch verdichtenden Niederschlag aus den Urwässern entstanden, und aus ihnen herausragend, über diesem Massengebirg webend die schaffenden Kräfte des Lebens — das war die Erde im Anfang.

„Und Gott sprach: es werde Licht und es ward Licht.“

Die Schöpfung der Dinge beginnt mit dem Lichte. Es war dieses Licht nicht das Licht der Sonne, denn diese war noch nicht geschaffen, es war das innere Licht, die innere belebende, balsamische Wärme, die in allen Dingen sich findet, selbst in den dunkeln Gebirgen und in den kalten Metallen, im Kiesel und in dem harten Eisen, die Urwärme, das Elementarfeuer, wie Herder es bezeichnet, die innerste eigenthümlichste Lebenskraft, die noch keine Zerlegungskunst zu erfassen und darzustellen vermocht hat. Durch diese Kraft, durch die alles Leben in der Natur sich entwickelt und in der Bewegung des Flüssigen von innen heraus sich äußert, setzte sich allmälig Alles in Bewegung. Das innere Licht, nicht die Sonne, die noch heute gar nichts Neues hervorzubringen vermag, nur das Geschaffene zeitigt und reifet, die innere Lebenskraft war der Auswirker der Schöpfung: Himmel und Erde ward zu derselben Zeit ausgewirkt. Die Luft, das dünnere Wasser, ward durch das Licht zu seiner elastischen Flüssigkeit gebracht und füllte die Region über dem Himmel, geschieden von dem sinkenden gröberen Wasser in der Region unter dem Himmel an besonderen Oertern, als Meer die allmählig immer mehr ins Trockne hervortretende Erde umfassend.

Die heilige Urkunde besagt, daß die Hervorrufung des Lichts, die Scheidung der Luft und des Wassers durch dieses Licht, die Sammlung des Wassers in die Meere und das Aufgehen der Pflanzen und Bäume aus der trocknenden Erde an den ersten drei Tagen der Schöpfung erfolgt sei. Die Sonne war, wie ich oben schon angedeutet habe, noch nicht vorhanden, sie ward, nach der heiligen Urkunde selbst, erst am vierten Tage geschaffen. Es ist daher sehr klar, daß von einem jetzigen Tage bei den drei ersten Schöpfungstagen nicht die Rede sein kann. Das Wort Jom, das im Text steht, bedeutet überhaupt einen Zeitraum, nicht blos einen durch die Sonne gemachten Tag, wie 1 B. Mos. 2, 4., wo Luther Jom auch mit Zeit übersetzt hat, zu sehen ist.

Wie groß diese Zeiträume gewesen sind, ist gewiß schwer zu bestimmen; sogar einer der rechtgläubigsten Lehrer der katholischen Kirche, der heilige Augustinus, äußert sich im eilften Buch seiner Stadt Gottes sehr vorsichtig: „Was diese Schöpfungstage sind, ist entweder sehr schwer oder unmöglich sich vorzustellen, geschweige gar auszusprechen.“ Ich folge ihm billig in dieser Vorsicht — der größte menschliche Scharfsinn wird hier kaum über Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten hinauskommen. Auch war es Mosis Sendung gewiß nicht, ein Compendium der Geologie zu schreiben. Klar ist, daß die Allmacht, die das große Kunstwerk, die Welt, schuf, die Bildung der Erde auch im kürzesten Zeitraum geschehen lassen konnte, wenn es auch nicht ihrer Weisheit gefiel, sie wirklich so geschehen zu lassen.

Herder sagt: „Jahrtausende ohne Zweifel haben diese Auswirkungen des Lichtes gedauert, wie die Entstehung der Berge und Erdschichten, die Aushöhlung der Thäler bis zum Bette der Ströme unwidersprechlich zeigen. Drei mächtige Wesen wirkten in diesen großen Zeiträumen: Wasser, Luft, Feuer, jene, die absetzten, wegbohrten, niederschlugen, dieses, das in jenen beiden und in der sich gestaltenden Erde selbst, allenthalben, wo es nur konnte, organisch wirkte.“

Der Schöpfung des Pflanzenreichs, die am dritten, der Schöpfung von Sonne, Mond und Sternen, die am vierten Tage stattfand, folgte am fünften Tage die Schöpfung der Thiere des Meeres und der Luft, am sechsten endlich die der Thiere der Erde und des Menschen.

Dieselbe Stimme Gottes, die das Licht, die innere belebende Kraft in Wirksamkeit rief, worauf die Luft sich zu läutern, das Meer zu sinken, die Erde allmälig ins Trockene herauszutreten begann, dieselbe Stimme Gottes befiehlt auch, daß Pflanzen und Thiere wieder durch innere Kraft Geschöpfe ihrer Art, organische Wesen, „die ihren eignen Saamen bei ihnen selbst haben auf Erden," hervorbringen, daß die Pflanzen- und Thierwelt also wieder von innen heraus, durch eigene ihr eingepflanzte Kräfte sich selbst fort und fort immer neu beleben solle.

Die Schöpfung hub von der Pflanzenwelt an: sie schritt dann aufwärts zu einem Höheren, der Thierwelt, und endigte mit dem Höchsten, dem Menschen.

„Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn und er schuf sie ein Männlein und Fräulein. — Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch unterthan und herrschet über die Fische im Meere und die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das da kriecht auf Erden."

Der Mensch, die Krone der Schöpfung, war ein Gleichniß Gottes gebildet: die große Schenkung, mit der er ihn ausstattete, war die Erde. Ihm, dem Menschen, ward der Vorzug gegeben, als Stellvertreter Gottes über die Erde zu herrschen.

Nach der Schöpfung des Menschen ruhete Gott. „Vollendet war die Schöpfung," sagt Herder, „da nach dem Wort des Ewigen, d. i. nach seiner ordnenden Weisheit die Erde bis zur Vegetation bereitet, die Saamen der Dinge gebildet, die Lebenskräfte vertheilt waren und alle Gestalten, vom niedrigsten bis zum feinsten Leben hinauf, angenommen hatten, die sich auf unserem Planeten erhalten konnten und sollten."

Ueber die Art, wie der Mensch geschaffen wurde, berichtet die heilige Schrift in folgender Weise:

„Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele." In diesen wenigen Worten ist aufs Tiefsinnigste die räthselhafte Doppelnatur des Menschen ausgesprochen. Aus gemeinem Stoffe, aus Erde, ist er gemacht, zur Erde zieht ihn die Begierde; aber dennoch ist der Odem Gottes in ihm, seine aufgerichtete Stellung

läßt ihn in den Himmel blicken, von wannen ihm dieser Odem gekommen. Aus derselben Erde, aus der die Thiere hervorgebracht worden, ist auch der Mensch gebildet worden, aber der Odem Gottes ist nicht in den Thieren, sie waren nicht nach dem Gleichniß Gottes geschaffen, obwohl sie gut geschaffen waren, wie die heilige Urkunde wiederholt dieß bekräftigt.

Die göttliche Eigenschaft und die irdische stand in dem ersten Menschenpaar in Harmonie: in Unschuld und Einfalt, als Kinder Gottes wandelten diese ersten Menschen auf der Erde, aber als kluge Kinder, denn Adam vermochte alle lebendigen Thiere zu nennen, die Gott der Herr gemacht hatte.

Die erste Heimath der Menschen war das Paradies, der Garten in Eden. — Ein Garten war der erste Wohnsitz der Menschen! „Auch dieser Zug der mosaischen Ueberlieferung,“ sagt Herder, „ist, wie ihn immer nur die tiefste Philosophie ersinnen könnte. Das Gartenleben ist das leichteste für die neugeborne Menschheit, denn jedes andere, zumal der Ackerbau, fordert schon mancherlei Erfahrungen und Künste. Auch zeigt dieser Zug der Tradition, daß der Mensch nicht zur Wildheit, sondern zum sanften Leben geschaffen sei, da der Schöpfer ihm einen Garten angewiesen und ihn damit gleichsam in sein Element, in die ihm zusagende Lebensart versetzt hat.“

Es lag dieser Garten, sagt Moses, gen Morgen: von ihm aus ging ein Strom zu wässern den Garten und theilte sich daselbst in vier Hauptwasser. Das Gebirgsland im östlichen Vorderasien, wo das Himmalajahgebirge, der höchste Rücken der bewohnten Erde, zum ersten vom Wasser, aus dem die Erde entstanden, frei ward, wo die Quellen der mächtigsten Ströme sind, das Klima mild ist und die meisten für den Menschen wichtigen Pflanzen- und Thiergeschlechte heimisch sind — dieses Gebirgsland im Osten kann für die erste Heimath des Menschen, für den Garten in Eden gelten. Noch heut zu Tage ist dort die schönste Landschaft der Erde, Kaschmir, 30 französische Meilen in der Länge und 10 bis 12 in der Breite, von der im 17ten Jahrhundert ein französischer Arzt, Bernier, und ganz neuerlich ein Deutscher, Herr von Hügel, uns Beschreibungen gegeben haben; eine Landschaft, die lange Zeit hindurch der Sommeraufenthalt des großen Moguls war, seit 1819 in die

Hand Rundschid-Sings kam, des Beherrschers des Pendschab am Indus, und über deren Abtretung jetzt England mit dessen Nachfolger unterhandelt. Bernier nennt Kaschmir „einen einigen großen, ganz grünen Garten," es ist ein Land von lauter kleinen Hügeln, die mit Wiesen und Reisfeldern und Gärten abwechseln: über diesen Hügeln erheben sich amphitheatralisch erst grüne Vorberge, von mäßiger Höhe und dann im Hintergrunde die majestätischen, hohen Alpen des Himmalajah, mit ihren immer heitern und immer glänzenden silbernen Schneehäuptern über die blauen Wolken herausragend. Es ist das ganze Land von lauter Canälen und Flüssen und kleinen Seen durchschnitten, alles fruchtbar und reich bewachsen mit unsern europäischen und den eigenthümlichen indischen Bäumen und Pflanzen und Blumen. Fast ununterbrochen ist hier ein milder Frühling.

Die Beschreibung, die die Bibel von den vier Flüssen giebt, die den Garten in Eden bewässert haben, läßt sich ohne sonderlichen Zwang auf diese schöne Landschaft Kaschmir zwischen den indischen Bergen deuten. „Das Gold- und Edelsteinreiche Land," sagt Herder, „das das erste Wasser, der Pison, ganz umfließt, ist schwerlich ein anderes als Indien, das von Alters her dieser Schätze wegen bekannt war, — Schätze, die es zum Hauptziel des Welthandels machten. Der Fluß, der es umströmt, ist der sich krümmende heilige Ganges, das ganze Indien erkennt ihn für den Strom des Paradieses. Daß der Gihon, das zweite Wasser, der Oxus sei, ist unleugbar: die Araber nennen ihn noch heut zu Tage Dschihun." Ich bemerke hierbei, daß der Zusatz, der in der Bibel bei diesem Wasser sich findet, „das fließt um das ganze Mohrenland" dann allerdings nicht paßt. Luther hält deshalb dieses Wasser, wie es mir scheint, richtiger für den Nil. „Die beiden letzten Ströme endlich, der Tigris und Euphrat," fährt Herder fort, „fließen freilich sehr weit westwärts — es ist möglich, daß der dritte Strom gar einen östlicheren Tigris, den Indus bedeuten sollte. Freilich fließen diese vier Wasser nicht aus einem Strome, dieß geschieht aber überhaupt in unsrer Erdbeschreibung nirgends." Ich bin veranlaßt, hier einzuschalten, daß die später erfolgende Sündfluth Quellen und Betten dieser vier Ströme, die früher aus einem Strome flossen, gar wohl verändert haben könne. Dieses Moment

der Sündfluth, das gewiß große Veränderungen hervorgebracht hat in der Erdoberfläche, ist nicht zu übersehen. „Die Sage," so heißt es weiter im Herder, „nennt überhaupt nur vier der weltbekanntesten Ströme, die von den Gebirgen Asiens fließen. Erinnern wir uns an die Traditionen aller höhern asiatischen Völker, so treffen wir das Paradies der höchsten Erdhöhe mit seinem lebendigen Urquell, mit seinen die Welt befruchtenden Strömen in ihnen allen an. Chinesen und Tibetaner, Indier und Perser reden von diesem Urberge der Schöpfung, um den die Länder, Meere und Inseln gelagert sind, und von dessen Himmelshöhe der Erde ihre Ströme geschenkt wurden. Ohne Physik ist diese Sage keineswegs: denn ohne Berge konnte unsre Erde kein lebendiges Wasser haben, und daß alle Ströme Asiens von dieser Erdhöhe fließen, zeigt die Charte."

Von einem einigen Paare sind alle Geschlechter der Erde gekommen. Die vollkommene Richtigkeit auch dieses Theils der biblischen Erzählung wird durch die Uebereinstimmung der größten Naturforscher bekräftigt. Von dem berühmten Schweden Linné in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herab bezeugen diese Forscher, sowohl die französischen, wie Buffon und Cuvier, als auch die deutschen, wie Haller, Blumenbach, Oken, Humboldt gleichmäßig, daß es nur eine Gattung von Menschen giebt auf der gesammten Erdoberfläche und daß die Verschiedenheit der drei Raçen der Menschen, wie sie Cuvier annimmt, der caucasischen, der mongolischen und der Neger, oder der fünf, wenn man mit Blumenbach Malayen und Indianer hinzusetzt und nach dem vorwaltenden Vorkommen dieser fünf Raçen in den Welttheilen unterscheidet, lediglich auf Rechnung des Climas und der Nahrung zu setzen ist.

Das erste Menschenpaar, so erzählt die Bibel weiter, blieb aber nicht in der anerschaffenen Unschuld, nicht in dem Gleichmaaß der göttlichen und irdischen Eigenschaft, in das es von Anbeginn gestellt worden war. Die schöne Gemeinschaft mit Gott, unter dessen Anleitung es durch Kenntniß der Thiere sich Sprache, und durch Herrschaft über diese Thiere Gebrauch seiner vernünftigen Kräfte sich erworben, ward unterbrochen, unterbrochen durch die Schuld der Menschen. Es ist dieß der Sündenfall der heiligen Schrift. Es trennte sich der eigene Wille der

Menschen von dem Willen Gottes, mit dem sie bisher Eins gewesen waren, in dem sie bisher befriedigt geruht hatten. Es wachte die eigne Begierde in ihnen auf und ward so vorwaltend stark, daß sie jene schöne Harmonie zerstörte, sie lüsterten nach einer Erkenntniß, die ihnen nicht ziemte, es mißbrauchte das Geschöpf seine Freiheit, die es als Geschöpf hatte, und wollte werden, wie der Schöpfer. Herder drückt es so aus: „Da der Mensch auf verbotene Art in Erkenntniß des Bösen Gott gleich werden wollte, erlangte er diese Erkenntniß mit seinem Schaden.“

Es ist hier nicht an der Stelle, die religiöse Begründung des Moments des Falles der ersten Menschen zu versuchen; die Geschichte begnügt sich, die Thatsache fest zu halten, daß der Mensch wirklich nicht mehr im anerschaffenen Zustande der Unschuld sich befindet, daß er aus dem Paradiese vertrieben worden ist, daß er aus dem Garten in Eden hinausgewiesen worden ist in die rauheren Länder der Erde, wo er den Acker bauen muß und im Schweiß seines Angesichts sich nähren. In den rauheren Himmelsstrichen, in der Noth des Lebens, die nun kam, vor allem aber in dem Taumel der Leidenschaften, die in ihm aufgewacht waren, verwilderte der Mensch: statt des sanften Gartenlebens ward sein Daseyn ein hartes mühseliges Schaffen — nur mit schweren Anstrengungen war der Erde ihr Gewächs abzugewinnen, man mußte zur Jagd der wilden Thiere seine Zuflucht nehmen, um sich zu nähren — ja der Mensch gewöhnte sich, um irdischen Vortheil zu erlangen, zum Mord seines Bruders, zum Kriege; — durch die Jagd, durch den Krieg vornehmlich, durch die mancherlei Bedrängnisse der bürgerlichen Gesellschaft entarteten die Stämme der Menschen. Der Mensch konnte fortan nur über oder unter dem Thiere stehen. Die Geschichte geht von jetzt — von dem ersten Brudermord Cains — in eine Geschichte der Kinder Gottes und der Menschen, des himmlischen und irdischen Staats auseinander, eine Eintheilung, die z. B. in dem berühmten Buche des heiligen Augustinus über die Stadt Gottes festgehalten ist. Das auserwählte Volk werden die Juden durch Sem, einen der drei Söhne Noah's.

Der Name Noah's knüpft sich an eine andere große Begebenheit der ersten Zeiten der Erde, an die Sündfluth,

das erste Gericht Gottes über die entartete Welt. Dieses Gericht nahm alle Menschen hinweg, nur acht Seelen, Noah mit seinem Weibe, und seine drei Söhne mit ihren Weibern wurden gerettet. Merkwürdig ist bei dieser großen Thatsache wieder, wie bei den Urvölkern der alten Welt erhaltene Traditionen und ein Haufen von Zeugnissen neuerer Naturforscher die Wahrheit derselben bezeugt. Die Indier haben ein altes, in Sanskrit geschriebenes heiliges Lied, das speciell von einer Ueberschwemmung handelt, wodurch das gesammte Menschengeschlecht wegen seiner Entartung hinweggerafft worden sei: nur der fromme Fürst Menu, der berühmte Gesetzgeber der Hindus, mit sieben geheiligten Männern und ihren Frauen sei durch ein wunderbar geformtes Fahrzeug erhalten worden. Von de Luc, dem Vater der Geologie, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an bis Marcel de Serres und Buckland fand namentlich in Frankreich und England eine Reihe der scharfsinnigsten Männer die unzweideutige Bestätigung der mosaischen Erzählung. Der letztgenannte Engländer machte im Jahre 1823 eine Preisschrift der königlichen Societät zu London bekannt, unter dem Titel: Reliquiae diluvianae, Ueberbleibsel der Sündfluth. Der französische Gelehrte Brogniart entwarf seine Eintheilung der Gebirgsformationen der Erdrinde ausdrücklich nach der Grenzscheide einer vor- und einer nachsündfluthlichen Periode. In Deutschland hat sich der berühmte Werner entschieden für das Moment einer nach Bildung der Erde aus dem Wasser wieder eingetretenen großen Fluth ausgesprochen und Goethe ist in dieser Ansicht sein treuer Anhänger geblieben.

Die Geschlechtstafel der drei geretteten Stämme Noah's, des zweiten Urahns der Welt, giebt uns einen wichtigen Aufschluß über den Horizont der Länder, die damals zunächst von der Erde bekannt wurden. Der Dreidecker Noah's blieb, wie Moses berichtet, auf dem Gebirge Ararat sitzen als die Fluth sich verzog: es war in Armenien, wo die acht am Leben behaltenen Seelen den Bogen sahen, den Gott in die Wolken setzte zum Zeichen seines Bundes mit den Menschen, daß er nicht mehr sie heimsuchen wolle mit Wasser, den Bogen, den wir noch heutzutage sehen, „wenn es kommt, daß Wolken über die Erde geführt werden.“

„Armenien,“ bezeugt Chardin, der berühmteste der persischen Reisenden, „ist eins der schönsten und fruchtbarsten Länder von Asien. Es giebt aber kein anderes Königreich, wo so zahlreiche und so blutige Schlachten stattgefunden haben.“ Dieses Armenien, die zweite Wiege der Menschheit, ward durch die Kriege der Menschen zugleich das Grab von Millionen, es ist jetzt zum Theil in russischen, zum Theil in türkischen Händen. Armenien und nächstdem weiter nach Süden herab Mesopotamien, die Gegenden zwischen Euphrat und Tigris, wurden die neue Heimath der geretteten drei Stämme.

Es sind diese drei Stämme offenbar die Völker jenseits und diesseits des westlichen asiatischen Gebirges, mit inbegriffen die obern Küsten von Afrika und die östlichen von Europa. Die drei Söhne Noah's Sem, Ham und Japhet entsprechen den drei Welttheilen: Asien, Afrika und Europa. Durch Sem ward vorzugsweise Asien, durch Japhet Europa bevölkert, Ham gilt für den Stammvater der Mohren, die Afrika füllten. Asien bis zum Caucasus im Norden, bis zur Mündung des arabischen Meerbusens und dem Indus im Süden, die Nordküste Afrikas und Europa bis zum griechischen Archipel, weiter reichte der geographische Gesichtskreis nicht in den **1000** Jahren von der Sündfluth bis zu den Zeiten Mosis. Dieser beschränkte Gesichtskreis ist durchaus fest im Gedächtniß zu behalten, um unrichtige Vorstellungen zu vermeiden: das Menschengeschlecht hat sich nur nach und nach von einem Punkt aus über die Länder der Erde verbreitet. Es ist ganz richtig, was man angeführt hat, daß man die Bibel wirklich um ihren Credit bringt, wenn man es unternimmt, die ganze bewohnbare Erde unter die Namen, die in dem Geschlechtsregister des zehnten Capitels der Genesis aufgezeichnet sind, zu vertheilen, wenn ein frommer Eifer sich Mühe giebt, Mosis Begriffe bis zu einer Kunde hin von dem Norden und Westen Europas, dem Innern Afrikas, dem ganzen großen westlichen Continent Amerikas und der reichen Inselwelt des stillen Oceans zu übertreiben. Noch die Propheten Jesaias und Jeremias, die sechs und acht Jahrhunderte nach Moses lebten, schildern das Stammland der Meder, die nördlichen, großentheils rauhen Gegenden am obern Euphrat, als die äußersten Grenzen der Erde und des Himmels. Jehovah ruft über Babel die Meder „vom

Ende des Himmels" Jes. 13, 5. Wenn Babel „der Hammer der ganzen Welt" heißt, Jerem. 50, 23. so ist unter dieser ganzen Welt eben nur die damals bekannte Welt zu verstehen: die chaldäische Monarchie Nebukadnezar's war in die Grenzen zwischen dem Nil und Tigris eingeschlossen. — Es ist nochmals einzuschärfen: Moses hat so wenig ein Compendium der Geologie, als der Genealogie, der Geographie oder der Geschichte schreiben wollen. Jahrtausende sind vorübergegangen, ehe der Mensch nur oberflächlich die Weite der Grenzen der ihm von Gott zum Geschenk verliehenen Erde übersah, die ihm unterthan sein sollte. Drei Viertheile der Erde waren Jahrtausende lang dem Gesichtskreis der weltgeschichtlichen Völker entrückt. Erst seit drei hundert Jahren ist sichere Kunde des fernen Ostens und der Existenz eines großen Erdtheils im Westen zu ihnen gekommen, erst seit drei hundert Jahren wissen wir, daß es Gegenfüßler giebt, haben wir einen klaren Begriff von der Kugelgestalt der Erde, von ihrer Bewegung um die Sonne. Von noch kürzerer Zeit her, von Cook's Entdeckung erst datirt die Kunde von Polynesien, die Polarwelt ist vor Kurzem eben erst unsern Augen aufgeschlossen worden, das unermeßliche Innere Afrikas ist noch immer unenthüllt: die Engländer rüsten sich eben jetzt, mit ihren Dampfschiffen den Niger aufzuschließen.

Zu merkwürdig ist der Segen Noah's, den er seinen Söhnen ertheilte, als daß ich nicht mit einem Worte seiner Erwähnung thun sollte. „Gelobet sei Gott, der Herr des Sem's und Canaan sei sein Knecht. Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten des Sem's und Canaan sei sein Knecht." Es ist dieser Segen wunderbar und buchstäblich in Erfüllung gegangn. Von Sem ist Abraham, von Abraham sind die Juden, von den Juden ist das Heil der Welt in Jesus Christus gekommen. Auf die Europäer ist die Weltherrschaft gediehen, sie vorzugsweise haben das Christenthum angenommen und wohnen somit in Sem's Hütten. Den Nachkommen Canaan's, des Sohnes Ham's, den Afrikanern, den Negern, ist das Loos der Sklaverei zugefallen, wie im Orient, so auf der westlichen Hemisphäre, wie bei den Asiaten, so bei den Europäern, die Amerika colonisirt haben.

Sem's Geschlecht ist es, was uns vor der Hand vorzugsweise beschäftigt. Abraham war der Nachkomme Sem's und der Stammvater der Juden. Er lebte ums Jahr 2000 vor Christus. Wir haben bereits die ersten 2000 Jahre der Geschichte der Welt zurückgelegt, 2000 Jahre, die eilf Capitel des ersten Buchs Mosis erfüllen. Von jetzt schreitet die Geschichte langsamer vorwärts: über die nächstfolgenden 5 Jahrhunderte bis Moses und von diesem großen Manne findet sich schon mehr aufgezeichnet.

Von Ham's Geschlecht merken wir uns Nimrod, von dem die Bibel sagt: „der fing an ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden und war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn.“ Nimrod ist die erste große Persönlichkeit, die den hervorragenden Uebergang bildet von dem Weide- und Hirtenleben, das nach dem Gartenleben des Paradieses hauptsächliche Beschäftigung der Menschen geworden war, zu dem nomadischen Leben, dessen Hauptsache die Jagd und der Raub ist. „Der Anfang seines Reichs,“ sagt die Bibel, „war Babel, von dem Lande ist hernach gekommen der Assur und hat Ninive erbaut.“ Die assyrische Monarchie war das erste sogenannte große Weltreich, dieses Reich in den reichen Niederungen des Euphrat und Tigris, war, wie Herder ganz richtig bemerkt, nichts weiter, als das feste Lager einer großen Horde von Beduinen, nomadischen Jägern, raubenden Stämmen. Kein bürgerlicher Contract, die rauhe Hand gewaltiger Jäger und Nomadenscheikhs gründete diese Herrschaft, ein gewaltiges Uebergewicht des tapfersten Kriegers hielt die Horde zusammen: Gewalt war der Ursprung dieser Art von Herrschaft auf Erden.

Das Geschlecht Japhet's, dies Geschlecht, welches bestimmt war, die Welt wirklich einzunehmen, liegt uns noch fern ab: erst mit den Griechen und Römern erlangt es seine weltgeschichtliche Bedeutung. Erst ums Jahr 500 v. Chr., in dem Zusammenstoß mit der persischen Monarchie des Cyrus, die an die Stelle der babylonischen des Nebukadnezar und noch weiter zurück an die Stelle der erwähnten assyrischen Monarchie aufkam — erst in diesem Zusammenstoß tritt Griechenland, der erste welthistorische Sohn Japhet's, hervor.

Wir kehren jetzt zu dem friedlichern, Viehzucht vorzugsweise betreibenden Geschlechte Sem's zurück, zu Abraham, zum

Jahre 2000 v. Chr. Abraham ist der Stammvater der Juden durch Isaak, und der Araber durch Ismael, von der ägyptischen Magd Hagar. Es ist dies wichtig, weil, wie wir später hören werden, die Muhammedaner die Reformation, die durch Muhammed geschehen, ausdrücklich nur für eine Wiederherstellung der Religion Abraham's ansehen. Auch hier ist der Segen, den Abraham in Ismael erhielt, merkwürdig in Erfüllung gegangen: Ismael's Stamm ward fast sehr gemehrt und zu einem großen Volke gemacht, die Araber haben wirklich das größte Reich, das jemals die Welt sah, gestiftet. Abraham ist der Eröffner der eigentlichen Reihe der Erzväter, der Patriarchen, von denen wir nähere Kunde haben. Er wohnte in den Ebenen zwischen Euphrat und Tigris zu Ur in Chaldäa, demselben Landstrich, wo Babylon von dem gewaltigen Nomadenscheikh Nimrod und später Ninive erbaut worden war. Auf einen Ruf Gottes wanderte er aus seinem Vaterlande aus und gelangte nach Canaan oder Palästina. Hier ließ er sich nieder unter den Einwohnern des Landes, den Canaanitern, von denen dasselbe den Namen hat, und unter den Philistern, als Fremdling; er setzte sein patriarchalisches Hirtenleben fort. Eine schöne Beschreibung dieses uráltesten patriarchalischen Lebens ist uns bis auf Joseph's Tod in Egypten in den letzten 39 Capiteln des ersten Buches Mosis erhalten.

Diese Beschreibung ist so ergreifend schön und wahr, daß sie die größten Kenner, die im Reiche der Schönheit etwas Gewichtiges zu sagen vermögen, zur höchsten Bewunderung hingerissen hat. Ich erinnere hier nur an Goethe. Selbst einer der neuesten Schriftsteller, von dem man es am wenigsten erwarten sollte, ist durch die machtvolle Unmittelbarkeit des Styles der Bibel, und insonderheit der Beschreibung des uráltesten patriarchalischen Lebens gleichsam überwältigt, in Worte der höchsten Anerkennung auszubrechen. Ich finde diese Worte in einer gewissen Hinsicht merkwürdig genug, um sie an diesem Orte einzuschalten, namentlich in Bezug auf eine Stelle in Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, der noch sich zu entschuldigen für nöthig fand, daß er „die Geschichte der Hebräer, wie sie solche selbst erzählen, zum Grunde lege.“ Heinrich Heine sagt, nachdem er das erste Buch Mosis

durchgelesen, erst von der Bibel überhaupt und dann von diesem ersten Buch insbesondere:

„Welch ein großes Buch — die Bibel! Diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt ist, wie ein Baum, eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. In dieser Darstellung erscheint auch keine Spur von Kunst, der Styl der Bibel ist ein unmittelbarer. Ueber diesen Styl läßt sich gar kein Urtheil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüth constatiren. Longinus spricht von Erhabenheit, neuere Aesthetiker von Naivetät. Ach wie gesagt, hier fehlen alle Maaßstäbe der Beurtheilung. Die Bibel ist das Wort Gottes, statt daß andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen. Die Bibel ist das Buch der Bücher — Biblia.“

„Im A. Testament habe ich das erste Buch Mosis ganz durchgelesen. Wie lange Caravanenzüge zog die heilige Vorwelt durch meinen Geist, die Kamele ragen hervor. Auf ihren hohen Rücken sitzen die verschleierten Rosen von Canaan. Fromme Viehhirten, Ochsen und Kühe vor sich hintreibend! Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hie und da eine Palmengruppe zum Vorschein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, stilles, hellsonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es sich unter deinen Zelten!“ —

Die Schönheit der biblischen Darstellung ist es eben, die es unmöglich macht, in einem Vortrag über Weltgeschichte mit andern Worten der Bibel nachzuerzählen. Man muß durchaus das Original selbst lesen, wie man Homer lesen muß, um die ältesten Zustände der Welt der Hellenen kennen zu lernen. Ich enthalte mich deshalb billig einer ausführlichen Schilderung und beschränke mich auf wenige Hauptbemerkungen ins Allgemeine.

Ich habe in der Einleitung schon darauf aufmerksam gemacht, daß nächst der Gewaltherrschaft Einzelner das Wesen der Patriarchalität das Charakteristische des Alterthums ist. Aus der hausväterlichen Gewalt, aus der Gewalt des Oberhaupts der Familien und Geschlechter entstanden nach und nach geordnete Reiche und Staaten. Der Hausväter war zugleich Priester: es wird ausdrücklich von Abraham gesagt, daß er „gepredigt habe von des Herrn Namen.“

Abraham diente dem Gott seiner Väter nach seiner Stammesart in dem neuen Lande: seine Auswanderung aus Chaldäa war die erste Auswanderung, die der Religion halber geschah. „Jenseit dem Wasser," sagt Josua auf seinem letzten Landtag zu dem versammelten Volke der Juden, „diente Abraham's Vater fremden Göttern: darum mußte er ausgehen aus seines Vaters Hause und von seiner Freundschaft." Dies ist der Ursprung der Absonderung der Juden von den übrigen Völkern der Erde.

Abraham war ein sehr reicher Herr, es wird ihm diese Bezeichnung buchstäblich in der Bibel gegeben, wo von seinem Aufenthalt in Egypten, wohin er, einer Theuerung in Canaan wegen, sich gewendet hatte, die Rede ist. Es wird dort gesagt, daß ihn Pharao, der König von Egypten, reich gemacht habe, weil dieser die schöne Sarah, Abraham's Frau, die derselbe für seine Schwester ausgegeben, heirathen wollte — es heißt: „er war reich an Silber und Gold;" sein Hauptreichthum aber bestand in den Heerden von Schafen und demnächst Rindern. Dazu hatte er Esel, Kameele, Knechte und Mägde, er war ein reicher Stammfürst unter den vielen andern Stammfürsten und sogenannten Königen, die mit ihm im Lande Canaan und in der Nachbarschaft wohnten. Er war auch ein glücklicher Feldherr, wie die Expedition an der Spitze von 318 Knechten, in seinem Hause geboren, nach Damaskus zu gegen Kedor Laomor beweist und die mit diesem verbundenen Könige, zur Befreiung seines Vetters Loth unternommen, der von ihnen aus seinem Sitz zu Sodom in den Auen des Jordan vertrieben und gefangen genommen worden war.

Abraham war ein freundlicher liebreicher Herr: dies bezeugt sein Verhalten gegen Loth, von dem er sich schied, damit nicht Zank sei zwischen seinen und dessen Hirten, als ihrer beider Habe sich mehrte und das Land es nicht ertragen mochte, daß sie ferner bei einander wohnten. Dies beweist ferner die rührende Fürbitte für die entarteten Leute zu Sodom, die dem gerechten Loth alles Leid anthaten, die Leute der Stadt, die Gott in einem zweiten großen Gerichte mit Feuer, wodurch die Gegenden des unteren Jordan ins todte Meer verwandelt wurden, vertilgte, weil nicht einmal zehn Gerechte in ihr erfunden wurden. Das Größte aber, was Abraham's Namen zu einem der Namen gemacht hat, die

leuchten werden wie des Himmels Glanz ewiglich, das ist sein Gehorsam gegen Gott bei der großen Versuchung, die dieser ihm auferlegte, sein felsenfester Glaube an Gottes Allmacht, den er bei dieser Gelegenheit bewies.

Abraham war 100 Jahr alt, als ihm von seinem 90jährigen Weibe Sarah der Sohn geboren ward, in dem später alle Völker der Erde gesegnet wurden, aus dessen Geschlecht Christus der Herr und Erlöser hervorging. Diesen seinen einigen Sohn Isaak befahl ihm Gott, um seinen Glauben zu prüfen, auf dem Berge Moriah ihm zum Brandopfer zu opfern, auf demselben Berge Moriah, wo später zu Jerusalem der Tempel Salomonis erbaut ward, in derselben Gegend, wo nach 2000 Jahren ein Größerer für die Sünden der Welt sterben sollte. Abraham gehorchte, er glaubte, daß Gott, der ihm den einzigen Sohn, in dem ihm die Verheißung, daß sein Samen zum großen Volk werden solle, geschehen war, tödte, diesen Sohn auch wieder lebendig machen könne. Diesem auf die Furcht Gottes gegründeten Gehorsam, diesem Gehorsam, der um Gottes willen auch des einigen Sohnes nicht verschonte, folgte jener höchste Segen Gottes, die Verheißung des Heilandes der Welt in seinem Geschlechte; dieser Glaube Abraham's ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Wie Abraham im Propheten Jesaias am 41. von Gott genannt wird: „Abraham, mein Geliebter,“ so heißt er im ganzen Orient noch bei Arabern, Türken und Persern.

Ich übergehe nun die in der Bibel weiter folgende Erzählung von der Werbung der schönen Rebekka, Nahor's des Bruders Abraham's, der in Mesopotamien geblieben war, Tochter für Isaak durch Elieser, den ältesten Knecht und Haushofmeister Abraham's, — eins der schönsten Stücke jener herrlichen biblischen Erzählung, ich übergehe die Geschichten der beiden Söhne Isaak's und Rebekka's, die Geschichten der Gebrüder Esau und Jacob, den Dienst des letztern um die häßliche Lea und die liebliche Rahel, die Töchter Laban's, seiner Mutter Bruder. Unter Jacob's zwölf Söhnen von diesen zwei Frauen und den zwei Mägden dieser Frauen, ragt vor allen Joseph hervor. Joseph's Geschichte müssen wir etwas näher betrachten: sie führt uns auf einen neuen Schauplatz außerhalb der patriarchalischen, unter Stammfürsten sich schaarenden

Hirtenwelt Palästina's, außerhalb der von Nomadenhorden bevölkerten und von einzelnen Gewaltigen beherrschten Gegenden am Euphrat und Tigris, sie führt uns in das wunderbare und geheimnißvolle Egypten, das Land, wo wir zuerst der geordneteren Herrschaft, dem durch Künste und mannigfaltige Kenntnisse sich bethätigenden Geiste einer Priesterkaste begegnen — aber auch dem geisttödtenden Drucke dieser Priester und dem Heerde des Götzendienstes und Aberglaubens der Menschen.

Dieses Egypten, von dem die Juden während ihres vierhundertjährigen Aufenthalts daselbst, die Assyrier und Babylonier auf ihren Kriegszügen unter Sanherib und Nebukadnezar, die Perser, die Griechen und Macedonier, die das Land eroberten, ja selbst noch die Römer, so mächtige, namentlich religiöse Einwirkung erfuhren, dieses Egypten, in dem einst die hieroglyphenmützigen Priester der Isis und des Osiris herrschten und aus dem die neuen Mönche und Einsiedler der christlichen Zeit ebenfalls hervorgingen, — dies älteste, melancholisch-ernste Reich mit den kolossalen Ausgeburten seines Priestergeistes in Steinen und Felsen müssen wir zum nächsten Gegenstand unserer Betrachtung machen, ehe wir in der Geschichte der Juden weiter vorschreiten können.

Vierte Vorlesung.

Das alte Egypten — seine öffentlichen und häuslichen Zustände und seine Monumente.

„Jetzt werde ich weitläufiger über Egypten reden, weil es mehr Wunder enthält, als jedes andere Land und vor allen andern Ländern Werke, die man kaum beschreiben kann, darbietet." So leitet der alte Herodot von Halikarnaß in Karien seine Berichte über Egypten ein und ich habe dieselbe Einleitung zu machen.

Das alte Egypten mit seinen Stein- und Todten-Monumenten, jenen Wundern und Geheimnissen, die ich in der letzten Vorlesung als die kolossalen, symbolischen Schöpfungen des ernsten, tief melancholischen Geistes der egyptischen Priesterkaste bezeichnet habe — dieses alte Egypten ist uns lange Zeit, das ganze Mittelalter hindurch und noch drei Jahrhunderte darüber hinaus so gut wie verschlossen gewesen. Was die griechischen Schriftsteller Herodot und Diodor von Sicilien und Strabo, was die Geographen der Araber, — der Araber, die das Land dem römisch-byzantinischen Reiche kurz nach Muhammed's Tod im 7. Jahrh. entrissen, — davon aufgezeichnet hatten, ward nicht geglaubt, man stellte sich unter den alten Egyptiern so etwa Wilde der Südsee vor, während, wenn man ein vergleichungsweise ungefähr richtiges Bild hätte in die Seele nehmen wollen, nur die heutigen Chinesen in Parallele zu stellen waren. Das gravitätische China mit seinem Mandarinenthume ist ungefähr so ein volkreiches, wohlangebautes, durch eine dürre verknöcherte Civilisation beglücktes Land, wie das alte Egypten war mit seinen

Geschlechterzünften von Priestern. Im 17. Jahrh. kam die erste Begeisterung für Egypten nach Frankreich: Thevenot, der Erste der Neueren, der die Pyramiden sah, brachte aus Egypten den Kaffee nach Frankreich. Ein Jahrhundert später machte der gelehrte Lord Bischof Richard Pococke durch seine egyptische Reise sich berühmt, welche die gelehrte Welt jedoch nicht enthusiasmirte; die Meinung, daß die Monumente des alten Egypten nur rohe Barbarenbauten seien, blieb feststehend.

Das alte Egypten mit seinen Monumenten ist uns erst auf der Schwelle des laufenden Jahrhunderts wieder nahe gerückt worden, es ward erst während der ereignißreichen Jahre der französischen Revolution durch die berühmte Expedition Napoleon's so gut wie neu entdeckt.

Diese Expedition, ob sie gleich ihren Hauptzweck, die Vernichtung des englisch-ostindischen Handels nicht erreichte, dennoch ein politisches Meisterstück, indem dadurch Napoleon den durch die außerordentlichen Begebnisse der Revolution in hohe Spannung versetzten Geist seiner Landsleute noch in höhere, ausgedehntere, enthusiastischere versetzte, sie gleichsam damit elektrisirte und dadurch einen Heereskern, eine Reihe von Feldherrn sich bildete, die seitdem die Welt mit ihren Thaten erfüllt haben — diese berühmte Expedition ist zugleich für die Wissenschaft und insbesondere für die Alterthumskunde von unermeßlicher Bedeutung geworden. Nicht weniger als 2000 Gelehrte ließ Napoleon mit dem 40,000 Mann starken Heere in Toulon einschiffen, Alterthums- und Naturforscher, Philologen, Astronomen, Mathemathiker, Künstler und Aerzte: sie, die der Expedition beigegeben wurden, hoben den saitischen Schleier von den Geheimnissen des alten Landes. 40,000 Helden, wie die Berichte lauten, „die Gelehrten und Esel in der Mitte," bahnten durch Mameluckenhorden den Weg gegen 130 Meilen das ganze, lang gedehnte, flache, schmale, sargförmige Nilthal entlang. Von Alexandrien, wo die Flotte gelandet, bis zu den Katarakten des Nils, bis Phylä, kam Napoleon mit seinen Begleitern, wo die reichen, mächtigen Granitgebirge sich erheben, aus denen die großen Werkstücke zu den Monumenten gebrochen worden sind. Das ganze hellgrüne, sonnige Nilthal entlang, tauchte — an den Ufern, welche zwei Sand- und Felsenwüsten, an der rechten Seite die

arabische, an der linken die lybische Bergkette begrenzen, wo die hohen, edeln, einsamen Dattelpalmen stehen, vom heißen Wind der Wüste gefächelt, und das dichte Schilf, in dem das Crocodil wohnt — tauchte nun nach einander Glied an Glied jene Kette majestätischer Schöpfungen auf: die durch mehrere tausend Fuß lange Alleen von Sphynx- und Widderkolossen verbundenen Steintempel und Paläste mit ihren von außen schief anstrebenden Mauern und Pfeilern, an die sich die bunt bemalten kolossalen Thiersculpturen anlehnen, jene ungeheuern Felsentodtenstätten in den Thälern der beiden Bergketten, die zu Seiten des Nils sich hinziehen, wo tausende von einbalsamirten Mumien, bunt bemalt und mit vergoldeten Masken der Verwesung entrückt, den Todesschlaf schlafen, dann die schlanken, rothen Granit-Obelisken mit den vertieft eingearbeiteten, farbigen Hieroglyphen, die uralten, ungeheuern, dicken Pyramiden von weißem Kalkstein in Mittelegypten bei Memphis, an denen das egyptische Volk und wahrscheinlich auch die Juden heerdenweise Jahre lang hatten arbeiten müssen, kurz alle jene Monumente, von denen Napoleon zu seinen Waffengefährten sagte, daß „von ihnen vierzig Jahrhunderte auf sie herniederblickten," alle diese Monumente wurden gezeichnet, gemalt, man verglich die alten Nachrichten mit ihnen an Ort und Stelle. Man suchte die Sitten und Lebensweise der alten Bewohner aus der unendlichen Fülle der in diesen Monumenten aufgefundenen Bildwerke, aus den in den Catacomben angetroffenen Geräthschaften zu ergründen, man sammelte die Naturprodukte des Landes, man untersuchte die Erdoberfläche, man studirte die jetzigen Bewohner. Die, menschlichem Vermögen erreichbare Kenntniß Egyptens ward so gewonnen: in einem Prachtwerk von 25 Foliobänden, der berühmten Description de l'Egypte, mit über 3000 Abbildungen und an 1000 Kupfertafeln ist aller dieser Fleiß der französischen Gelehrten gesammelt. Seitdem hat ein anderer Franzose, Champollion, der berühmte Hieroglyphenenthüller, ein Italiener, Rosellini, ein Engländer, Wilkinson und ein Deutscher, Burkhardt die Kunde von Egypten und seinen Monumenten bis Nubien herauf, bis zum Angesicht der Mondberge Aethiopiens, die die Quellen des Nil verhüllen, vervollständigt. Ein ungeheurer Stoff, der noch lange nicht hinreichend verarbeitet

und für das allgemeine Bewußtsein zu klarer Verständlichkeit gebracht ist.

Alle die neu gewonnenen, aus den Denkmälern selbst geschöpften Ansichten vereinigen sich dahin, daß es fest steht: Egypten war schon bei sehr früher Zeit, schon als Abraham darin sich aufhielt, ums Jahr 2000, ein wohlcultivirtes Reich. Egypten war das erste große ackerbauende Land, dem wir in der Geschichte begegnen. Dieser Ackerbau ward die Grundlage der egyptischen Cultur. Das sogenannte assyrische Reich, Ninive und Babel am Euphrat und Tigris, Abraham und seine Söhne zu Hebron und Loth am Jordan waren Nomaden, jene wilde, diese friedliche, alle aber herumziehende Hirtenstämme — den Egyptern begegnen wir als einer seßhaften Nation. Dieser feste Wohnsitz war es, der ihnen das Uebergewicht der Cultur gab: wir erfahren aus Joseph's Geschichte, daß die Israeliten ihnen „ein Greuel" als Schaafhirten waren.

Darüber aber wissen keine Bücher und keine Monumente nähere, sichere Kunde zu geben, wie es gekommen sei, daß die Egypter ein ackerbauendes Volk wurden, obwohl der Wahrscheinlichkeit ganz gemäß ist, anzunehmen, daß die Beschaffenheit des Landes, die besondere Eigenthümlichkeit des Nils, mit seinen regelmäßig eintretenden periodischen Ueberschwemmungen Hauptanlaß dazu war. Egyptos ist bei den Griechen der ursprüngliche Name des Nils, Odysseus nennt ihn bei Homer so; dann ward das Land so genannt wegen der dunkeln Farbe des Wassers und Bodens. Unbezweifelt ist, daß das egyptische Volk aus Ham's Geschlecht ist, von Mizraim, dem Sohne Ham's stammt; aber wie es in den 400 Jahren von der Sündfluth bis auf Abraham, von Noah's Dreidecker in Armenien aus nach dem Nilthal gekommen, weiß Niemand. Dagegen haben die neueren Forschungen erwiesen, daß die Hypothese, die früher die Gelehrten z. B. Herder und noch Heeren in seinen Ideen aufgestellt hat, daß Egypten durch eine Colonie, die aus dem Süden von Aethiopien her eingewandert sei, seine Civilisation erhalten habe, unhaltbar ist. „Die Mehrzahl der französischen Gelehrten," bemerkt der Geograph Jomard in der Description, Bd. 9. S 163 ff. „hat die Meinung nicht getheilt, daß die Künste weiter und weiter von den Bergen Aethiopiens herabgestiegen

seien" — „die Mehrzahl der Denkmäler Nubiens ist später" — „das Clima ist in beiden Ländern verschieden, die Produkte des Pflanzenreichs sind nicht dieselben; die vorzüglichsten Pflanzen, die die egyptischen Künstler so oft dargestellt haben, wie der Lotus, der Papyrus, die Rebe u. s. w. finden sich in den hohen Gegenden von Aethiopien nicht, das Rohr, die Dattelpalme sogar sind hier selten. Man hat hierher schon gebildete Künste bringen können, aber ihre Bewohner konnten nicht an die Ufer des untern Nils Künste verpflanzen, für die ihr Vaterland den natürlichen Typus nicht darbot." Auch der englische Reisende Wilkinson Th. 1. S. 4. erklärt die Meinung, daß der Ursprung der Cultur Egyptens in Aethiopien zu suchen sei, durch die neuere Forschung gänzlich zu nichte gemacht. Nur wahrscheinlich sei, daß die Civilisation von Oberegypten, von Theben aus, nach Unteregypten, nach den Mündungen des Nils herunter, nach den Ufern des Mittelmeeres fortgeschritten sei — aber nicht zu erweisen.

Heut zu Tage, wo die sonderbare Scheu und das Mißtrauen des vorigen Jahrhunderts, mit dem man gegen die Bibel, als großes historisches Denkmal sich hatte einnehmen lassen, immer mehr im Weichen begriffen ist und einer unbefangenen Auffassung Platz macht, stellt es sich immer überzeugender dar, daß sie auch mit ihrer Auffassung der egyptischen Verhältnisse Recht hat; unbefangen und unabsichtlich — denn ich wiederhole es, die Bibel ist in der Hauptsache etwas ganz Anderes, als ein historisches Compendium, sie ist eine Offenbarung des Geistes, und was geschrieben ist, das ist zur Lehre, zur Lehre für die Herzen geschrieben — unbefangen und unabsichtlich erzählt die Bibel in der Geschichte Joseph's zum Beispiel so, daß man sieht der Sitz des Reichs war zu dessen Zeit, ums Jahr 1800, nicht in Oberegypten, in Theben, sondern in Unteregypten, wo Sais lag und Heliopolis, die vornehmste Tempelstadt des Reichs, deren Oberpriesterstochter mit Joseph durch Pharao verheirathet ward. Sein Vater und seine Brüder, sagt Joseph, sollen „nahe bei ihm," dem Hauptminister des Königs, der begreiflich in der Hauptstadt sich aufhalten mußte, wohnen. Der Pharao zu Joseph's Zeiten ist vielleicht der Osirtesen oder ein anderer König aus der 17ten Dynastie, der nach Wilkinson

und Rosellini vor 1700 lebte, vor 1700, wo unter seinen Nachkommen der Einbruch der Hyksos, der angeblichen Hirtenkönige sich ereignete, der Hirtenkönige, womit vielleicht niemand anders als die Israeliten, Joseph, der „Regent“ ward in Egypten, und seine Brüder gemeint sind, wie neuere Forschungen wahrscheinlich machen, da von ausländischen Königen in den Monumenten nirgends etwas vorkommt. Mit diesem Osirtesen beginnt nach jenen gelehrten Reisenden die monumentale Geschichte Egyptens: sie vergleichen den Styl der Monumente dieser Periode dem ersten Style der Griechen, dem reinen, dorischen Style, sie berichten auch namentlich, daß von Osirtesen dessen Hauptbau die Gräber zu Beni-Hassan, in der arabischen Bergkette in Mittelegypten, weit unterhalb Theben sind, auch Bauten zu Heliopolis, der Haupttempelstadt Unter- und überhaupt des gesammten Egyptens herstammen. Sie sagen: die großen Monumente zu Theben seien später, sie gehören in die Periode des Sesostris oder Raemses III. aus der 18ten Dynastie, ums Jahr 1500. Diese späteren thebanischen Monumente seien im prächtigsten, kolossalsten und besten egyptischen Geschmack gebaut, dem des perikleischen Zeitalters in Griechenland vergleichbar.

Unteregypten, das Nildelta, die Gegenden von Sais, von Heliopolis, am östlichen Arme des Nils, der nach Pelusium, der Hafenstadt am Mittelmeer, wo der Perser Cambyses später siegte und Alexander's und Octavian's Flotten einkamen, floß, Unteregypten wurde also wahrscheinlich, wenn nicht zuerst cultivirt, doch eben sowohl cultivirt, als Oberegypten, von Anfang.

Die kurze Nachricht über Egypten bei Abraham's Geschichte bezeichnet das Reich schon als ein einiges Reich. Ein Pharao herrschte über dasselbe: „die Fürsten des Pharao,“ heißt es, „führten die schöne Sarah vor ihn.“ Die Monumente weisen überall nur einen einigen König nach, der in ihnen König der Welt heißt, Herr des niedern und obern Egyptens.

Halten wir also diesen Hauptpunkt fest: Egypten war ein civilisirtes, einiges Reich, als der Stamm der Juden in Berührung mit ihm trat.

Abraham's Aufenthalt in Egypten war nur vorübergehend gewesen: durch die Verkaufung Joseph's nach Egypten ward

bewirkt, daß die Juden hier einen vierhundertjährigen Aufenthalt nahmen.

Joseph ward von seinen Brüdern an eine arabische Handelscaravane verkauft, die durch die quellenreichen Hügelgegenden bei Sichem, in der Mitte des Landes Palästina, wo Jacob's Heerden geweidet wurden, ihres Weges dahin zog. Arabische Kaufleute handelten nach Egypten. Daß schon früh ein Verkehr durch Caravanenzüge bestand, zu Joseph's Zeit in vollem Gange war, bestätigt Wilkinson, welcher anführt, daß schon ein sehr alter egyptischer König eine Station in der Wüste errichtet habe, zur Beschützung der Quellen für die Kaufleute, die durch die Wüste nach Egypten herabzogen. Wie der Handel Joseph nach Egypten, so brachte der Ackerbau seine Brüder, den ganzen Stamm der Israeliten dahin. Der „Garten Egypti" war die große Kornkammer für alle umliegende Länder: es brach in diesen Ländern eine schwere Theurung aus, nur in Egypten war durch Veranstaltung Joseph's, der die unermeßliche Menge des Getreides der sieben fetten Jahre in den Vorrathshäusern aufgesammelt hatte, Fülle des Brotes.

Die schöne Geschichte von Joseph, wie er sich seinen Brüdern zu erkennen giebt, ist in Aller Angedenken, wer sie noch nicht gelesen, sollte es nicht versäumen, nachzuholen, es giebt wenige Geschichten, die so einfach rührend und herzergreifend sind, auch ohne den tiefern Sinn, den sie als Vorbild darbietet, als Vorbild auf den Herrn des Lebens, der vom Himmel kam, um sich uns als Bruder zu erkennen zu geben.

Die Geschichte Joseph's in Moses enthält die treusten und feinsten Züge von dem egyptischen Leben, wie sie nur ein Mann, der in den Sitten und der Weisheit der Egypter aufgewachsen war, aus der unmittelbaren Anschauung auffassen konnte. Es ist daher mit Unrecht, daß man dem Moses den Pentateuch absprechen will, die Abfassung desselben als Urschrift in weit spätere Zeiten von Saul und Salomo verlegt. Ueberarbeitet können die Schriften in der gegenwärtigen Form sein, aber ihre wesentliche Abfassung weist unverkennbar hin auf das Selbstbewußtsein Mosis, natürlich mit Ausschluß des kleinen letzten Capitels des fünften Buches, in dem sein Tod steht.

Ich schicke mich jetzt an, eine gedrängte Uebersicht der egyptischen Zustände zu geben, zu der Zeit, als die Israeliten ins Nilthal herabkamen und das Grenzland im Osten, nach der großen arabischen Wüste zu gelegen, das damals fruchtbare Land Gosen als abgesonderten Wohnsitz angewiesen erhielten. Ich gebe diese Schilderung zunächst nach den Monumenten und der Bibel, ich lege aber auch die Nachrichten Herodot's zu Grunde, der freilich erst in weit späterer Zeit, im 5. Jahrhunderte vor Christus nach Egypten kam, als dieses Land unter persischer Oberherrschaft bereits stand, wodurch bei aller Starrheit und Zähigkeit der Egypter doch einige Veränderung, die ich jedoch angeben werde, in den Sitten stattgefunden hatte, wie dies in neuerer Zeit auch unter den Chinesen durch die Eroberung der Manschu-Tataren-Dynastie, die jetzt herrscht, der Fall war. Ich wiederhole was ich schon oben angedeutet habe, kein Volk ist den alten Egyptern so wohl zu vergleichen, als die Chinesen, wie sie die neuesten Nachrichten von den Engländern, die die Expedition von Tschusan mit gemacht haben, noch schildern.

Da die Kenntniß des chinesischen Wesens unserer Vorstellung geläufiger ist, so verfolge ich absichtlich die Parallele mit diesem Volke, um die Anschauung der alten egyptischen Verhältnisse klarer zu machen. Merkwürdig, höchst merkwürdig ist allerdings die, je mehr man ins Einzelne geht, überraschende Aehnlichkeit beider Völker — die Ueberraschung aber schwindet, wenn man festhält, daß Abstammung und Clima und politische Erziehung — die drei Hauptmomente, die Völker zu dem machen, was sie sind — daß Abstammung, Clima und politische Erziehung bei Chinesen und Egyptern so auffallend gleichförmig sind.

Beide Völker kommen von Ham's Geschlecht her: Sklaven, wie die Neger, sind sie nicht geworden, aber einem ärgeren despotischen Druck ihrer Priester und Beamten ist kaum eine andere Nation auf der Erde, und zwar auf Jahrhunderte unterworfen worden, als Egypten und China. Ihre angeborne Stammart und Complexion, die sich im Grunde nicht ändern läßt, machte sie für diesen Druck empfänglich, ließ sie ihn geduldig ertragen. Sklavisch gegängelt und methodisch in die Schule genommen, ist in Egypten die Peitsche, der Prügel, der so oft in den Monumenten vorkommt, wie in China der Bambus, ihr Zuchtmeister

geworden. Osiris der egyptische Hauptgott, wird mit der Peitsche abgebildet. Noch Alexander, der die Juden den Griechen gleichstellte, stellte die Egypter ihnen nicht gleich, sie wurden, wie Philo erzählt, noch im ptolemäischen Reiche geprügelt. Wie Mehmed Ali seine Kopten und Fellahs noch heut zu Tage behandelt, ist Allen bekannt.

Beiden Völkern, den Chinesen und Egyptern, ward ferner ein Land von — abgerechnet die Modificationen der Weltgegend — fast gleicher climatischer Beschaffenheit zu Theil. Beide Länder sind Länder der Flüsse. In Egypten und China hängt alles ab von der Ueberschwemmung, die sie bewirken: geregelte Bewässerungsanstalten mit Canälen und Schöpfmaschinen bedingen das Gedeihen beider Länder, beide Länder sind vorzugsweise Ackerbau= und Gartenländer geworden. In Egypten und China ist ein gleicher, der Gesundheit der Menschen höchst nachtheiliger Temperaturwechsel. In Egypten sind vier verschiedene Jahreszeiten. Im August, wenn der Nordwind die auf dem Mittelmeer gebildeten Wolken nach Abyssinien getrieben, die hier als Regen in den Alpengebirgen niederfallen, beginnt die Ueberschwemmung des Nils und dauert drei Monate durch. Dies ist die feuchte Jahreszeit, der Winter. Dann folgen die drei schönen Monate Egyptens, der Frühling: alles grünt und sproßt und blüht da aus der schwarzen Erde, wenn das Wasser sich verlaufen hat, da ist es eine Lust und Wonne, im Garten Egypten zu sein. März, April und Mai sind der egyptische Sommer, die Jahreszeit, die man vorzugsweise die kranke nennt. Im März und April ist Getreideernte. Es weht den ganzen Sommer hindurch der verderbliche Chamsin. Dieser egyptische Südwind, der glühende Chamsin, ist wie der chinesische heiße Südwestmonsun, der auch während der Sommerzeit weht, die Hauptursache einer Menge von Krankheiten. Egypten ist die Heimath der Bubonenpest seit den Zeiten der Bibel, wo die Drüsen Egypti so oftmals vorkommen, sie herrscht, diese Beulenpest, noch heut zu Tage fast fortwährend in Alexandrien und Cairo. Daher bei beiden Völkern der vorherrschende systematische Cultus der Todten, das Mumieninstitut in Egypten und die Todtenfeste bei den Chinesen, daher das ernste feierliche Wesen, daher die vielen und guten Aerzte, in Egypten für jede besondere

Krankheit ein besonderer, daher die diätetischen Maaßnahmen, die in Egypten sogar gesetzlich vorgeschrieben waren, die vorherrschend vegetabilische Nahrung, die Sorge für Reinlichkeit, das Bescheren des Kopfes und Bartes, um das Ungeziefer abzuhalten, die engen Mützen und Kappen über den geschornen Köpfen, daher die Kleider vorzugsweise aus Byssus und Nankin, von Baumwolle, Linnen und Seide mit Ausschluß der Wolle, die nicht so reinlich gehalten werden kann.

Endlich beide Länder Beamtenstaaten; bei beiden Völkern durch das systematisch durchgeführte politische Schulmeisterthum, das in Egypten von den Priestern ausging, wie in China von den Mandarinen: die Ausbildung des Kriechenden, des knabenhaft Unterwürfigen im Volkscharakter, das fabelhaft ausgeklügelte Ceremoniel, um durch die Form die Massen zu zügeln, die Weichlichkeit, die Feigheit, die Dumpfheit dieser geknechteten Massen, die in beiden Ländern heerdenweise zu den kolossalen Bauten verwendet wurden, in beiden Ländern in unglaublicher Armuth lebten und leben, in China sogar vom Abfall und indem man methodisch die Kinder aussetzt, was die Regierung zuläßt, da sie es nicht zu hindern im Stande ist; die Hoffahrt ferner und Willkühr der Beamten; die göttliche Verehrung ihrer väterlichen Despoten, des Königs und Kaisers, die als Incarnationen der Gottheit angesehen werden, Söhne des Himmels und Herren der Kraft, der Welt heißen. Bei beiden Völkern Hemmung sodann und Versperrung des Umgangs und Verkehrs mit dem Ausland, um die socialen Zustände im Innern dauernd zu erhalten; die methodisch von Jugend auf erfolgende Einpflanzung von fanatischen Vorurtheilen gegen die Fremden, der ausschweifende höhnende Stolz gegen diese, die Verabscheuung des Handels — Naukratis am Nil war, wie heut zu Tage Canton, einziger Handelsplatz für die Griechen. In China und Egypten finden sich gleichmäßig ferner: die Beamtenhierarchie, die Rangstufen, durch äußere Merkmale, eine Art von Orden, ausgezeichnet — in China die neun Mandarinenclassen mit ihren rothen und blauen und weißen und goldnen Knöpfen an den Spitzen ihrer kegelförmigen Staatskappen, in Egypten die goldnen Halsbänder, wie Joseph eins von Pharao erhielt, als er zu seinem Minister ihn machte und die, wie Wilkinson aus den Monumenten wahr-

scheinlich macht, nach Maaßgabe des Ranges und der Würde, ihrer Form nach unterschieden waren. In beiden Ländern endlich das ausgebildetste Schreiber- und Polizeigesetzwesen, das jemals auf der Welt war, in den egyptischen Monumenten lauter Leute mit Listen und Rollen, die Soldaten und Schatzungen und Kornlieferungen einregistriren*); in beiden mit Hieroglyphen und Bilderschrift bedeckten Reichen alle, auch die speciellsten Lebensverhältnisse durch die bevormundenden Priester und Mandarinen mit der minutiösesten Vorsorge mittelst geschriebener Gesetze geordnet; in Egypten, wie Rosellini aus den Monumente nachweist, sogar schon schriftliche Verhandlungen vor Gericht.

Ich verlasse jetzt die Vergleichung dieser beiden Mumienreiche, wie Herder sie nennt, diese politisch allerdings bei lebendigem Leibe eingesargten und einbalsamirten Reiche, die aber als Vorbilder für andere Staaten bis auf den heutigen Tag würdig genug sind der genauen Betrachtung, und beschränke mich mit dem, was ich noch anführen will, auf Egypten.

Im alten Egypten waren alle Lebensverhältnisse auf die bestimmteste Weise abgemessen: durch die Geburt war jedem Einzelnen sein besonderer Beruf zugewiesen, sieben erbliche Geschlechterzünfte, Kasten, bestanden im Lande. An der Spitze die Priester, dann die Krieger, die Ackerbauer, die Gewerbtreibenden, bei denen ich beiläufig bemerke, daß die Egypter die ältesten Spinner und Weber der Welt sind. Es folgten die Schiffer. In Egypten bestand, wie in China eine ausgebildete Flußschifffahrt: Herodot fand den Nil mit Fahrzeugen und Lastschiffen wie übersät, zu Zeiten, wenn die großen Nationalgötterfeste waren, befanden sich 700,000 Menschen auf dem Strome. Zuletzt kamen die untersten Leute im Volke, die zwei Hirtenkasten, die Rinder- und Schweinhirten, von denen die letzteren für ganz unrein erachtet wurden: sie durften nicht in andre Kasten heirathen, nicht einmal die Tempel betreten. Von einer dieser sieben Kasten gab es keinen Uebergang in die andre: feste, unübersteigbare Schranken trennten die Geschäfte des Lebens und die erblichen Geschlechterzünfte, denen sie einmal für allemal zuge-

*) Man schrieb in Egypten mit röthlicher Dinte auf Papyrus, Byssus, auf Rollen von Leder und Stücken von Kalksteinen.

wiesen waren. Es stand Todesstrafe darauf, das Geschäft der Kaste zu verlassen. Den Egyptern waren alle Neuerungen verhaßt. Ueber der pünktlichen Aufrechterhaltung dieser starren socialen Ordnung wachte der oberste, der eigentlich herrschende Stand, der Stand der Priester, der Diener der Götter. Das geheimnißvolle, feierliche Ceremoniel, der majestätische Pomp, mit dem diese den Dienst der Götter versahen, hielt sie in ehrfurchtsvoller Entfernung hoch über die andern Stände. Selbst die Könige waren durch dieses heilige Ceremoniel des Dienstes der Götter in bestimmte, fest gezogene Kreise gewiesen und wie Diodor von Sicilien sagt, durch ihren, aus den Söhnen der Priester, die über 20 Jahr alt waren, bestehenden Hofstaat unter der immerwährenden Aufsicht dieser Priester. Sie wurden vom Hofe besoldet und hatten eigenes liegendes Vermögen. Das Richteramt gehörte ihnen: 30 Richter aus den Priestern der Tempel zu Heliopolis, Memphis und Theben bildeten das hohe Gericht des Landes, der Oberpriester trug als Oberrichter um den Hals ein Bild aus Sapphir mit verschlossenen Augen, das Wahrheit genannt wurde, an einer goldnen Kette. Eine Masse heiliger Schreiber gehörte nächst den wirklich Götterdienst verrichtenden Priestern zu ihrer Kaste. Sie waren die gleichzeitigen Lehrer und Pfleger der Religion, des Rechts, der Wissenschaft und Kunst, die einzigen ausschließlichen Heiligen und Gelehrten. Den übrigen Kasten war das Streben nach Kenntnissen in wissenschaftlicher Beziehung schlechterdings untersagt. Sie, die Priester, waren die Baukünstler, die Astronomen, die Arzneikundigen, die Historiker des Landes, wie dessen Gesetzgeber und Regenten. Zwischen ihnen, als den vertrautesten Rathgebern und höchsten Beamten des Königs und der Kriegerkaste mußte immerwährende Einigkeit sein: die Priester herrschten durch die Könige, die geradezu in ihrer Gewalt waren, und dienten dem Despotismus derselben darum auch zur mächtigsten Stütze. Die inneren Revolutionen des Landes, deren die Geschichtsschreiber gedenken, waren alle Bewegungen gegen die Herrschaft dieser Priester, deren Einfluß einige Könige sich zu entziehen versuchten. Herodot berichtet von ihnen noch folgende Einzelnheiten im zweiten Buche seiner heiteren Geschichten:

„Gottesdienst haben die egyptischen Priester über die Maa-

ßen viel, mehr denn alle andere Völker. Sie tragen leinene Kleider, immer weiß und frisch gewaschen, darauf sehen sie am meisten, und Schuhe von Byblus in Phönizien; andere Kleider dürfen sie nicht tragen, noch andere Schuhe. Sie bescheren sich Haupt und Kinn, den ganzen Leib jeden dritten Tag, auf daß kein Ungeziefer sich bei ihnen einfinde, die da dienen den Göttern. Sie baden sich zweimal des Tags im kalten Wasser und zweimal des Nachts. Sie beschneiden sich auch, der Reinlichkeit wegen und wollen reinlich lieber sein, denn wohlanständig. Und noch viele tausend andere Gewohnheiten müssen sie beobachten, möcht' ich sagen. Dafür wird ihnen aber auch viel Gütliches gethan. Denn von ihrem eigenen Vermögen verzehren und geben sie nichts aus, sondern es wird ihnen ihr heiliges Brot gebacken und in großer Menge bekommt ein Jeder von ihnen Gänse- und Rindfleisch an jeglichem Tage. Auch wird ihnen Rebenwein gegeben."

Creuzer in seiner Symbolik bezeichnet den Grundcharakter der egyptischen Volksreligion als vorwaltend bacchisch. Wild-religiöse bacchantische Orgien waren der Tempelcultus dieser finstern, melancholischen und doch so frivolen Egypter. Sinnliche Lieder wurden unter wilden Tänzen unter Begleitung von rauschenden Instrumenten abgesungen. Der egyptische Osiris ist der Bacchus, dessen Dienst nachher auch bei den Griechen und Römern eine so große Rolle spielte. Der schwarze Weltstier Apis ward vornehmlich von ihnen verehrt, das Symbol der ursprünglichen Zeugungskraft, er ist die Seele des Osiris — und der Widder oder Bock, der Pan der Griechen und Römer, die Incarnation der sogenannt heiligen Wollust. Der Cultus war wesentlich symbolisch, wie bei allen Natur-Religionen, z. B. den Buddha verehrenden Indiern und Chinesen noch heut zu Tage. Es ist in dieser Beziehung merkwürdig, daß die Hinduregimenter unter den englischen Truppen, die aus Bombay in Ostindien abgingen, um Napoleon und die Franzosen vom rothen Meere anzugreifen, sich vor den Sculpturen der egyptischen Tempel niederwarfen, sie glaubten die Gottheiten ihrer Pagoden wiederzufinden. Die Mysterien, die Geheimlehren der Priester, hatten einen entschieden symbolisch-pantheistischen Charakter: dahin deutet die egyptische Sphynx, die symbolische Verbindung von Stärke und Weisheit, des Löwenkörpers mit dem Kopfe eines Man-

nes, während die griechische Sphynx ein Jungfrauen-Antlitz zeigt; dahin deutet das verschleierte Bild der Isis, und die Inschrift in ihrem Tempel zu Sais: „Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was da ist, was war und was sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben." In der egyptischen Geheimlehre kommt ein Name J-ha-ho vor, fast gleichlautend mit dem hebräischen Jehovah, von ihm heißt es auf einer Pyramide zu Sais: „Er ist einzig von ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." Der geheime Dienst der Isis, des Symbols der Natur, ist nachher in die eleusinischen Geheimnisse der Griechen und in den römischen Cultus übergegangen. Isis ist die Schwester und zugleich die Gemahlin des Osiris, die Personification der weiblichen Naturkraft der Erde und des Mondes, wie Osiris die der erwärmenden, befruchtenden Sonne. Isis wird abgebildet mit der egyptischen Haube, einem knapp anliegenden Unterkleid und einem auf der Brust in einem Knoten verschlungenen Mantel. Sie trägt Kuhhörner, als Mutter des heiligen Stieres Apis, und wird auch mit einem Kuhkopf dargestellt, über dem Scheitel hat sie eine Lotusblume, in der Hand hält sie das Sistrum, ein musikalisches Instrument, das bei dem Cultus gebraucht wurde. Zuweilen erscheint sie als Allmutter mit einer Menge von Brüsten. Osiris ward dargestellt als Mann mit einem Habichtskopfe, eine Peitsche in der Hand, auf dem Haupte die Sonnenkugel ruhend auf dem gehörnten Mond, oder die bloße Sonnenscheibe frei schwebend. Jede Gottheit in Egypten hatte ein besonderes Priestercollegium. Wallfahrten zu den heiligen Tempeln und Gräbern galten als verdienstliche Werke. Man opferte den Göttern zu Tilgung der Sünden: der Opfernde legte seine Hand auf das Haupt des Opferthieres, überhäufte es mit Verwünschungen, und wenn es den letzten Athemzug ausgeröchelt, hielt man sich für entsündigt.

Dem oben bezeichneten bacchisch-frivolen Charakter der Volks-Religion entsprachen die Sitten des Landes. Herodot erzählt von dem großen Sittenverderbniß in Bezug auf die ehelichen Verhältnisse. Eines der ältesten Könige Gemahlin ist demselben untreu. Es dauert lange, ehe sich eine Frau findet, die ihrem Manne treu ist. Und als man sie endlich findet, nimmt der König sie ohne Weiteres an sich. Die Heirath mit der

Schwester, nach dem Beispiel der Isis, war, wie Diodor erzählt, ganz gebräuchlich „gegen die allgemeine Sitte der Völker,“ wie er sagt. Noch Ptolemäus Philadelphus, der zweite aus der Dynastie der Ptolemäer im dritten Jahrhunderte vor Christo heirathete seine Schwester Arsinoë, noch der schönen Kleopatra, der letzten Königin Gemahl war ihr jüngerer Bruder. Nach Herodot hatte jeder Egypter nur eine rechtmäßige Gemahlin, nach Diodor nur die Priester. In den Monumenten erscheinen neben diesen rechtmäßigen Gemahlinnen aber überall noch Nebenfrauen, meist Fremde scheinen es zu sein, im Kriege erbeutet oder erkauft, Aethiopierinnen vorzüglich, die die braunere Gesichtsfarbe vor dem lichteren Teint der Egypterinnen auszeichnet; sie erscheinen in demüthiger Stellung, zitternd vor der gehobenen Peitsche, mit der die Hausfrauen oder Aufseher sie bedrohen. Der Luxus der egyptischen Frauen überstieg den aller andern Völker, noch Kleopatra zur Römer-Zeit ist ein Hauptbeweis für diesen überschwenglichen Luxus der egyptischen Frauen. In den Monumenten findet sich eine große Anzahl der kostbarsten und elegantesten Toilettenschmucksachen, in Steinen, Gold und Bronze, wie Gürtel, Halsbänder, Armbänder, Ohrringe, Ringe, metallne Spiegel, zum Theil von der vortrefflichsten Arbeit, wie die Stücke in der neuen Galerie der egyptischen Alterthümer im britischen Museum beweisen, denn die alten Egyptier waren in mechanische Kunstfertigkeiten eben so fleißig eingelernt, wie die, Drechsler- und goldlackirte Waaren und Porzellan fabrizirenden Chinesen. Nach den Monumenten bestand gegen die allgemeine orientalische Sitte ein freier Umgang beider Geschlechter: bei einigen egyptischen Gesellschaften, die dargestellt werden, finden wir die Frauen und Männer in verschiedenen Zimmern, bei andern aber in demselben Gemach, sich unter einander mischend mit aller geselligen Freiheit, auch die Kinder sitzen in Gesellschaft an der Seite der Mutter oder auf den Knieen des Vaters. Noch mehr: die egyptischen Frauen besorgten alle Geschäfte und Verrichtungen außerhalb des Hauses, die Männer mußten das Hauswesen versorgen, sogar spinnen und weben. Sie waren vortreffliche Pastetenbäcker unter andern. Man kann sagen: in Egypten herrschten nächst den Priestern die Frauen. Die strenge Abson-

derung derselben im Harem, deren Herodot gedenkt, kam erst mit und durch die Perser, die das Land eroberten, auf.

Das, was ich hier von der Ueppigkeit der Frauen mitgetheilt habe, beweist denn wieder gar sehr für die Möglichkeit und Wahrheit der bekannten Verführung, die Potiphars Weib an Joseph versuchte, die man auch hat in Zweifel ziehen wollen, von einer falschen Vorstellung der egyptischen Sitten befangen, einer Vorstellung, welche die Monumente trefflich widerlegen.

Zu aller dieser Ueppigkeit unter den Menschen erzählt Herodot noch schrecklichere Greuel mit den Thieren, die in der Bockstadt Mendes, aus Motiven, die in der Volksreligion ihren Anlaß hatten, begangen wurden, Greuel, die auch in der mosaischen Gesetzgebung erwähnt und hart verpönt werden.

Das bei weitem Charakteristischste aber neben diesem Götter- und Thierdienst ist unter den Egyptern der systematische Cultus der Todten. Die Egypter sollen das erste Volk gewesen sein, welches lehrte, die Seele sei unsterblich. Der Tod war bei ihnen der Grundgedanke des Lebens. Alle ihre Vorstellungen waren in das tiefe Geheimniß des Sterbens versenkt, die Religion der Egypter war vorzugsweise eine Religion des Todes. Die Wohnungen der Lebenden nannten sie nur Herbergen, als ihre eigentliche Wohnung bezeichneten sie das Grab. Sie selbst wohnten während ihrer Lebenszeit in schlechten Rohrhütten, den Todten aber erbauten sie jene grandiosen Paläste, die noch heute dastehen im schwarzen Egypten, als wären sie für die Ewigkeit gebaut. Wie man das Kind bei seinem Eintritt ins Leben mit Windeln umwickelt, so umwickelten sie die Todten als Mumien mit Windeln, als Kinder zu einem höheren Leben neugeboren. Sie machten die Leichname unverwesbar und stifteten den Todten nicht blos ein Denkmal der Ruhe, sondern schufen ihm eine Umgebung, wie sie der Würde der Lebendigen angemessen war. „In der egyptischen Weise, die Todten zu ehren," sagt Hegel, „ist nicht zu verkennen, daß man den Menschen erhoben weiß über die Naturmacht, seinen Körper daher vor dieser Macht zu erhalten sucht, um auch ihn darüber zu erheben."

Der egyptische Todtencultus hängt genau zusammen mit der Göttermythe des Osiris und seines feindlichen rothhaarigen Bruders und Mörders, des Typhon, den man den egyptischen Cain

und Satan nennen könnte. Wie bei den Persern, auf die ich später komme, der Gegensatz besteht zwischen Ormuzd, dem guten, hellen, und Ahriman, dem dunkeln, bösen Prinzipe, so ist auch Osiris das belebende, befruchtende Prinzip, wie Typhon das zerstörende, verneinende ist. Osiris soll in egyptischer Sprache der Vieläugige bedeuten, was sich darauf bezieht, daß die Sonne Alles auf Erden überschaut. Er ist der Gemahl der Isis, der ernährenden Erde. Er herrscht im fruchtbaren Nilthal. Typhon ist nach des gelehrten Jablonsky Meinung aus den egyptischen Worten Tiou Fhou zusammengesetzt, die so viel als böser Geist bedeuten, Typhon herrscht in der sengenden Wüste, von wo er die glühende Hitze als Landplage sendet, und im Meer, von dem aus er die nördlichen Gegenden, das Delta, verheerend überschwemmt. Er wird gewöhnlich nicht in menschlicher Gestalt, sondern als Crocodil, als Nilpferd, als Esel abgebildet. Das ganz unreine Schwein galt nach Plutarch als Incarnation des Typhon. In den Heiligthümern dieses furchtbaren Gottes, den Typhonien, suchte man durch Gebete und Gelübde seine Feindschaft abzuwenden. Bei eintretenden Landplagen, Dürre, Pest, Ueberschwemmung, führten die Priester die, nach Plutarch, dem Typhon geweihten rothen Stiere an einen finsteren Ort in die Wüste, stießen Drohungen gegen sie aus und schritten, wenn die Landplage dennoch anhielt, zur Opferung der Thiere, um den Typhon einzuschüchtern. In alter Zeit, erzählt Diodor, wurden Menschen, die wie Typhon rothes Haar hatten, am Grabmal des Osiris geopfert. Typhon ermordete nach der egyptischen Göttermythe seinen guten Bruder Osiris, nachdem dieser mit seiner Gemahlin Isis Egyptenland civilisirt hatte, indem er im Bund mit der äthiopischen Königin ihn durch List in einen Sarg schloß, und diesen mit Blei ausgegossen in den Nil werfen ließ. Isis zieht aus, den Sarg des Osiris aufzusuchen, sie findet ihn auch und verbirgt ihn in einem dichten Walde. Aber Typhon entdeckt ihn auf der Jagd, nimmt den Leichnam heraus und zertheilt ihn, in vierzehn Stücke getheilt, in ganz Egyptenland. Isis sammelt die zerstreuten Theile, und nun rächt Horus, ihr und Osiris Sohn, des Vaters Ermordung. Osiris aber ward nach seinem Tode des Todtenreichs oberster Richter.

Dies Ueberwundenwerden des Osiris durch Typhon ist das

Ueberwundenwerden des Lebens vom Tode. Der Tod des Osiris ist der Kreislauf der Natur. Osiris wird aber nicht vernichtet durch Typhon, er lebt als Herr des Todtenreichs fort. Das Leben blüht wieder heraus aus dem Tode. Dieses Todtenreich ist Stern und Kern der religiösen Vorstellungen der Egypter. Bei den Persern — und das ist der charakteristische Unterschied beider Völker — ist das Prinzip des Ormuzd, das Lichtprinzip vorwaltend, bei den Egyptern die dunkle Tiefe der Nacht und des Todes. Das Todtenreich thut sich auf, wenn das Leben aus ist, Osiris versammelt um sich die Seelen und hält Gericht über sie. In den Monumenten finden sich viele Abbildungen, wo Osiris als Todtenrichter dargestellt ist und vor ihm sitzt ein Schreiber, der die Thaten der vorgeführten Seelen aufzeichnet. Die unbefleckten Seelen, die dem Gerichte stehen, gelangen nach neunjähriger Läuterung in neuer Menschengestalt zurück ins Leben. Jene Seelen aber, die vor dem Richterstuhle des Todtenrichters noch besudelt erscheinen von den Verbrechen der Erde, gehen in Thierleiber über und müssen in solchen Gestalten dreimal eine Bahn von 1000 Jahren durchlaufen, bis sie geläutert durch die Götterpforte im Zeichen des Steinbocks nach dem Himmel zurückkehren, zu den Göttern, von denen ihre Seelen, nach und nach durch die Zeichen des Thierkreises zur Erde herabsteigend, im Zeichen des Krebses in die Erdenpforte Einlaß erhalten hatten. Nach je 3000 Jahren ist immer ein großes Weltjahr vollendet, eine allgemeine Läuterung erfolgt, die Welt gebiert sich dann wieder von Neuem. Aus dieser Lehre vom Kreislauf alles Lebens, wie er in der egyptischen Göttermythe ausgebildet worden ist, ist die Dichtersage von dem fabelhaften Vogel Phönix hervorgegangen, der sich alle 500 Jahre in die Flamme eines Scheiterhaufens stürzt, um in verjüngter Schönheit aus der Asche empor und einem neuen Tode entgegenzuschweben.

Von den ungeheuern Monumenten der Egypter, wie sie der in seiner Art allerdings grandiose Priestergeist dieses Volkes ausschuf, sind keine mit größerer Sorgfalt ausgeführt, als die, die für die Todten bestimmt waren, die Catacomben und die Pyramiden. Ich will eine gedrängte Schilderung dieser Bauten versuchen, um damit die Charakteristik dieses merkwürdigen Volkes von geduldigstem Fleiße, der allein solche Steinmassen zusammen-

häufen kann, zu schließen. Von den Catacomben wähle ich die Todtenstätten von Beni Hassan in der arabischen und die Königsgräber in der lybischen Bergkette zu Theben, jene in Mittel-, diese im oberen Egypten. Sie und die Gräbergrotten von Siut in der lybischen Bergkette und die von Eleuthias, in der arabischen Bergkette Oberegyptens sind das Herculanum und Pompeji Egyptens.

Die Gräber von Beni-Hassan erheben sich über dem Nil auf dem rechten Ufer des Flusses im arabischen Gebirge. Es tragen diese Monumente, wie ich schon oben andeutete, nach Rosellini und Wilkinson, den früheren, reinen, einfachen, dem dorischen vergleichbaren Baustyl an sich und sind von dem Könige Osirtesen erbaut aus der 17ten angeblichen Dynastie des Manetho, des Manetho, der wie man sagt, Oberpriester war zu Heliopolis unter dem zweiten Ptolemäer Philadelphus im zweiten Jahrhundert vor Christus, wahrscheinlich aber, wie schon der berühmte holländische Philolog Perizonius und die neuere Kritik des Professor Hengstenberg zu Berlin gezeigt hat, eine sehr problematische Person ist. Ein neuerer Reisender, Obrist von Hailbronner, sagt von diesen Gräbern von Beni-Hassan: „Man kann den Fleiß der alten Egypter bei Aushöhlung ihrer Felsengräber nicht genug bewundern. Mehrere haben reiche Eingänge mit schön cannelirten Säulen, reingeschnittene hohe Thore, und im Innern gewöhnlich zwei, sechs bis zwölf Säulen von ganz besonderer Arbeit, welche ein gewölbtes Dach stützen, das keiner Stütze bedarf, da es selbst gleich den Säulen aus der Masse des Berges geschnitten ist. In dreien dieser Gemächer von Beni-Hassan sind die Farben der Wandgemälde noch sehr gut erhalten: diese Wandgemälde enthalten sämmtlich Darstellungen von Kämpfen der verschiedensten Art, Kämpfen der Menschen mit Keule, Pfeil und Lanze und Jagden der Thiere, der Gazellen, Strauße und Antilopen mit Schleudern, Schlingen, Netzen, Bogen, Hunden. Die Mumienbrunnen sind hier sehr tief und haben eine sogenannte arabische Straße, nämlich Löcher in den Seitenwänden gleich der großen Pyramide, in welche man den Fuß setzt, um in den Wänden des Schachts hinabzusteigen.“

Die Monumente zu Theben gehören nach dem angeführten Gelehrten der Periode des Sesostris an oder Raemses **III**, die meisten davon ihm selbst, dem größten König, den die Egyp-

ter gehabt haben, dem fabelhafte Eroberungszüge zu Wasser und zu Lande durch drei Welttheile bis nach dem innern Afrika, bis Indien und bis Thrazien zugeschrieben werden, die jedenfalls mehr Mythen sind, als Geschichte. Man setzt ihn ins 15. Jahrhundert, was also auf die Periode trifft von Moses. Der Styl, in dem die Monumente des Sesostris zu Theben gebaut sind, wird von jenen Gelehrten dem Styl des perikleischen Zeitalters der Griechen verglichen: sie sind, wie gesagt, im besten, kolossalsten, prächtigsten Geschmacke erbaut.

Theben, auch Diospolis genannt, war, wenn wir den alten Nachrichten trauen dürfen, die größte und älteste Stadt der Erde. Sie hatte hundert Thore: aus jedem derselben zogen tausend Krieger, zwei hundert Kampfwagen und zwei hundert Reuter. Die Ruinen dieser königlichen Stadt, ein Wald von Tempeln, Palästen, Pylonen, Propyläen, Statuen und Sphinxen, decken noch jetzt den ungeheuren Raum von 10—12 Stunden im Umfang. Der Nil schied das alte Theben in zwei Hälften: die östliche war die größere und gehörte den Lebenden an, hier sind heut zu Tage die Ruinen von Karnak und Luxor mit ihren Tempeln. Die kleinere, westliche Hälfte, nach der lybischen Bergkette hin gelegen, enthielt die Paläste der Todten, die Catacomben von Biban=el=Maluk, deren Reste bei den Dörfern Kurnuh und Medinat Abu heut zu Tage liegen. Herr von Hailbronner sagt über diese Todtenpaläste: „Ein stundenlanger Weg führt durch eine Schlucht gelben Felsgebirgs, in welcher auch die geringste Spur von Vegetation erstorben ist. In einem Kessel dieses Gebirges, der nirgends einen Ausgang bietet, machten wir Halt und traten durch eine unscheinbare Bergöffnung in einen sogleich abwärts führenden Gang. Hohe, breite Corridore führen durch Reihen hoher, von Säulen gestützter Gemächer hinab, so steil, daß der Fuß stets vorsichtig die nächste Stelle suchen muß. Scharf geschnittene Thore führen von einem dieser unterirdischen Zimmer ins andere und auf weißem polirten Grunde sind alle Wände, Decken und Säulen mit einer solchen Masse der schönsten Bilder, mit einer Pracht der Farben übersät, daß Jahre lang die geschicktesten Künstler beschäftigt sein könnten, um diese staunenswürdigen Massen von enkaustischen Malereien zu copiren. Siebzehn Königsgräber sehen wir noch in dieser düstern Berg=

schlucht. Acht bis zwölf Gemächer finden wir um jeden Königssarkophag, von Alabaster oder Granit, aus einem Stücke, alle mit Wandgemälden überdeckt, so frisch zum Theil und lebendig, daß eben der letzte Künstler davon weggegangen zu sein scheint. Diese Gemälde enthalten alle Vorstellungen eines hohen Lebens, Erinnerungen glänzender Siegerlaufbahn, Bilder des häuslichen Lebens, man sieht die schwelgerische Tafel des königlichen Hauses, wie die Diener um die Gäste bemüht sind, die blinkenden Geschirre. Kriegerische Heerschauen, dämonische Vorstellungen wechseln mit den Bildern des Friedens und der Künste. Die Gebeine aber, die Fleischstücke, die Grabgewänder liegen jetzt in der schauerlichen Einöde dieser unzugänglichen Catacomben herum, wo ewige Nacht ist, die Antiquare haben die Königsleiber aus ihren Alabastersarkophagen und Granitsärgen aufgespürt und in Stücke zerrissen.“ Hier bei Kurnuh findet sich auch das berühmte prachtvolle Grab des Osymandias mit seinen umgestürzten Kolossen, es sind auch hier die beiden alle Morgen bei Sonnenaufgang tönenden Memnons-Giganten, symbolische Darstellungen des obern und niedern Egyptens, die den Pharaonen beide unterworfen waren.

Ich gehe nun zu den Pyramiden, was das Massenhafte betrifft, ohne Zweifel den bedeutendsten Monumenten unter allen. Sie liegen sämmtlich in Mittelegypten in einer Strecke von acht Meilen an den Abhängen der lybischen Bergkette verstreut, in mehreren Gruppen, die man gegenwärtig nach den vier Dörfern Giseh, Sakkarah, Abusir und Darschur bezeichnet, an der Zahl ungefähr 40. Diese Pyramiden waren die Grabmäler der Könige zu Memphis, der Hauptstadt Mittelegyptens. Die größte ist die Pyramide des Königs Cheops zu Giseh, dem heutigen Cairo gegenüber. Herodot erzählt, daß 100,000 Menschen 40 Jahre lang daran gearbeitet haben, sie ist, wie die meisten übrigen von Kalkstein mit weißem Marmor bekleidet, 4—500 Fuß hoch, höher als St. Peter zu Rom ist. Diese Pyramiden von so mächtigen Grundflächen, wie zum Theil 7—800 Fuß, sind so ungeheuer, daß Napoleon fand, er könne mit ihren Steinen ganz Frankreich mit einer Mauer umgeben und ein neues Paris bauen. Die große Pyramide des Cheops enthält 75 Millionen Cubikfuß nur an Steinen, ausgeschlossen die Kammern und

Gänge, die sich darin befinden. Einige dieser Pyramiden sind stufen- oder terrassenförmig erbaut, eine Bauart, die auch, wie wir später sehen werden, bei den babylonischen Monumenten vorkommt. Bei den meisten Pyramiden waren die Wände mit kostbaren Steinen bekleidet und darauf, zum Theil wenigstens, Sculpturen eingehauen, die Araber aber haben diese Bekleidungen heruntergenommen, man sieht jetzt nur die rohe Form. Man ersteigt diese Pyramiden mit Beschwerde, aber ohne Gefahr, sogar die englischen Damen lassen sich von den Arabern heraufziehen. Die Aussicht von der großen Pyramide von Giseh belohnt alle Beschwerden, sie ist über alle Beschreibung erhaben, mit nichts Anderm in der Welt zu vergleichen. Das Nilthal, der mystische grüne Strom wird weithin überblickt, wie er sich zwischen den weißen Gebirgen der arabischen und den gelblichen Hügeln der lybischen Wüste mit ihren Felsenkolossen dahinzieht. Hier sieht man erst, wie schön der Garten Egyptens ist. Nur das Herabsteigen ist gefahrvoll: erst vor ein paar Jahren stürzte ein Engländer kopfüber herunter und ward zerschmettert. Das Innere der Pyramiden ist ein ganz massiver Kern, der nur von engen und niedrigen Gängen, die man auf Händen und Füßen zum Theil durchkriechen muß, und den Todtenkammern durchbrochen ist, die heut zu Tage nur mit großen Beschwerden, ja Gefahren bei Fackelschein erklommen werden können. Es sollen deren 5000 in der großen Pyramide sein. In der Hauptkammer, 35 Fuß lang, 17 breit, 18 hoch, der untersten dieser 5000 Kammern, war der Sarkophag des Königs aufgestellt. Der Eingang in das Innere hatte keine Bezeichnung: ein von der übrigen Bekleidung nicht abweichender Stein verschloß ihn. Die Pyramiden sind erst in neuster Zeit geöffnet worden, der Italiener Belzoni hat sich seit dem Jahre 1816 in dieser Beziehung besonders bemerkbar gemacht. Das Innere aber, namentlich in den Tiefen, ist noch wenig erforscht: es ist sehr wahrscheinlich, daß die Meinung des Professor Forchhammer sich bestätigt, daß diese Pyramiden, die fast so tief als hoch sind, als Schutz und Zierde über ungeheuere Wasserreservoirs aufgeführt wurden, also zugleich öffentliche Werke des Nutzens waren, die die Umgegend des unermeßlichen Memphis mit Wasser versorgten. „Große Wasserleitungen,“ sagt Herr von Hailbronner, „deren Spuren wir in und

unter allen Pyramiden finden, wurden wahrscheinlich in diesen Reservoirs hydraulisch aufgestaut, um das Land zu überschwemmen. Die Schlußsteine und Wasserschleusen des großen Halbbogens, in dem Memphis die reizend geformten Höhen des linken Nilufers umspannte, bildeten vermuthlich die Pyramiden von Giseh und Sakkarah, wofür schon die vielen Fundamente ganz großer Gebäude und Tempel zeugen, die man hier antrifft.''

Vor der großen Pyramide von Giseh lagert sich die Riesensculptur einer 62 Fuß hohen Sphinx als Wächterin des königlichen Pantheons, zwischen ihren Vordertatzen ein Tempelchen einschließend. — Zwischen den Pyramiden von Giseh und Sakkarah sind die berühmten Mumienfelder von Memphis. Durch niedere Eingänge der Wüste kriecht man in diese unterirdischen Gemächer, die sich über eine Stunde weit unter der Erde verzweigen. Hier ist alles mit Mumien erfüllt und mit trichterförmigen, hermetisch verschlossenen gebrannten Scherben mit Vögeln in Leinwand gewickelt, die man den abgeschiedenen Seelen mitgab. Es sind dies die elysäischen Felder der Egypter, auf die ich später, in der nächsten Vorlesung, noch einmal zurückkommen werde.

Ich muß hier abbrechen, um nicht das mir vorgesteckte Maaß und Verhältniß zu überschreiten.

Wie wir noch heut zu Tage China mit einer Masse von Canälen überdeckt sehen, so war's auch im alten Egypten, jetzt zählt man freilich dort nur noch 60, die im Gebrauch sind. In Memphis, dem wahrscheinlichen Centrum eines großen Wassersystems, war ein berühmter Nilmesser, auf der Insel Elephantine in Oberegypten hat sich ein anderer erhalten, der aus verschiedenen zum Flusse hinabführenden Treppen und aus den an den Seitenwänden dieser Treppen eingehauenen Maaßen besteht. Ueber das ganze Land verbreitete sich die mannichfaltigste Verzweigung von Canälen und künstlichen Seen und Teichen und Dämmen, Schleusen und Brücken. Der ungeheure See Möris in Mittelegypten oberhalb der Pyramidengruppen auf dem linken Nilufer, der von Menschenhänden gegraben sein soll, 48 Meilen im Umfang war ein zu Verhütung der Nilüberschwemmungen, wie zur Bewässerung des Landes errichteter kolossaler Wasserbehälter. An seiner Mittagsseite stand das Labyrinth, auch eines jener grandiosen Todtenmonumente mit 3000 Gemächern, 1500

über und 1500 unter der Erde, von denen nur etwa 150 noch zugänglich sind.

Außer diesen bisher aufgeführten Bauten sind vornehmlich noch die Tempel und Königspaläste zu erwähnen. Das Charakteristische derselben sind die von Außen schief anstrebenden Mauern, die dicken, kurzen, engstehenden, mit den verschiedenartigsten Capitälen gezierten Säulen, die durchaus steinerne und horizontale Bedeckung ohne weitere Eindachung. Die hauptsächlichsten Rudera dieser egyptischen Tempel- und Palastbaukunst finden sich, weil im Nildelta und in Mittelegypten die Saracenen die Bauten der Egypter zerstört und zu ihren Bauten verwandt haben, in Oberegypten: es sind die Tempel und Paläste in den oben genannten Dörfern, die die Ruinen des ungeheuern Theben bedecken, die Tempel und Paläste zu Karnak und Luxor und Kurnuh und Medinet-Abu. Die so berühmten Tempel auf der Insel Elephantine oberhalb Theben, unmittelbar unter der ersten Nilkatarakte, an den Grenzen von Aethiopien, von denen die Alten mit Begeisterung sprachen, sind nicht mehr. Mehmed Ali hat seit 1818 auf dieser Insel Casernen und ein Militairhospital errichten lassen, die Tempel sind in die Kalköfen gewandert. Der höchst prachtvolle, über und über bemalte Tempel der Isis zu Denderah, unterhalb Theben, ist später, aus Cleopatra's und Julius Cäsar's Zeiten, von den römischen Kaisern vollendet. Er kann als Repräsentant der dritten Periode der egyptischen Baukunst gelten, deren Hauptcharakter Grazie ist. In diesem Tempel fand sich der berühmte Thierkreis von Denderah, der 1822 nach Paris gekommen ist. „Karnak, sagt Herr von Hailbronner, ist unstreitig das größte, jetzt bestehende Menschenwerk, an Masse wie an Schönheit unerreicht. Neun Königsgenerationen haben an diesem großen Tempel gebaut, sechszehn Jahrhunderte den Bau vollendet. Der Palast des Sesostris von Karnak hat zwölf großartige, mit jenen ungeheuern Pylonen, riesigen Doppel-Thürmen von 100 Fuß Höhe, deren Wände sich nach oben zurückneigen, eingefaßte Eingänge, wovon jeder mehr als noch einmal so groß ist, als die größte Kirchenpforte Europas. Zu jedem dieser Eingänge führen mehrere Propyläen, Vorhöfe, Sphynxenstraßen, eine 6000 Fuß lang, zum Theil von Granit, jedes für sich größer, als der größte griechische Tempel.

Alle Wände mit farbigen Hieroglyphen bedeckt, vortrefflich in Zeichnung, kühn und glänzend in Ausführung historischer Bilder. Alles in Harmonie, alles gigantisch. Thore und Kolosse von 60 Fuß, Obelisken von doppelter Höhe, empfangen den Eintretenden vor den Eingängen, ebenso kolossale Karyatiden und Säulenreihen umgeben ihn in den ungeheuern Vorhöfen." Das Grandioseste, was Egypten enthält, ist die sogenannte Riesenhalle in diesem Tempel des Sesostris, ein ungeheurer Portikus von dem schönen spiegelglänzend geschliffenen Rosagranit aus den Gebirgen an den Nilkatarakten, nach der Angabe des Herrn von Prokesch-Osten 47,000 Quadrat-Fuß im Umfang. „Er ist wie alle egyptischen Paläste und Tempel horizontal bedeckt, von den ungeheuersten Felsenstücken, die menschliche Hände je verarbeitet haben, und dieses Dach ist getragen von 134 Säulen, deren kleinste 26, und 7½, die größten 34 und 12 Fuß im Umfang und Durchmesser haben; die nach dem Sanctuarium des innersten Granit-Gemachs führende Mittelreihe der Säulen ist 94 Fuß hoch. Nur zwei dieser Säulen hat Erdbeben oder Zeitenlauf zum Wanken gebracht. Sie fielen, aber nur um von den kräftigen Nachbarn aufgenommen zu werden, denen der Fall kaum das Haupt wackeln machte. Alles ist wie erst gestern vollendet, die Basreliefs, die Hieroglyphen, selbst die Farben der Wände, Säulen und Obelisken. — An Pracht und Herrlichkeit, an Schönheit der Form, an Größe der Massen, an Glanz der Farben, an Eleganz der Säulen, an Majestät der Räume, an Mannichfaltigkeit der Zeichnung, an Schnitt der Capitäle, an Reichthum der Sculpturen und an Umfang, Würde und Eleganz ist mit diesem Tempel von Karnak und nächst diesem auch dem von Medinet-Abu nichts nur entfernt zu vergleichen."

Herr von Hailbronner, der, wie ich hinzusetze, ein Mann ist, der vieler Länder Städte gesehen hat, und deshalb eine Fülle von Vergleichungen in Bereitschaft hatte, um sein Urtheil zu begründen, Herr von Hailbronner spricht hier von der Vortrefflichkeit der Sculpturen und Malereien, die dieser Tempel oder Palast des Sesostris zu Karnak enthält. Es sei mir erlaubt, über diese prachtvolle Sculptur und Malerei der Egypter noch ein paar Worte zu sagen.

Allerdings sind alle Reisende darüber einig, daß die Bild-

nisse und Thaten der Könige, die man an den Wänden in Stein gemeißelt, oder gemalt, oder in kolossalen Statuen dargestellt findet, von seltener Vollendung sind. Doch ist nicht außer Acht zu lassen, daß die schöneren, freieren Darstellungen, die sich hier finden — die ganz aus dem Steifen, Einförmigen, Starren der alten egyptischen bildenden Kunst heraustreten — auf die Einwirkung griechischer Kunst zu Zeiten der Ptolemäer hindeuten, daß sie vielleicht Werke griechischer Künstler aus der römischen Kaiserzeit, aus der dritten egyptischen Periode, der des Tempels zu Denderah sind. Rosellini liefert auf den Kupfertafeln seiner unter der Protection des Großherzogs von Toscana herausgegebenen Monumenti dell' Egitto e della Nubia eine mit der größten künstlerischen Genauigkeit ausgeführte Galerie dieser Pharaonen, — zum Theil in herrlichen farbigen Bildern. Man trifft darunter äthiopische, asiatische und selbst griechische und römische Gesichtsbildungen, einmal auch ein Bild mit Hebräern, die Farbe, Physiognomie und Bart deutlich unterscheiden und die, wie Rosellini schreibt, „Ziegel anfertigen." Es ist dies bisher das Einzige, was man in den Monumenten auf die Juden Bezügliches gefunden hat. Das Bild befindet sich in dem Grab eines königlichen Aufsehers der Bauten. Heeren setzte es im Göttinger Anzeiger ins Jahr 1740 vor Christus unter die Regierung von Thutmes-Möris. Unter der großen Fülle von Gestalten von hohen Göttern und Kriegern und kolossalen Thieren in diesen Bildwerken glänzt besonders hervor der mächtige, siegreiche Sesostris. Sein mehr asiatisches Heldenantlitz ist voll Würde und Ruhe. Immer in kolossaler Gestalt dargestellt, überragt er, auf dem Streitwagen stehend, und den straffgespannten Bogen abschießend, Alles. Hinter ihm halten Diener mächtige Sonnenschirme auf langen Stäben, wie Fahnen empor, zu seinen Füßen ist der Löwe. Die Federn wallen auf seinem Helme, der mit dem königlichen Emblem der Sonnenscheibe geziert ist, die Zügel der Rosse hält er um den Körper geschlungen. Vor ihm und um ihn tobt das Gewühl der Schlacht: tausende von Kriegern, Lebende und Todte, auf dem Schlachtfelde selbst und auf den Wällen und Thürmen der Stadt, auf die der Angriff gerichtet ist, finden sich hier in den herrlichsten Gruppen in den

harten Fels eingemeißelt, überdeckt mit den hellsten, leuchtendsten Farben. Auf einem andern Bilde bringen ihm, dem großen Könige, die äthiopischen und asiatischen Häuptlinge Tribut, den ein Schreiber aufzeichnet. In andern Sculpturen, die sich auf ihn und auf seine Nachfolger beziehen, sieht man Scenen aus dem öffentlichen und Privatleben, gottesdienstliche Handlungen, Opfer, Processionen.

Wie Pompeji zuerst die Sitten, Farben und Kleidung der Römer uns aufgedeckt hat, so finden sich in diesen Monumenten von Theben und in den schon oben erwähnten Gräbern von Eleuthias, eine halbe Stunde vom Nil im arabischen Gebirge oberhalb Theben, die kleinsten Details des egyptischen Lebens, deren Farben noch größtentheils erhalten sind. Eleuthias scheint auch eine kleine Stadt, wie Pompeji, gewesen zu sein. Man trifft hier Darstellungen aus dem Volksleben, man sieht wie die alten Egypter säten, Früchte ernteten, dieselben bereiteten, auf Schiffen versandten oder in die Speicher aufhäuften. Man sieht das wimmelnde Vieh in den Höfen der Rohrhütten, unter dem die armen Leute mitten innen lebten, die Reben-, die Flachsernte, das Weinbereiten, das Einsalzen der Fische und Vögel des Wassers, ländliche Feste und Wasserfahrten mit Musikern und Tänzerinnen, rothen Männern und gelben Frauen. Die neunsaitige Harfe, das älteste Instrument, die Flöte, — dann die Pauke und die Tuba, die Drommete oder Posaune, zwei Instrumente, die nachher auch bei den Juden so oft vorkommen, stammen aus Egypten.

Ich habe Sie heute lange aufgehalten — ich habe die Worte des Vaters Herodot, die ich im Eingang aufführte, zu meiner Entschuldigung zu wiederholen.

Fünfte Vorlesung.

Moses und der jüdische Staat bis Salomo.

Ich habe Ihnen in der vorigen Vorlesung das alte Egypten vorgeführt, das volkreiche, fruchtbare Acker- und Gartenland, „den Garten Egypti" wie die Bibel es nennt, das lange, flache Nilthal, auf dessen heitern, hellgrünen, sonnigen Ufern in majestätischem Contraste alles bedeckt war mit Stein und Tod und Geheimniß. Ich bin weitläuftiger gewesen mit dieser Schilderung, weil aus diesen uralten egyptischen Landes-, Religions- und Staatsverhältnissen sich eine Menge Lebensformen herüber in andere spätere Reiche gezogen haben. Ich brauchte dies nur anzudeuten: es wird Ihnen unfehlbar nicht entgangen sein, da es sich von selbst und genug bemerklich aufdringt. Das steinerne Egypten war der Urtypus eines Reichs, mit einer versteinerten Civilisation, wie sie wird unter der Hand einer Aristokratie von erblichen Geschlechtern und zwar von erblichen Priestergeschlechtern, von Kasten, auf deren Wink, wie Herder sagt, die gutmüthigen Massen sich ihre Arbeit anweisen ließen, Nachkommen erzeugten, ihres Landes, in das sie wie in ihre Religion und Verfassung eingeschlossen waren, genossen und arme Kinder an Kenntnissen blieben — für immer. Egypten hat sich nicht erhalten mit dieser Civilisation, sobald es den Fremden sein Land aufschloß, ist es Jahrtausende lang ihnen zur Beute anheim gefallen, erst den Persern, dann dem Alexander, den Römern, den Arabern, den Türken, und noch haust ein Fremder darin: die Kopten, die Nachkommen der alten Einwohner sind Sklaven desselben, und nach dem, was die Reisenden von ihren mechanischen Fertigkeiten, ihren Volksspielen,

bei denen die lebhafteste Ausgelassenheit vorherrscht, u. s. w. erzählen, noch heut zu Tage Kinder. So hat sich Indien mit einer ähnlichen Civilisation dem großen Mogul und den Engländern ergeben müssen, so wird sich, wenn nicht Alles trügt, China, das schon die Mongolen 100 Jahre lang bezwangen und worin jetzt noch seit zwei Jahrhunderten eine Mantschu-Tataren-Dynastie den Thron inne hat, den Engländern und vielleicht zum Theil den Amerikanern ergeben müssen, trotz dem, daß das himmlische Reich mehr als den dritten Theil der Einwohner der Erde umfaßt.

Solche Civilisationen lassen sich nicht halten, sie sind „Opium des Geistes.“ „Die Tradition ist eine an sich vortreffliche, unserem Geschlecht unentbehrliche Naturordnung, sagt Herder; sobald sie aber sowohl in praktischen Staatsanstalten als im Unterricht alle Denkkraft fesselt, allen Fortgang der Menschenvernunft und Verbesserung nach neuen Umständen und Zeiten hindert: so ist sie das wahre Opium des Geistes.“

Das schlechteste Geschenk, was die egyptischen Priester ihrem und andern Völkern hinterließen, ist der Aberglaube gewesen. Götzendienst, Zauberei, Wahrsagerei, Zeichendeuterei, Nekromantie, Magie, Kabbala, Alchemie, alles das stammt aus Egypten. Der famose Naturforscher und Arzt Hermes Trismegistus, von dem die geheimen hermetischen Schriften der Alchemisten vom Stein der Weisen und der Universaltinktur herrühren, soll der heimliche Rath des Sesostris gewesen sein. Merkwürdig ist, daß noch jetzt die Engländer und Franzosen die wahrsagenden Zigeuner Egypter nennen. Die französischen Gelehrten der Description geben merkwürdige Beschreibungen von den ekstatischen Zuständen der Psyllen, der egyptischen Schlangenbeschwörer, die sie noch dort fanden und die unter andern Schlangen wie Stäbe aufstellen können. Der bekannte englische Deist Toland führt es in einem Brief an Serena, die Königin Sophie Charlotte von Preußen, Gemahlin König Friedrich's I. und Freundin von Leibnitz aus, wie aller Aberglaube und Götzendienst seinen Ursprung aus der egyptischen Todtenverehrung genommen habe. „Denn die Egypter, sagt er, balsamirten die Leichname ein und bewahrten sie an einem besondern Ort, den elisäischen Feldern bei Memphis, der Fährmann hieß Charon,

daher der Name bei den Griechen. Die Egypter haben zuerst die Idee von der Unsterblichkeit der Seele und was damit zusammenhängt, Himmel und Hölle, Geisterwelt und Nekromantie aufgebracht und in den Orient und Occident verbreitet. Von ihnen hatten die chaldäischen Magier ihr Wissen, deren Schüler wieder die indischen Braminen waren. Pythagoras, Thales, Anaxagoras und Plato lernten von egyptischen Priestern und persischen Magiern, Orpheus brachte den Griechen die Religion aus Egypten, sie kam über Marseille an die gallischen Druiden."

Wenn man die machtvolle Ueberlegenheit, die die egyptische Tempelweisheit über die Völker des Orients und Occidents ausgeübt hat, betrachtet, welche Bewunderung — ich muß dies hier schon zum Voraus andeuten — muß man gegen Moses empfinden, der am Hofe der Pharaonen erzogen, erzogen in dieser Weisheit der egyptischen Priester, seinem Volke eine Religion gab, deren Stern und Kern, mit Ausschließung alles Götzendienstes die Lehre von der Einheit Gottes und nur diese Lehre für das ganze Volk, eine öffentliche Religion für Alle war, eine Religion, die, wie Hegel in seiner Philosophie der Geschichte sie richtig bezeichnet, „die Religion der Erhabenheit und der geistigen Individualität war." „Der geistigen Individualität" — also nicht eine besondere Geheimlehre der Priester und ein allgemeiner abergläubischer Götzendienst des Volkes, wie in Egypten beisammen und neben einander.

Während der vier Jahrhunderte, die das Volk Israel im Lande Gosen zubrachte, von Joseph an bis auf den neuen König in Egypten, der nichts wußte von Joseph, hat eine mächtige gegenseitige Einwirkung beider Völker, der Juden und Egypter auf einander stattgefunden. Joseph, der von jenem älteren Pharao zum Regenten des Landes erhoben wurde, von dem dieser Pharao sagte: „Geht hin zu Joseph, was euch der sagt, das thut," Joseph, der Schwiegersohn des ersten Priesters im Lande, des Oberpriesters zu Heliopolis, wo der erste Tempel des Reichs war, dieser Joseph änderte die egyptische Reichsverfassung um — die Juden vertauschten ihre nomadische Hirtenlebensart mit der der Egypter, sie wurden eine ackerbauende, eine seßhafte Nation in Egypten.

Joseph's Reform in Egypten bestand darin, daß er das ganze Land durch Ankauf zum Staatseigenthum machte: nur die Priester behielten ihre Güter, die zu ihrer und der Tempel Unterhaltung verordnet waren, neben ihrer Besoldung vom Hofe. Nur der König und die Priester, und weil der König in der Gewalt der Priester war, nur die Priester eigentlich allein, besaßen fortan den gesammten Grund und Boden des Landes. Joseph setzte die Erhebung der Steuern auf ein festes Kataster: in den königlichen Schatz mußte der Fünfte des Ertrags aller Früchte von allen Gutsbesitzern eingeliefert werden. Ich erinnere hier nochmals an das so oft in den Monumenten vorkommende Getreide-Messen und Einregistriren durch die Schreiber. Herodot erzählt, daß außer den Priestern nur noch die Krieger Steuerfreiheit genossen: alljährlich wurden ihnen von den Staatsländereien je zwölf Aruren oder Morgen angewiesen, als Sold und zwar alle Jahre an einem anderen Orte, um sie in Abhängigkeit zu erhalten.

Wer es weiß, welcher Lebensnerv die Finanzen eines Reichs sind, wie davon der materielle Wohlstand eines Volkes wesentlich abhängt, wer dieses weiß, der wird leicht ermessen können, wie höchst bedeutend Joseph's Reform für das egyptische Reich war. Der Schlußstein der Abhängigmachung des egyptischen Volks von dem König und den Priestern war Joseph's Werk, aber die Bibel sagt ausdrücklich von diesem Volke, daß es zu Joseph gesprochen habe: „laß uns nur Leben und Gnade vor dir, unserm Herrn, finden, wir wollen gern Pharao leibeigen sein." Wie ganz anders — ich muß auch dieses im Voraus andeuten — erscheint in der Geschichte der Juden Moses, der eine aristokratisch-demokratische Verfassung unter Aeltesten einführte. Noch Samuel weigerte sich gegen diese Aeltesten ihnen den König zu geben, der, wie die Bibel sagt, sie richte, wie alle Heiden haben. In Egypten war das Volk nicht anders zu beherrschen, sie wollten Pharao's Sklaven sein, die Juden sollten sich selber regieren und haben sich so regiert 400 Jahre lang, von Moses bis auf Saul, von 1500 bis 1100 vor Christus. Statt des egyptischen Prügels ward das Ceremonialgesetz der Juden Zuchtmeister, — ihr Zuchtmeister bis auf Christus.

Ich habe gesagt, daß die Juden in Egypten die Haupt-

veränderung erfuhren, daß sie aus einem Hirtenvolk ein ackerbauendes Volk wurden. Daß sie auch die großen mechanischen Kunstfertigkeiten, worin die Egypter sich auszeichneten, erlernten, beweisen die Arbeiten, die an der Stiftshütte geleistet wurden, wo die Israeliten als wohlerfahren in den egyptischen Manufacten, als Stickerei und Weberei der Kleider, der Teppichbereitung, der Schreinerei, der Lederbereitung, den Arbeiten in Gold und Bronze und der Kunst Edelsteine zu schneiden erscheinen. Was ihnen daran noch fehlte, das erhielten sie durch das Hauptindustrievolk des Alterthums, die Phönizier, später mitgetheilt, mit denen sie zur Zeit der Könige David und Salomo in Freundschaftstractate traten: der Tempel Salomo's war ein ungleich prächtigeres Bauwerk als die Stiftshütte war und sein konnte.

Ich komme nun auf den wichtigen, so oft und so verschieden besprochenen Punkt, die Art und die Größe des Einflusses, den die egyptische Religion, Staatsverfassung und Gesetzgebung auf die jüdische ausgeübt hat. Ehe ich aber diesen problematischen Gegenstand bespreche, will ich in einem gedrängten Ueberblick die Geschichte des Auszugs der Juden aus Egypten zuvor erwähnen.

Siebzig Seelen, Kinder und Kindeskinder Jakob's kamen nach der Bibel zu Joseph in Egypten. Die Abraham geschehene Verheißung, daß sein Stamm gemehrt werden solle, wie die Sterne am Himmel, ging innerhalb der 400 Jahre, daß die Kinder Israel im Lande blieben, in Erfüllung: beim Auszug waren ihrer über zwei Millionen, darunter über 600,000 streitbare Männer über zwanzig Jahre, noch ausgeschlossen der ganze Stamm Levi. Die Pharaonen ängstete die fast große Menge des Volkes, der König, der nichts mehr wußte von Joseph, beschloß sie mit Listen zu dämpfen. Man setzte Frohnvoigte über sie, ließ sie Ziegel streichen und Schatzhäuser bauen, zuletzt gebot der König, alle Kinder männlichen Geschlechts ins Wasser zu werfen. Moses, vom Stamm Levi, ward in einem Papyruskästchen, mit Pech und Asphalt verklebt, ins Schilf des Nils gesetzt: die Tochter Pharao ging hernieder um zu baden im Wasser, es jammerte sie des weinenden Knäbleins, „es ward ihr Sohn und hieß ihn Mose, das heißt aus dem Wasser

gezogen.“ Der bescheidene Mann, Moses, erwähnt im Exodus, wo das, was ich bisher erwähnt habe, aufgezeichnet ist, nichts weiter von seinem Leben am Hofe der egyptischen Könige, deren Sohn er durch die Adoption der Prinzessin geworden. Erst im vierzigsten Jahre seines Lebens finden wir ihn wieder, „da er groß war worden und ausging zu seinen Brüdern und sah ihre Last.“ Stephanus in seiner letzten Rede, die er an die Juden that vor seinem Märtyrertode, sagt: „er ward gelehrt in aller Weisheit der Egypter und war mächtig in Werken und Worten. Und sah einen Unrecht leiden, den überhalf er und rächte den, dem Leid geschah und erschlug den Egypter. Er meinte aber, seine Brüder sollten's vernehmen, daß Gott durch seine Hand ihnen Heil gäbe — sie vernahmen's aber nicht.“ Moses floh ins Land Midian, das steinigte Arabien, die Wüste, das gebirgige Land, das die Arme des arabischen Meerbusens einschließen, wo die Berge Horeb und Sinai sind. Er, der des Königs Tochtersohn am Hofe der Pharaonen gewesen, ward Schaafhirt in der Wüste, er heirathete hier die Tochter des Priesters in Midian, Zipora: die Schaafe seines Schwagers Jethro waren es, die er weidete, vierzig Jahre lang, bis zu seinem achtzigsten Jahre — desselben Jethro's, auf dessen Rath er nachher seinem Volk die Stamm- und Aeltesten-Verfassung gab. Im achtzigsten Jahre, erzählt die Bibel, kam Gottes Ruf an Moses auf dem Berge Horeb, seinem Volke ein Retter zu werden. Und er machte sich auf aus Arabien und zog mit Aaron seinem Bruder, der ihm entgegen kam in der Wüste, nach Egypten hinab und traten vor Pharao und begehrten die Freilassung ihres Volkes im Namen Gottes, des Herren. Pharao aber sprach: „Wer ist der Herr, dessen Stimme ich hören müsse und Israel ziehen lassen? Ich weiß nichts von dem Herrn, will auch Israel nicht ziehen lassen.“ Und verdoppelte den Juden die Anzahl der Ziegel, denn sein Herz war verstockt. — Da kamen die zehn Plagen über Egypten, jene Zeichen und Wunder, mit denen Gott seine Herrlichkeit kund that, die die Psalmen und Propheten nachher so oft gepriesen haben — und an demselben Tag, wo das Osterlamm gestiftet ward, das Passahfest der Juden zum Andenken des Diensthauses Egypten, wo um Mitternacht alle Erstgeburt in Egyptenland geschlagen ward, zogen die Juden von

Raemses, dem Schatzhaus, das sie gebaut, was die Septuaginta mit Heroopolis übersetzt, aus — die ganze Gemeinde Israel von zwei Millionen Menschen, dazu viel Pöbelvolk aus Egypten und alle Schaafe und Rinder. Bei Suez nach Carsten Niebuhr und den neusten sehr genauen Forschungen der amerikanischen Reisenden Prof. Robinson und Smith, die ihre Reise im Jahre 1838 ausdrücklich in Bezug auf die biblische Geographie unternahmen — bei Suez erfolgte der Uebergang durchs rothe Meer, das hier drei englische Meilen breit ist; vor ihnen zog der Herr des Tages in einer Wolken-, des Nachts in einer Feuersäule her. Da kam Pharao über sie mit seinem Heere, das nach Herodot's Bericht zumeist in Unteregypten lag, um die alten Pforten Egyptens gegen den Andrang Asiens zu schützen und daher schnell zusammengezogen werden konnte. Israel zitterte. Moses aber sprach: Der Herr wird für euch streiten und ihr werdet still sein. Und der Herr legte Ehre ein an Pharao. Die Wolkensäule machte sich von dem Angesicht Israels und trat hinter sie und trennte das Heer Israel's und der Egypter, und Moses reckte seinen Stab aus über das Meer und über dasselbe hinweg fuhr die ganze Nacht über ein starker Ostwind und machte das Meer trocken und die Wasser theilten sich von einander und Israel ging trocken hindurch und war ihnen das Wasser für Mauern zur Rechten und zur Linken. Die Egypter folgten, aber die hohe Hand des Herrn ließ Rosse und Wagen und Reiter und alle Macht Pharao's mit dem wiedereinbrechenden Wasser bedecken. Israel war gerettet.

Es ist nur zu bekannt, wie oft man in neuerer Zeit diese mosaische Erzählung als dem, wie man sagt, natürlichen Verlaufe ungemäß in Zweifel gezogen hat. Daß von einem sogenannten natürlichen Verlaufe die Rede nicht sein soll, ist von vorn herein zuzugeben, denn es sollte ganz eigentlich eine hohe Hand sein, die der Allmacht, die sich an den Egyptern erzeigte. Allerdings ist aber Alles natürlich zugegangen, insofern als Gott, der Herr der Natur, sich natürlicher Mittel bediente, um die außerordentliche, wunderbare Rettung der Juden in der Stunde der Gefahr zu bewirken: nur waren den Augen der damaligen Menschen die geheimen Kräfte der Natur noch nicht erschlossen und sind uns auch zum großen Theil jetzt noch nicht erschlossen. Wie viel

gewaltige Erscheinungen giebt es noch heut zu Tage in der Natur, die darum gar nicht wider den natürlichen Verlauf geschehen, weil wir die verborgenen Ursachen ihres Geschehens noch nicht kennen. Ich erinnere an die vulkanischen Erscheinungen, die Erdbeben, die Sturmfluthen, die Orkane und viele andere Phänomene auf der Erde und dem Wasser. Alles geht hier natürlich zu, aber diese Phänomene sind an keine Zeit und kein Gesetz gebunden, wie man in jeder Physik lesen kann — das schwache Auge des Menschen lernt erst nach und nach die Natur erkennen und ihre Kräfte. Das was man Ordnung der Natur nennt ist im Grunde nichts anderes als der beschränkte Gesichtskreis der Menschen. Am übelsten verfahren die platten, seichten Rationalisten, die Alles bei Mosis Durchgang durchs rothe Meer nur auf die natürliche Ebbe und Fluthzeit stellen wollen. Ganz gewiß ist, entweder muß man ganz in Abrede stellen, daß außer der sogenannten Ordnung der Natur etwas vorfallen könne oder man muß eben dieses Außerordentliche, dieses relativ Außerordentliche für die Fassung der Menschen, rein anerkennen. Es giebt hier keinen Mittelweg. Merkwürdig bleibt aber doch, daß von dieser für die damalige Welt außerordentlichen Begebenheit so lange Zeit hindurch so feste Ueberlieferungen sich im Orient namentlich unter den Arabern erhalten haben, die den Ort des Durchgangs noch heut zu Tage das Wunderthal nennen. Der Orient, Arabien, war der Schauplatz. Merkwürdig bleibt auch, daß man allerdings der Zeit nach verdoppelte Ebben kennen gelernt hat und darauf stark eintretende Fluthen. Binnen drei, höchstens vier Stunden konnten die dritthalb Millionen in Zügen zu 2000 Mann die drei englischen Meilen des trocken gelegten Meeres sehr wohl durchschreiten, wie Prof. Robinson, nach genommener Einsicht an Ort und Stelle, bezeugt. „Es giebt übrigens mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als die Philosophie sich träumen läßt,“ sagt Hamlet.

Moses war ein geplagter Mann sein Lebelang. Man kann sich vorstellen, was das für ein Volk war, das er ausführte, wenn man das festhält, was ich von dem Volkscharakter der Egypter gesagt habe. In den vierhundert Jahren, die sie in dem Lande zugebracht, waren sie begreiflich selbst Egypter geworden an Leib und Seele, das ganze egyptische Wesen war natürlich

in ihr Fleisch und Blut übergegangen. Dazu kommt, daß Exodus 12. ausdrücklich berichtet wird, daß viel „Pöbelvolk" aus Egypten mit den Juden auszog, die armen Leute, die nachher in der Wüste sich vornehmlich nach Egyptens Fleischtöpfen zurücksehnten und um das goldene Kalb herumtanzten. Welche Geistesenergie gehörte dazu, ein so geartetes, so knechtisches und doch wieder so hartes, halsstarriges Volk aus seiner ganzen knechtischen und abergläubischen Vorstellungswelt loszureißen, nachdem er, Moses, sich selbst — man kann es durchaus nicht verkennen — durch besondere göttliche Einwirkung davon zuerst losgerissen hatte. Die Mittel, die Moses gebrauchte, um das staunenswürdige Resultat einer Umänderung des Volkscharakters der Juden zu bewirken, waren der vierzigjährige Aufenthalt in der Wüste und seine Gesetzgebung.

Vierzig Jahre, die letzten vierzig Jahre eines Lebens, wie es in der alten Geschichte einzig dasteht, mußten die Juden in der Wüste — in der vollkommenen Abgeschlossenheit — leben, die ganze Generation, die in Egypten geboren und erzogen worden war, mußte aussterben, nur zwei Männer von denen, die in Egypten gewesen, Josua und Caleb, überschritten den Jordan, gelangten in das gelobte Land.

Ich komme nun zu der Gesetzgebung Mosis, dieser Gesetzgebung, die die größten Kenner der neueren Zeit, wie unser Justus Möser und Barthold Niebuhr, der römische Geschichtschreiber, und der berühmte Italiener Filangieri in seiner Scienza della legislazione mit Bewunderung erwähnen. Ich erwähnte oben: die Frage, was und wieviel die mosaische Gesetzgebung von der egyptischen angenommen, sei oftmals getrieben und auf sehr verschiedene Weise beantwortet worden. Die Hauptanregung zur Untersuchung dieses wichtigen Punktes kam durch zwei gelehrte Engländer, den Cambridger Dr. John Spencer, der im Jahre 1685 eine Schrift de legibus Hebraeorum, über die hebräischen Gesetze herausgab und ganz besonders durch die berühmte Schrift von Warburton: the divine legislation of Moses: sie erschien 1738. In diesem letzteren Buche über die göttliche Sendung Mosis stehen schon sehr bedeutende gelehrte Forschungen über egyptische Religion und Hieroglyphik. Warburton nimmt mit Spencer an, daß Egypten die große

Schule der Gesetzgebung war für die übrigen Völker der Erde. Wenn nun Moses, meint er, von dem Polytheismus der Egypter abging, so beweist dies seine göttliche Sendung. Er und Spencer halten dafür, daß der jüdische Ceremoniendienst aus dem egyptischen Götzendienst hervorgegangen sei — Moses hat sich fügen müssen dem Aberglauben der Juden, der durch die egyptische Priesterreligion verdorbenen Juden, die Opfer, die Beschneidung, die Einrichtung der Stiftshütte, des Tempels stammen aus Egypten.

Zwei Hauptpunkte nach meiner Meinung sind es, die die Gesetzgebung Mosis himmelweit von der egyptischen unterscheiden. Einmal: Moses gab allerdings statt der Vielgötterei, ich setze hinzu, statt der frivolen Vielgötterei der Egypter, seinem Volke die erhabene und reine Religion von der Einheit und Allmacht Gottes und er gab sie eben seinem ganzen Volke, allen zwei Millionen, die er mit gleicher Liebe umfaßte als Brüder, nicht blos den bevorzugten Geschlechtern. Die Juden hatte keine Geheimlehre für die aufgeklärteren Priester und den Aberglauben einer Volksreligion für die Massen. Es ist auf diesen Punkt gar ein bedeutendes Gewicht zu legen. Und dann zweitens: Moses machte sich auch nicht zum König, was er in seiner Stellung begreiflich gar leicht hätte werden können. Der bescheidene Mann, der zu Gott, als von diesem ihm die Aufforderung kam, vor den Egyptern zu reden, sich weigernd gesagt hatte: „Mein Herr, sende, welchen du senden willst, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen, ich bin von unbeschnittenen Lippen," dieser bescheidene Mann, der sich nicht in sein hohes Amt als Prophet und Gesetzgeber seines Volkes eingedrängt hatte, der mit so überschwenglicher Geduld die unermeßliche Last dieses Amts trug, dieser bescheidene Mann, der sogar die hohepriesterliche Würde seinem Bruder Aaron ließ, Moses begnügte sich, seinem Volk auf den Rath Jethro's, des Priesters in Midian, eine aristokratisch-demokratische, eine Stamm- und Aeltesten-Verfassung noch vor dem Empfang der Gesetztafeln zu geben; er begnügte sich ihr Richter zu werden. Die Bibel sagt: Exodus 18. „Er, Moses, erwählte redliche Leute aus ganzem Israel und machte sie zu Häuptern über das Volk, etliche über tausend, über hundert, über funfzig und über zehn." Diese Leute, von denen nichts

weiter verlangt wurde, als daß sie „Gott fürchteten, wahrhaftig, redlich und dem Geize feind seien,“ diese Leute waren die siebzig Aeltesten, sie sollten das Volk alle Zeit richten in kleinen Sachen, an ihn sollten die schweren gebracht werden. Aus diesem Aeltesten-Institut ist nachher das Obergericht der Juden, als sie Palästina eingenommen, das große Sanhedrin zu Jerusalem hervorgegangen, welches die Hauptaufsicht über den Gottesdienst hatte, die Hohenpriester (und später die Könige) wählte, die Feste ordnete, Bündnisse abschloß und die höchste Macht bildete im ganzen Lande in der Art wie ungefähr heut zu Tage das Parlament in England. — Es wird ausdrücklich in der Bibel der Ausdruck gebraucht: „aus ganzem Israel, aus ganzem Volke erwählt.“ Mosis Staat war weder eine Priesterherrschaft, noch eine Despotie wie Egypten: es war eine aristokratische Demokratie, eine Herrschaft des Volks durch die Besten, die das Volk erwählte, diese Verfassung dauerte vier hundert Jahre, die Periode der Richter hindurch, dann erst kamen die Könige, sie kamen gegen den Willen Gottes, der selbst ihr einiger Herr und König sein wollte, sie kamen gegen die Weigerung Samuel's, des Hohenpriesters, Gott gab sie ihnen im Zorne. Diese Könige waren aber nicht etwa unumschränkt, wie die von Egypten oder wie in neuerer Zeit Ludwig XIV.; sie durften nicht einmal im Sanhedrin erscheinen, um das Recht nicht zu beugen, die Stimmen frei zu erhalten. Mit den späteren schlechten Königen erst kam eine Priesterherrschaft, statt der Herrschaft des Gesetzes, und zuletzt in dem zweiten Reiche der Juden nach der babylonischen Gefangenschaft rissen die Hohenpriester sogar das Recht der Oberherrschaft an sich. Ich mache darauf ausdrücklich aufmerksam, wie stimmt diese Priesterherrschaft mit dem Geist des Gesetzes Mosis? Wie straft Christus der Herr, der den Juden den Geist dieses Gesetzes auslegte, die Priester, die Pharisäer, die Schriftgelehrten und Heuchler! Die größten Männer des jüdischen Volks, die Propheten, waren das herrschsüchtige Priester? Sie waren nicht einmal alle aus priesterlichem Stamm, sondern Gott erweckte sie mitten aus dem Volke. Wie spricht Nathan zu David, dem König, da dieser zu Bathseba eingegangen war und Uria den Todesbrief geschrieben hatte? Seine Worte sind die schönste Apologie für die Armen im Volke, die Armen, die nur ein einiges

kleines Schäflein haben. Was that Elias, der Prophet mit den 450 wohlbestallten Baals-Pfaffen der Königin Isabel aus Phönizien auf dem Berge Carmel? Sind die großen Propheten, Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel stolzirende Priester gewesen? Arme und geplagte Leute sind sie gewesen, ehrliche Leute, die auch so thaten, wie sie sprachen, die die wohlbestallten, aber servilen, den Königen Juda's nach dem Munde redenden Priester gewaltig gestraft und darüber zum Theil den Märtyrertod erlitten haben — als Ketzer. Jesaias, sagt man, ist unter König Manasse mit einer hölzernen Säge zerschnitten, auch Ezechiel ist erschlagen worden, beide von ihren Landsleuten mit Bewilligung der Priester. Jeremias ward gesteinigt in Egypten, nur Daniel starb eines geruhigen Todes unter den edeln Persern. Von den kleinen Propheten sind Amos und Micha durch die Könige und Priester hingerichtet worden. Man denke an die Worte des Herrn: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind!" Eben dieser Herr starb durch die Hand des Hohenpriesters Caiphas. — Nein, der jüdische Staat ist keine Priesterherrschaft gewesen, von Anfang, durch Moses — er ist aber allerdings zu einer Priesterherrschaft entartet unter den Königen Juda's, den letzten schlechten Königen Juda's, und im zweiten Reich der Juden nach dem babylonischen Gefängniß, wo die Hohenpriester alle Auctorität an sich rissen; Priester und Leviten waren es dann zuletzt auch zum meisten Theil, die im Sanhedrin saßen. Gerade aber um diese Priesterherrschaft zu vertreiben, kam Christus der Herr zu den Pharisäern und Heuchlern: die Boten, die er erwählte, waren keine Priester, es waren Fischer, Teppichweber und Zöllner, und auch diese Boten sollten wieder alle Brüder und einander gleich sein, keiner herrschen.

Denselben Geist der Mäßigung, den Mosis Gesetzgebung im Fundament der Verfassung des Staats, der Anordnung der höchsten Gewalt zeigt, zeigt sie auch in den weiteren Institutionen, die er anordnete. Der Staat ward auf Ackerbau gegründet, eine feste Ackervertheilung, die er von Anfang einführte, unter den zwölf Stämmen, sollte eine Gleichheit des Volkes auch in dem materiellen Wohlstand herstellen. Was alle Lykurgische Ländereienvertheilungen in Sparta, alle agrarischen Gesetze der Römer

nicht auszurichten vermochten, ward hier bei Moses erreicht. Die Aecker wurden fest vertheilt unter die zwölf Stämme nach ihrer Kopfzahl, „vielen viel und wenigen wenig,“ Grund und Boden blieb bei den einzelnen Geschlechtern, nur die Söhne erbten und zwar die Erstgebornen doppeltes Theil, erst wenn keine Söhne da waren, die Töchter, die dann aber nicht in ein anderes Geschlecht heirathen durften, damit sie nicht das Land ihrem Stamme entfremdeten. Um diese Gleichheit stehend zu erhalten, der Anhäufung des Landeigenthums in den Händen Weniger zu begegnen, war das Feier- oder Sabbathsjahr und das Jubeljahr geordnet. Sechs Jahre hindurch wurden die Felder bestellt, die Weinberge bebaut: im siebenten Jahre ruhte alles Land. Nach siebenmal sieben Jahren, im funfzigsten, mußte alles unterdeß verkaufte Land an die vorigen Besitzer zurück fallen und eben so die Juden, die sich zu Sklaven gemacht, freigegeben werden. Man hat in neuerer Zeit behauptet, daß diese Ordnungen nicht inne gehalten worden sind, wäre dies auch nicht der Fall, so würde es der Vortrefflichkeit des Instituts doch keinen Abbruch thun können. Man ist aber wie in so vielem, auch hierin zu weit gegangen. So viel nur ist gewiß, Jeremias, der im 7ten Jahrhundert vor Christus lebte, straft die Juden, daß sie das Freijahr zu seiner Zeit nicht gehalten; in den Makkabäern, nach dem Babylonischen Exil, kommt die Erzählung von einer Freijahrsfeier ausdrücklich vor.

Die Leviten waren der einzige Stamm, dem kein Land zugewiesen ward, sie, die Gehülfen der auf Aarons Geschlecht beschränkten Priester, wurden in acht und vierzig Städte, wozu man einiges Feld der Umgebungen schlug, vertheilt. Sie erhielten den Zehnten. Dieser Zehnte war eine Vermögenssteuer, eine nach dem Vermögen normirte Steuer, die billigste Steuer, die es giebt. Sie erstreckte sich auf das gesammte Einkommen, Getreide, Wein, Oel, die Erstgeburt der Schaafe und Rinder. Die Leviten gaben wieder den Zehnten den Priestern. „Diese älteste Steuer des Zehnten, die schon unter Abraham vorkommt, der sie dem Melchisedek gab, dem König und Priester zu Salem, ist, sagt Luther, die billigste unter allen, weil sie niemand beschwert, weil sie steigt und fällt, je nachdem der Segen Gottes ist und die Erde ihr Gewächs giebt. Diese Steuer hat

von der Welt Anbeginn an fast göttliches Gezeugniß, ja es wäre noch zu wünschen und zu leiden, daß man, alle andere Beschwerung abgethan, von den Leuten den Fünften nähme, wie Joseph in Egypten — aber nun solch ordentlich Wesen in der Welt nicht ist, muß ich daran verzweifeln."

Es ist diese Stelle sehr merkwürdig: Luther stellt damit den damaligen Zustand Deutschlands in Betreff der auf's Volk gelegten Lasten selbst noch unter Egypten. Seit den dreihundert Jahren von Luther her sind die Lasten und Steuern bekanntlich in fortwährendem Steigen begriffen gewesen, bis auf die Revolution und den heutigen Tag. Unsere Politiker haben daher wenig Anspruch, den Moses so gering zu schätzen.

Das Gesetz, die zehn Gebote, das lebendige Wort, das Moses auf dem rauchenden Gipfel des dunkeln Granitberges Sinai unter Donner, Blitz und Posaunenschall empfing, ist die vollendetste Moral, wie sie zur geistigen und leiblichen Glückseligkeit der Menschen dienen kann: in diesen zehn Geboten ist alles enthalten, was dem Menschengeschlecht zu halten, zu befolgen nöthig ist, damit es in Liebe und Friede unter einander wohne auf Erden. Menschliche Gesetzgeber haben dicke Gesetzbücher verfaßt, worin die Verbrechen und Strafen verzeichnet stehen: in den zehn Geboten Mosis ist dies alles erschöpft und beschlossen, sie gehen von den Grundbedürfnissen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen aus und sind darauf berechnet, alle Forderungen dieser sittlichen und sinnlichen Natur im Einklang zur Ausbildung zu bringen.

Moses war der Erste, der die Ordnung der natürlichen Stände festsetzte und ihnen ihre besondern Rechte und Pflichten anwies. Ich sage ausdrücklich: die Ordnung der natürlichen Stände, des Regenten-, des Lehr- und des Hausstandes. Ich meine nicht mittelalterliche Stände oder die alten Kasten, ich meine die Stände des gemeinen Lebens. Er schrieb den Richtern und Amt-Leuten, der Obrigkeit, ihr Recht vor, er wies die Priester an, wie sie den Gottesdienst versorgen, das Volk lehren sollten, er hielt die Hausherren an, wie sie ihre Kinder und ihr Gesinde zur Gottesfurcht aufziehen sollten. Häusliche, mit Andacht durchdrungene, strenge Zucht und Sitte war die innerste Seele der Gesetzgebung Mosis. Noch zeichnet das so tief herabgekom-

mene Volk der Juden zum Theil diese Familienzucht, diese Häuslichkeit aus. Wie unendlich ist der Fortschritt in den Familienzuständen gegen Egypten, der durch **Moses** bewirkt wurde! Der jüdische Staat ist der erste, dem wir in der Geschichte begegnen, der nächst Ackerbau auf ein geordnetes **Familienleben** gegründet ist.

Die Mosaische Religion ist wesentlich die Religion von einem einigen, allmächtigen — aber unsichtbaren Gotte. Zwar heißt es von Moses, daß er „geredet habe mit Gott von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann redet mit seinem Freunde.“ Als aber Moses begehrte, Gottes Herrlichkeit zu sehen, erfolgte die Antwort: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen: denn kein Mensch wird leben, der mich siehet, ich will aber vor dir her all' meine Güte gehen lassen und will lassen predigen des Herrn Namen vor dir.“ Und wenn es dann weiter heißt: „Da kam der Herr hernieder in einer Wolke und trat daselbst in der Felskluft, wo Moses stand, bei ihm und predigte von des Herrn Namen. Und da der Herr vor seinem Angesicht überging, rief er: Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, der du beweisest Gnade in tausend Glied und vergiebest Missethat und Sünde und vor welchem Niemand unschuldig ist, der du die Missethat der Väter heimsuchest auf Kinder und Kindeskinder, bis ins dritte und vierte Glied,“ — wenn es so heißt: „Der Herr kam hernieder und predigte von des Herrn Namen,“ so ist der Gott Israel gemeint, der Heiland der Welt, der in der Fülle der Zeit als Mensch geboren werden sollte, derselbe Gott Israel, den nächst Moses und Aaron auch die 70 Aeltesten gesehen halten — „unter dessen Füßen es war, wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist.“ Denn, während noch die Griechen Altäre errichteten, worauf geschrieben war: „dem unbekannten Gott“ war der Gott Israel allerdings dem Volke der Juden ein bekannter, ein Gott ihrer Väter.

Die Religionen der gesammten alten Welt, waren politische, waren Nationalreligionen — noch die olympischen Götter der Griechen waren einheimische Götter. Die Religion der Israeliten war aber eine kosmopolitische, eine allgemeine Religion. Ihr Jehovah war der einige, allgemeine Gott für alle Völker der Erde. Noch

der König Salomo, als er den Tempel einweihte, hielt diese große Perspective, die man so oft außer Augen läßt, um nur den Jehovah recht klein erscheinen zu lassen, fest im Auge. Es heißt in seinem Tempeleinweihungsgebete: „Wenn auch ein Fremder, der nicht deines Volkes Israel ist, kommt aus fernem Lande, um deines Namens willen, so wollest du ihn hören im Himmel, auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen erkennen, daß sie dich auch, wie dein Volk Israel fürchten."

Außerordentlich complicirt war der Ceremoniendienst, den Moses anordnete. Es waren dies die scharfen Stangen, an denen das jüdische Volk, dies knechtische Volk und doch von hartem Nacken und halsstarrigem Herzen, auferzogen werden sollte, ja auferzogen werden mußte, um das aus ihm zu machen, was aus ihm gemacht werden sollte. Man glaube doch ja nicht, daß es ohne einen solchen Zügel gegangen wäre. Ein im Diensthause Jahrhunderte lang geknechtetes, geprügeltes Volk bedarf eines solchen Zügels. Die Menschenbildung erfolgt nicht in Sprüngen — es geht nicht an, aus Knechten sogleich freie Männer zu schaffen — es fällt unmöglich, Sklaven, deren Ketten gebrochen worden, sogleich der vollen Freiheit zu überlassen; vor Sklaven, die ihre Ketten brechen, muß man zittern, ehe man sie gezähmt hat. Die französische Revolution ist hiervon in neuester Zeit ein durchschlagender Beweis gewesen.

Vieles von dem jüdischen Ceremoniendienst war auf den egyptischen Hintergrund gestellt, dies ist durchaus nicht zu verkennen. Ein neuerer Gelehrter, Professor Hengstenberg in Berlin, hat in einem besonderen sehr tüchtigen und gelehrten Werke erst in diesem Jahre nachgewiesen, wie gar Vieles im Judenthum, wie die weißen Kleider der jüdischen Priester, das Licht und Recht im Schild des Hohenpriesters, die Cherubim der Stiftshütte über dem Gnadenstuhl, der Sündenbock der Juden, die rothe Kuh, die Speisegesetze, das Institut der heiligen Weiber und das der Nasiräer aus Egypten entlehnt ist. Die Stelle, die diese Entlehnung rechtfertigen soll, ist zu merkwürdig gefaßt, als daß ich sie nicht hier anführen sollte: „Je ursprünglicher, sagt er, selbstständiger und einzigartiger die israelitische Religion in Bezug auf den Geist war, desto weniger hatte sie es nöthig mit scheuer Aengstlichkeit jede äußere Berührung mit den Religionen

anderer Völker zu vermeiden, desto freier konnte sie sich die schon vorhandenen passenden Formen aneignen, desto unbefangener die Vortheile benutzen, welche die Gewohnheit darbot." — — Als wenn die priesterliche Zuchtmeisterei, wie das Ceremonienwesen ausdrücklich im Neuen Testamente genannt wird, ein Vortheil gewesen wäre! Eine Nothwendigkeit und zwar eine traurige Nothwendigkeit war es, eine Nothwendigkeit in der Menschennatur, wie sie nun einmal ist, begründet. Ich wiederhole es: das Ceremonialgesetz war nur „der Zuchtmeister auf Christus."

Ich enthalte mich billig in dieser sehr delicaten Frage, wie viel vom Ceremonialgesetz aus Egypten stammt, meine Meinung zu sagen; ich hoffe, die historische Forschung, welcher Theologen so wenig wie Philosophen aus dem Wege gehen können, wird näheren Aufschluß bringen. Gewiß ist, „das Reich Gottes kommt und kam nie mit äußeren Gebehrden." Wie ganz anders legt Jesus Christus den Moses aus, als die Pharisäer und Schriftgelehrten ihn verstanden! Allerdings ist die Mosaische Religion die Religion der Knechte — der Knechte Gottes zu nennen, aber sie sollte zur Freiheit führen. Christus brachte diese Freiheit: das Christenthum ist das vollkommene Gesetz der Freiheit. Nimmermehr dürfen wir uns wieder in das sklavische Joch eines Priesterthums, sei es so fein es wolle, fangen lassen. Wer Protestant ist, protestire! —

Die Meinung John Spencers, der auch die Opfer von den Egyptern herleitet, kann ich nicht theilen: die Opfer sind so alt, wie die Menschen, schon Abel, den Cain erschlug, brachte dem Herrn Opfer. Es ist überhaupt festzuhalten: Ueberlieferungen der wahren Religion, wie sie Noah gehabt, liegen gewiß auch dem egyptischen Götterdienst und noch mehr den egyptischen Mysterien zum Grunde. Von Noah, der die wahre Religion hatte, stammen ja auch die Egypter. Durch Joseph, der eine so hohe Stellung im Lande erhielt, der Schwiegersohn des Ersten unter den Priestern des Landes ward, ist eine Erneuerung der Lehre vom wahren Gott unter die Egypter gekommen, die man gar sehr in Anschlag bringen muß.

Moses sah das gelobte Land nicht: nachdem er die vierzig Jahre in der Wüste mit seinen ausgeführten Brüdern noch verlebt, ward er zu seinen Vätern versammelt, er starb im 120sten Jahre

seines, ich wiederhole es, in der alten Geschichte einzig dastehenden Lebens. Bescheiden, wie er im Leben gewesen, war er auch noch im Tode: um einer abergläubischen Verehrung seiner Todtenüberreste vorzubeugen, starb er einsam auf dem Berge Nebo, Jericho gegenüber, Niemand hat sein Grab erfahren. Josua und Caleb, die einzigen zwei Männer, die noch Egypten gesehen, führten das Volk Israel über den Jordan ins gelobte Land ein, ins einstmals schöne Hügelland von Palästina, das von der Wüste Arabiens bis zu den Cedern des Libanon hinauf sich erstreckte, ein schmaler Landstreif zwischen dem Jordan und dem mittelländischen Meere, ein Land wo Milch und Honig floß, — jetzt, nachdem es seine edelste Perle verworfen und die Drohung, daß ihr Reich ihnen soll wüste gelassen werden, buchstäblich in Erfüllung gegangen, wie die Reisenden berichten, ein Land dicht übersät mit Blöcken und Steinen, — eben so wie Babel eine Stätte der Raubthiere geworden, der Ort, worauf die Stadt gestanden, niemals wieder zu Flor gekommen ist.

Nachdem das Land eingenommen und durchs Loos unter die zwölf Stämme eingetheilt worden war, folgten 400 Jahre unter Richtern, von denen Gideon, Jephtha und Simson die bekanntesten sind. Dann erst, nach 400 Jahren, begehrten die Aeltesten einen König zu haben, der sie richte, und in ihren Kriegen vor ihnen ausziehe, „daß sie auch seien wie alle andere Heiden.“ Sie erhielten diesen König, dessen hartes Recht vergebens Samuel ihnen vorgestellt hatte, in Saul. Er und seine zwei Nachfolger regierten jeder vierzig Jahre. Auf Saul kam David, der schöne, kleine, kluge Schaafhirt und Harfenspieler, der streitbare Held, der den Philisterriesen Goliath erschlug, der Erbauer von Zion, der Burg zu Jerusalem, der Sänger der Psalmen, der Freund Jonathans, des Sohnes Sauls, seines Feindes, der Mann nach dem Herzen Gottes. Wie oft ist doch dieser David geschmäht worden! Die geistreichen, aber stolzen Philosophen, die weit weniger geistreichen, aber hochgelehrten und hochgestellten scheinheiligen Schriftgelehrten bis zu den gar nicht geistreichen, aber vegetativ-freudigen rationalistischen untersten Pastoren herunter, sie alle haben diesen hohen Mann nur so über die Achsel angesehen, sie sahen nichts in ihm, als den Ehebrecher und Mörder. Er ist dies gewesen, er ist gefallen, ist tief

gefallen, weil er hoch stand und weil er ein Mensch war, Fleisch und Blut, das schwach ist. Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Begierde zieht ihn zur Erde. Aber wie herrlich hat sich David von diesem Falle erhoben, wie ist er in sich geschlagen, als der Prophet Nathan ihm die schöne Gleichnißrede vom armen Manne und seinem einigen kleinen Schäflein und dem reichen Manne vorgelegt und mit dem Donnerwort: „Du bist der Mann" ihn nüchtern gemacht hatte. Die stolzen Heiligen richten ein falsches Gericht, wenn sie dem David nicht die Ehren zuerkennen, deren er werth ist. David war der frömmste, demüthigste König, den die Welt sah, in der Leidenschaft konnte er sich vergessen und einen tiefen Fall thun, aber sein Herz war aufrichtig, rechtschaffen vor Gott, er zeigte seine Missethat an, er verzweifelte nicht, er glaubte an den, der Sünde vergiebt und seine blutrothe Sünde ward schneeweiß gewaschen. Die stolzen Heiligen können dies nicht reimen: den armen, durch ihre Unwürdigkeit niedergebeugten Herzen ist David jederzeit ein ausgezeichnetes Exempel der überschwenglichen Gnade Gottes, die das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, den glimmenden Docht nicht auslöscht, gewesen. Ich wiederhole es, kein glorreicher, aber ein großmüthiger und milder König war David. Die schwerste Sache im Leben, Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung, Liebe auch gegen seine Feinde, hat er bewiesen; man denke an Saul, der ihn verfolgte und den er in der Höhle zu Engeddi und wieder in der Wüste Ziph schonte, am Salzmeer.

David's Königreich war ein mildes Königreich: das seines Sohnes Salomo's näherte sich schon einer orientalischen Haremsdespotie. Dieser Salomo, dessen Weisheit noch heut zu Tage im Munde aller orientalischen Völkerschaften lebt, war der weiseste Mann der Welt. „Gott gab ihm, heißt es in den Königen, sehr große Weisheit und Verstand und getrostes Herz, hohe Gedanken, wie der Sand, der am Ufer des Meeres liegt, daß die Weisheit Salomo größer war, denn aller Kinder gegen Morgen und aller Egypter Weisheit und war weiser, denn alle Menschen. Und er redete dreitausend Sprüche und seiner Lieder waren 1005. Und er redete von Bäumen, von der Ceder des Libanon an bis zum Ysop, der aus der Wand wächst. Auch redete er von Thieren, von Vögeln, vom Gewürm und von

Fischen. Und es kamen aus allen Völkern zu hören seine Weisheit, auch die Königin vom Reich Arabien kam vom Ende der Erden. Alle Welt begehrte Salomo zu sehen, daß sie die Weisheit hörten, die ihm Gott in sein Herz gegeben hatte. Und jedermann brachte ihm Geschenke, silberne und goldne Geräthe, Kleider und Harnische, Gewürze, Pferde, Maulthiere jährlich. Und der König machte des Silbers und Goldes zu Jerusalem so viel, wie die Steine. Des Silbers achtete man zu den Zeiten Salomo's nicht."

Dieser selbige weise Salomo aber neigte sein Herz zu den Weibern, zu den ausländischen Weibern, davon der Herr gesagt hatte zu den Kindern Israel: „Gehet nicht zu ihnen und lasset sie nicht zu euch kommen, sie werden gewiß euere Herzen neigen zu ihren Göttern." Es wird ausdrücklich in der Bibel gesagt, daß Salomo 700 Weiber zu Frauen und 300 Nebenfrauen hatte, darunter namentlich eine Tochter Pharao's aus Egypten und Frauen von Sidon, der großen Handelsstadt Phöniziens, des Nachbarlands, des schmalen Küstenstreifs zwischen Mittelmeer und Libanon gelegen.

Mit diesen Phöniziern trat Salomo noch in eine andere wichtige Beziehung, er schloß mit ihnen Handels- und Schifffahrtsverträge ab. Unter Salomo wurden die Juden ein handelndes Volk, nachdem sie früher Ackerbauer und noch früher Hirten gewesen waren. Die Geschichte der Phönizier und die der Perser, zweier Völker, durch die das Reich Juda wesentliche Veränderungen und zuletzt seinen Untergang erfuhr, wird der Gegenstand der nächsten Vorlesung sein.

Sechste Vorlesung.

Die Phönizier, der Untergang Juda's und die persische Monarchie.

Die Phönizier sollen mit den Babyloniern von gleicher, semitischer Abstammung sein, ihre Sprache ist es, die diese Verwandtschaft nachweisen soll. Die Bibel stellt sie, wie die Canaaniter, die Urbewohner Palästina's, welche von den Juden ausgetrieben wurden, als Nachkommen Ham's dar. Ihre Urgeschichte liegt im Dunkeln. Sie sollen vom arabischen Meerbusen hergekommen sein, wo sie als Troglodyten, als Höhlenbewohner lebten. Armuth, Noth und Bedrängniß trieb sie an das dürre Ufer des mittelländischen Meeres. Hier legten sie sich auf den Handel. Schon zu Homer's Zeiten waren sie wohl bekannt; er beschreibt sie als:

— — — — — — „der Seefahrt kundige Männer,
Gaudiebe, allerlei Tand mitführend im dunkelen Meerschiff."

Die Phönizier waren das Hauptindustrievolk der alten Welt, ihre Städte die ersten Handelsrepubliken: was die Engländer heut zu Tage sind, was die Italiener im Mittelalter waren, das waren die Phönizier in den ältesten Zeiten. Die günstige Lage ihres Ländchens im Osten des Mittelmeeres, in der Mitte dreier Welttheile, in der Nähe der hafenreichsten Küsten dieser drei Welttheile, weckte den Geist dieser Industrie und des Weltverkehrs. Die Cedern des Libanon, die Tannen des Antilibanon, die Eichen von Basan im Süden von Damaskus, die schönen Holzarten von Chitim auf Cypern waren das nahe und vortrefflichste Material zum Schiffbau. Sie sind wahrscheinlich das erste, meerbeschiffende Volk gewesen, sie bauten Ruderschiffe und gebrauchten den Wind zum Segeln, ihre Segel waren von gestickter Seide aus Egypten. Sie fuhren bei Nachtzeit nach den Ster-

nen, insonderheit nach dem Gestirn des Bärs: sie schifften, an den Küsten des Mittelmers sich haltend, hin, Griechenland und Sicilien vorbei bis nach Spanien und durch die Säulen des Herkules, die Meerenge von Gibraltar, bis Britannien und Preußen. An den Küsten des Mittelmeeres errichteten sie Handelsstationen und Colonien: solche Stapelplätze und Colonien besaßen sie in Sicilien, Sardinien, den Balearen, auf der ganzen nordafrikanischen Küste. Ihre wichtigste Colonie, die hier gegründet wurde, war Carthago, auf das wir in der Geschichte der Römer zurückkommen werden. In Spanien, von wo sie Gold und Silber holten, gründeten sie Tarschisch oder Cadix, aus Britannien holten sie Zinn; Bernstein von den Küsten von Preußen. — Rückwärts lag ihnen das reiche Asien, dahin trieben sie den Handel mittelst Caravanen; auf den Märkten Babylons vertauschten oder verkauften sie die Erzeugnisse ihres Landes. Von Arabien brachten sie Räucherwerk und Gewürze, aus Ostindien erhielten sie baumwollene und seidene Kleiderstoffe, Diamanten, Perlen, Gewürze. Eziongebr an der Spitze des rothen Meeres ward die Hauptniederlage ihres Handels für Asien, wie Cadix es für Afrika war und für Europa. Von hier ward nach Ophir, nach Indien geschifft. Von Norden her aus Armenien brachten sie Sklaven und Pferde. Juda verkaufte ihnen Waizen, Honig, Oel, Balsam und Mastix.

Der Handel ist der Haupthebel der Industrie: die Phönizier waren das erste Volk, das einsah, daß es den Hauptgewinn bringt, Industrieproducte ihres Landes gegen Naturproducte fremder Länder auszutauschen. Wir finden bei den Phöniziern, dem ersten großen Handelsvolk der Erde auch die erste große Industrie: sie hatten bedeutende Leinwand- und Wollwebereien, die sidonischen Gewänder kommen schon bei Homer vor, aus dem Gold und Silber Indiens, Afrika's und Spaniens bereiteten sie künstliche Gefäße, Schmuck und mancherlei Geräthe. Ihre Haupterfindungen sind das Glas und der Purpur. In ihren Glasfabriken wurden falsche Edelsteine, Zierrathen und Gefäße, der mancherlei Tand, dessen Homer gedenkt, gemacht, die phönizischen Purpurgewänder waren im ganzen Alterthum die prächtigsten, die man kannte.

Die Phönizier waren die ersten, die Silber als Geld brauchten: auf den Balearen sind viele phönizische Münzen gefunden

worden, punische Charaktere finden sich auf den Münzen der griechischen Städte Siciliens. Sie waren auch nächst den Babyloniern das erste Volk, das Buchstabenschrift erfand.

Die Verfassung der Phönizier war eine republikanische Städteverfassung. Die Phönizier constituirten sich zu den ersten Handelsrepubliken. Städtische Magistrate mit einem König an der Spitze beherrschten diese Republiken. Die einzelnen Städte traten in einen Bund zusammen, an dessen Spitze die erste Stadt war, Sidon. Von Sidon ward Tyrus gegründet, das die größte Handelsstadt des Alterthums ward, der große Heidenmarkt, von dem die Bibel sagt, daß „ihre Kaufleute Fürsten waren," wie es im Mittelalter die italienischen Kaufleute wurden, z. B. die Medizeer, und heut zu Tage die Engländer sind.

Schon Homer tadelte die Sitten der Phönizier, als eines vorzugsweise gewaltthätigen und trügerischen Volkes: sie waren berüchtigte Seeräuber, Menschenverkäufer, über die Maaßen wollüstig und treulos, punische Treue ward zum brandmalenden Sprichwort. Die Bibel bezeichnet sie als die ärgsten Götzendiener der alten Welt. Ihr Hauptgott war der Baal, den die Juden zum Spott Baal Sebub, Fliegengott oder Beelzebub nannten und der auch als Moloch vorkommt, das Sinnbild der Sonne. Er wird abgebildet als ein grimmig blickendes stierköpfiges Bild von Erz, mit ausgestreckten Armen, um seine Opfer zu empfangen. Das Hauptopfer was er erhielt, waren Kinder. Das Bild wurde glühend gemacht, die Mütter opferten dem Moloch ihre Kinder, indem sie dieselben in eigner Person in seine glühenden Arme einlegten. Das Freudengeheul der Priester, der Baalspfaffen, die in rothen Gewändern den Altar des Gottes umtanzten und rauschende Musik mußte das Geschrei der Kinder übertäuben. Die Hauptgöttin neben Baal oder Moloch, dem Hauptgott, war Baaltis oder Astarte, das Sinnbild des Mondes oder der Erde, der schaffenden gebährenden Kraft: Herodot beschreibt ausführlich den wollüstigen Dienst dieser Göttin, welcher forderte, daß jedes Weib der Baaltis sich opfere, wie man später der Venus auf Cypern sich hingab. Je öfter dies geschah, desto lieber glaubte man der Göttin zu werden.

Mit diesem kühnen, gewerbfleißigen materiellen Handels- und Götzendiener-Volk verband sich nun Salomo, der weise König

der Juden: er nahm phönizische Weiber in seinen Harem, ließ seinen Palast und Tempel von phönizischen Bauleuten bauen und schloß mit ihnen Handelstractate. Es heißt in den Königen: „Und Salomo machte auch Schiffe zu Eziongebr am Ufer des Schilfmeers. Und Hiram, der König zu Tyrus, sandte seine Knechte zu Schiff, die gute Schiffleute, und auf dem Meer erfahren waren, mit den Knechten Salomo. Und kam gen Ophir. — Die Meerschiffe des Königs, die auf dem Meer mit den Schiffen Hirams fuhren, kamen in drei Jahren einmal und brachten Gold, Silber und Elfenbein, Affen und Pfauen." Es ist merkwürdig, was man von dem Uebergehen der Benennungen indischer Waaren in das Hebräische und Griechische entdeckt hat: so heißt z. B. Baumwolle im Sanskrit Karpasa, im Hebräischen Karpas, Pfeffer im Sanskrit Pippali, im Griechischen Peperi.

Die Folge der engen Verbindung Salomo's mit den Phöniziern war das Einreißen ihres abscheulichen Götzendienstes in Juda. Es heißt ausdrücklich in den Königen: „Und da Salomo alt war, neigeten seine ausländischen Weiber sein Herz, fremden Göttern nach, daß sein Herz nicht ganz war mit dem Herrn seinem Gott, wie das Herz seines Vaters David. Also wandelte Salomo Astheroth nach, dem Gott derer von Sidon und bauete eine Höhe dem Moloch."

Das harte Recht der Könige, das der Hohepriester Samuel den Aeltesten vorgestellt hatte, um sie abzuhalten, sich einen König nach der Weise der Heiden zu erwählen, trat unter Salomo ein. „Salomo lud ein schweres Joch auf Juda." Wie Samuel ihnen vorausgesagt hatte: „Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von eurer Saat und Weinbergen und Heerden wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben und ihr müsset seine Knechte sein" — das ging jetzt unter Salomo in Erfüllung. Er zuerst richtete einen glänzenden Hofstaat ein, einen großen Harem nach orientalischer Weise, und hielt sich eine Garde von 12,000

Reitern, die Pferde hatte er aus Egypten kommen lassen: er hielt deren schon 40,000 zu 1400 Streitwagen. Im Buch der Könige steht sein Hof- und Beamtenstaat aufgezeichnet: drei Schreiber, ein Kanzler, ein Feldhauptmann, zwei Priester, ein Hofmeister, ein Rentmeister, einer der als „Freund des Königs" vorkommt, also in seiner nächsten Umgebung stets war und einer über die zwölf Amtleute, die Salomo in Juda setzte, bilden diesen Hofstaat. „Und die Amtleute versorgten den König Salomo, heißt es, und alles was zum Tisch des Königs gehörte, ein jeglicher hatte einen Monat lang des Königs Haus zu versorgen und ließen nichts fehlen. Juda aber und Israel war viel, wie Sand am Meer und aßen und tranken und waren fröhlich. Jeglicher in Juda und Israel wohnte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, so lange Salomo lebte."

Aber sobald Salomo zu seinen Vätern versammelt worden war, brach die Unzufriedenheit aus. Schon bei Lebzeiten Salomo's war Jerobeam, ein streitbarer Mann, über zehn Stämme von Juda zum König gesetzt worden durch die Hand des Propheten Ahia und nach Egypten geflohen. Jetzt kam er zurück und trat mit der ganzen Gemeinde Israel zu Salomo's Sohn Rehabeam und sprachen: „Dein Vater hat unser Joch zu hart gemacht; mache das schwere Joch leichter und wir wollen dir unterthänig sein." Die Aeltesten, die Rehabeam befragte, riethen ihm, dem Volk zu Willen zu sein, Rehabeam aber verließ den Rath der Aeltesten und hielt einen Rath mit den Jungen, die mit ihm aufgewachsen waren und vor ihm stunden. Diese, sein neuer Hofstaat, riethen das Gegentheil ihm an. „Und der König, heißt es, redete mit dem Volk nach dem Rath der Jungen und sprach: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will mit Scorpionen euch züchtigen." Also gehorchte der König dem Volke nicht. Da aber „das ganze Israel" sah, heißt es weiter, daß der König sie nicht hören wolle, gab das Volk dem Könige eine Antwort und sprach: „Was haben wir denn Theils an David, oder Erbe am Sohn Isai? Israel hebe dich zu deinen Hütten. So siehe du zu deinem Hause David. Also ging Israel in seine Hütten."

Israel, die zehn Stämme fielen ab von Juda und Benjamin — über diese blieb Rehabeam König. Es ist wohl zu

merken, daß dieser Abfall in der heiligen Schrift nicht gemißbilliget wird. Er ist das erste Precedent für das Recht, das Nationen — ganze Nationen, nicht Factionen haben, ein unerträgliches Joch abzuschütteln, ein Recht, das man in der neuen Zeit erst, wie der amerikanische Gesandte zu Berlin Mr. Wheaton in seiner eben erschienenen Geschichte des Völkerrechts bemerkt, im Westphälischen Frieden wieder anerkannt hat in Bezug auf die Schweiz und Holland. Sogar der legitime Herr von Haller in seiner Restauration der Staatswissenschaften erkannte jenes Precedent des Abfalls des Reichs Israel an.

Nur hundert und zwanzig Jahre lang war das Königreich der Juden ein einiges Königreich geblieben. Von nun an ging's immer mehr abwärts mit ihnen. In den vier hundert Jahren unter den Richtern hatten die Juden oft vierzig, sogar einmal achtzig Jahre lang ohne äußerlichen und innerlichen Krieg zugebracht. Nachdem sie die Herrschaft der Könige erlangt, hörten die äußeren und inneren Kriege nicht auf, weil man, wie Spinoza es ausdrückt, „nicht mehr, wie vordem, für Friede und Freiheit, sondern für Ruhm zu kämpfen hatte, wozu noch die verwünschte Sucht, zu regieren kam." Das Reich theilte sich in die zwei Königreiche Israel und Juda. Neunzehn Könige herrschten über das Reich Israel, dessen Residenz Sichem, wo Joseph verkauft worden war und seine Gebeine ruhten, und später Samaria war. Unter dem siebenten sehr schlechten König Ahab, der „verkauft war Uebles zu thun," führte Isabel, die Tochter des Königs von Sidon, den phönizischen Baalsdienst förmlich ein; während der Prophet Jonas zu Ninive unter den Assyrern Glauben fand, waren die gewaltigen Worte und Werke der Propheten Elias und Elisa in Israel vergeblich, nach 245jährigem Bestande ward dem Reiche Israel durch den assyrischen König Salmanassar, der nach dreijähriger Belagerung Samaria einnahm, ein Ende gemacht, 730 vor Christus, das Volk Israel mit dem letzten König Hosea in die Gefangenschaft nach Assyrien abgeführt. — Das Reich Juda, dessen Residenz Jerusalem blieb, erhielt sich über hundert Jahre länger, und hatte auch unter den zwanzig Königen, die herrschten, bessere aufzuweisen. Assa, Josaphat, Jotham, Hiskia, unter dem der assyrische König Sanherib von der Belagerung der Hauptstadt

abgewiesen ward, indem der Engel des Herrn 185,000 Assyrier durch eine Pest schlug, und Josias, der bei Megiddo gegen den egyptischen König Pharao Necho in der Schlacht blieb, sind wackere und fromme Könige gewesen. Endlich im Jahr 605 v. Chr. fiel auch das Reich Juda durch den König der Babylonier Nebucadnezar, er zerstörte Jerusalem, nachdem er es dreimal erobert, das Volk Juda mit seinem letzten König Zedekia ward in die 70jährige Gefangenschaft nach Babylonien abgeführt, aus der es erst unter Zerubabel auf Befehl Cores oder Cyrus, des großen Königs der Perser, wieder zurückkehrte, um den zweiten Tempel zu bauen und das zweite Reich zu gründen — nur 50,000 Menschen von dem großen zahlreichen Volke. In diesem zweiten Reiche waren die Hohenpriester mit ihrer Priesterschaft Alles. Diese Priester verfälschten Religion und Gesetze, das Sektenwesen nahm überhand, die bekannten Pharisäer, Saducäer, Essäer kamen auf. — Um der Wuth der Pharisäer nachzugeben, ließ Pilatus den Herrn der Herrlichkeit am Kreuze sterben.

Luther in seiner Chronica sagt: „Es werden im Hebräischen die Bücher der Könige genannt die großen Propheten. Und ist recht geredt, denn es steht mehr in denselben von den Propheten, denn von der Könige Regierung."

Das alte Egypten hat Monumente hinterlassen, die von ihm reden: die Monumente der Juden sind die Bücher Mosis, die Psalmen und Propheten. In Worten und Gebeten, nicht in Steinen, sprach dieses tief innerlichste Volk der alten Welt. Es faßte seine Herzen in dem Einen zusammen, seinem Jehovah zu dienen, in ihm dem allmächtigen Herrn, der sie mit einer hohen Hand aus Egyptenland ausgeführt, befriedigt zu ruhen. Bei weitem nicht alle Juden sind zu der Ruhe und zu dem Frieden durchgedrungen, die dieses Ruhen in Gott giebt, nur wenige wandelten aufrichtig in den Geboten, die er gegeben — den meisten war Jehovah ein schrecklicher, ein zürnender Gott, sie dienten ihm nur äußerlich, nicht mit den Herzen, ihr Ungehorsam schied sie von ihm, sie konnten ihr Herz nicht vor ihm stillen. Die Juden mußten in großer Leidensschule auferzogen werden, zwei tausend Jahre hindurch. In dieser Schule trösteten und straften sie die Propheten und sprachen die Lasten aus auch über die

Reiche der Heiden, der Phönizier, Egypter, Assyrier und Babylonier, durch die sie, die Juden, litten. Dennoch, troß den vielen Leiden begriffen die Juden das Licht nicht, als es unter ihnen aufging: nur wenige, meist Arme in dem Volke, nahmen es unter sich auf.

Wie man auch über das alte Testament denken, ob man es, wie Luther sagt „für gering halten möge, als das dem jüdischen Volk allein gegeben und nun fort aus sei, oder ob man es für das allerhöchste, edelste Heiligthum, die allerreichste Fundgrube erachte, die nimmer genug ausgegründet werden kann, davon Christus selbst spricht: „Forschet darin“ — so viel wird jeder Unbefangene zugeben müssen: einen solchen hohen Schwung der Gedanken und eine solche majestätische Erhabenheit der Sprache, wie die Propheten der jetzt so verachteten Juden aufzuweisen haben, ist in keiner anderen Literatur der alten und neuen Welt wieder zum Vorschein gekommen. Männer der neuesten Zeit, wie Fichte sind in schwerer Leidenszeit durch die Gewalt dieser Sprache zu den größten Thaten des Geistes begeistert worden: seine Reden an die deutsche Nation, die eine solche Geistesthat waren, tragen unverkennbar den Stempel eines tiefen Studiums der Propheten. Die Stelle von den zerstreuten Todtengebeinen des Ezechiel, die gleich im Anfang dieser Reden vorkommt, kann dies auch äußerlich bezeugen.

So viel kann gern zugegeben werden, wie es bei Moses zugegeben worden ist, daß eine Ueberarbeitung der Propheten später stattgefunden hat, daß ihre Sprüche und Weissagungen von andern gesammelt worden sind. Der so einsichtige, nicht übertreibende Luther drückt sich hierüber sehr vorsichtig aus. In der Vorrede zum Propheten Jesaias sagt er: „Die Ordnung hält Jesaias nicht, daß er ein jegliches an seinem Ort und mit eignen Capiteln und Blättern fassete, sondern ist fast gemenget unter einander. Ob das geschehen sei durch den, der solche seine Weissagungen zusammengelesen und geschrieben hat, (als man im Psalter auch geachtet hat geschehen zu sein) oder ob er's selbst gestellet hat, das weiß ich nicht.“ —

Auch die Evangelien sind ja erst nach Verlauf von Jahrhunderten zusammengestellt worden. Nur der Hauptpunkt ist festzuhalten: die Weissagungen der Propheten sind allerdings den

Erfüllungen derselben vorausgegangen, die Weissagungen sind nicht nach den Erfüllungen erst aufgezeichnet worden. Es war dies das Charakteristische bei den Juden, daß sie Jahrhunderte, ja Jahrtausende vorher Prophezeihungen erhielten, Prophezeihungen, wie sie kein anderes Volk der Erde empfangen hat, die buchstäblich in Erfüllung gingen. Schon 4000 Jahre, ehe Christus geboren ward, ward er vorherverkündigt, dunkel im Paradiese, dann immer lichter und lichter den Erzvätern und Moses und David 2000 und 1500 und 1000 vor Christus, am lichtesten den Propheten und durch sie der Welt seit dem Jahre 800 bis 400 vor Christus. Man schneidet allerdings einen Lebensnerv der christlichen Religion ab, wenn man diese Weissagungen und damit den lebendigen Zusammenhang des Alten und Neuen Testaments leugnet. „Im Buch ist von mir geschrieben,“ sagt Christus ausdrücklich. „Siehe, sagt der Herr bei Jesaias, was kommen soll, verkündige ich zuvor und verkündige Neues, ehe denn es aufgeht, lasse ich's euch hören.“

Ich sagte: durch die Propheten seien ihre Weissagungen der Welt, nicht blos dem jüdischen Volke zugegangen. Die Zerstreuung der Juden durch die assyrische und durch die babylonische Gefangenschaft war es, die diesen Zugang bewirkte. Die Propheten Ezechiel und Daniel weissagten im babylonischen Reiche, Daniel erhielt bei dem Könige von Babel eine Stellung, die der des Joseph in Egypten fast gleich war. Die Gefangenschaft der Juden war nicht blos eine Strafe der Juden, sondern wesentlich mit ein Mittel, die Lehre vom wahren Gott unter den Hauptvölkern der alten Welt zu erneuern, namentlich bei den Assyriern, Babyloniern und Persern. Diese Erneuerung ist nicht ohne Frucht geblieben: drei persische Weise waren es, die zuerst in Bethlehem erschienen.

Ich wende mich nun zu einer kurzen Uebersicht der Geschichte dieser Reiche, deren erster Stifter der Nomadenscheikh Nimrod gewesen war.

Nimrod, aus Ham's Geschlecht, hatte Babel am Euphrat erbaut, nach ihm kam Assur vom Geschlechte Sem's ins Land und stiftete Ninive. Beide sogenannte Reiche Babel und Ninive, — Reiche weidender Horden, — so nahe an einander, in den Niederungen des Euphrat und Tigris voll schöner fruchtba-

rer Weiden, Cypressen- und Dattelpalmenwälder, unter dem heitersten blauen Himmel, einem der schönsten Striche der Erde, mitten zwischen Bergen nach Medien, Armenien und Syrien und gen Süden nach den Wüsten Arabiens zu gelegen, beide Reiche so nahe an einander, und ihre Bewohner von verschiedener Abstammung feindeten sich wiederholt an, geriethen mehrmals unter Eine Oberherrschaft und zertheilten sich durch den Zudrang der nördlichen Bergvölker bis zum Caucasus herauf so und anders. „Dies ist, sagt Herder ganz richtig, die kurze Geschichte der Reiche am Euphrat und Tigris, über die die Bibel und die griechischen und die persischen Schriftsteller so abweichende Nachrichten uns geben.“ Aus kleinen Anfängen nomadischer Horden waren sie entstanden: der Charakter erobernder Horden blieb immer ihnen eigen. Die Assyrier und Babylonier, ihrer Stammesart nach streifende Jäger und Nomaden, die Chaldäer, räuberische Horden, Völker wie es heut zu Tage die arabischen Beduinen, die Kurden noch sind — die Meder, ein tapferes Reitervolk aus dem rauhen, nördlichen Bergland, die Perser endlich, das edelste und nächst den Juden und Arabern geistreichste aller semitischen Völker, sind in der Weltgeschichte als die Stifter der sogenannten ersten Weltmonarchien ausgezeichnet — Reiche, die durch rohe Eroberung zusammengebracht wurden, die nur eine unregelmäßige Anhäufung verschiedener Stämme und Völkerschaften waren, die nicht zu einer einigen Nation zusammenschmolzen, Reiche, in denen sich zuerst der Typus aller späteren orientalischen Regierungen, das Satrapenregiment ausbildete, Reiche, die durch die Ueppigkeit des Climas wesentlich wollüstige und weichliche Haremsreiche wurden. In diesen Reichen war Alles auf den Sultan, den unumschränkten despotischen obersten Herrscher gestellt, von seinem Hof und Harem ging Alles aus, die zusammengeschaarten Völker waren nur todte Massen, Heerden. „Die Wurzeln dieser Reiche, sagt Herder sehr schön, waren so klein, ihre Aeste dagegen so groß, daß sie nothwendig zu Boden stürzen mußten.“ Alle diese Reiche währten nicht lange: die zusammengezwungenen Theile fielen auseinander, sobald ein mächtiger Andrang kam von Außen. Selbst das letzte dieser Weltreiche, das persische, erhielt sich kaum 200 Jahre: drei Schlachten des großen Alexander waren hinreichend, es über den Haufen zu werfen.

Ninus und Semiramis sollen nach Herodot und Ktesias, von dem Diodor von Sicilien Auszüge genommen, das assyrische Reich gegründet oder doch befestiget haben. Man schreibt ihnen, wie dem Sesostris fabelhafte Wunderthaten zu. Ihre Nachfolger waren alle weibische Fürsten bis auf Sardanapal, der nur im Tode ein Mann war. Ihre Residenzen waren Ninive und Babel. Nach Egypten hinab sollen die frühesten Züge der Assyrer gegangen sein. Von diesen Streifereien haben sie wahrscheinlich die Vorbilder zu den babylonischen Bauten mitgebracht. Schon der Thurm des Nimrod zu Babel war in acht Absätzen, Terassen gebaut, nach Art der Pyramiden. Er war viereckig, jede Fläche zu 600 Fuß und eben so hoch, höher also noch, als die höchsten Pyramiden. Er hatte eine Treppe von außen und auf den Absätzen Ruhebänke. Innen war der Tempel des Baal, wo die kolossale Statue des Gottes von lauterem Golde stand, 24 Fuß hoch, an Werthe nach Barthelemy 275 Mill. Livres, sie ward später von Xerxes weggeführt: Ueberreste dieses Baalsthurms haben sich noch auf der Westseite des Euphrat erhalten. Das Material zu den Bauten war, da die Granit- und Kalkfelsen Egyptens hier fehlten, Lehm und Thon, aus dem man Backsteine brannte und mit Erdharz oder Kalkmörtel auf sehr feste Weise verband. Eben so bauten später die dereinstigen Nachbarn der Babylonier, die Araber in Spanien: die berühmte Alhambra zu Granada ist so ein Lehmbau, und doch eins der feinsten, zierlichsten Gebäude der Erde, eine wahre Filigranburg. Babel selbst hatte als festes Lager der Heerden einen ungeheuern Umfang, drei geographische Meilen in der Länge und Breite; hohe, dicke Wälle von gebrannter Erde mit mächtigen Wachtthürmen und hundert ehernen Thoren umschlossen es: die ganze Stadt mit Gärten vermischt, war nach Aristoteles Ausdruck ein Peloponnesus. Die Mauern der Stadt und die Ziegelburg des Königs, von denen sich noch Ueberreste erhalten haben, enthielten bildliche Vorstellungen, große Jagden wilder Thiere nach egyptischer Weise, nur der Gegenstand war der Lebensart des Volkes, eines Jägervolkes, entsprechend.

Als Arbaces, der Anführer der medischen Truppen, Sardanapal gestürzt und Ninive erobert hatte im 9ten Jahrhundert vor Christus, entstand durch ihn ein neues assyrisches Reich, dessen

Residenz nächst Ninive Ekbatana in Medien ward. Salmanassar, der dem Reiche Israel ein Ende machte und das Volk in die assyrische Gefangenschaft abführte und Sanherib, der von Jerusalem abgeschlagen ward, waren die bedeutendsten Fürsten dieses Reiches. Nach dem Tode des Assarhaddon, des Sohnes Sanheribs, der auch Babylonien mit Assyrien wieder vereinte, sank das Reich, die Satrapen von Medien, von Babylonien fielen ab, der egyptische König Pharao Necho zog erobernd zum Euphrat: bei Circesium schlug ihn der Chaldäer Nebucadnezar. Dieser Nebucadnezar gründete — ums Jahr 600 v. Chr. — das babylonische Reich, das vom Nil bis jenseits des Tigris sich erstreckte. Von ihm, dem Hammer der ganzen Welt, wie die Bibel ihn nennt, ward Egypten, Tyrus und Sidon und Jerusalem erobert. An seinem Hofe lebte Daniel der Prophet, in einer ähnlichen Stellung wie Joseph in Egypten und erhielt sich in dieser Stellung bis auf das Königreich Cores, des Persers. „Er ward, heißt es im Propheten Daniel, zum Fürsten über das ganze Land Babel gemacht und zum Obersten gesetzt über alle Weisen zu Babel, denn es war ein hoher Geist in ihm.“ Dieser Nebucadnezar war es, dem Daniel den Traum von den vier Monarchien auslegte, der von Vernunft kam und lange Zeit bei den Thieren in der Wüste lebte und zuletzt Ehre und Preis gab dem König vom Himmel. Ihm werden die sogenannten hängenden Gärten der Semiramis zugeschrieben, eins jener sieben Wunder der Welt, ein großer, prächtiger Berggarten, der sich nach egyptischer Weise terassenförmig erhob, unten 400 Fuß im Quadrat. Die oberste Terasse, zunächst dem Euphrat gelegen, war 50 Fuß hoch: sie erhielt ihre Bewässerung durch ein Pumpwerk von dem Flusse. Auf den Terassen waren Wohngebäude angelegt. Von Nebucadnezar rühren auch zunächst die Bewässerungsanstalten des Landes, die Dämme und Canäle mit ihren vielleicht auch aus Egypten entlehnten Räder- und Schöpfwerken. Babylonien, eines der subtropischen Länder, die weder die periodischen Regengüsse der heißen, noch die Gewitterregen der gemäßigten Zone haben, sondern fortwährende Dürre, verlangte diese Anstalten noch dringender als Egypten. Dazu kam, daß der Euphrat ein höheres Bette hatte, als der Tigris und stets bis an den Rand mit Wasser

gefüllt war, wodurch das Land einer jährlich bestimmt wiederkehrenden Ueberschwemmung ausgesetzt wurde. Alle diese Verhältnisse veranlaßten die sehr ausgebildeten Wasserbauten, die in Babylonien, zumeist durch Nebukadnezar ausgeführt wurden, die Herodot und Xenophon hier sahen und die von hier in den Occident, nach den carthaginiensischen Colonien in Spanien, nach den griechischen Colonien in Sicilien und nach Italien kamen, wo sie noch jetzt in der Lombardei in so vortrefflicher Ausbildung bestehen.

Wie alle nördliche Völker Asiens, nahm auch das rauhe chaldäische Nomadenvolk die weichere Sitte und Bildung der Babylonier an. Durch die Milde des Climas, die große Fruchtbarkeit des Landes, welche geringe Mühe reichlich belohnte, waren die Babylonier nach und nach aus Nomaden ein Acker- und Garten bauendes Volk geworden, wie die Egypter und Juden. Eine Reihe von feineren Künsten des Lebens war unter ihnen einheimisch geworden, man hatte das Zelt mit Wohnungen aus gebrannter Erde vertauscht, aus dieser Erde Gefäße zum häuslichen Gebrauche formen gelernt, auf die gebrannten Steine Schriftzüge gegraben, um Kenntnisse der Vorwelt zu bewahren. Die Babylonier waren, wie die Phönizier eins der ersten Völker, das nicht Hieroglyphen-, Bilderschrift wie die Egypter und Chinesen, sondern Buchstabenschrift, Keilschrift erfand. Wir wissen, die Schrift, die dem König Belsazer, dem Enkel Nebukadnezar's bei seinem Gastmahl an der Wand erschien, jenes Mene tekel bestand in Silbenworten. Backsteine mit eingedrückten Schriftzeichen sind schon mehrfach zu Hillah am Euphrat, wo die Ruinen des alten Babylons sich befinden, aufgefunden worden. Die Babylonier hatten frühzeitig Reichsannalen. Die Babylonier hatten ferner bedeutende Linnen- und Teppichmanufakturen angelegt: die Pracht der babylonischen Gewänder, Teppiche, Stickereien ist im ganzen Alterthum berühmt. Sie waren berühmte Steinschneider und Holzschnitzer: jeder Babylonier trug einen Siegelring und einen langen Stab mit zierlich geschnitztem Knopfe. Babylon war auch ein bedeutender Handelsplatz geworden: hier in der Nähe des persischen Meerbusens war eine frühe Niederlage indischer Waaren. Auf den Märkten Babylons kamen die Phönizier, die Araber und die schwarzen Aethiopier mit dem Meder

und Perser zusammen. Hier vertauschten oder verkauften sie die Erzeugnisse ihrer Länder.

Berühmt vor allen war die Weisheit der Chaldäer. Sternkunde, die früheste Wissenschaft der Welt, ward vorzugsweise betrieben, der Belusthurm, der höchste Thurm der Erde, war das älteste Observatorium. Ihre astronomischen Verzeichnisse, die noch dem Aristoteles zugeschickt wurden, sind aber, wie ihre Reichsannalen untergegangen. Wie in Egypten waren die Wissenschaften einer abgeschlossenen gelehrten Zunft anvertraut. Chaldäer heißen sie in der Bibel, wahrscheinlich von der Zeit an, da Chaldäer über Babylon herrschten. Diese chaldäischen Magier und Weisen waren die Minister der Könige, Sternseher, Wahrsager, Traumdeuter und Zauberer. „Sie waren Hofphilosophen, sagt Herder, und sanken als solche auch zu allen Betrügereien und schnöden Künsten der Hofphilosophie herunter."

Die Religion war der Baalsdienst, den ich bei den Phöniziern beschrieben habe: derselbe wollüstige Dienst, den diese der Göttin Asteroth thaten, war auch bei den Babyloniern eingeführt: die Göttin hieß bei ihnen Mylitta. Beide Völker zu einem und demselben semitischen Völkerstamm gehörend, hatten auch denselben religiösen Cultus.

Nebukadnezar hatte durch seine großen Kriege und Eroberungszüge, die sich in Asien bis an den Caukasus und Indien, in Afrika bis Aethiopien und Lybien, bis an die Säulen des Herkules hin erstreckten, die Kraft des Staates, den er gründete, erschöpft, schon sein Enkelsohn Belsazer verlor das Reich: Darius aus Medien nahm es ein. Dessen Schwestersohn war Cyrus, der Cores der Juden, der sie aus dem Exile entließ, Sohn eines gemeinen Persers Cambyses und der medischen Mandane. Er stiftete das persische Reich und war der größte Fürst Asiens, wie Sesostris der größte König Egyptens gewesen war und nach zwei hundert Jahren Alexander der größte europäische Held ward. Sein Reich umfaßte Assyrien, Babylonien, Medien, Persien, Phönizien, Palästina, Syrien und Kleinasien, wo er den bekannten reichen König von Lydien Crösus gefangen nahm. Sein Nachfolger, der wüthende Cambyses, fügte noch Egypten, wo er den Thron der Pharaonen umstürzte und die Tempel von Theben zerstörte hinzu,

und die nordafrikanische Küste bis zum Gebiet von Carthago; Darius Hystaspes die Länder bis zum Indus, Thrazien und Macedonien: er war der erste Asiate, der in Europa Eroberungen machte, unter ihm begann die erste weltgeschichtliche Bewegung zwischen Asien und Europa, der Kampf mit den Griechen. Residenz dieses großen Reichs, das aus 100 Völkern und 120 Provinzen widernatürlich zusammengezwungen ward, war nächst Babylon und Ekbatana in Medien Susa. Hier, im Schloß zu Susa, dem Mittelpunkt des Reichs, saß, wie wir aus dem Buche Esther erfahren, der mächtige Sultan des persischen Reichs, der von Indien bis Mohrenland über 127 Länder herrschte in großer Pracht und Herrlichkeit, mit seinem goldenen Scepter auf seinem königlichen Stuhle, mit lang herabwallendem Barte, dem Ehrenzeichen der königlichen Würde, auf dem Haupt die königliche Mitra, umgeben von den sieben weisen Fürsten der Perser und Meder, die das Angesicht des Königs sehen durften und oben an im Königreich saßen und von den sieben Kämmerern, die vor ihm dienten und den andern Gewaltigen und Weisen und Schreibern und von den Knaben, die ihm aufwarteten, und von den Frauen seines Harems und den Nebenfrauen, den Jungfrauen, die nach einander nach zwölfmonatlicher Schmückung auf einen Abend zu ihm eingingen, unter ihren Kämmerern und Hütern, den Eunuchen. Schon unter Darius Hystaspes begann dieses weichliche Serailregement.

Von Natur waren die Perser ein Volk sanfter Sitten, ein edles, tapferes Volk, ihre Vermischung mit den weichlichen Babyloniern und das Beispiel ihrer Haremskönige verdarb sie. Ihr Stammland waren die Landschaften Susiana und Persis im Norden und Osten des persischen Meerbusens, das Land inmitten diesem Meerbusen und der großen Salzwüste Naubendijan, das heutige Chusistan und Farsistan, wo Schiras liegt und Ispahan, ein Land von schönstem, meist sehr trocknem Clima und höchster Fruchtbarkeit an vortrefflichen Früchten. Nach Herodot waren alle Perser geborne Soldaten, vom fünften bis zwanzigsten Jahre wurde die persische Jugend gelehrt, ein Pferd zu besteigen, den Bogen zu spannen und die Wahrheit zu sagen. Sie gingen stets bewaffnet. Geld ward ihnen erst seit der Eroberung von Lydien bekannt. Ihr Hauptfehler bestand darin, sehr leicht fremde

Sitten anzunehmen. Merkwürdig ist die große Aehnlichkeit der Deutschen mit diesen alten Persern, die Sprach- und Stammesverwandtschaft, die wahrscheinlich ist, bewährt sich auf die auffallendste Weise auch in den ursprünglichen Sitten.

Egypten, wie China und Hindostan waren von Alters stabile Reiche, in denen das Prinzip der Stätigkeit, der Unveränderlichkeit vorwaltend war. Das directe Gegentheil von diesem starren Wesen Egyptens bildet Persien. Persien erscheint von Anfang als der Schauplatz immer wiederkehrender Kämpfe. Frühzeitig bildete sich in dem Gefühle des persischen Volkes der Gegensatz eines Reiches des Lichts und der Finsterniß aus. Die ältesten Ueberlieferungen dieses Volkes von den großen Thaten ihrer Könige aus der Dynastie der Pischdadier und Kajaniden, wie sie in dem berühmten Schah nameh Ferdusi's, ihres Hauptdichters, der im 10. Jahrhundert nach Ch. lebte, gesammelt sind, sind erfüllt von den Kämpfen zwischen den Helden von Iran, unter denen Rustem vor allen hervorglänzt, und von Turan, zwischen dem persischen Volk, dem Volke des Lichtes und den nördlichen Völkern jenseits des Dschihun, den finstern Feinden des reinen Landes Iran. Derselbe Gegensatz findet sich in ihrer Religion, wie sie der Zendavest „das lebendige Wort,“ das man dem Zerduscht oder Zoroaster zuschreibt, der zu Zeiten des Darius Hystaspes im 6. Jahrhundert vor Ch. gelebt haben soll, aufgezeichnet enthält. Darius unterdrückte gewaltsam die Religion der Magier und führte den Zendavest ein. Diese heiligen Bücher der Perser sind in der sogenannten Zendsprache geschrieben, welche mit dem Sanskrit und dem Gothischen verwandt ist und im alten Medien ehemals gesprochen worden sein soll. Sie bestehen aus fünf Büchern und enthalten die Lehren von dem allmächtigen Urwesen, dem Seriwan, der den Ormuzd, das lichte gute Prinzip und den Ahriman, die Finsterniß, das böse Prinzip, hervorbrachte. Beide leben im immerwährenden Kampfe und die Erde ist der Schauplatz dieses Kampfes, der 12,000 Jahre dauern soll. Am Ende wird Ahriman sich mit Ormuzd versöhnen, die Welt in reinem allgemeinen großen Läuterungsfeuer zu einem neuen Leben, wo Alles in reinem seligen Licht lebt, umgeschaffen werden. Der Franzose Anquetil du Perron fand den Zendavest zu Surate in In-

dien, wo noch Parsen leben, und machte ihn 1771 in einer französischen Uebersetzung bekannt.

Der Oxforder Professor Thomas Hyde, der zu Ende des 17. Jahrhunderts lebte, hat in seinem gelehrten Werke über die Religion der alten Perser nachzuweisen gesucht, wie ihre Religion ursprünglich von Elam, Sohn Sem's, der ein Sohn Noah's war, stammt. Diese ursprüngliche, wahre Religion ward zum Sabäismus, einer zu großen Verehrung der Sonne und der Planeten verderbt. Abraham, im Sabäismus erzogen, von Gott zur wahren Erkenntniß gebracht, reformirte die Religion der Perser. Dann kam wieder Aberglauben, doch zeichneten sich die Perser vor den meisten Völkern der Erde durch Tugend und Frömmigkeit aus. Zerduscht war im Gesetz Mosis wohl bewandert, aus den Büchern Mosis entlehnte er die Geschichte der Schöpfung, der Sündfluth, die Gesetze der Reinigung der Juden. Merkwürdig ist, daß der Zendavest, den Hyde noch nicht kannte, den Sündenfall ausdrücklich als eine Verführung Ahriman's zum Genuß einer verbotenen unreinen Frucht darstellt, ganz wie die Bibel. Der persische Feuerdienst soll nach Hyde eine Ausartung der Sitte des Altarfeuers im Tempel zu Jerusalem gewesen sein, wahrscheinlich war den Persern das Feuer das Symbol des Lichts, des ursprünglichen Lebens. Dieser Feuerdienst verbreitete sich weit und breit über Medien bis nach Cappadocien ans schwarze Meer herauf, wo Strabo im 1. Jahrhundert nach Ch. noch Feuerkapellen fand und bis nach dem Indus. Alexander und die Griechen duldeten die Feueranbeter, die Muhammedaner verfolgten sie mit Feuer und Schwert. — Ueberreste von ihnen finden sich als Guebern noch in Persien und als Parsen in Hindostan vor.

Die Monumente zu Persepolis, der großen Todtenstadt der Könige, sind nächst einigen andern neuerdings aufgefundenen Denkmälern, das Einzige, was sich von der alten persischen Herrlichkeit noch erhalten hat. Nächst den egyptischen sind dies die grandiosesten Ruinen auf der Erde. Chardin, jener ausgezeichnete französische Reisende des 17. Jahrhunderts und in neuerer Zeit der Engländer Ker Porter haben diese Monumente ausführlich beschrieben und Abbildungen davon gegeben. Sie sind nördlich von dem heutigen Schiras gelegen, theils Felsen-

gräber der persischen Könige, die, nach dem Zeugniß der Alten, auf dem unzugänglichen Königsberge sich befanden, wohin die Särge durch Maschinen in die Höhe gewunden wurden, theils Ruinen des Königspalasts, den Alexander der Große zerstörte. Dieser Palast war in drei amphitheatralisch sich über einander erhebenden Terassen in einen, in Gestalt eines Halbmonds sich öffnenden Bergrücken eingehauen von schwarzgrauem Marmor. Treppen von demselben Marmor, so breit, daß zehn Reiter neben einander hinaufreiten konnten, führten zu diesen Terassen, auf den zwei oberen waren die einzelnen Wohnungen und Säulenhallen vertheilt. Ganz oben auf der dritten lag die eigentliche königliche Wohnung. Das Eigenthümlichste bei der persischen Architektur waren die Säulenhallen, die, wie wir aus dem Buche Esther vom Palaste zu Susa erfahren, und wie es zu Chardin's Zeit noch im Palast des persischen Schach zu Ispahan bräuchlich war, nach außen nur durch farbige, in silberne Ringe gefaßte Teppiche abgeschlossen waren. Von diesen Säulenhallen heißen die Ruinen von Persepolis jetzt noch bei den Persern Tschil-minar, 40, d. i. viele Säulen. Sie sind von weißem Marmor und kannelirt. An den starken Eingangspfeilern des Portikus des Königspalasts, unten, waren kolossale, phantastische Thiergebilde ausgehauen, unter andern eine Art geflügelte, männliche, bärtige Sphynxe mit Stierfüßen, Symbole der höchsten Kraft und Weisheit des Königs. Das Schönste, was von diesem nur noch in Trümmern vorhandenen, mit Inschriften in Keil- und Pehlwicharakteren überdeckten Pallaste sich erhalten hat, sind diese Reliefsculpturen. Sie haben, wie die egyptischen einen vorwaltend monumentalen Charakter: es sind Darstellungen der königlichen Herrlichkeit und Kraft und Macht und Weisheit, Darstellungen, die den König als den Diener der reinen Religion des Feuers, als den Streiter für das lichte Prinzip des Guten verherrlichen. Sie unterscheiden sich wesentlich im Grundcharakter von den egyptischen Monumenten: hier sind die einzelnen Lebenszustände das, was wesentlich im Bilde festgehalten wird, das Einzelne sollte in seiner Beschränktheit dauernd und starr gemacht werden; bei den persischen Sculpturen hatte das Einzelne seine Bedeutung nur in dem Ganzen, unter dem Bild der einzelnen Könige sollte die Bedeutsamkeit, die Macht und Herrlichkeit des Königthums

an sich dargestellt werden. In langen, feierlich abgemessenen Zügen gehen in diesen Reliefsculpturen die persischen Fürsten und Helden in ihren kurzen Bärten und langen Gewändern, die Mitra auf dem Haupte, vorüber, alle bewaffnet mit Lanzen, einige mit mächtigen ovalen Schildern, den Bogen am linken Arm und den Köcher über den Rücken herabhängend. Diese Helden, die Leibwache des Königs, erscheinen, nachdem man durch den Portikus mit seinen Thiergebilden zur ersten Terasse gelangt ist, zu Seiten der zweiten Treppe, die zu der zweiten Terasse führt. Dann folgen lange Reihen, die den königlichen Hofstaat und Abgesandte der verschiedenen Nationen des Reichs, die Tribut bringen, darstellen: auf den Gebäuden der zwei obern Terassen erst erscheint der König, er sitzt auf dem königlichen Stuhl, durch Körpergröße vor den übrigen Figuren ausgezeichnet, die Füße auf einen Schemel gestützt, durch einen bis zum Gürtel herawallenden Bart ausgezeichnet, in der Rechten einen langen Stab haltend, in der Linken die symbolische Lotosblume. Zwei Männer, einer mit einem Sonnenschirme, der andere mit einem Fliegenwedel, stehen hinter ihm, wahrscheinlich Eunuchen. In den Bildwerken an den Wohngebäuden der obersten Terasse war das Privatleben des Königs enthalten, wie dasselbe nach heiligen Vorschriften eingerichtet werden mußte. Auf den Reliefs der Grabmäler war der König endlich als Verehrer des heiligen Feuers in seiner eignen Heiligung dargestellt. Ueber alle diese ernsten, feierlichen Gestalten ist tiefe Ruhe und Erhabenheit und Würde ausgebreitet: die Ehrfurcht, die der Nähe des Herrschers gebührt, durchdringt Alles, sie bemächtigt sich auch des Beschauers, der aber mit jenem allgemeinen Gefühl zugleich das einer gewissen höfischen Etikette überkommt. Denn das Abgemessene ist der Grundcharakter dieser Sculpturen: es fehlt die Aeußerung der Kraft, der Freiheit. Selbst in den Kämpfen des Königs mit phantastischen Thiergestalten, besonders Greifen, als Genien der unreinen Welt, welche in diesen Monumenten vorkommen, erscheint er in derselben abgemessenen, pathetischen Ruhe, wie in den Hofprocessionen.

Das Wesentliche der Kunst, die vollständige Durchdringung der Idee und der äußeren Darstellung, die wahre Kunst, wo die Idee schon von sich selbst und unzertrennbar mit dem sinn-

lichen Körper verbunden ist, die Darstellung freier menschlicher Kraft und heroischer Leidenschaft sollte erst in der griechischen Kunst zur Erscheinung kommen.

Die Perser, erwähnte ich oben, waren das erste asiatische Volk, das mit Europa in feindliche Berührung kam. Unter Darius Hystaspes entspann sich der denkwürdige Kampf mit den Griechen. Wir wenden uns nun vom Orient nach Europa und vorerst nach jenem Hellas, durch das Persien besiegt ward.

Siebente Vorlesung.

Griechenland bis auf die Perserkriege: Volk, Land, Verfassung — Homer, Lykurg, Solon.

Vierthalbtausend Jahre war der Orient Hauptschauplatz der Weltgeschichte gewesen: seit 500 vor Christus wird es Europa und ist es seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag geblieben. Nur noch einmal erhält ein westasiatisches Volk weltgeschichtlichen Einfluß und weltgeschichtliche Bedeutung, die Araber seit Muhammed im 7. Jahrhundert nach der Geburt Christi; von den europäischen Nationen gehen im Uebrigen die großen Weltbewegungen nun ausschließlich aus. Zwar haben nach den Arabern noch ein paar andere asiatische Völker, die Mongolen und Türken der Welt Stöße gegeben — aber ihr Einfluß beschränkte sich auf Eroberungen: zu einer Umgestaltung im Ganzen und Großen haben sie es nicht gebracht, sie entlehnten, wo sie etwas umgestalteten, ihr Prinzip von den Arabern, sie haben kein neues entfaltet. Ich wiederhole es: seit den Zeiten der Griechen haben außer den Arabern nur Europäer die wahre, innere, geistige Entwicklung der Welt geleitet, die Weltgeschichte gemacht.

Werfen wir noch einen kurzen Rückblick auf die zurückgelegten 3,500 Jahre, die dem Orient angehören. Ich habe in der Einleitung erwähnt, daß der Fortschritt, den die Weltgeschichte zeigt, der Uebergang vom Natur- zum Culturzustand sich durch alle drei Hauptperioden hindurch verfolgen läßt. Er zeigt sich hier zuerst bei dem Alterthum, den Völkern der alten Welt. Alle Staaten des Orients sind Naturstaaten geblieben: bei den Griechen und Römern begegnen wir den ersten Culturstaaten der Weltgeschichte.

Das heroische Element stellt den Uebergang dar: die ersten wahren Helden der Welt waren die Griechen, ihr Staat der erste heroische Staat. Mit 1400 Mann stellte sich der Spartaner Leonidas dem Andrang der Perser entgegen, mit 10,000 schlug Miltiades sie. Mit 35,000 Mann zog Alexander über den Hellespont und stürzte das persische Weltreich. Alle orientalische Reiche, der kleine Staat der Juden ausgenommen, waren nur mehr oder weniger rohe Massen: Griechenland ward, nachdem es den Heldenkampf mit den Persern bestanden, der erste Culturstaat der alten Welt, durch die Griechen trat das Menschengeschlecht aus der Periode der Kindheit in die der Jugend. Während die Juden ihre ganze Gesetzgebung auf die Religion stützten, war Griechenland aber das erste Land, das sie allmählig davon trennte: ihr Staat ward vorzugsweise auf bürgerliche Gesetze und patriotische Tugend gegründet und die bürgerliche Aufklärung hatte eine vielseitige Entwicklung der allgemeinen freien Menschenbildung zur Folge. Wissenschaft und Kunst trat zum erstenmal in den politisch freien Staaten Griechenlands in harmonischer Entfaltung, in bewundernswürdiger Vielseitigkeit und Vollendung hervor.

Es wird meine Hauptaufgabe sein, diese charakteristischen Unterschiede, wodurch das griechische Wesen von dem Wesen des Orients und der Juden abgeht, in der Schilderung dieses merkwürdigen Volkes nachzuweisen, die ich jetzt versuchen will.

Das alte Griechenland bestand aus einer dreifachen Ländermasse. Im Norden zuoberst Epirus und Thessalien, letzteres durch den Olympos von Macedonien getrennt, das seinerseits wieder zur Rechten Thrazien und weiter nach Osten hin das schwarze Meer hat. Sodann in der Mitte das eigentliche Hellas mit dem Parnaß und Delphi und den Landschaften Böotien, worin Theben, und Attika, worin Athen liegt. Endlich im Süden, durch den Isthmus von Korinth mit Hellas verbunden, der Peloponnesus, worin Sparta. —

Weniger Völker Urgeschichte ist so dunkel, als die griechische Geschichte. Holländische, englische, französische und deutsche Gelehrte, von Jacob Gronov und Potter an bis auf Barthelemy und Heyne, Wolf, Böckh und Ottfried Müller herab, haben die erdenklichste Mühe sich gegeben, die so vielfach sich widersprechenden Nachrichten der Alten zu vereinen: es

fiel unmöglich. Bis auf die erste große Nationalunternehmung des griechischen Volks, den trojanischen Krieg ums Jahr 1200, die Homer, aber dichterisch uns beschrieben, ja noch später bis auf den Anfang der Rechnung nach Olympiaden 777 v. Chr., bis auf Solon im Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. ist Alles unsicher. Ausführliche Kunde von dem Lande und Volke erhalten wir erst seit der Zeit der Perserkriege ums Jahr 500 durch Herodot: dieser ist der Vater der griechischen Geschichte, wie der griechischen Prosa. Ihm sind Thucydides und Xenophon gefolgt, die die Geschichte aus dem staatsmännischen Gesichtspunkt auffaßten, endlich Polybius, der, wie Herder sagt, sie fast zur Kriegs- und Staaten-Wissenschaft selbst machte.

Der erste Schauplatz der Thaten des griechischen Volks, der mythischen Vorgeschichte ihrer Götter und Heroen war Nordgriechenland, war Thessalien und Epirus. Ihre Götter thronen auf dem Olympos, es sind olympische Götter, ihr ältestes Nationalheiligthum war das Orakel zu Dodona in Epirus. Der Hauptstrom der Einwanderung scheint wesentlich von Norden über Thrazien gekommen zu sein und sich allmälig nach Süden, nach Hellas und dem Peloponnes herunter gezogen zu haben. Nach der griechischen Göttermythe war der Titan Japhet Stammvater der Menschen. Er zeugte den Prometheus, dessen Fabel, wie Herder sagt, deutlich auf den Caucasus hinweist, an dessen Fuße die Naphtaquellen den Menschen das Feuer in die Hände gaben. Der Sohn dieses Prometheus war Deucalion, der vom Caucasus nach Thessalien kam. Als Zeus, sagt die griechische Mythe, das Werk des Prometheus, die Beseelung der von ihm geformten Menschen durch das vom Himmel geraubte Feuer, nicht hindern konnte, sandte er die Pandora auf die Erde, aus deren Büchse bald alles Unheil über die Menschen kam und schlimme Früchte brachte. Da erregte Zeus eine Wasserfluth, in welcher alle Menschen umkamen, mit Ausnahme des Deucalion und der Pyrrha, seiner Gattin, der Tochter des Titanen Epimetheus, die sich in einem Nachen über der Fluth erhielten und nach Ablauf des Wassers in Hellas landeten, auf dem Berge Parnassos. Von hier, sagt man, griff Deucalion Thessalien an, vertrieb die alten Einwohner, die Pelasger, Völker,

die vielleicht von Kleinasien eingewandert waren. Vom Urenkel dieses Deucalion, Achäus, der König in Thessalien war und dessen Nachkommen sich im Peloponnes niederließen, zu Argos, heißen die Griechen Achäer: unter diesen Namen kommen sie im Homer vor. Der Bruder des Achäus war angeblich Jon, von dem der ionische Stamm der Griechen heißt, von mütterlicher Seite ein Athenienser; weshalb sich die Athenienser auch Jonier nannten. Achäus' und Jon's Großvater hieß Hellen, der außer dem Xuthus, Vater von Achäus und Jon, noch zwei Söhne hatte, die zwei griechischen Hauptstämmen den Namen gaben: Dorus, von dem die Dorier, namentlich die Spartaner stammen sollen, ihr Wohnsitz ward das Land zwischen dem Parnaß und Oeta in Hellas — und Aeolus, Stammvater der Aeolier im südlichen Thessalien: von ihm stammt der göttergleiche Achilles mit seinen Myrmidonen, der hauptsächlichste Staat dieses Stammes ward Theben. Von Hellen, dem mythischen Stammvater der drei griechischen Hauptstämme sollen später die Griechen Hellenen genannt worden sein. Als Gesammtname der Griechen kommt dieser Name Hellenen zuerst nach den Zeiten Homer's bei Hesiod vor, ums Jahr 900. Die neueren Gelehrten behaupten, daß der dorische Stamm zuerst den hellenischen Namen geführt habe — im Gegensatz der Pelasger, zu denen vorzugsweise der ionische und äolische Stamm der Griechen gehörte. Ein entschiedener Gegensatz der Pelasger und Hellenen bestand später allerdings durchgehends: er war Hauptgrund zu der Feindschaft zwischen dem dorischen Sparta und dem ionischen Athen.

Ich sagte: der Hauptstrom der Einwanderung scheint wesentlich von Norden gekommen zu sein. Die letzte dieser großen Bewegungen von Norden war der sogenannte Zug der Herakliden und Dorier in den Peloponnes ums Jahr 1100 v. Chr. Dieser Peloponnes hatte seinen Namen von Pelops, Sohn des Tantalus, der auch aus Kleinasien, aus Phrygien in den Peloponnes gekommen war. Pelops' Sohn, Atreus bemächtigte sich hier des Königreichs Mycenä und vertrieb den herrschenden Stamm des Danaus, von dem Herkules abstammte. Atreus' Sohn war Agamemnon, der Oberkönig „der erzumschienten Achäer" vor Troja. Die Nachkommen dieses Agamemnon waren es,

die der Einfall des verdrängten herrschenden Stammes der Herakliden und Dorier wieder vertrieb. Seitdem herrschte im Peloponnes der dorische Stamm vor, wie in Hellas der ionische sich oben an erhielt: im Peloponnes kam Sparta, im Hellas Athen zum höchsten Ruhme.

Welches nun waren die Zustände des griechischen Volks um die Zeiten des trojanischen Kriegs und die Niederlassung der Herakliden und Dorier in Peloponnes?

Thucydides schreibt: „Das jetzige Hellas (womit er das gesammte Griechenland meint) hatte in der älteren Zeit keine Bewohner, die ruhig an einem Orte blieben, sondern oft wurden die Schwächeren von Mächtigeren gezwungen, ihren Wohnsitz zu verlassen. Handel war nicht, und man kam weder zu Wasser noch zu Lande ohne Gefahr zu einander. Reichthum gab es nicht, denn das Land war bei der allgemeinen Unsicherheit nicht angebaut. Daher verließen auch Alle leicht ihre Wohnsitze, da sie, was zum Lebensunterhalt diente, ohne große Mühe an jeder andern Stelle zu finden hoffen konnten. Je besser ein Land, desto mehr litt es an wiederholten Wechseln der Art.“

Diese Worte des größten Geschichtsschreibers der Griechen belehren uns, daß die alten Achäer, die späteren Hellenen, von Ursprung an ein Wander-, ein Abenteurervolk waren, ein Volk, wie im Mittelalter die Normannen. In der Mitte der drei alten Welttheile gelegen, von Osten, Süden und Westen vom Meere umgeben, hatten nächst den zu Lande von Norden her mit Deucalion eingewanderten Völkern, auch von der Seeseite fremde Ankömmlinge sich eingefunden. Die Urbewohner, die alten Pelasger, sollen von Kleinasien hergekommen sein, auch die Pelopiden kamen von daher. Die Sage nennt Cecrops, den angeblichen Gründer Athens, der von Sais aus Egypten gekommen sei: unter seinen Nachkommen waren Erechtheus und Theseus die berühmtesten Könige von Athen; auch Danaus, der sich in Argos niederließ, von dem Herkules abstammt und Perseus, der Mycenä erbaute, dessen Nachkommen Agamemnon's Vater es abnahm, Danaus, von dem die Griechen auch Danaer bei Homer heißen, soll ein Egypter gewesen sein. Der Stifter von Theben in Böotien endlich, Cadmus, war angeblich von phönizischer Abkunft.

Wer kann sagen, ob diese Namen alle eine historische Wurzel haben? Daß diese Namen mit Mythen verherrlicht wurden, ist gewiß, diese Mythen ließen die Namen im Gedächtniß des Volkes fortleben. Noch steht in Athen das mysteriöse Erechtheion mit seinen wunderbaren Karyatiden, und der gelbe Theseustempel ist das erste Denkmal alter Größe, welches dem Reisenden, der vom Hafen Piräus nach Athen kommt, entgegentritt. Noch heißt die Akropolis, die marmorne Götterburg Athens, nach Cecrops. Deßhalb thut die Geschichte dieser Namen Erwähnung.

So viel aber ist historisch gewiß: die Griechen sind kein Urvolk, sie sind, wie die Römer ein Mischvolk, ein Volk aus allerlei Ländern zusammengekommen. Wie aber bei den Thieren durch Kreuzung der Raçen eine vortreffliche Raçe entsteht, so war es auch bei den Griechen. Ihre außerordentliche Beweglichkeit verdanken sie dem abenteuerlichen Wanderleben, das sie von Anfang führten, ihre Tüchtigkeit und gediegene Bildsamkeit ist ihrer gemischten Herkunft zuzuschreiben. Es sind in dieser Beziehung die alten Griechen den heutigen Engländern zu vergleichen, bei denen durch Vermischung des beweglichen celtischen und des ernsten römischen Stammes, des ruhigen Sachsen-, und des gewaltthätigen Normannenblutes auch so ein tüchtiger, energischer Volkscharakter sich heraus gebildet hat. Ein ähnlicher Mischungsprozeß findet noch jetzt in den Vereinigten Staaten Amerika's statt, dem dasselbe Resultat nachfolgen wird.

Ganz so, wie die germanischen Völker des Mittelalters haben die griechischen Stämme Jahrhunderte lang einen Zustand des Faustrechts durchgemacht, einen Zustand des Faustrechts, wo die einzelnen Gewaltigen, die Heroen, die Fürsten auf Burgen, wie im Mittelalter, von denen die noch erhaltenen sogenannten cyklopischen Mauern Ueberbleibsel sind, sitzend, ihr Kriegshandwerk trieben; ja das Faustrecht, das bei den Griechen bestand, hatte noch einen ungleich wilderen Charakter. Es war dieses Faustrecht eine natürliche Folge der auch in der spätern griechischen Geschichte in aller Strenge festgehaltenen, politischen Trennung der einzelnen Völkerschaften, die sich in Griechenland zusammengefunden hatten. Ausländer und Feinde war bei Griechen, wie bei Römern ein und dasselbe Wort. Nach ihren Begriffen schützten Recht und Gesetze nur die Bürger eines und desselben Staats

untereinander. Alle Staaten, so nimmt noch Plato an, befinden sich rechtlich untereinander in ewigem Kriegsstand, den nur positive Verträge und diese nur auf bestimmte Zeit in Schranken halten. Es ist bekannt, daß Griechenland die ganze Zeit seines unabhängigen Bestehens durch sehr selten der Segnungen des Friedens genoß. Alle Mittel sind im Kriege erlaubt: Zerstörungen der Wohnungen, der Saaten, Wegführung der Menschen in die Gefangenschaft, in die Sklaverei, ja Mord der Gefangenen, nur Aussicht auf Lösegeld bestimmt zur Schonung der Wehrlosen, noch im Homer werden vergiftete Waffen erwähnt.

Im Anfang ward das Räuberhandwerk im größten Style und zwar zur See wie auf dem Lande getrieben, bis einzelne große Heroen ihm ein Ziel setzten, wie der König Minos auf Kreta, der vor dem trojanischen Kriege lebte, den Seeräubern das Handwerk legte, und, auch noch vor Zeit dieses Krieges, Herkules und Theseus den Continent von seinen Landplagen erretteten. Aber das ganze Völkerrecht des Alterthums blieb hart und grausam. Noch bei Homer gelten Räubereien der Einzelnen als erlaubt und ehrenwerth, der Beraubte nimmt seine Rache an jedem Mitbürger des Räubers, außer der Grenze seiner Heimath ist jeder Grieche rechtlos: ewiges Exil war in Griechenland, wie bei den alten Deutschen, die schwerste Strafe, es stand der Todesstrafe gleich. Noch Plato will, daß die Krieger wild, wie die Hunde, um ihre Feinde zu zerfleischen, erzogen werden sollen. Noch Aristoteles findet die Sklaverei billig und rechtlich begründet: dem Griechen ging der Mensch ganz auf im Bürger, der Einzelne ist ihm nur innerhalb der Staatsgemeinschaft Mensch und Person, nur als Bürger rechtsfähig, außer dem Staat giebt es nach der antiken Weltanschauung keinen Rechtsschutz. Krieg ist in der Ordnung, er muß sein, er bringt Sklaven, Sklaven müssen sein, damit sie die Arbeiten, die das Leben verlangt, verrichten, damit die Bürger Muße haben, sich den Geschäften des Staates zu widmen: dies sind die Grundsätze, die sich in der ältesten, griechischen Zeit entwickelten und bis zum Christenthum erhielten. In diesen Grundsätzen liegt der faule Fleck der alten Welt. Das Christenthum mit seinen milden Kosmopolitismus, der den Staatsbürger zugleich zum Weltbürger macht und den Menschen über den Bürger setzt, wie hoch steht es über der

antiken Politik, der nur der Bürger Mensch war! Die harte häusliche Sklaverei des Alterthums ist eine schreckliche, aber natürliche Folge des alten Räuberhandwerks, in dem die Griechen aufwuchsen.

Nach und nach, mit wachsender Bildung, fand man es dem eigenen Interesse angemessen, mildernde Formen einzuführen. Wir sehen aus Homer, wie den Einzelnen die Erflehung des Schutzes am fremden Heerde schützt und das heilige Gastrecht, man führte die Herolde ein, um eine Möglichkeit friedlicher Beendigung des Kampfes zu geben, man stellte die geschlossenen Verträge unter den Schutz einer Gottheit, die Tempel der Götter wurden als unverletzlich angesehen, man fand sich zu friedlicher und freundschaftlicher Begegnung in gemeinsamen religiösen Hauptfesten, in Nationalspielen zusammen. Namentlich wurden die olympischen Spiele, zu Olympia, in der Landschaft Elis im Peloponnes, alle fünf Jahre fünf Tage lang im Juli gehalten, ein Hauptvereinigungspunkt der Griechen. Hier stellte man Wettrennen an mit Wagen und Rossen, Wettläufe, Werfen mit dem Spieß oder der Diskusscheibe, Zweikämpfe im Ringen und andere körperliche, nächstdem auch dichterische und musikalische Uebungen. Hier las Herodot die ersten Bücher seiner heitern Geschichten dem versammelten Griechenland vor. Man zählte die Jahre nach diesen Olympiaden. Man stiftete ferner zum Zweck dieser Festfeier und wechselseitigen Befriedigung die geheiligten Amphiktyonen zu Delphi auf dem Parnassos in Hellas, an denen zwölf Völkerschaften Theil hatten. Hier in Delphi, in der Mitte Griechenlands, war auch das Hauptorakel der Griechen, die Stimme dieses Orakels des delphischen Apollo, des Gottes der Weisheit, hat sehr viel dazu gethan, die Wildheit des Volkes zu bändigen. Mächtig trug die Religion überhaupt dazu bei, der Glaube an Furien und Strafen, die den Mörder verfolgen und über ein ganzes Land den Fluch wegen ungerächten Blutes hereinführen, die Scheu vor den hohen, gerechten, allwaltenden Göttern, deren Zorn man durch Entsündigungsgebräuche versöhnen zu müssen glaubte.

Die Griechen waren, wie ich oben schon erwähnte, die ersten Helden der alten Welt: ihre mythische Vorgeschichte ist wesentlich heroisch. Da finden sich außer den schon erwähnten Thaten

des Minos und Herkules und Theseus der Zug der sieben Heerführer gegen Theben, des Oedipus und seiner Söhne, ein Stoff, aus dem die späteren dramatischen Dichter Aeschylos und Sophokles, vornehmlich geschöpft haben, dann der Argonautenzug des Jason nach Colchis am schwarzen Meere — die Hauptheldenthat war der Zug nach Troja, ums Jahr 1200 v. Chr. Die Griechen waren die ersten gepanzerten Männer der alten Welt, „schildbewappnete, erzumschiente Achäer" heißen sie überall im Homer. Die Egypter hatten leinene Harnische, die nach Herodot im ganzen Alterthum berühmt waren, auf den Ruinen zu Persepolis erscheinen die persischen Helden in langen Gewanden, die Griechen gingen frühzeitig in Erz und Eisen. Als die gepanzerten Griechen in Egypten ans Land traten, erschraken die Egypter vor ihnen. Dagegen zeigt uns die Homerische Beschreibung des Kampfes vor Troja, daß die Griechen, wie die Egypter auf Streitwagen kämpften, die ein Wagenlenker lenkte und zu Fuß. Reiterei kennt Homer nicht, noch bei Marathon hatte Miltiades keine.

Das schönste, vielseitigste, treuste Bild des Lebens und der Sitten der alten ritterlichen Achäer zu Zeiten des trojanischen Krieges entwirft Homer in der Ilias und Odyssee. Ich muß darauf verweisen. Wie es schwer, ja unmöglich ist, die Zustände der alten Patriarchen dem ersten Buch Mosis nachzuerzählen, so schwer, ja unmöglich fällt es, die heitere Klarheit, den Duft und Zauber der homerischen Dichtung in ein Abbild zu fassen, die Kraft und Fülle und doch den unnachahmlichen Wohllaut seiner holden Sprache nachzuahmen. Homer schildert Alles, schildert das ganze Leben der Griechen nach allen Seiten, das Leben ihrer Götter, ihrer Könige, ihrer Helden, wie das Leben der Familien, den Staat und das Haus, die Sitten der Männer, die Eigenthümlichkeit der Frauen, er schildert den Krieg und den Frieden, die Erde, das Meer und den Himmel Griechenlands, das Leben der Städte und des Landes, er schildert den Handel, die Künste, die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens. Es ist das reichste, lebendigste Gemälde, das eine Nation von ihren Urzuständen aufzuweisen hat.

Der Zug nach Troja — wie man sagt 100,000 Griechen auf 1000 räumigen Schiffen, die von der Hafenstadt Aulis in

Böotien nach der Küste Kleinasiens ausliefen, zeigt uns eine Reihe von Fürsten, den göttergleichen Achilles mit seinen thessalischen Myrmidonen, den gewandten, beredten Ulysses von Ithaka, den starken Held Diomedes Fürst von Argos, den greisen, reisigen Nestor von Pylos in Messenien, den Telamonier aus Salamis und den Lokrerfürsten Ajax, Idomeneus von Kreta und andere — geschaart um Agamemnon von Mycenä, den Bruder des Menelaos von Sparta, „den Fürsten der Völker." „Ihm, sagt Homer im zweiten Buch der Ilias, wo er die Fürsten der Danaer aufzählt, folgte das meiste Volk und das beste, er selber in blendendem Erze gerüstet, glänzte hervor unter den Helden, weil er der tapferste war und mit dem meisten Volke daherzog."

Agamemnon, weil er der tapferste war und weil er mit dem mehrsten Volke daherzog, war der Anführer des trojanischen Kriegsheers der Griechen. Nicht blos seine Tapferkeit — denn Homer selbst sagt, daß Achilles und der Telamonier Ajax die tapfersten waren — sondern vorzüglich zugleich die größere Macht, die er besaß an Kriegsvolk, das mit ihm aus dem noch jetzt erhaltenen kolossalen Löwenthor seiner Stadt Mycenä nach Troja auszog, hob ihn an die Spitze der Griechen.

Stammfürstenthum und zwar ein erbliches Stammfürstenthum ist nach übereinstimmender Angabe aller alten Schriftsteller die älteste Regierungsform in Griechenland gewesen. Das ganze gesellschaftliche Leben entwickelte sich aus dem Schooße der Familien, der Geschlechter. Die durch das Band der Blutsverwandtschaft zusammengehaltene Hausgemeinde war die Wurzel des Staatsvereins, die patriarchalische Monarchie des Familienhaupts die erste Regierungsform der Griechen. Eine Anzahl von Geschlechtern bildete eine Phratrie, eine Brüderschaft, mehrere Phratrien einen Stamm, an dessen Spitze der Fürst steht, dem der Rath der Aeltesten und Edeln zur Seite ist. Dieser Fürst hat eine dreifache Würde: die des Richters, des Heerführers und was die Griechen wesentlich von den orientalischen Reichen, den alten Egyptern, Babyloniern, Persern unterscheidet, auch des obersten Priesters. Die Oberhäupter brachten den Göttern die Opfer dar und sprachen die Gebete. Die Griechen haben nie eine Priesterkaste gehabt, wenigstens hatte diese Kaste, wenn

dafür, wie einige Gelehrten gemeint haben, die in Attika in ältester Zeit erblichen Priestergeschlechter gehalten werden sollen, gewiß nie eine politische Auctorität.

Nach dem trojanischen Krieg stieg Griechenland nach und nach immer mehr von den heroischen Zuständen zur Cultur und Civilisation auf. Berühmte Gesetzgeber standen auf, die den Staaten geordnete Verfassungen gaben, es kam Lykurg in Sparta und Solon in Athen. Die griechischen Staaten blieben nicht Naturstaaten, wie die orientalischen, es wurden Humanitäts- und Culturstaaten.

Die nationale Entwicklung der Griechen zu der hohen Stufe von Cultur, die sie erreichten, ward wesentlich durch die natürliche Beschaffenheit, die Lage und das Clima ihres Landes gefördert.

Die natürliche Beschaffenheit und die Lage Griechenlands ist einzig zu nennen: eine mäßig große Halbinsel, im Norden mit dem Festland zusammenhängend, von allen übrigen Weltgegenden ihre Küsten vom Meere bespült, an allen diesen Küsten die schönsten Häfen, in die man mit allen Winden einlaufen mochte, — konnten ihre Bewohner alle jene Vortheile genießen, die ein getheiltes See- und Landleben in so vorzüglicher Maaße gewährt. Nicht blos auf die See, wie das kleine dürre Phönizien gewiesen, vermochte Griechenland zum großen Theile seine Naturprodukte selbst zu erzeugen, seine Früchte und seine Heerden und zugleich die Ruhe und den Frieden des Landlebens zu genießen; nicht so, wenigstens zum großen Theil, in das Binnenland eingekeilt, wie das assyrische, babylonische und persische Reich waren, die nur von einer Seite den Golf von Persien hatten, vermochte es ringsherum das Meer zu benutzen, und mit allen den umwohnenden Völkern eine stete, thätige Verbindung zu unterhalten — dieses Meer, das den Blick frei und offen erhält, der so oft in Binnenländern verschrumpft und verengt, gab ihnen den Handel, den mächtigsten Hebel der Cultur, weil er viele Menschen und Dinge dem Auge nahe bringt, gesellig macht und rauhe Sitten abschleift.

Von allen Reisenden bis auf den heutigen Tag wird das Clima Griechenlands gepriesen. Hier ist nicht die Hitze und Dürre Egyptens, hier ist ein durchaus gesundes, gemäßigtes Cli-

ma. Ein eben so schöner, blauer Himmel, wie die orientalischen Reiche haben, spannt sich über dieses schöne Griechenland aus, aber eine reine, klare, balsamische Luft weht hier, von den vielen Bergen des Landes und dem Meere gekühlt. Die südlichen Bäume gedeihen hier auch, die Palmen, die Cypressen, aber der Hauptbaum war hier der Oelbaum, dem Apollo heilig, von dessen Zweigen die Kränze der olympischen Sieger gebrochen wurden. Große, dichte, herrliche Olivenwälder, Feigenbäume, Weinreben sind noch jetzt Griechenlands Hauptreichthum, wie sie es im Alterthum waren. Nicht von natürlicher oder künstlicher Ueberschwemmung hängt hier die Fruchtbarkeit ab, die Berge des Landes geben häufigen Regen, das schöne Land ist von einer Menge silberklarer Flüsse durchzogen. Daher die fruchtbaren Weiden, die zahlreichen Heerden von Schaafen, Rindern und Schweinen. Daher wieder die Erscheinung, daß die Griechen eine wesentlich fleischessende Nation wurden, wie die heutigen Engländer es sind. Während der Orient hauptsächlich von Vegetabilien lebte und noch lebt, waren Fleischspeisen eine Hauptsache bei dem „lecker bereiteten Male“ der Griechen, wozu im Homer die häufigsten Belege sich finden. Schon die Opfer, Thieropfer, setzen häufige Fleischspeisen voraus — Opfer und Gastmäler sind bei den homerischen Fürsten und Helden allemal beisammen, zu Zeiten wurden hundert Stiere auf einmal geopfert, die sogenannten Hekatomben. Ich brauche nur anzudeuten, daß auch diese Wahl der Nahrung wesentlichen Einfluß hatte auf die ganze Gemüthsart der Griechen und selbst auf ihre politische Verfassung. Rind- und Hammelfleisch essende Völker sind, wie man in England und den Vereinigten Staaten noch heut zu Tage annimmt, gewöhnlich sich selbst regierende Völker geworden. — Durch Bergeszüge und Meeresarme endlich ist Griechenland in eine Menge einzelner Thäler und Landschaften zerschnitten: daher jene große Anzahl kleiner, von einander unabhängiger Völkerschaften, aus denen Hellas bestand.

In einem solchen Lande, wo, wie ich oben gesagt habe, noch dazu den Sklaven die Arbeit ausschließlich überwiesen war, mußten die Nachkommen der herrschenden Geschlechter, die freien Männer Griechenlands, wohl Muße genug behalten, ihren Staat zu ordnen und Wissenschaft und Kunst auszubilden.

Zu dieser ruhigen Ausbildung des griechischen Wesens trug noch ein anderes Moment bei, dessen ich hier kurz gedenken will, ein sehr wichtiges Moment, ich meine das Auswanderungswesen, die Colonien. Griechenland ist das erste Land gewesen, das das Auswanderungswesen in eine geordnete Verfassung setzte, Rom ist ihm darin nachgefolgt, unter den neueren Völkern haben vorzüglich Italiener im Mittelalter und Engländer seit der Reformation dasselbe wichtige Mittel ergriffen, um aus ihren Grenzen die überzählige und unzufriedene Bevölkerung abzuleiten und von dieser abgeleiteten Bevölkerung durch den Handel und Verkehr bedeutenden materiellen und geistigen Vortheil zu nehmen.

Der oben erwähnte Einfall der Herakliden und Dorier in den Peloponnes, 80 Jahre nach dem trojanischen Kriege war es, der den Hauptanstoß zu diesen Auswanderungen gab. Die aus dem Peloponnes vertriebenen Nachkommen Agamemnon's vom äeolischen Stamm wichen zuerst, ihnen folgten die Jonier nach — beide Stämme ließen sich auf den umliegenden Inseln und den schönen, fruchtbaren Ufern des ostwärts nahe liegenden Kleinasiens nieder. Ihnen folgten zuletzt die Dorier selbst nach, sie gründeten mehr südlich auf Kreta und Rhodus und auf der Südwestseite Kleinasiens ihre Niederlassungen. Unter allen diesen Colonien, die gleichsam ein zweites Griechenland bildeten, kam das ionische Milet in Kleinasien hauptsächlich in Flor: es ward eine Haupthandelsstadt und hat allein wieder achtzig Töchterstädte an den Ufern des schwarzen, Marmor- und asowschen Meeres gestiftet, namentlich Byzanz, das spätere Constantinopel, auch Naukratis die Stapelstadt der Griechen am Nil in Egypten. Milet war es, das den Griechen den Perserkrieg veranlaßte. Endlich wurden, hauptsächlich von Doriern, auch nach Unteritalien und Sicilien Colonien geschickt, hier entstand ein drittes Griechenland, das sogenannte Großgriechenland. Tarent in Unteritalien und Syracus auf Sicilien, eine corinthische Colonie, wurden hier die berühmtesten dorischen Städte, die sich durch Reichthum und Luxus besonders ausgezeichnet haben. Hier war der Schauplatz des berühmten Pythagoräischen Bundes, jener Weisen-Aristokratie, wie wir sie auch in Plato's Republik dargestellt besitzen, die aber einen tragischen Ausgang in der Wirklichkeit erlebte, indem die reichen Städte mit ihren Tyrannen diese pythagoräischen

Sittenwächter ermorden ließen. Die dorischen Tempelruinen in Unteritalien zu Pästum bei Neapel und in Sicilien zu Agrigent, Selinunt und Segesta zeugen noch von der Blüthe dieser großgriechischen Colonien. Der Jupitertempel zu Agrigent war der größte Tempel des ganzen griechischen Alterthums, ein Riesenbau, wie der mittelalterlich-gothische Dom zu Cöln, wie dieser unvollendet, mit so gewaltigen Säulen, daß in ihren Cannelirungen ein Mann stehen kann. Eben so war das in Fels eingehauene Theater zu Syracus eins der größten Werke der alten Welt.

Den höchsten Glanz erlangte der dorische Stamm in Griechenland selbst, im Peloponnes, — durch seinen Hauptstaat Sparta: der große Gesetzgeber Lykurg war es, der diesen Glanz begründete, er gab seiner Stadt und der Landschaft, die zu ihr gehörte, die erste aus dem rein bürgerlichen Gesichtspunkt hervorgegangene, nur auf die Erhaltung heroisch-patriotischer Tugend freier Männer abzielende, deshalb zwar sehr einseitige, aber in dieser Einseitigkeit sehr verständig angelegte Verfassung des Staats. Nüchternheit und Bedächtigkeit war die Seele dieser Verfassung: ihr Ziel der Heroismus der Bürger, und nur dieser Heroismus. Alle übrigen Rücksichten mußten in Sparta zurücktreten: der Einzelne, der Mensch ging völlig unter in der Idee des Staats. Diesem Staat, dem der Bürger Alles, was er war, verdanken sollte, sollte er auch alles opfern: dies ward das Hauptprinzip Sparta's.

Lykurg, selbst aus königlichem Geschlecht, fand in Sparta die alten Könige aus dem Stamm der Herakliden vor, in ihrer dreifachen Würde als Oberanführer, Oberrichter und Oberpriester. Zu seiner Zeit, im 9ten Jahrhundert vor Chr., war fast überall im gesammten Griechenland namentlich auch in Athen, die Herrschaft der alten patriarchalischen Monarchien mit der der edeln Geschlechter, der Aristokratien, vertauscht worden: theils waren die Könige ausgestorben, wie in Athen, wo Kodrus im Kampf gegen die Herakliden gefallen war, theils hatte man sich ihrer entledigt, weil sie ihre Gewalt zu einer Tyrannis, einer unumschränkten Herrschaft, dem orientalischen Despotismus sich annähernd, gemißbraucht hatten. Diese unumschränkte Herrschaft war den hellenischen Begriffen durchaus zuwider: wie der olympische Zeus selbst einer höhern Ordnung, dem Schicksal, unter-

geordnet gedacht wurde, so sollte auch der König der Idee des Rechten, die bei den Göttern wohnt, unterthan sein, das Gesetz allein, in dem diese Idee sich ausspricht, ward als der rechtmäßige, oberste Machthaber anerkannt; die Griechen hielten dafür, daß die Kenntniß des Rechts, das bei den Göttern wohnt, in Folge der Verwandtschaft der Könige mit diesen Göttern, ihnen, den Königen anererbt sei: darauf allein beruhte die Heiligkeit ihrer königlichen Würde.

Zu Lykurg's Zeit, sagte ich, war fast in ganz Griechenland Aristokratie an die Stelle der patriarchalischen Monarchie getreten. Auch der Adel, glaubten die Griechen, erbe im Geschlecht fort; noch Plato in seiner Republik will einen erblichen Adel, „weil nur die edle Pflanze edle Frucht bringt.“ Dieser Adel, wie wir schon an dem Völkerfürst Agamemnon bei Homer sahen, gründete sich auf persönliche, kriegerische und bürgerliche Tugend und auf die Macht, die Güterbesitz giebt. Die persönliche Ueberlegenheit war mit einer sachlichen Ueberlegenheit verbunden: beide wurden für nöthig angesehen, beide stützten gegenseitig einander. Es lag tief in der nationalen Ueberzeugung der Griechen begründet, daß, wie Gesichtszüge und das übrige Aeußere der Menschen, so auch Tugend in den Geschlechtern forterbe, deshalb forterbe, weil den Geschlechtern allein in ihrem Landbesitz eine sichere und dauernde Quelle der Unabhängigkeit und des freien Einkommens fließe, das sie mit Muße den Geschäften des Staats sich hinzugeben, in den Stand setze.

Lykurg fand zwei Könige in Sparta vor, die aber schon mit der Gemeinde in Kämpfe gerathen waren. Um es nicht zur Tyrannis oder zur Volksherrschaft kommen zu lassen, stellte Lykurg, ohne die Könige abzuschaffen, wie in Athen und anderwärts geschehen war, eine aristokratische Zwischenbehörde in die Mitte, die Gerusia, den Rath der Alten. Ihm ward die höchste Staatsgewalt übertragen. Es waren dieser Alten, die aus den edlen Geschlechtern auf Lebenszeit gewählt wurden und über sechzig Jahre alt sein mußten, acht und zwanzig: die zwei Könige führten in diesem Rathe den Vorsitz. „So, sagt Macchiavelli, gab Lycurg eine vollkommene Staatsverfassung, indem er, keine der gewöhnlichen Regierungsformen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie ausschließlich erwählend, eine Regie-

rungsform aufstellte, die von allen diesen drei Regierungsformen etwas an sich hatte, alle drei in sich vereinte."

Lykurg ließ nicht, wie in Egypten und China, seine Gesetze aufschreiben, er verbot es ausdrücklich. Die Verfassung Sparta's, aus der Sitte des Volkes hervorgegangen, sollte auch in ihr allein lebendig fortdauern. Sie dauerte fort, sie hat 800 Jahre bestanden.

Das Mittel, welches er gebrauchte, um die spartanischen Sitten dauernd zu erhalten, war die Erziehung. In Sparta gab es keine Familie, es gab nur einen Staat. Dieser übernahm den Knaben, den gesunden Knaben, denn alle schwache und gebrechliche Kinder ließ man sterben, vom siebenten Jahre an, um ihn fern vom älterlichen Hause im Kriegshandwerk aufzuziehen, das als das Haupterhaltungsmittel des Staats angesehen wurde: Körperstärke und Körpergewandtheit, wie Seelenstärke und Geistesgegenwart, Entbehrungen des Körpers, wie Einfachheit des geistigen Bedürfnisses — darauf war alles gerichtet. Militairische Subordination je der Jüngern unter die Aeltern war die Haupthandhabe, womit man den Willen zu beugen suchte — Ehrgeiz war die Hauptleidenschaft der Spartaner. Frauenliebe galt weit geringer, als Männerfreundschaft. Auch der verheirathete Mann brachte den größten Theil des Tages und selbst der Nacht in ausschließlichem Umgang mit seinem Geschlecht zu, in den Gymnasien, auf der Jagd, in den gemeinschaftlichen Speise- und Versammlungssälen. Die Frauen speisten zu Hause allein.

Auf eine gleiche Vertheilung des Grundeigenthums, auf die äußerste Einfachheit, ja Armuth war die Verfassung Sparta's gegründet. 9000 Theile hatten die Spartiaten, die Bewohner der Stadt Sparta, das herrschende Volk, eine fest abgeschlossene Erbaristokratie, wie die Nobili im Mittelalter zu Venedig, die allein an der Volksversammlung Theil nahm; 30,000 kleinere Theile waren dem Landvolk, den Periöken zugewiesen, die die Lasten des Staats, aber nicht seine Vortheile mit den Spartiaten theilten, Tribut zahlten und Kriegsdienste leisteten, aber nicht zur Volksversammlung gehörten. Alle diese Theile waren unveräußerlich und untheilbar. Die unterste Classe des Volks, die Heloten, auch besiegte Landeseinwohner, wie die Periöken, aber auf härtere Bedingungen verwiesen, fast Sklaven, nur durften

sie nicht verkauft und getödtet werden, hatten kein Landeigenthum, sie waren im gemeinschaftlichen Besitz der Spartaner, als Knechte, die ihnen die Heerden weiden, das Land bauen mußten, jenes Lakonien, die schöne fruchtbare Ebene, die der silberne Eurotas durchfließt, durch welche ein Mittelgebirge in sanft verflochtenen Hügeln sich hindurchzieht, an dessen untersten Ausläufern das alte mauerlose Sparta gebaut war, im Angesicht des majestätischen Taygetos, des höchsten Gebirgs des Peloponnesos. Dieses noch jetzt fruchtbarste und schönste Thal Griechenlands bauten die unglücklichen Heloten in ihren Schaafpelzen und Mützen von Hundsfellen, sie, die Nachkommen zum Theil jener heldenmüthigen Messenier, die in blutigen Kriegen ihre Unabhängigkeit unter dem herrlichen Aristomenes gegen die harten eisernen Spartaner zu retten suchten und endlich zu großem Theil nach Sicilien auswanderten, wo sie im 7ten Jahrhundert Messene, das heutige Messina gestiftet haben.

Aller Luxus war in Sparta verbannt in Wohnung, Kleidung, Speise und sonstigem Lebensbedürfniß. Man kennt die spartanische Suppe. Fleisch lieferten die Jagden und Opfer, Gerstengraupen, Feigen, Zukost, Käse und Wein waren das Uebrige. Man hatte nur eisernes Geld, man trieb keinen Handel in Sparta, nur bei dem Landvolk, den Periöken, war Handel und Gewerbe. Man hatte keine Schauspiele, die Wissenschaften und Künste waren auf etwas Musik und Gymnastik beschränkt, die Spartaner hatten eine Art Poesie, aber auch diese war politisch, wie wir sehen an Tyrtäus, dem spartanischen Kriegsliederdichter im messenischen Kriege. Um die Bilder des Luxus den Spartanern nicht in die Nähe zu bringen, durfte kein Spartaner reisen, kein Fremder in Sparta verweilen: Sparta war auch ein abgesperrter Staat, wie Egypten.

Groß, das ist gewiß nicht zu leugnen, sind die Spartaner in ihrer Art gewesen, aber eben diese ihre Art war doch klein. Ein männliches, tapferes Volk, von scharfem, klaren Geist mit schlagender Gedankenkürze sind sie durch ihre politische Erziehung und Staatsverfassung geworden, aber soll ein Staat ewig im Heldenalter der rohen Jugend bleiben? Ist Krieg Zweck und Ausfüllung des ganzen Lebens? Welche Schranken setzten die Spartaner der freien, allseitigen Entwickelung menschlicher Kraft

und Bildung! Wo war bei ihnen häusliches Glück, Familienleben zu finden? Waren ihre Frauen, die an den meisten Körperübungen der nackten Männer in den Gymnasien Theil nahmen, etwas anders, als männliche Weiber? Und dann — wie entsetzlich grausam ist ihr Verfahren gegen die Heloten gewesen, dieses Verfahren, das in Nothfällen Vertilgungen derselben in Masse nothwendig machte und sonst alle Mittel der List und Gewalt nicht verschmähte, um ihre beunruhigende Zahl zu vermindern! Was für ein meuchelmörderisches Institut ist das der Krypteia, jener kleine Krieg, den die lacedämonische Jugend alljährlich zur Uebung gegen die Heloten führte, und in dem man diese gedrückter Menschen für nicht viel besser als Jagdthiere ansah.

Geringeren politischen Erfolg und nur eine 200jährige Dauer hatte, aber weit menschlicher und namentlich für die Vielseitigkeit menschlicher Bildung förderlicher war die Staatsverfassung, die Solon Athen gab. Noch lebt Athen durch den Einfluß, den geistigen Einfluß der großen Männer, die es in den schönen, friedlichen Reichen der Wissenschaften und Künste hervorgebracht hat, es lebt durch seine Dichter, Redner, Philosophen, Bildhauer und Architekten. Sparta ist wirklich untergegangen. Athen hat auch Helden hervorgebracht, unsterbliche Helden, wie Sparta, Athen gebührt aber vorzugsweise die Ehre, die Bildung des menschlichen Geistes gefördert, die schönsten Monumente der Phantasie dem menschlichem Geschlechte hinterlassen zu haben. Athen ist das erste Land für die Geistes-Cultur geworden: seine Staatseinrichtung war es, seine Staatseinrichtung, die die so vielseitige bürgerliche Aufklärung eines freien Mittelstandes beförderte, durch die diese Geistescultur möglich ward.

Athen hatte, wie ich oben schon beiläufig erwähnt habe, nach dem Tode des Kodrus, des letzten aus der Reihe der alten Könige, unter denen Cecrops und Erechtheus und Theseus die berühmtesten gewesen waren, die Königswürde abgeschafft und lebenslängliche, verantwortliche Archonten eingeführt: an die Stelle dieser waren später zehnjährige Archonten getreten. Die Eupatriden, die Adelsgeschlechter, änderten noch später, ohngefähr hundert Jahre vor Solon, der im J. 594 vor Christus auftrat, die Verfassung des Staats dahin um, daß neun jährlich unter sich wechselnden Archonten, aus ihnen, den Eupatri-

den, erwählt, die Regierung des Staats übertragen ward. Einer dieser Archonten war Drakon, bekannt durch seine blutigen Gesetze. Es war eine drückende schwere Aristokratie, die Solon vorfand, eine drückend schwere Aristokratie, wie wir sie später unter ähnlichen Verhältnissen in Rom wahrnehmen werden, welcher der Demos, der freie, aber verarmte und als Schuldner und Lohnarbeiter oder Pächter von den reichen Geschlechtern abhängige Mittelstand, das Volk, feindlich gegenüber stand. Es hätte bei Solon, wie Plutarch sagt, gestanden, sich an der Spitze dieses Demos zum Tyrannen zu machen, er zog aber vor, eine Vermittlung zwischen den Adelsgeschlechtern und dem Volke zu Stande zu bringen. Er, selbst Aristokrat, wie Lykurg, Eupatride aus Kodrus Geschlecht, ließ sich deshalb im Jahre 594 zum Archon erwählen. Nachdem er durch die berühmte Lastenabschüttelung das Volk von seiner drückenden Schuldenlast befreit, die persönliche Schuldknechtschaft gänzlich abgeschafft, die verpfändeten Grundstücke den vorigen Besitzern frei gemacht hatte, richtete er die Staatsverfassung neu ein, indem er eine aristokratische Demokratie schuf. Demokratie wurde Athen, weil Solon alle Bürger an den Volksversammlungen und Gerichten Theil nehmen ließ, 20—30,000 Menschen; eine aristokratische Demokratie wurde es dadurch, daß die Bule (βουλη), der die eigentliche Verwaltung des Staats führende Rath von vier hundert Gliedern, die das dreißigste Jahr überschritten haben mußten, alle Jahre neu gewählt wurden und an die alle Staatsangelegenheiten zur Vorbereitung kamen, ehe sie an die Volksversammlungen gelangten, nur aus solchen Bürgern, die Vermögen hatten, bestand. Den neun jährlich gewählten Archonten, die blieben, wurden hauptsächlich die Richtergeschäfte zugewiesen: sie rückten, wenn sie ihr Amt untadelhaft verwaltet, in den Areopag, des Obertribunal des Staats ein. Die bloße Geburtsaristokratie hob Solon auf: er gründete seine Aristokratie vorzugsweise auf den Güterbesitz und die Höhe der Steuer, die nach Maaßgabe dieses Güterbesitzes an den Staat entrichtet ward. Das ganze Volk theilte er zu dem Ende in vier Steuerclassen, die Pentakosiomedimnen, die Ritter, die Zeugiten und die Theten. Die erste Classe hatte ihren Namen, weil sie an Trocknem und Flüssigen 500 Medimnen, ein Maaß, das ungefähr einem

Berliner Scheffel gleich kommt, von eigenem Gute einernteten; die zweite Classe, die Ritter, hießen so, weil sie ein Pferd, ein Streitroß ernähren konnten, ihr Einerntungsquantum war auf 300 Maaße gestellt; zur dritten Classe, den Zeugiten gehörten, die ein Ackergespann (ζεῦγος) halten konnten und 150 Maaße einernteten; zur letzten alle, die noch weniger erbauten. Nach diesem Maaßstabe, nach dem Vermögen, ward gesteuert: bei der ersten Classe war das Minimum des Steuercapitals ein Talent, nach Böckh 1375 Thlr., bei der zweiten ein halbes, bei der dritten ein Sechstheil. Die vierte, die Lohnarbeiter zahlten nichts, waren auch nicht zu regelmäßigem Kriegsdienst verbunden, sondern dienten nur im Nothfall als Leichtbewaffnete oder später zur See, waren aber auch dafür von allen Staatsämtern ausgeschlossen.

Wir sehen: wir begegnen hier der ersten Vermögens- oder Geldaristokratie, aber einer billigen und mäßigen Aristokratie, weil dieselben Classen, die die höchsten Vortheile des Staats genossen, auch alle Lasten desselben trugen. Die ärmeren Bürger, die nicht steuerten, nicht in den Krieg zogen, konnten zwar keine Würde bekleiden, nicht in den Rath gewählt werden, aber immer blieb ihnen in der Volksversammlung ihre Stimme und ihre Theilnahme an den Gerichten. Die Staatsämter waren übrigens sämmtlich unbesoldet. Archonten konnten nur Bürger der ersten Classe, die aus den 1200 Höchstbesteuerten bestand, werden: diese waren es aber auch, die ausschließlich die Kosten der öffentlichen Feste und als Athen durch Themistokles eine Seemacht geworden, auch der Flotte bestritten, der Staat gab nur die leeren Schiffe.

Wie die Staatsverfassung Solon's in Bezug auf die Bürger Athens eine gerechte und billige Grundlage hatte, so bezeugte sie auch ihren humanen Charakter gegen die Ausländer, die Fremden, die sich in Athen niederließen und gegen die Sklaven. Sparta hielt, wie wir sahen, die Fremden ab, Athen nahm sie auf und gab ihnen Schutz und Rechte: die Solonische Gesetzgebung war wesentlich philantrhopisch. Athen hat mehr Fremde, als irgend eine andere griechische Stadt in seinen Mauern gehabt; sie hießen Schutzverwandte, Beisassen, Metöken: der Schutz der Gesetze verstattete ihnen die Betreibung aller bürgerlichen Gewerbe.

Sie zahlten nur eine mäßige, jährliche Abgabe an den Staat, 12 Drachmen die Familie, noch nicht 3 Thaler. Zu den außerordentlichen Steuern trugen sie bei, wie die Bürger und wurden auch zum regulairen Kriegsdienst ausgehoben. Sie mußten einen atheniensischen Bürger als Patron sich erwählen, der für sie bürgte, Grundeigenthum erwerben konnten sie nicht. Man hält dafür, daß 45,000 solcher Metöken in Athen gelebt haben, während die Zahl der 20—30,000 Bürger mit ihren Familien nur 90,000 betrug. Industrie und Handel kam sehr durch sie in Flor, an dem übrigens auch ärmere Bürger Theil nahmen: denn Solon's, wie später Perikles' Absicht ging darauf, durch Handel und Schifffahrt den Zustand der niedern Volksclasse zu verbessern. Die altadeligen Geschlechter trieben freilich nicht Gewerbe, aber aus glücklichen Fabrikanten tauchte ein neuer Adel auf: es ist bekannt, wie Kleon, der Gerber sich nach dem Tode des Perikles zum Staatsruder heraufschwang. Auch Perikles und Alcibiades verschmähten es nicht, über ein großes für eigne Rechnung betriebenes Fabrikgeschäft die Aufsicht zu führen. Sparta, das fruchtbare Lakonien, konnte den Handel entbehren, es brachte alle seine Lebensbedürfnisse hervor, Athen bedurfte des Handels. Die Landschaft Attika, obgleich eine Landschaft des herrlichsten Climas, des mildesten Himmels, war doch an vielen Orten uneben und steinig, so, daß nicht hinlänglich Getreide erbaut werden konnte. Attika ist vorzüglich ein Heerden- und Baumland. Am zahlreichsten, wie in England von Alters her, waren Schaafe, nächst dem Schweine, Esel und Maulthiere, seltener Pferde und Rinder, die erst später auf den Triften Euböas in Masse gehalten wurden. Der Hauptreichthum bestand in Oel und Honig, in Feigen und Wein. Wein war das gewöhnliche Getränke, vermischt mit Wasser. An Oel war solcher Ueberfluß, daß Solon die Ausfuhr, die er für andere Naturprodukte, namentlich Getreide, verboten haben soll, gestatten konnte. Getreidezufuhr bedurfte Athen: das meist magere Land trug zwar Gerste, aber wenig Weizen. Von drei Millionen Medimnen, die, wie man berechnet, Attika gebrauchte, konnte es nur zwei Drittel selbst erzeugen, eine Million mußte eingeführt werden: das meiste kam vom schwarzen Meer, von Byzanz, der spätern Bundesgenossin von Athen, aus Syrien, Egypten, Sicilien.

Athen ist nächst Milet und Korinth ein Haupthandelsplatz der alten Welt geworden, wie die vielen, namentlich silbernen Münzen bezeugen, die in Griechenland, Kleinasien und den Küstenländern des schwarzen Meeres Jahrhunderte lang im Umlaufe blieben und eine allgemeine, beliebte Währung bildeten. Eben so ward es durch Solon's Begünstigung der Industrie ein bedeutender Manufakturplatz: die athenienſischen Waffenfabriken waren berühmt. So hatte der Vater des Redners Demosthenes, ein reicher Mann, eine Schwertfabrik, deren Betrieb der Sohn fortsetzte. Nächst den Waffenfabriken waren die Töpferwaaren Athens bedeutend, dies beweisen die vielen, wie in Unteritalien, in Großgriechenland, so auch in Hellas aufgefundenen Vasen und Schalen. Auch Tuchmacher gab es in Athen, die die wollenen Gewänder, die man vorzugsweise trug, fertigten, obgleich die Kleider, wie das Brot eigentlich in den Familien bereitet wurden. Es gab gewisse, zunftartige Corporationen der Arbeiter verschiedener Art, deren Organisation später den römischen Zünften zum Muster gedient hat.

Die dritte Classe der Einwohner Athen's und Attika's, seines Gebietes, außer den Bürgern und Metöken oder Beisassen waren die Sklaven. Kein Volk des Alterthums hat seine Sklaven so verhältnißmäßig human und mild behandelt, als Athen. Obgleich ihrer eine bedeutende Anzahl, man sagt 400,000 waren, auf nur 90,000 Bürger und 45,000 Schutzverwandte, so hörte man doch in Athen nicht von so blutigen Empörungen der Sklaven, wie sie in Sparta durch die Heloten und in Rom unter Spartacus vorkamen. Xenophon bezeugt, daß das Auftreten der athenienſischen Sklaven, im täglichen Leben, sich wenig von dem der gemeinen Bürger unterschied: Gesetze sorgten dafür, daß Sklaven nicht gemißhandelt und getödtet werden durften. Ohne richterlichen Spruch konnte kein Sklave in Athen mit der Todesstrafe belegt werden.

Diese billige und humane Verfassung, die Solon Athen gab, hat allerdings nur den vierten Theil der Zeit gewährt, die Lykurg's Verfassung währte. Sie hat gewaltige Erschütterungen erfahren, gewaltigere noch, als Sparta durch die Oligarchie der fünf Ephoren, jenes controlirenden Staatstribunals, das am Ende alle Macht an sich riß und die Könige Sparta's sich ver-

antwortlich machte. Athen ist durch den Demos, das Volk, in eine schlimmere Oligarchie gekommen, als Sparta durch seine Aristokraten, in eine Pöbelherrschaft durch die Demagogen, in eine Tyrannis und zuletzt unter fremde Herrschaft der Macedonier und Römer. Solon's Schuld war dies nicht! einmal ist seine so weise eingerichtete, gemäßigte, aristokratische Demokratie nach ihm in eine reine und nach Perikles Tode in eine zügellose Demokratie verändert worden und dann sagt Tacitus ganz recht: „so weise gemischte Verfassungen haben mehr Lob als Glück und wenn sie glücken, dauern sie nicht lange." Dennoch hat Athen fast zwei hundert Jahre bestanden und während dieser Zeit das Herrlichste im Reiche des Geistes geleistet, was je ein Volk geleistet hat.

Noch bei Lebzeiten Solon's kam Pisistratus, einer seiner Verwandten an die Spitze des Staats, durch den Demos. Er herrschte, aber nach den Gesetzen, mit Gelindigkeit, beförderte die Wissenschaften und Künste, sammelte namentlich die Gesänge des Homer; erst seine Söhne Hipparch und Hippias waren Tyrannen. Harmodius und Aristogiton tödteten den erstern, vertrieben den letztern: er begab sich zu den Persern, führte sie später nach Attika und ist bei Marathon gefallen. Aus dem Kampf zweier Factionen, der nun in Athen folgte, ging Klisthenes als Sieger hervor. Dieser Klisthenes war es, der den ersten Schritt that zur Schwächung des aristokratischen Elements in der demokratischen Verfassung des Staates. Zeither hatte eine alte Eintheilung der Bürger in vier Phylen bestanden: aus jeder dieser vier Phylen ließ Solon hundert Bürger der ersten drei Steuerclassen in die βουλη, den Rath, wählen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Phylen dasselbe waren, was, wie wir später in der römischen Geschichte hören werden, die tribus waren in Rom, eine örtliche Eintheilung des atheniensischen Demos, Bezirke. Namhafte Gelehrte sind dieser Meinung. An die Stelle nun dieser vier Phylen oder Bezirke, Stämme, setzte Klisthenes im Jahre 507 vor Chr. zehn neue, indem er die Bürgerschaft durch Beiziehung von Schutzverwandten und Fremden vermehrte. Aus jeder dieser neuen zehn Phylen wurden von nun an funfzig in den Rath gewählt, der so auf fünf hundert Mitglieder anwuchs. Es war dies eine schon bedeutende Reform, der in England, welche in unsern Tagen vor sich ging,

zu vergleichen. Doch ward durch sie das Vorwalten des aristokratischen Elements noch nicht gebrochen. Von Klisthenes rührt auch der berühmte Ostracismus her, eine ehrenvolle zehnjährige Entfernung übermächtiger Bürger, deren man sich auch ohne äußere Veranlassung zu entledigen wünschte. Nach Klisthenes kam eine schon weit radicalere Aenderung: die Besetzung aller oder doch der meisten Staatsämter durchs Loos statt der bisher üblich gewesenen Wahl. Endlich zur Zeit der Perserkriege, als Athen in der Sonnenhöhe seines Ruhms stand, führte Aristides die absolute Demokratie ein: nach der Schlacht bei Platää, im Jahre 479 ging das Gesetz durch, dem zu Folge alle Bürger, ohne alle Rücksicht auf einen Census zu allen Staatsämtern, auch dem Archontate, sollten gelangen dürfen.

Durch die Perserkriege kam Griechenland zur Mündigkeit: das patriotische Interesse, mit dem alle Bürger für das gemeine Wohl des Vaterlands aufopfernd sich hingaben, war das Zeugniß dieser Mündigkeit. Darum glaubte Aristides, einer der reinsten, uneigennützigsten und edelsten Männer, die in der Geschichte aufgetreten sind, das ganze atheniensische Volk, dieses so aufgeklärte, gebildete Volk zur Leitung des Staates berufen zu dürfen. Was ich schon früher einmal angedeutet habe, daß, wo Völker wirklich mündig werden, ihnen auch das Recht und die Macht, sich selbst zu beherrschen zu Theil wird, sehen wir hier zum erstenmal an Griechenland bestätigt. Wie es dieses Recht und diese Macht gebraucht hat, werden wir in der nächsten Vorlesung sehen, die ich mit einer kurzen Uebersicht der denkwürdigen Perserkriege zu eröffnen haben werde.

Achte Vorlesung.

Griechenland seit den Perserkriegen bis auf Alexander: Miltiades, Themistokles, Aristides, Staatsverwaltung des Perikles, Bauten in Athen. — Religion, Kunst, Theater, Philosophie: Phidias, Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes, Sokrates, Plato und Aristoteles. — Demagogie in Athen, Alcibiades, Epaminondas, Philipp von Macedonien, die asiatischen Züge Alexanders, sein hellenisches Weltreich.

Wir erinnern uns aus der persischen Geschichte, daß Cyrus es war, welcher Kleinasien bezwang, indem er den Crösus, den König von Lydien, besiegte. Dieser Crösus hatte sich alle Länder bis an den Halys und alle Griechen in Kleinasien und auf den Inseln unterworfen, jene Colonien, welche die Nachkommen Agamemnon's, die Aeoler, — die Stammgenossen der Athenienser, die Jonier — und der mit Sparta verwandte dorische Stamm auf den Griechenland gegenüberliegenden Küsten von Vorderasien und den Inseln gegründet hatten. Durch Crösus' Besiegung kamen die Kleinasiatischen Griechen unter persische Herrschaft: in der Hauptstadt des Crösus, zu Sardes, befehligte von nun an ein persischer Satrap. Ums Jahr 501 machten diese Griechen in Asien den Anfang zur Empörung gegen die Perser, an der Spitze die große ionische Handelsstadt Milet. Athen sandte seinen Stammgenossen im folgenden Jahre 20 Schiffe zu Hülfe, doch gelang es den Persern, den Aufstand zu unterdrücken: Milet ward zur Strafe von ihnen zerstört. Darius Hystaspes dachte auf Rache gegen Athen: die Ausführung dieser Rache war der Anfang des denkwürdigen persischen Krieges, der den ersten Triumph Europa's über Asien zur Folge hatte, dem so viele andere Triumphe bis auf den heutigen Tag nachgefolgt sind.

Im Jahre 493 v. Chr. sandte das ungeheuere Persien sein erstes Heer und seine ersten Schiffe gegen das kleine Griechenland aus: 54 Jahre lang dauerte der Krieg. Schon der erste Zug des Mardonius lief unglücklich ab: er kam nur bis Macedonien, die Flotte ward durch einen Sturm bei dem heut zu Tage mit griechischen Klöstern überdeckten Berge Athos in dieser Landschaft zerstört. Drei Jahre später, 490, kam eine stärkere Macht, 600 persische Schiffe liefen von Cilicien aus, erreichten Attika und landeten hier. Der 29. Septbr. des Jahres 490 war der glorreiche Tag von Marathon, wo Miltiades mit 10,000 Mann die 100,000 Perser, die Hippias führte, durch jenen berühmten Angriff in Sturmschritte schlug. Die Perser gingen im Sumpfe an der Meeresküste zunächst ihrem Landungsplatze zu Grunde, weil ihre Flotte von den Küsten war abgetrieben worden. Zehn Jahre darauf kam der persische König Xerxes in Person, nach vierjähriger Rüstung, mit der doppelten Anzahl der Schiffe, als er das letztemal gesandt, sein Heer mit dem Troß und den Weibern soll nach Herodot über fünf Millionen Menschen stark, aus allen ihm unterworfenen 120 Völkerschaften zusammengesetzt gewesen sein. Bei Abydus in Kleinasien, ohnfern von Troja, schlug er zwei Schiffbrücken über den Hellespont: sieben Tage und sieben Nächte ging unausgesetzt über sie das Landheer hinweg: 1,700,000 Krieger zu Fuß und 80,000 Reiter. Es wälzte sich diese Masse durch Thrazien, Macedonien und Thessalien nach Griechenland herab: beim Berge Oeta, der Mittelgriechenland, Hellas, von Thessalien trennt, am Engpaß Thermopylä erwartete ihn der spartanische König Leonidas mit 1400 Mann, darunter 300 Spartaner. Nur der Verrath des Ephialtes war es, der Xerxes den Eingang nach Hellas und Leonidas mit seinen Tapfern, die den Heldentod hier fielen, jene unsterbliche Grabschrift:

„Wanderer, sag' es zu Sparta, daß seinen Gesetzen gehorsam
Wir erschlagen hier liegen" —

verschaffte. Xerxes nahm nun Böotien und Attika ein, Athen aber fand er geräumt, die Athenienser hatten es verlassen: nur mit Anzündung der leeren Häuser konnte der Perserkönig seine Rache abkühlen.

Die Athenienser, ihre Stadt dem Feinde preisgebend, waren auf die naheliegende Insel Salamis gezogen, sie hatten beschlossen, sich durch hölzerne Mauern zu schützen. Themistokles, den Miltiades' Trophäen bei Marathon nicht schlafen ließen, war es, der seinen Mitbürgern rieth, eine Flotte zu erbauen und auf diese künftig ihre Hauptstärke zu setzen. Themistokles' tiefer politischer Scharfblick erkannte mit Sicherheit, daß diese Flotte es sei, die Athen das Uebergewicht über die Perser und damit das Uebergewicht auch in Griechenland selbst verschaffen werde. Zwei Siege bei Artemisium auf Euböa und dann bei Salamis selbst, im Angesicht seiner Landsleute erfochten, rechtfertigten glänzend diese glänzende Hoffnung. Mit nur 380 Schiffen, wozu Athen 200 gegeben, schlug er, geschickt den den Persern widrigen Wind nutzend, hier bei Salamis ihre ungeheure, aber ungelenke Flotte. Xerxes, der auf einem Berge zugesehen, floh schmählich in einem Fischerkahn über den Hellespont und ließ den Mardonius mit 350,000 Mann in Griechenland zurück, der, aus Attika und Böotien sich zurückziehend, in Thessalien Winterquartier nahm.

Die Seeschlacht bei Salamis, am 23. Septbr. 480 hatte das Uebergewicht Griechenlands über Persien entscheidend festgestellt. Noch einmal versuchte es Mardonius im folgenden Jahre diesen siegreichen Waffen die Spitze zu bieten, in der Landschlacht bei Platäa in Böotien, aber hier schlugen ihn Spartaner und Athenienser gemeinschaftlich unter Pausanias und Aristides eben so entscheidend, indem sie, zwar nur den dritten Theil so stark als die Perser, 110,000 Mann, das größte Heer, welches Griechenland jemals aufgestellt hat, durch eine geschickte Benutzung ihres durchschnittenen Bodens, die zusammengedrängten persischen Massen von der Stadt Platäa aus angriffen, die auf einer sanften Abdachung des nördlichen Bergrückens des Kithäron gelegen ist und das enge Thal beherrscht, worin die Perser aufgestellt waren.

Der Sieg bei Platäa, den 25. Septbr. 479, sicherte Griechenlands Freiheit: die Griechen erbeuteten das unermeßlich reiche persische Lager, Mardonius selbst fiel, die Perser verließen den griechischen Boden und haben ihn nicht wieder betreten. Zwar dauerte der Krieg noch dreißig Jahre, ward aber

meist zur See und in Kleinasien geführt: ein entscheidender Seesieg Cimon's, des Sohnes Miltiades', bei der Insel Cypern war es, der den Frieden herbeiführte, der im Jahre 449 abgeschlossen ward und in dem die asiatischen Griechen in Freiheit gesetzt wurden.

Nach der Platäischen Schlacht hatte, wie erwähnt worden ist, der uneigennützige, edle Aristides, indem er das ganze atheniensische Volk zu den Staatsämtern berief, die aristokratische Demokratie Solon's in eine allgemeine und reine Demokratie umgeschaffen. Er glaubte, daß das aufgeklärte, gebildete und patriotische Volk die Freiheit nicht mißbrauchen werde. Derselbe Aristides war es auch, dessen allgemein anerkannte Rechtlichkeit und Edelmuth seiner Vaterstadt die Hegemonie, die Vorherrschaft in Griechenland verschaffte, nachdem sein Mitfeldherr in der platäischen Schlacht, der spartanische König Pausanias sich und sein Volk dem Bundesgenossen verhaßt gemacht hatte. Themistokles hatte die Flotte und durch sie die Meerherrschaft Athens gegründet, auf seinen Rath wurde der Ertrag der Silbergruben, die Athen namentlich in Laurion an der Südspitze Attika's besaß, für diese Flotte verwendet, jährlich sollten zwanzig neue Schiffe gebaut werden. Aristides war es, der die Finanzmacht Athens schuf, indem auf seinen Rath die Bundesgenossen einen gemeinschaftlichen Schatz für Griechenland auf der Insel Delos stifteten, dessen Verwaltung Athen als dem Bundeshaupte anvertraut ward: die Bundesgenossen hatten das Vertrauen zu Athen, wo ein Aristides an der Spitze war, daß es die Gleichheit Aller besser achten werde, als das herrschsüchtige Sparta. Der Ertrag dieses Tributs der Bundesgenossen war nach Aristides' Ansatz 460 Talente, über eine halbe Million Thaler, jährlich.

Das atheniensische Volk, entsprach jedoch in dieser Beziehung den Erwartungen nicht. Es hatte mehr Geist, als es Mäßigung hatte. Zwölf Jahre nach der platäischen Schlacht, im Jahre 467 starb Aristides, Athen's edelster Staatsmann. Sieben Jahre darauf, ums Jahr 460, ward der Bundesschatz Griechenlands auf den Antrag der Samier von der Insel Delos nach Athen selbst übergeführt, und nun fing das atheniensische Volk an, denselben als sein Eigenthum und die dazu steuernden Bun-

desgenossen als seine zinspflichtigen Unterthanen zu betrachten. Die Willkühr des atheniensischen Volks steigerte diesen Tribut nach und nach fast auf's Dreifache, auf 1300 Talente, weit über anderthalb Million Thaler. Es ist allerdings ganz wahr: die verbrecherische Verwaltung dieses Schatzes, von dem fortan die Bauten und Volksspenden in Athen hauptsächlich bestritten wurden, war es, die die Macht des Demos steifte, diesem Demos die Bundesgenossen entfremdete, wodurch, wie wir sogleich sehen werden, wieder Sparta emporkam, und diesen Demos endlich in einen zügellosen Pöbelhaufen umschuf, der nur auf den Druck der Reichen und Begüterten sein Absehen richtete, durchweg egoistisches Privatinteresse an die Stelle des Staatsinteresses setzte, und so eine allgemeine Demoralisation einreißen ließ, die erst Demagogen, dann Oligarchen und Tyrannen in die Hände arbeitete und zuletzt den Staat unter fremde Herrschaft, die der Macedonier, brachte.

Kurz nach der Ueberführung dieses Delischen Bundesschatzes nach Athen begannen die Reibungen mit Sparta, das fortan als der erbittertste Feind und Rival Athen's in dessen Geschichte erscheint. Im Jahre 445 ward Frieden geschlossen, in welchem Perikles alle Eroberungen auf dem Continent aufgebend, die Hegemonie Athen's für die Inseln mit Einschluß des wegen seines Getreides und seiner Weiden für Athen so wichtigen Euböa's, Sparta dagegen die Hegemonie auf dem Continent behielt, somit also ein Gleichgewicht unter beiden Staaten hergestellt ward. Durch diesen Frieden sah sich Athen auf seine Seemacht beschränkt, auf den Handel und die Industrie, im Gegensatz des Landeigenthums, des Güterbesitzes. Ueber die Landeigenthümer, die ehemals die Hauptmacht, den Schwerpunkt des Staates gebildet, kam nun immer mehr der große Haufen empor, der durch Handel und Judustrie zu Vermögen gekommen, sich unabhängig gemacht hatte, der große Haufen, dem die aus dem Delischen Bundesschatz bestrittenen Bauten und Vertheilungen Unterhalt verschafften. Während die Landeigenthümer als die Höchstbesteuerten der drei ersten Classen ausschließlich zu den Lasten des Staats beizutragen hatten, theilte der große Haufen alle Vortheile mit ihnen und suchte diese Vortheile endlich sich ausschließlich zuzueignen. So kam denn hier zum erstenmal in der Ge-

schichte in Athen das auffallende System zur Ausbildung, daß die Reicheren unter die drückende Hand der Aermeren sich hingegeben sahen. Dieses System, welches nächst der den Begüterten allein zur Last fallenden Vermögenssteuern, womit die Kriegsbedürfnisse bestritten wurden, hauptsächlich auf das Institut der sogenannten Liturgien, der Staatsleistungen der reicheren Bürger, gegründet war, mußte Athen ruiniren. Früher waren diese Liturgien oder Staatsleistungen, die, wie ich schon früher andeutete, in Beiträgen zur Erhaltung der Flotte, zu den Kosten der öffentlichen Feste, zu Ausstattung und Verherrlichung des Cultus bestanden, mehr freiwillige Beiträge, mehr eine Ehrensache der reichen Athenienser gewesen; die mehr als drei Talente, etwas über 4000 Thaler, in Vermögen besaßen, trugen zu diesen Staatsleistungen bei; diese Reichen wetteiferten unter einander, die Seerüstungen zu besorgen, die religiösen Feierlichkeiten, die Schauspiele, die gymnastischen Uebungen, namentlich die Fackelläufe, die Speisungen der Phylen oder Stämme und andere Ergötzlichkeiten des Volkes auf herrliche und glänzende Weise auszurichten. Später als die Begehrlichkeit des großen Haufens, der Luxus desselben zunahm, wurden diese Liturgien eine drückende, eine kaum zu ertragende Last.

Als Schöpfer dieses Systems, das im Wesentlichen so ganz auf Befriedigung der materiellen Interessen des großen Haufens, auf Kosten der Reichen hinauslief, kann Perikles betrachtet werden, Perikles, der berühmte Staatsmann und Freund der Freundin Aspasia, der nach Aristides und Cimon an die Spitze Athen's kam. Es ist dieser Perikles sehr verschieden beurtheilt worden, er ist hoch erhoben und wieder tief heruntergesetzt worden. Die Geschichte muß gerecht sein: sie muß nur nach den Thatsachen, die klar vorliegen, urtheilen. Daß Perikles der Verhältnisse, die er vorfand, sich bediente, um seine und Athen's Macht dadurch zu stützen, kann ihm nicht zur Last gerechnet werden, er fand einen schon verderbten Staat vor, es lag kaum in seiner Macht, der einbrechenden Zügellosigkeit einen andern Damm, als den der Staatsklugheit entgegen zu werfen; das aber, daß er durch anderweite, höchst gefährliche, aber mit Absicht und Vorbedacht gewählte Mittel diese Staatsverderbniß vermehrte, das muß entschieden gemißbilliget werden. Denn diese

Mittel, sehr klug gewählt, gingen nur ihm, nicht dem Staate zu Gute, brachten, indem sie das Volk ihm geneigt machten, ihm persönlichen Gewinn, aber schweren Schaden dem Staate und waren insofern gar nicht staatsklug. Er, Perikles, war es, der die Macht des Obertribunals des Staats, des Areopags, in seiner politischen Wirksamkeit, in seiner Stellung als Wächter über die Gesetze zernichtete, er war es, der selbst zu arm, um das Volk durch Freigebigkeit aus eignen Mitteln gewinnen zu können, die Besoldung der aus dem Volke gewählten Richter, die Besoldung der Bürgersoldaten aus dem öffentlichen Schatze einführte, das Volk zu den, demselben öffentlichen Schatze aufgebürdeten Spenden verwöhnte, seine Leidenschaften durch die Beförderung der Demagogen, der Volksführer erhitzte. Perikles war es, der das Volk methodisch demoralisirte, es so geldsüchtig und faul, so geschwätzig, eitel und feige, so genußsüchtig und launenhaft-selbstsüchtig machte, daß es nach ihm unaufhaltsam seinem gänzlichen Verderben zutaumeln mußte. Er war es, wie einer der tiefsten Kenner des griechischen Staatswesens, Professor Böckh in Berlin gesagt hat, der „den Haufen eben so sehr verachtete, als er ihn fütterte und es doch erkannt haben mußte, daß die Pöbelherrschaft durch seine Grundsätze nothwendig gesteigert werden müsse.“ Was die Soldarten betrifft, die Perikles einführte und die nach ihm aufkamen, z. B. den Sold der Richter über die Rechtshändel der Bürger und der in Athen Recht zu nehmen gezwungenen Bundesgenossen, wodurch jene Richterwuth und Rabulisterei der Athenienser entstand, ferner den Volksversammlungssold, in Folge dessen auch die Aermeren in größerer Anzahl bei den Volksversammlungen sich einfanden und die Stimmenmehrheit entschieden, so bemerkte schon Aristoteles, daß sie den reicheren begüterten Bürgern höchst gefährlich seien, indem Bestechlichkeit der Gerichte, Einziehungen des Vermögens, Vermögenssteuern daraus entsprängen. Es findet sich, daß die Demagogen geradezu öffentlich es sagten, wenn man nicht diesen oder jenen verurtheile, könne die Soldzahlung dem Volke nicht geleistet werden. Das Hauptübel aber waren die Spenden ans Volk aus dem öffentlichen Schatze, namentlich die Theorikengelder, deren Einführung dem Perikles zur Last fällt. Der Ursprung dieser Theoriken- oder Schaugel-

der lag in dem Eintrittsgeld bei den Schauspielen. Der Eintritt in diese Schauspiele, die die Reichen halten ließen, war frei, aber durch das Gedränge waren Unordnungen entstanden, in den früher nur hölzernen Theatern waren Gerüste gebrochen, man hatte sich aus polizeilicher Rücksicht genöthigt gesehen, ein Eintrittsgeld von zwei Obolen, ohngefähr zwei Groschen anzuordnen. Um die Armen nun nicht von diesen Schauspielen auszuschließen, zahlte man dieses Eintrittsgeld ihnen seit Perikles aus der Staatscasse: es ward in der Volksversammlung vertheilt. Die Vornehmen verschmähten ohne Zweifel dieses Eintrittsgeld, wie andere Geldspenden im Anfange, im Demosthenischen Zeitalter sehen wir aber, daß auch sie das Theorikon nahmen. Sehr bald erhielten diese Theoriken eine größere Ausdehnung: man vertheilte auch zu andern städtischen und ländlichen Festen, außer den Schauspielen Geld aus dem Staatsschatze, namentlich an dem größten Feste Athens, der der Göttin Pallas Athene geheiligten Stadt, den Panathenäen, um die Bürger in den Stand zu setzen, hier eine bessere Mahlzeit zu feiern. Der erwähnte Gelehrte, Professor Böckh berechnet in seinem Meisterwerk „die Staatshaushaltung der Athener" die jährliche Ausgabe für die Theoriken auf 25 bis 30 Talente, zwischen über 30 und 40,000 Thaler. Es kam später so weit, daß man mit diesen Theoriken alle Kriegsgelder vergeudete; zwanzig Olympiaden nach Perikles Tode verschmauste man den öffentlichen Schatz, womit man sonst die Landarmee und die Flotte erhalten hatte, man saß im Theater, statt den Feldzug für die Freiheit, für die Freiheit, die Philipp von Macedonien bedrohte, zu unternehmen. Gerade umgekehrt wie früher, wo das Interesse für den Staat alles überragte, verschlang nun das Privatinteresse, die Lust sich zu vergnügen, alles in Athen. Die Kräfte des Staats wurden dieser Lust geopfert, die Begehrlichkeit des Volks, des ärmeren Haufens gegen den Beutel der Reichen stieg auf eine unverantwortliche Höhe. Aristoteles vergleicht diese Staatseinrichtungen, wo man Abgaben nahm und wieder gab und später wieder nehmen mußte, den Fässern der Danaiden. „Und die Athener selbst wurden, sagt Böckh, um mich eines platonischen Gedankens zu bedienen, Danaidenfässer, in welche stets Befriedigung der Begierden eingefüllt wurde, ohne jemals vollkommen zu befriedigen."

Noch einen, wenn auch verhältnißmäßig weit geringern Flecken hat die Perikleische Verwaltung Athens in Bezug auf die Verwaltung des Schatzes der Bundesgenossen. Statt gegen die Perser, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, hatte man sich desselben vor Perikles bedient, um den Bundesgenossen ihre Selbstständigkeit zu entreißen, worauf eben ihr Abfall und der Kampf mit Sparta erfolgte, Perikles benutzte ihn nun zu den großen Bauten, um dem tausendköpfigen Volkskörper Brod zu verschaffen, er führte jene mit Bildwerken der Götter geschmückten Prachtgebäude Athens, die die Bewunderung Griechenlands und der Welt geworden sind, von dem Bundesschatzgelde auf.

Wir sind mit Erwähnung dieser Bauten auf das Feld getroffen, wo Athens glänzendste Verherrlichung sich entfaltet, seine schönste und edelste Blume geblüht hat, seine reichsten und herrlichsten Saaten aufgesproßt sind — ich meine die holde Blume der Kunst, die goldnen Saaten der Wissenschaften. Athen hat nicht blos Heroenkraft der Welt bewiesen, nicht blos die erste humane, rein bürgerlich ausgebildete Staatsverfassung in der ursprünglichen Solonischen der Welt gegeben, Athen, das glänzende, veilchenbekränzte, gepriesene Athen, wie Pindar es nennt, der Hort von Hellas, Athen, die göttliche Stadt, hat zuerst die wahre Kunst und die wahre Wissenschaft dem menschlichen Geschlechte aufgeschlossen. Den Juden gehörte das Reich der Herzen, das Reich der Griechen ist das des Geistes und der Phantasie gewesen: die Athenienser waren das vielseitig aufgeklärteste, das cultivirteste Volk des Alterthums. Der Orient hat es zu keiner wahren Form der Kunst oder Wissenschaft gebracht, die vollendete Form der Kunst und Wissenschaft verdanken wir den Atheniensern.

Ehe ich nun von der griechischen Kunst und Wissenschaft rede, ist es nöthig, der griechischen Religion erst eine tiefere, wenn auch nur kurze Betrachtung zu widmen: die Kunst und Wissenschaft der Griechen kam von ihrer Religion. Erster Gesichtspunkt bei dieser Betrachtung muß der sein: während im Orient die ganze religiöse Anschauung eine symbolische war, ist sie in Griechenland mythisch, dort im Orient begegnen wir einer Fülle von Symbolen, hier in Griechenland einer Fülle von Mythen. Das Symbol ist das Ergebniß des Naturinstinkts, einer im Dunkeln suchenden

Einbildungskraft, die religiöse Idee und das Bild durchdringen sich hier nicht, die Idee kommt nicht in vollständiger Verkörperung zur Erscheinung heraus. Der Mythus aber bringt ideale Anschauungen einer klaren, gebildeten Phantasie zur vollkommenen sinnlichen Erscheinung. „Der Mythus, sagt der geistreiche Aesthetiker, Professor Friedrich Vischer in Tübingen sehr bezeichnend, setzt religiöse Wahrheiten iu Handlungen um, Handlung setzt Willen, Wille eine Person voraus, seine, des Mythus, Personen aber verhalten sich zu dem bestimmten Ideengehalte, den sie vertreten, so, daß dieser ihre eigene Seele, ihre Leidenschaft ist.“ Die symbolische Religion des Orients hat es wesentlich mit Thieren zu thun, die die religiösen Ideen veranschaulichen sollen, wie der Weltstier Apis die ursprüngliche Zeugungskraft ausdrücken soll — die mythische Religion der Griechen befaßt sich überall nur mit Personen. Ihre Götter sind idealisirte Menschen. Die Völker des Orients waren rohe Naturvölker, die im dunkeln Drange ihrer Einbildungskraft zu keiner klaren idealen Anschauung und darum auch zu keiner klaren idealen Kunstdarstellung gelangten; das Volk der Griechen ward frühzeitig ein Volk von hellem Geist, abgeklärter Phantasie, ein poetisches Volk: ihre ganze bildende Kunst ist poetisch.

Herodot sagt ausdrücklich: „Homer und Hesiod haben den Griechen ihre Götter gemacht;“ wenn er in einer andern Stelle meint, sie hätten sie von Egypten bekommen, in Dodona beim Orakel angefragt, ob sie sie annehmen sollten, so ist dies in seinem beschränkten Sinn auch wahr, indem z. B. eine Verknüpfung der Grundanschauungen, ein innerer Zusammenhang der Mysterien in beiden Ländern zugegeben werden kann, aber die Poesie war es, die in Griechenland frühzeitig die roheren religiösen Anschauungen verklärte. Die Griechen streiften von ihren Göttern alles ab, was symbolisches Attribut genannt werden muß, ihre Götter waren Menschen in erhöhter Schönheit, idealisirte Menschen. Die Mythologie im Homer ist unauflöslich zusammengewoben mit den Sitten seiner Zeit und seiner Menschen, einer heroischen Zeit, einer Zeit der patriarchalischen Monarchien. Unverkennbar ist die Staatsökonomie seines Zeus, des Monarchen und Vaters der olympischen Götter, die damals in Griechenland vorherrschende Verfassung, die Herrschaft eines

griechischen Stammkönigs über seinen Staat; das ganze gesellschaftliche Leben dieser olympischen Götter ist das von griechischen Helden als höchstes Glück ersehnte Leben, die Charaktere der Götter mit den hervorragenden Eigenschaften der Stärke mit Schönheit, der Einsicht mit List, der Tapferkeit mit Wildheit verbunden, sind offenbar der Charakter und die Eigenschaften, die unter dem lebenden Geschlechte der Griechen zu jener Zeit im höchsten Ansehen standen, einem Geschlechte, das wesentlich kriegerisch war, aber doch schon Sinn und Neigung zu jenen unsterblichen Künsten des Friedens, die es später so vollendet ausgebildet hat, zeigte. In Homer war es, daß die Individualisirung jenes ganzen Kreises hoher Götter, die den Olympos bewohnen, erfüllt und vollendet wurde, jeder erhielt seinen eigenthümlichen, unterscheidenden Charakter und zwar, sagt Bulwer, „mit starker menschlicher Zuthat, wie die Ränke Jupiters, die Mordthaten des Mars u. s. w. unleugbar beweisen.“ Nur den Göttern als einer Gesammtheit kommen die Prädikate der vollkommenen Gerechtigkeit und Macht und Providenz zu, nur an ihre collektive Vortrefflichkeit war der Glaube befestigt, sie waren einer höheren Ordnung, dem Schicksal selbst unterthan.

Alle diese Götter waren einheimische Götter, olympische Götter: die Mythen und Fabeln von diesen Göttern bewegen sich auf griechischem Boden. Da Griechenland, wie wir wissen, von Alters her in viele kleinere Stämme und Völkerschaften getheilt war, setzte sich der Kreis ihrer Götter allmälig aus Haus- und Stammgottheiten zusammen, mehrere Stämme und Städte vereinigten sich dann zur Verehrung einer gemeinsamen Gottheit. Zu Homer's Zeiten und durch ihn selbst schloß sich der Kreis der olympischen Götterversammlung fest ab in ihrer bestimmt ausgeprägten Individualität.

Ich sagte: aus der Religion nahm die Kunst der Griechen ihren Ursprung, frühzeitig suchte man die Gegenstände der Anbetung, die Götter, die durch die poetische Darstellung eingeführten idealisirten Menschen, im Bilde darzustellen. Vorzüglich an Bildern der Götter hat sich nach Winkelmann die älteste Kunst aufrichten und gleichsam gehen gelernt. Aus der Poesie entstand die Plastik, die Sculptur und hierin haben die Griechen das Höchste geleistet. Ihre Götterbilder wurden der unmittelbare

Ausdruck geistiger Kraft und sittlicher Erhabenheit in der Form des menschlichen Körpers.

Die ältesten Götterbilder der Griechen waren von Holz, theilweise, wie auch ihre Tempel bunt bemalt und mit bunten Gewändern bekleidet. Der Styl, dem egyptischen nahe kommend, war starr. Nach und nach erst schmolz dieses Starre der Form und ging über zu bewußtem Leben, zu dem erhabenen Ausdruck freier heroischer Kraft und endete in der vollendeten Ausbildung plastischer Schönheit. Statt des Holzes nahm man Elfenbein und Gold, man lernte den Erzguß und griff endlich zu dem edeln Material des Marmors: Athen hatte den hymmetischen und pentelischen vor seinen Thoren, der schönste kam von der Insel Paros.

Die Beschränktheit meines Zweckes erlaubt mir nicht, diese Entwicklung der griechischen Plastik nach den verschiedenen Schulen und Perioden durchzuführen: ich muß auf die Kunstgeschichte verweisen, die in Deutschland seit den Zeiten Lessing's und Winkelmann's hauptsächlich durch das Triumvirat Goethe, Hirt und Meyer bearbeitet worden ist. In dem 6. Jahrhunderte, das den Perserkriegen voranging, fing die selbstständige Entwicklung der griechischen Sculptur an: damals kamen die Gedächtnißstatuen der Sieger in den gymnastischen Spielen auf, die die Kunst durch eine Erhebung in den Kreis der Heroen ehrte; von da an geschah es, daß die Kunst sich von allen Seiten ihre Bahn brach, sie erreichte ihren Höhepunkt im Perikleischen Zeitalter. Die berühmten Statuen des Minerven-Tempels der Insel Aegina, die 1811 aufgefunden, von Thorwaldsen restaurirt worden und jetzt in der Münchner Glyptothek sind, diese freigearbeiteten Statuen, die in den beiden Giebelfeldern aufgestellt waren, Kämpfe der Griechen gegen Troja unter der Vorkämpferin Pallas Athene darstellend, deren Verfertigung man in das erste Viertel des 5. Jahrhunderts, in die Zeit der Perserkriege setzt, zeigen den Uebergang von dem starren egyptischen zu dem ächtgriechischen Style, der unter Perikles zu Athen als die gezeitigte Blüthe der griechischen Plastik emporkam. Der große Phidias war es, in dem sich aller Glanz und aller Ruhm der Kunst dieser Periode zusammenfaßt.

Phidias war zu Athen ums Jahr 490 geboren, Perikles

machte ihn zum Leiter aller jener großen Unternehmungen, durch die zu seiner Zeit Athen verherrlicht ward. Aus seinem Kopfe entsprangen die Ideen zu den mit Bildwerken der hohen Götter herrlich geschmückten Prachtgebäuden, seiner Aufsicht waren die Künstlerschaaren, die sich in Athen zusammengefunden hatten, untergeben, er war es, der den Vater der Götter nach jener erhabenen Idee, wie sie Homer gegeben hatte, in der kolassalen Statue des Tempels des olympischen Zeus zu Olympia, jener peloponnesischen Nationalfeststadt der Griechen, plastisch in die Erscheinung treten ließ. Etwas ganz Außerordentliches muß diese herrlichste Statue der Welt, die Statue dieses Würde und Hohheit blickenden, von ambrosischen Locken umwallten Zeus gewesen sein, da die Griechen den für unglücklich hielten, der sie nicht gesehen hatte, da die Beschreibung, die wir davon durch Pausanias haben, die farbige Abbildung, die Quatremère de Quincy nach Pausanias versucht hat, uns eine, wenn auch nur schwache Vorstellung giebt. Es war diese Statue von Elfenbein und Gold, der Gott war sitzend dargestellt etwa vierzig Fuß hoch, auf einem Piedestal von zwölf Fuß, über das allein schon kein Beschauer herausreichte. Jupiters Gewand war von Gold in Email mit gemalten Blumen, in der Linken hielt er den Scepter mit dem Adler, in der Rechten eine Victoria, gleichfalls von Elfenbein und Golde. Der Thron, der an und für sich selbst als ein Meisterwerk galt, war von Cedernholz und wie der auf vier Löwen ruhende Fußschemel und das Piedestal auf die bewundernswürdigste Weise mit kleineren Bildsäulen, Reliefs und Malereien in den schönsten Farben geschmückt. Diese herrlichste Statue der Welt ward im Jahr 433 vollendet, das Jahr darauf starb Phidias, wie Miltiades im Kerker, wohin er durch eine Volksfaction, die Perikles stürzen wollte, gekommen war.

Das bewundernswürdige Werk des Meisters ist untergegangen, man weiß nicht wann, Pausanias sah es noch im 2. Jahrhundert nach Christus, noch unter Julian im 4. deuten Spuren darauf hin, daß es noch vorhanden war. Dagegen sind Sculpturen des Parthenon, des großen Tempels der Pallas Athene in der Mitte der Akropolis zu Athen, Sculpturen, die unter Phidias' unmittelbarer Aufsicht geleitet wurden und somit als von seinem Geiste erfüllt zu betrachten sind, auf unsere Zeiten

gekommen. Es sind dies die berühmten Sculpturen, die Lord Elgin 1816 ins britische Museum zum großen Theil geschenkt hat: das, was noch zu Athen ist, ist der geringere Theil. Hier in diesen Elgin marbles, von denen wir in Dresden Abdrücke besitzen, zeigt sich die Meisterschaft der griechischen Plastik: es sind die erhabensten Darstellungen, mit der größten Vortrefflichkeit der Ausführung verbunden. Die Giebel des Tempels stellen in freien Kolossalstatuen die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus und ihren Streit um die Schutzherrschaft Athens mit Poseidon, der innere Fries den großen Feierzug an dem panathenäischen Feste dar. Das Parthenon, der Tempel selbst, den diese Sculpturen verherrlichten, war ebenfalls unter Phidias' Aufsicht durch Iktinus und Kallikrates in der reinsten, zartesten Vollendung des erhaben-einfachen, dorischen Styles, ganz von weißem Marmor erbaut, noch jetzt in seinen Ruinen eines der schönsten Gebäude der Welt, erst seit 1687 bei der Belagerung durch den Venetianer Morosini, wo ein türkisches Pulvermagazin aufflog, in Trümmer gelegt. Hier stand die funfzig Fuß hohe Statue der Pallas Athene, als Schutzgöttin der Stadt, aufrecht, mit dem Medusenhaupt auf der Brust, den mit der Sphynx zwischen Greifen geschmückten Helm auf dem Haupte, den Speer in einer, in der andern Hand eine acht Fuß hohe Siegesgöttin haltend, der Schild ihr zu Füßen. Auch diese Statue war von Phidias in Gold und Elfenbein gearbeitet. Zum Parthenon führen noch heut zu Tage die, aber ebenfalls durch Türken und Venetianer bei Pulverexplosionen in Trümmer gelegten berühmten Propyläen, jenes herrliche Prachtthor, das auch noch unter Perikles und Phidias durch Mnesikles aufgeführt ward.

Diese Statuen, diese Gebäude sind nur einzelne, besonders hervorragende Beispiele: sie stehen aber nicht vereinzelt, ganz Athen ward mit Tempeln, Gymnasien, Versammlungs-Hallen, Theatern, wie das Odeum mit einem Kuppeldach aus den Persern abgenommenen Mastbäumen, mit Bildsäulen und Sculpturen unter Perikles und Phidias und dessen Schülern und Nachfolgern erfüllt. An die Stelle des alten von den Persern niedergebrannten Athens war schon durch Themistokles, der die Ringmauern und die herrliche Hafenstadt Piräus — durch Cimon, der das Theseon, den Tempel des Theseus mit

herrlichen Sculpturen, noch jetzt eines der best erhaltenen classischen Monumente Athens, erbaute, eine neue herrlichere Stadt entstanden. Herrlich war Athen durch die öffentlichen Gebäude, denn die Privathäuser waren, wie in Pompeji und Herkulanum, eng und beschränkt, von Fachwerk meist und Lehmziegeln; auch die Straßen waren krumm und eng und verbaut, erst zu Demosthenes Zeiten baute man schönere Häuser, noch Miltiades und Themistokles und Aristides wohnten sehr einfach. Wie das ganze Alterthum mehr im Staate lebte, als in der Familie, mehr auf dem Markte zu finden war, als zu Hause, so verwendete man auch nur auf die öffentlichen Gebäude Ausschmückung und Pracht. Perikles vollendete nun die angefangene Schöpfung der großen Staatsbauten, auch nach seiner Zeit ward fortgefahren: das ebenfalls noch erhaltene Erechtheion, wo der Heros Erechtheus, der alte König Athens verehrt ward, stammt aus dem letzten Viertel des 5. Jahrhunderts. — Vieles wäre noch über die Tempel Griechenlands zu sagen, mit denen dieses schöne Land auf allen Höhen bedeckt war, jene herrlichen, in der höchsten Farbenpracht strahlenden Wunderwerke in der einfach-erhabenen dorischen, der zierlichen ionischen und der prächtigen korinthischen Ordnung. Ich muß auf die Prachtwerke der Engländer von Stuart über Athen, von Wilkins über Großgriechenland und auf die Jonian Antiquities verweisen und mich darauf beschränken zu sagen, daß, was die Schönheit der Form betrifft, Griechenland von keinem Volke übertroffen worden ist, wie in der Plastik, so auch in der Baukunst. Nur die gothischen Dome des Mittelalters übertreffen die griechischen Tempel und auch nur durch eine andere Schönheit, die Schönheit des Ausdrucks. Lange noch nach Perikles hat Griechenland gebaut, doch ging es nach und nach abwärts.

Auch die Plastik blühte nach Phidias und Polyklet, seinem Zeitgenossen, fort: wie Phidias das Ideal des Jupiters und der Pallas, Polyklet das der Juno, der er jene dritte berühmteste Statue des griechischen Alterthums zu Argos, ebenfalls in Elfenbein, fertigte, ausgebildet hatte, so wurde von andern der Charakter der übrigen Götter, der ganze Kreis derselben plastisch ausgebildet. Im Jahrhundert nach Phidias, im vierten vor Christus, traten Skopas und Praxiteles auf,

die eine neue Epoche herbeiführten, indem sie das Anmuthige und Reizende vornehmlich darstellten, womit aber die Kunst aus einer religiösen, wie sie früher gewesen, eine profane Kunst ward. Aus der Schule des Skopas ist jene berühmte Venus von Milos, jetzt im Museum des Louvre zu Paris, die man für das vollendetste Werk griechischer Kunst hält, das auf uns gekommen ist, vollendet in der Weichheit und dem Liebesreiz und durch jenen triumphirend stolzen Ausdruck des Gesichtes, der weiblich wahr und doch zugleich göttlich erhaben ist.

Ich komme nun auf den Hauptfortschritt der Dichtkunst der Griechen nach Homer, auf ihr Theater. Auch hier, im Theater, wie in der Plastik haben sie das Außerordentlichste geleistet, auch hier ist mit den Perserkriegen der Anstoß durch Aeschylos und unter Perikles die volle Blüthe durch Sophokles und Euripides gekommen. Homer hatte, ein einiger Mann, was freilich die neuere Kritik in Zweifel gezogen hat, das Höchste im Epos geleistet, wir haben nur seine Ilias und Odyssee, er hatte aber auch noch eine Amazonia, eine Thebais und Iresione geschrieben. In dieser Gattung war kein Höheres zu leisten. Deßhalb erwählten die griechischen Dichter ein anderes Feld, das Feld der Tragödie, sie aßen, wie Aeschylos sagt, vom Tische Homer's, bereiteten aber für ihr Zeitalter ein anderes Gastmahl. Aeschylos, der bei Marathon und Salamis mitgefochten, ward der Schöpfer der griechischen Tragödie. In hohem Ernste, kühn und kolossal, wie die Plastik, trat zuerst in Athen das griechische Trauerspiel auf, wesentlich in der Eigenschaft als Schicksalstragödie, mit seinen Göttern und Heroen und dem charakteristischen Chore. Es ist bekannt und ich habe es nur anzudeuten, daß das griechische Theater sich wesentlich von dem unsrigen unterscheidet. Nur Männer traten als Schauspieler auf, trugen Masken und Kothurne. Die Deklamation der Verse war mit Noten bezeichnet, so daß die Schauspieler Ton und Rhythmus inne hielten; die tragischen wie die komischen Chöre insbesondere wurden von verschiedenen Stimmen im Einklang vorgetragen und von Klanginstrumenten, namentlich einem Flötenspielerchore begleitet. Auf Aeschylos, von dem von 75 Tragödien nur 7 erhalten sind, unter denen Prometheus, der Kampf gegen Theben, die Eumeniden, die Perser, folgte Sophokles, jener

schönste Jüngling Athens, der den Siegesreigen nach der Schlacht bei Salamis tanzte, der der Phidias der Poesie ward, das Musterbild griechisch-idealer, einfach-edler Schönheit, durch den vornehmlich die Darstellung der Charaktere in höchster Vollendung ausgebildet ward und die plastische Kraft des Chorgesanges. Sieben nur von hunderten seiner Stücke sind uns erhalten: vier derselben, Antigone, Elektra und die zwei Oedipen, galten bei den Alten als die vollkommensten Meisterwerke. Gleichzeitig mit Sophokles lebte Euripides, beide zu Perikles' Zeit. Euripides, am Tage der Schlacht bei Salamis in Salamis geboren, bildete mehr die Richtung des Reizenden und Rührenden aus, auf ähnliche Weise wie Skopas und Praxiteles in der Plastik später es thaten. Aeschylos' und Sophokles' Stücke gehörten der alten Geschichte, der mythischen Vorgeschichte Griechenlands an, Euripides ging über den plastischen Kreis hinaus, der erschöpft war, in die Gemüthswelt. Hier ist es nun, wo wir auf die Schranke der griechischen Kunst stoßen: die Welt dieser Kunst, der bildenden, wie der Poesie, war eine vorzugsweise plastische, fest abgeschlossene Welt. Das Kunstwerk, das Wort war nicht mehr, als es ankündigte und besagte, die Erscheinung war Erscheinung für sich, drückte nicht mehr aus, als sie vorstellte, man konnte sie schauen, aber nicht sich aneignen. In dieser scharfen Bestimmtheit und Abgeschlossenheit ward Alles in dem heitern geistreichen Griechenland schön, aber die Fortbildung fehlte, sobald die Beziehungen erschöpft waren, die griechische Kunst, nachdem sie den Kreis ihrer plastischen Charaktere durchgebildet, hatte keine weitere Perspektive. Der Fortschritt des Euripides, der allerdings ein Fortschritt, war, fand in der ganzen Eigenthümlichkeit des griechischen Nationalbewußtseins, eines festabgeschlossenen Bewußtseins, seine Hemmung, die Richtung auf die Gemüthswelt, die er einschlug, ward nicht weiter verfolgt, herbe, wie über Alles, machte Aristophanes sich über sie lustig in seinen Fröschen.

Als die bildenden Künstler Griechenlands die Ausbildung des Kreises ihrer Götter und Heroen vollendet hatten, war es aus mit der Blüthe der griechischen Kunst, sie sank im Zeitalter Alexander's unter Lysippos zur Portraitbildnerei herunter, sie mußte den idealen Boden verlassen, den sie mit ihren Ge-

stalten vollständig ausgefüllt hatte. Mit Euripides ging das griechische Trauerspiel aus: das Lustspiel trat an seine Stelle. In der Periode des Luxus und Genusses, die in Athen nach Perikles eintrat, fesselte noch Aristophanes durch seine tolle Laune und reiche Phantasie das ins Wohlleben versunkene Volk. Sein großartiger Humor, sein freilich oft sehr gemeiner Witz, der sich an Alles machte, geißelte auch alle Notabilitäten des Volkes und dieses Volk selbst, den Euripides, wie ich sagte, in den Fröschen, den Gerber und Demagogen Kleon in den Rittern, die Sophisten und Philosophen, Sokrates an der Spitze, in den Wolken, die ganze Verfassung des Staats in den Vögeln, die wohl sein vollendetstes Drama sind, und in den Wespen. Wir sehen: auch hier ward der alte, ideale, religiöse und heroische Boden der Kunst gänzlich aufgegeben, er war durch und durch ausgemessen, auch das Drama, wie die Plastik ward profan und mußte profan werden. Das neue griechische Lustspiel des Menander ist nicht mehr ideal, es ist wesentlich praktisch und prosaisch, es sind Gelegenheitsstücke aus dem bürgerlichen Leben gegriffen, lokal und portraitmäßig aufgefaßt, athmend die attische Grazie des feinen geselligen Tones. Wir haben nur noch Fragmente, aber die lateinischen Nachbildungen des Plautus und Terenz. Die ideale, die innere Welt, die Welt der Herzen, erhielt erst durch das Christenthum wieder einen Inhalt, einen religiösen Inhalt, einen Inhalt von einer ungleich größeren Weite und Tiefe als bei den Griechen: aus dieser tiefen innern Welt, die wieder eine Perspektive und zwar eine unendliche Perspektive an die Menschen brachte, ist die Kunst des Mittelalters herausgeboren worden.

Wie ich oben erwähnte: nicht blos die Kunst, sondern auch die Wissenschaft der Griechen hat sich aus ihren religiösen Anschauungen entwickelt, aus ihren Götter- und Welterzeugungsmythen, aus den dichterisch-physikalischen Untersuchungen über die Natur der Dinge. Einbildungskraft und dichterische Vorstellung herrschte bei den sieben Weisen, bei Thales von Milet, dem Stifter der ionischen Schule, die die Unsterblichkeit der Seele zuerst lehrte, herrschte bei dem dorischen Pythagoras von Samos noch vor. Unter Perikles ward Athen Hauptsitz der Philosophie: die Sophisten mit ihrer spitzfindigen Dialektik wur-

den hier der entschiedene, profane Gegensatz gegen die religiös-poetische Richtung der ionischen Schule in Kleinasien und der pythagoräischen Schulen in Großgriechenland.

Sokrates von Athen, Sohn eines attischen Bildhauers, im Jahr 469 vor Christus geboren, im Anfang seines Mannesalters, als Perikles emporkam, trat dieser Tendenz der Sophisten entgegen und gab der Philosophie die praktische, die sittlich-menschliche Richtung. Es lenkte die Betrachtung ab von der skeptisch-sophistischen Erforschung der Natur der Dinge und zog sie auf die Verbesserung der Sitten, wie Aristoteles und Cicero dies ausdrückten, er zog die Philosophie vom Himmel auf die Erde. Sokrates war der erste bürgerliche Weise der Welt, ein aufgeklärter, tugendhafter Mann, dem Mäßigung und Gerechtigkeit als die Haupttugenden galten, der so geduldig gegen seine böse Frau, die Xantippe, und so bescheiden war, daß er zuerst bekannte, er wisse nichts, der das Suchen des höchsten Gutes den Menschen zum Hauptziele darstellte, der lehrte, daß nur eine gereinigte Seele die Ursachen der Dinge, die in dem Willen Gottes liegen, erkennen könne. Eine Lehre, die, wie selbst christliche Kirchenväter anerkannt haben, Clemens von Alexandrien, Origenes und selbst noch Augustinus, der christlichen in sittlicher Beziehung sehr nahe kommt. Es ist sehr merkwürdig, was Augustinus im achten Buche seiner Stadt Gottes von Sokrates schreibt und Plato: „Wer so schön von Gott lehrt, daß er die Ursache alles Wesens, der Grund alles Verstandes und die Ordnung des Lebens, das Licht der Seelen, das alles erleuchtet und alles gemacht hat, sei, wer so schön lehrt, mögen es die Platoniker sein oder andere Philosophen in aller Welt, lehrt einstimmig mit uns Christen.“ Es ist bekannt, daß Augustinus später in seinen Retractationen freilich diese Ansicht zurückgenommen hat und die Tugenden der Heiden nicht anerkennen will, weil sie keine wahre Frömmigkeit besessen hätten. Es hängt dies mit seiner später angenommenen Lehre, daß nur in der Kirche und zwar nur in der äußeren Kirche Heil sei, zusammen.

Sokrates, der tugendhafteste Mann von Griechenland, starb im Jahr 400, siebzig Jahr alt, wie Miltiades und Phidias im Gefängniß, wo er den Giftbecher trank, den das athenieniſche Volk seinem Wohlthäter reichte. Sein größter

Schüler war Plato, der göttliche Plato, wie die Griechen ihn nennen, zwanzig Jahr alt, als sein Lehrer den Giftbecher trank.

Plato, auch aus Athen, stammte von Kodrus, dem letzten König Athens, von väterlicher, und von Solon von mütterlicher Seite. Acht Jahr genoß er Sokrates' Unterricht, dann reiste er zu den Pythagoräern nach Großgriechenland und dann nach Egypten, wo er dreizehn Jahre lang zu Heliopolis mit den Priestern zusammen war und, wie wenigstens Augustinus und Ambrosius ausgesprochen haben, Kenntniß erhielt von den Offenbarungen Gottes durch Moses und die Propheten. Von Egypten begab er sich nach Sicilien, an den Hof des Dionys, des Tyrannen von Syrakus, mit dessen Verwandten Dion er in Freundschaftsverhältnisse trat, ohne Einfluß auf Dionys selbst zu erlangen, der ihn vielmehr auf der Rückreise als Sklaven verkaufen ließ. Aus der Sklaverei befreit und nach Athen zurückgekehrt, trat er nun im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens öffentlich als Lehrer der Weltweisheit auf: er lehrte in einem Gymnasium der Vorstadt, dem Garten der sogenannten Akademie, weshalb seine Schule die akademische Schule heißt. Nachdem er noch ein zweites- und drittesmal den syrakusanischen Hof besucht, mit seinen Reformversuchen hier aber wiederholt unglücklich gewesen, starb er, unverheiratheten Standes, nach einem heitern Alter, im zweiundachtzigsten Jahre, in der vollen Seelenruhe eines Weisen, wie Cicero erzählt, schreibend.

Plato war es, der die praktische Philosophie des Sokrates mit der mystisch-contemplativen des Pythagoras verband. Indem er der klaren Faßlichkeit, der Popularität des Sokrates Würde verlieh, machte er den Pythagoras verständlich, indem er dessen Erhabenheit zur Verständlichkeit herabzog. Die gesammte Philosophie zog Plato in ein einiges, großes Ganze zusammen und theilte sie in die Natur-, die Moral- und die Rationalphilosophie ein, in die Physik, Ethik und Dialektik. Zuerst war die Physik entstanden, Sokrates setzte die Ethik, Plato die Dialektik hinzu.

Auch dem Plato ist, wie dem Sokrates, Gott, den er wie Pythagoras für die Weltseele nimmt, unsichtbar, in sich selbst, das ursprüngliche Wesen und der Anfang aller Dinge,

das höchste Gut. Philosophiren ist Gott lieben, ihn genießen. Es ist dies die Platonische Begeisterung und die Platonische Liebe, die Platonischen Ideen sind die Urbilder, nach denen Alles in der Welt gemacht ist: Plato ist der Vater des Idealismus, der Ideen a priori. Sogar seine Republik, obgleich sie, wie seine ganze Philosophie die praktische Richtung, die Sokrates eingeschlagen hatte, fest innehält, ist ein Idealstaat, ein Staat, den nach ihm ein erblicher Adel der Weisen regieren soll, die, um sich ganz den Regierungsgeschäften zu widmen, kein eigenes Interesse haben dürfen, kein eigenes Vermögen, keine eigene Familie besitzen, bei denen daher Güter- und sogar Frauengemeinschaft einzuführen ist.

Directer Gegensatz Plato's ist sein berühmtester Schüler Aristoteles von Stagira, einer griechischen Colonie in Macedonien, also Grieche zugleich und Macedonier von Geburt, der Lehrer des großen macedonischen Alexander. Sein Vater war Leibarzt beim König Amyntas, dem Vater des Philipp, im siebzehnten Jahre kam er nach Athen und genoß hier zwanzig Jahre hindurch den Unterricht Plato's. Frühzeitig bewies er einen ausdauernden Fleiß und las viel, Plato nannte ihn nur „den Leser.“ Dagegen schüttelte Aristoteles immer den Kopf über Plato's hohen Gedankenflug in seinen Vorträgen, und nannte ihn den Schwärmer. Acht Jahre nach dem Tode seines Lehrers war Aristoteles schon so berühmt, daß Philippus, als ihm Alexander geboren worden, ihn mit folgendem Briefe zum Lehrer desselben berief: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden. Ich danke den Göttern, nicht so fast deshalb, daß sie mir ihn gegeben, als deshalb, daß sie ihn zur Zeit des Aristoteles haben geboren werden lassen. Ich hoffe, du wirst einen König aus ihm bilden, würdig mir zu folgen und die Macedonier zu beherrschen.“ Acht Jahre lang blieb Alexander unter dem Unterricht des Aristoteles; was dieser aus ihm gebildet, beweist sein glorreiches Leben, beweist wenigstens die erste Zeit dieses Lebens, wo ihn, den Alexander, des Glückes Uebermuth und die Schmeichelei noch nicht verdorben hatten. Als Alexander den asiatischen Feldzug antrat, kehrte Aristoteles nach Athen zurück und eröffnete hier seine philosophische Schule im Lyceum, in dessen Gärten er mit seinen Schülern auf- und

abwandelte, von welchem Auf= und Abgehen diese Schule die peripatetische genannt worden sein soll. Dreizehn Jahre lang blieb Aristoteles in Athen, fortwährend von seinem königlichen Schüler Beweise der Achtung und Liebe empfangend. Alexander ließ ihm alle merkwürdige Thier= und Pflanzenexemplare des Perserreichs und der übrigen Länder, die er eroberte, in Natur oder getreuer Abbildnng, zum Behuf seiner Naturgeschichte zusenden, überdem soll er ihm 800 attische Talente als Belohnung seiner Verdienste gegeben haben, 1,100,000 Thaler. Nach Alexander's Tode floh er aus Athen, das gegen die macedonische Herrschaft sich auflehnen wollte und wo man ihn des Atheismus anklagte — er floh nach Euböa, um, wie er sagte, den Atheniensern ein zweites Verbrechen an der Philosophie zu ersparen; bald darauf starb er auf dieser Insel, wo er mütterliche Verwandte besaß, im Jahr 322, zwei Kinder von zwei Frauen, die er hintereinander gehabt, hinterlassend.

Aristoteles war, sagte ich, der directe Gegensatz des Plato und zwar derselbe profane Gegensatz gegen die mythologisch=dichterische Richtung des Plato, dem wir schon in der Poesie und Plastik begegnet sind. Aristoteles, der Mann des ordnenden, scharfeindringenden, praktischen, gesunden Menschenverstandes, gab die erste profane Philosophie. Er zuerst vollzog die entschiedene Trennung von Natur und Geist, gründete die Naturgeschichte und schied sie von der Philosophie des Geistes, schied systematisch Physik — und Metaphysik, Logik oder Dialektik — und Rhetorik, Ethik oder Moral — und Politik. Ihm ist die Welt von Ewigkeit her. Er läugnete die individuelle Vorsehung Gottes für die Welt und die Unsterblichkeit der Seelen als solcher. Nicht die Idee, sondern die Wirklichkeit ist ihm die Wahrheit, man muß sich in die Wirklichkeit finden, ihr so viel als möglich ist, abgewinnen. Die Wirklichkeit mit der regsten Thätigkeit ergreifen, ist ihm das wahre Leben, nicht eiteln Idealen nachjagen. Aristoteles ist der eigentliche Schöpfer der Staatskunst. Nicht die Idee, wie Plato annahm, ist ihm die Basis des Staats, sondern die Welt, wie sie ist, die wirkliche Natur. Auch bei ihm gehört Tugend wesentlich zur Glückseligkeit der Staaten, aber nicht als Ziel, nur als Mittel, weil die Erfahrung lehrt, daß nur die Tugendhaften glücklich sind. Eine

vollkommene Staatsverfassung giebt es nicht: statt des erblichen Adels der Weisen, der nach Plato herrschen soll, ist ihm die Verfassung die beste, wo der freie Mittelstand vorherrscht, weil dieser allein gewohnt ist, im Gehorchen, wie im Herrschen Maaß zu halten.

Außerordentlich groß war Aristoteles' Ruhm als Lehrer und Freund des größten Königs, den jemals die Welt gesehen hat, schon bei seinen Lebzeiten so groß, wie fast kein anderer Gelehrter ihn jemals erlangt hat; außerordentlich bedeutend ist auch die Nachwirkung seiner Schriften geblieben. Das ganze Mittelalter hindurch haben die vielseitigen Schriften des Aristoteles, dieses Meisters der Gelehrten, wie Dante ihn bezeichnet, bei den muhammedanischen Arabern und bei den christlichen Gelehrten den Hauptstoff für die positive wissenschaftliche Bildung abgegeben. — Zu allem Festen und Gewissen in den Wissenschaften haben die Griechen überhaupt die Grundlage gelegt, wie zu allem Schönen der Form in der Kunst.

Ich muß hier abbrechen und gehe nun wieder zu dem politischen Leben Athens und Griechenlands überhaupt über, zu den Zeiten des Verfalls dieses herrlichen Landes, zur Gründung der großen, auf hellenischen Geist auferbauten Weltmonarchie des macedonischen Heldenjünglings Alexander.

Im Jahre 429 starb Perikles. Die gefährliche Saat, die er ausgestreut, ging rasch auf nach seinem Tode, er erlebte noch den Ausbruch des großen peloponnischen Krieges gegen Sparta und die große Pest zu Athen. Die Demagogie erreichte schon in Kleon, dem Gerber, eine schreckliche Höhe, der unmittelbar nach Perikles an die Spitze des Staats kam, den er bis 422 lenkte. Aus der großen Adelskette, die der Demokratie sich entgegen stellte, tauchten nun einzelne Parteihäupter auf, unter denen der geistreiche und kraftvolle, aber üppige und leichtsinnige Alcibiades durch Geburt und Talent den vorzüglichsten Platz einnahm. Er faßte weitaussehende Pläne und suchte namentlich durch seine Expedition nach Sicilien Athen wieder auswärtige Macht und Landbesitz zu verschaffen. Allein die Geldnoth und der Verlust der Hauptseeschlacht bei Syracus ließen diese Expedition fehlschlagen. Zwar behauptete sich Alcibiades durch spätere Siege gegen Sparta, aber seine unbändige Selbstsucht,

die den Frieden verweigerte, um, wie Aristophanes sagt, im Trüben weiter fischen zu können, veranlaßte seinen endlichen Sturz, er starb in Kleinasien auf dem Wege nach der persischen Hauptstadt Susa, in seinem, von durch Sparta gedungenen Mördern angezündeten Hause. Sparta, unterdessen Seemacht geworden, indem es im Bunde mit Persien und von persischem Gelde eine Flotte erbaute, brachte endlich im Jahr 405 seiner Nebenbuhlerin den Todesstoß bei: der schlaue, ehrgeizige, selbstsüchtige König von Sparta Lysander bemächtigte sich der Flotte der Athenienser bei Aegos Potamos im thrazischen Chersonnes, unstreitig, sagt man, durch Verrätherei der Oligarchen in Athen, segelte dann nach Zernichtung dieser atheniensischen Flotte vor Athen und eroberte es. Athen mußte 404 seine Mauern schleifen, durfte nur zwölf Schiffe behalten und kam unter die Herrschaft der dreißig Tyrannen. Zwar wurden diese im folgenden Jahre von Thrasybul vertrieben, aber Athen kam nicht wieder heraus aus dem Auf- und Abwogen seiner Faktionen, seinem Sinnen- und Genußtaumel in Festen und Schauspielen und Gastmählern und Hetärenwirthschaft, obwohl der große Volksredner Demosthenes mit seiner glühenden Beredsamkeit, welche freilich persisches Geld mit im Athem erhielt, sie aufzustacheln suchte. Sogar seinen verachteten kleinen Nachbar, die Stadt Theben, mußte Athen zum Principate gelangen sehen, das ihr Pelopidas und Epaminondas, der edle Sieger von Leuktra und Mantinea verschafften. Das Verderben stand lange schon in Athen und vor seinen Thoren: lange schon hatte der König Philipp von Macedonien darauf gewartet, die griechische Freiheit zu vernichten. Es gelang ihm mit der Schlacht bei Chäronea in Böotien 338 vor Christus, wo er die Athenienser und Thebaner durch jenen von Epaminondas erfundenen schrägen Colonnenangriff, den macedonischen Phalanx, besiegte. In dieser Thalebene von Chäronea, im Angesicht des Parnassos, wo das griechische Nationalheiligthum, das Orakel zu Delphi mit dem Tempel des Apoll stand, ging die griechische Freiheit zu Grabe. Den Schatz dieses Tempels hatte Philipp lange vorher vernichtet und die Machthaber in den griechischen Städten damit bestochen.

Zwei Jahre nach dieser Schlacht, dem Wendepunkte des

Glückes der Hellenen, ward Philipp ermordet, sein zwanzigjähriger Sohn Alexander, der schon bei Chäronea mitgefochten, folgte ihm auf dem Throne. Wie sein Vater, ließ er sich auf der Versammlung zu Korinth zum Oberfeldherrn der Griechen gegen die Perser erwählen 335. Im Frühling des folgenden Jahres begann der große Zug in den Osten, durch den Alexander an der Spitze von 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern, den Angriff der Perser, der 160 Jahr vorher stattgefunden, glücklicher erwiederte, jener in Wahrheit glorreiche Feldzug, der einzig in der Geschichte dasteht und der noch jetzt bei den Persern selbst durch die den Iskander verherrlichenden Gedichte des Schah Nameh des Ferdusi im lebendigsten Angedenken steht. Man hat sich sehr zu hüten, diesen Zug als einen reinen Eroberungszug darzustellen: der Plan des genialen Schülers des Aristoteles war mit der höchsten Einsicht angelegt, es war nicht blos auf eine Eroberung des persischen Weltreichs durch die Ueberlegenheit der Waffen, es war von vorn herein wesentlich auf eine Erhaltung dieses Weltreichs durch die Ueberlegenheit griechischer Bildung abgesehen. Die fortlaufende Reihe von Colonien, die Alexander anlegen ließ vom Beginn dieses Feldzugs, von seinem Eintritt in Asien an, wo er, nachdem die Opfer und Festzüge auf den Trümmern von Troja gefeiert worden waren, diese Gegend zur Gründung der ersten Stadt, die seinen Namen tragen sollte, bezeichnete, die Reihe jener Städte, die ganz Asien bis in den fernen Norden herauf in die große Bucharey, und südwärts bis Indien und das Weltmeer herunter, wie eine Kette umfaßten, diese Colonien sollten den griechischen Einfluß in allen Provinzen der drei Welttheile, die er schon besaß und in Besitz zu nehmen auszog, dauernd befestigen. Alle in militairischer oder commerzieller Hinsicht wichtige Plätze wollte er zu Stützpunkten seines neuen Reichs machen, das ein hellenisches Reich werden sollte. Fast alle bedeutende Städte im innern Asien verdanken Alexandern ihren Ursprung: so eine umfassende Städtegründung innerhalb einer so kurzen Zeit und innerhalb eines so weiten Raumes ist in der Geschichte nicht zum zweitenmal vorgekommen.

Beim Eingang in Kleinasien siegte Alexander am Granicus 334 und nahm Kleinasien ein, das Jahr darauf gewann

er beim Ausgang aus Kleinasien, bei Issus, in den Pässen, die nach Syrien führen, die zweite Hauptschlacht. Die Einnahme Syriens, Phöniziens, Palästinas folgte, am längsten widerstand die Inselstadt Tyrus, dann zog Alexander in das alte Egypten: seine Flotte drang durch den pelusischen Nilarm, wo früher auch die Perser das egyptische Reich besiegt und zur Provinz gemacht hatten, ein. Hier in Egypten ward das große egyptische Alexandrien von dem Baumeister Deinokrates angelegt, nach Plinius funfzehn römische Meilen, gegen vier deutsche im Umfang, mit fünf Häfen, dieses Alexandrien, das nachher der Hauptplatz für den Welthandel ward, der Sitz der Literatur der Ptolemäer, später zur Römerzeit der neuplatonischen Philosophie und der großen christlichen Katechetenschule, bis Omar, der arabische Chalif, kam und die Bibliothek niederbrannte, die die kostbarste des ganzen Alterthums war. Im Jahr 331 eröffnete Alexander den dritten Feldzug, indem er den König Darius, der zu Mosul am Tigris sich aufgestellt hatte, um Alexandern den Uebergang über diesen Fluß zu wehren, entgegenging. Vier Tagereisen oberhalb dieser Stadt setzt Alexander über den Tigris, bringt die Perser um ihre vortheilhafte Aufstellung und schlägt sie dann zum drittenmal am 1. October 331 entscheidend durch den Phalanx auf den Ebenen zwischen Gaugamela und Arbela mit nur 48,000, gegen 650,000 Mann und funfzehn Elephanten. Darius flieht nach Ekbatana in Medien, Alexander nimmt Babylon und Susa und Persepolis ein, jene Todtenresidenz der persischen Könige, die er zerstörte. Nachdem er hier auf den Darius, von Bessus, dem Satrapen von Baktrien, dem heutigen Chorassan verrathen, nur als Leiche angetroffen, die Städte Herat in Chorassan und Kandahar in Kabulistan gegründet, zwei Städte, die noch heut zu Tage die Schlüssel zu Indien sind, trat er die turanischen Feldzüge an, indem er in den Jahren 329 und 328 das Land zwischen Oxus und Jaxartes, die große Bucharey aufschloß; dann wandte er sich über den Paropamisus, die Gebirge von Kabul und Kandahar nach Indien herab, jetzt schon 115,000 Mann stark. Alexander's Hauptplan war es, den Alleinhandel des Ostens in die Hände zu bekommen. Drei ganze Jahre verwandte er deshalb darauf, in Indien festen Fuß zu fassen. Aber er traf hier auf größere Schwierigkeiten, gebildetere, der Waffen

kundigere Feinde, als die Perser, schwierigeres Terrain und schwierigere Operationen. Er überschritt den Indus, den Hydaspes, wo jetzt Pendschab und Lahore ist und die Länder der Seiks, und gelangte bis zum Hyphasis, den östlichsten Nebenfluß des Indus. Hier zwang ihn eine Rebellion seines durch den langen Kampf abgematteten Heeres, das kein Ende desselben erblickte, seinem Zuge Ziel und Schranke zu stellen. Nur die zunächst dem Indus gelegenen Länder, Pendschab, Multan und Sind, das Delta des Indus inbegriffen, vermochte er von Indien zu behaupten; an der ganzen Linie dieses Stromes hin legte er eine Kette von Städten und Festungen an, Alexandrien an der Indusmündung sollte mit Alexandrien am Nil Hauptstapelplatz des Welthandels werden. Um diesem Handel nächst der Landstraße auch eine Meeresstraße zu sichern, ließ er seinen Admiral Nearch die beschwerliche, fünf Monate dauernde Küstenfahrt vom Indus nach Ormus im persischen Meerbusen unternehmen; er selbst führte das Landheer, um der Flotte nahe zu bleiben und sie mit Proviant zu versehen, sechszig Tage lang, er selbst, dem Heere zu Fuße vorangehend durch die glühenden Sandwüsten Gedrosiens, des heutigen Beludschistans zurück, unter den ungeheuersten Beschwerden, die Tausende nicht ertragen und im Flugsand stecken bleiben mußen, so daß das Heer bis auf ein Viertel herabschmolz. Alle Beschwerden theilte Alexander mit seinen Soldaten, sogar das Wasser, das man für ihn gefunden und an dem am meisten Mangel war, goß er in den Sand aus, um nicht einen Vorzug zu haben. Es war ein schwerer Rückzug, dieser Rückzug Alexander's, eben so heiß als der Napoleon's über die Berezina kalt war. Doch kam er endlich glücklich in Persien an, zehn Jahre seit seinem Uebergang über den Hellespont hatte der Feldzug gedauert. In Susa vermählte sich Alexander mit der ältesten Tochter des Darius, Statira, mit einer Pracht, wie sie seither die Welt noch nicht gesehen hatte; 80 seiner Offiziere und über 15,000 Soldaten heiratheten persische Frauen, 30,000 Jünglinge aus allen eroberten Provinzen erlesen, wurden in die macedonische Armee eingestellt, die vornehmsten Ritter der persischen Provinzen der Reiterei einverleibt, die persischen Großen in die unmittelbare Umgebung des Königs gezogen: Alexander suchte auf alle Weise die vollständige

Verschmelzung der macedonisch-griechischen und der persischen Nation zu Stande zu bringen. Außerordentlich waren die Belohnungen, die Alexander seinen Soldaten zukommen ließ: nach Arrian bezahlte er sämmtliche Schulden des Heeres mit 20,000 Talenten, über 27 Millionen Thalern, jedem von den zehntausend Veteranen, die nach Macedonien zurückgingen, gab er außer dem Solde noch ein Geschenk von einem Talente, zusammen über 14 Millionen Thaler. Sein nächstes Absehen war nun auf Arabien gerichtet, um dieses für den Handel mit Egypten und Indien so wichtige Land seinem Reiche einzuverleiben, überhaupt suchte Alexander nun von aller ausgestreuten Saat seiner Colonien die umfassendste Benutzung zu ziehen, den Osten mit seinem Reichthum und seiner Pracht mit dem Westen mit seiner Bildung und seinen Künsten durch die bedeutendste Entwicklung des Welthandels zu verbinden. Er befuhr von Babylon aus, mit eigener Hand das Ruder führend, den Euphrat, um diesen wichtigen Verbindungsstrom des Westens und Ostens zu untersuchen, Schiffswerfte wurden angelegt, Schiffe gebaut, Seeleute aus Phönizien, dem Hauptland für die Schifffahrt, und von andern Küsten des Mittelmeeres versammelt: da rief ihn der Tod mitten aus seinen drei Welttheile umspannenden Plänen und Unternehmungen ab, im Schloß zu Babylon 325 durch eine plötzliche, heftige Krankheit nach einem Gastmahl. Seine Leiche ward in einem goldenen Sarge nach dem egyptischen Alexandrien geführt. Sie war einbalsamirt und man fand sie zur Zeit des römischen Kaisers Augustus nach 300 Jahren noch so frisch, als wäre Alexander erst gestern gestorben. Sein Sarg befindet sich jetzt im britischen Museum zu London. Sein Leben und seine Feldzüge haben Arrian und Plutarch in griechischer, Curtius in römischer Sprache beschrieben, in neuerer Zeit Baron St. Croix und Professor Droysen, jetzt in Kiel.

Fürst Pückler in seinen Reisebriefen über England, beschreibt eine Büste Alexander's, die im Louvre zu Paris sich befindet und die nach Denon's Ausspruch die einzige beglaubigte, die existirt, ist, mit folgenden Worten: „Die Züge im Allgemeinen sind zwar regelmäßig und wohlgebildet, aber nicht idealisch schön. Stirn und Kinnlade sind auffallend Napoleon gleich, so wie auch die ganze volle Form des Schädels wie bei diesem gleich breit und

hoch ausgebildet ist. Die Stirn nicht zu hoch, sondern gedrängt und metallkräftig. Um Auge und Nase thront, von einer erhabenen Schlauheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, begleitet, Schärfe des Geistes, der entschlossenste Muth und doch zugleich jene sinnliche Gemüthlichkeit der Seele, die Alexander zu einem eben so unbesiegbaren als liebenswürdig-poetischen Jünglingshelden machte, wie er einzig in der Geschichte dasteht. Das zuweilen leichtsinnig Hingegebene seines Charakters verräth der zur Linken geneigte Hals und der wollüstige Zug um den Mund. Das Ganze ein Wesen, wie es im hohen Grade anzieht und obgleich imponirend, dennoch in dem Beschauer selbst Muth, Liebe und Vertrauen hervorruft. Man fühlt sich im Wiederschein dieser Züge behaglich und sicher und sieht ein, daß ein solcher Mann in allen Zeiten, in allen Lagen des Lebens Bewunderung und Enthusiasmus erregen und mit sich fortreißend habe wirken müssen."

Der Tod des großen Alexander zersplitterte die große Monarchie, seine Feldherrn theilten sie unter sich, doch blieb in allen der ausgestreute Saame hellenischer Cultur, ging auf und trug seine Früchte. Das Reich der egyptischen Ptolemäer, das der syrischen Seleuciden (von dem aber das parthische und baktrische, die große Bucharey, der nördliche Theil von Kabulistan und das Pendschab am Indus sehr bald und später auch Armenien abfiel) und das Reich Macedonien waren die bedeutendsten Staaten, die sich bildeten, Griechenland blieb abhängig von Macedonien, nur Sparta behielt seine Könige, die unter dem Uebergewicht der Ephoren gebeugt waren. Alle diese Reiche erhielten sich nicht lange: schon hatte der römische Adler seine Schwingen gehoben, um seinen Siegesflug über die Welt zu beginnen. Um dieselbe Zeit, als die Feldherrn Alexander's bei Ipsus in Phrygien die große Schlacht schlugen, in Folge deren das macedonisch-griechische Reich getheilt ward, 301 vor Christus hatte Rom, nachdem die großen Kämpfe zwischen Patriciern und Plebejern ausgekämpft waren, jene bewundernswürdige, aristokratisch-demokratische Staatsverfassung zu Stande gebracht, die großartiger angelegt und fester gekittet war, als die spartanische des Lykurg und die atheniensische des Solon, eine Staatsverfassung, die Rom die Weltherrschaft nicht blos verschaffte, sondern sie auch

Jahrhunderte lang ihm erhielt, erhielt nicht sowohl durch die Ueberlegenheit der Waffen, mit der es sie allerdings erlangte, als durch die Ueberlegenheit der politischen Bildung, die durch jene Staatsverfassung erzeugt und möglich gemacht worden war.

Neunte Vorlesung.

Rom unter den Königen und als Republik bis auf Carthago's und Griechenlands Besiegung: — die Verfassung des Servius, die Kämpfe der Patricier und Plebejer, Hannibal und die Scipionen.

Wir kommen jetzt zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte, zu der Geschichte einer Stadt, die die Welt erobert hat. Rom, ein einiger kleiner Punkt der Erde, der palatinische Hügel, hat nach und nach den Erdkreis um das Mittelmeer herum bezwungen, nach und nach, nicht die ganze Monarchie Alexander's — denn das parthische Reich der Arsaciden und das spätere persische der Sassaniden erhielt sich unabhängig bis zu den Arabern, — aber doch die Hälfte der Staaten, die in dem macedonisch-griechischen Reiche vereinigt waren, in seine Herrschaft aufgenommen und dieser Herrschaft im Osten die bisher in die Geschichte noch nicht eingetretenen Staaten des westlichen Europa, Hispanien, Britannien, Gallien, die Hälfte von Germanien — und die Donauländer zugefügt. Rom war der kräftigste Staat der alten Welt, darum ist er die weltbeherrschende Roma geworden, der größte Staat des Alterthums, der erste allgemeine Staat, nicht eine rohe Zusammenhäufung vieler Völkerschaften, wie das persische Reich, sondern ein wirklicher Staat, zusammengehalten durch die eine, alles durchdringende römische Verfassung, römische Gesetze, ja sogar römische Sprache. Die Ueberlegenheit der römischen Bildung, einer durchaus praktischen Bildung, hervorgegangen aus der Ueberlegenheit der auf einen freien Mittelstand gegründeten Staatsverfassung war es, die diesen in der alten Zeit von keinem andern Volke, auch den Griechen nicht erlangten unermeßlichen Erfolg hatte, daß

die Länder dreier Welttheile in Ein Reich zusammen schmolzen, welches der Eine römische Geist der Verfassung und Gesetze durchdrang, in dem die Eine römische Sprache gesprochen wurde, so wie jetzt in dem großen Reiche Englands, in den Colonien dieses Reiches in allen fünf Welttheilen überall auch englisch gesprochen wird. Und dieser höchste Triumph menschlicher Kraft und Bildung ging von dem einigen kleinen Punkt aus, der Rom hieß, ging von einem kleinen Häuflein von Menschen aus, die man heut zu Tage Gesindel nennen würde, von einem Häuflein Abenteurer, Hirten und Räuber. Wir wissen: nach der Ueberlieferung war Romulus unter Hirten erzogen und stiftete eine Stadt der Hirten; das Fest der Stiftung Roms, das Fest der Hirtengöttin Pales, die Palilien, die alljährlich am 21. April im Frühling gefeiert wurden, war ein ländliches Fest, eine Weihung und Entsündigung der Hirten und Heerden durch Strohfeuer — wir wissen: Romulus legte eine Freistätte in Rom an für Wildfänge, Räuber, Mörder und Sklaven, die Römer waren so verachtet im Anfang, daß ihnen Niemand Jungfrauen zur Ehe geben wollte, sie mußten die Sabinerinnen rauben. Aber nichts mehr, als die Geschichte lehrt, wie thöricht es sei, Niedriges zu verachten, die größten Dinge der Welt sind durch unscheinbare, verachtete Leute geschehen.

Die Stiftung Roms fällt nach der beliebtesten Meinung ins Jahr 754 vor Christus, um eine Zeit, wo die Spartaner seit mehr als hundert Jahren Lykurgs Gesetze empfangen hatten und nach mehr als hundert Jahren die Solonische Staatsverfassung in Athen eingeführt ward. Auch die römische Geschichte ist dunkel im Anfang und mit Mythen durchwebt, wie die griechische. Der Italiener Carlo Sigonio zu Ende des 16ten Jahrhunderts war der erste bedeutende Schriftsteller über römische Geschichte und Verfassung, der holländische Philolog Graevius sammelte das große Material der römischen Antiquitäten im 17ten Jahrhundert. Wie dann im 18ten Engländer vorzüglich es waren, die die griechische Geschichte bearbeiteten, so sind die Franzosen vorzugsweise es gewesen, die seit Montesquieu's berühmter Schrift: Sur la grandeur des Romains 1734 und Rollin für die römische Geschichte sich thätig gezeigt haben. Offenbar ist es ein gewisser Zug der Verwandtschaft, die

zwischen Engländern und Atheniensern, zwei Handelsvölkern und den kriegerischen Franzosen und Römern besteht, der jene die atheniensische, diese die römische Geschichte mit Vorliebe zu behandeln veranlaßte. Die Franzosen sind die neueren Römer oder wollen es zum wenigsten sein oder werden: der neue König von Rom, den Napoleon machte, kam ganz den Lieblingsideen der Franzosen entgegen. Ich bemerke jedoch: was die Politik, die Staatsmaximen der Römer betrifft, so haben diese allerdings die Engländer weit besser, als die Franzosen auszubeuten verstanden, wie denn überhaupt offenbar der ernste Charakter der Römer mehr dem englischen entspricht, wie der leichte bewegliche der Athenienser dem der Franzosen, namentlich der Pariser. — Schon ganz früh, vor allen andern hatte Machiavelli in seinem Meisterwerk, den Discorsi sopra Livio die scharfsinnigsten Reflexionen über den Genius des römischen Staatswesens gegeben. In neuester Zeit war es Barthold Niebuhr, der durch seine, leider unvollendete, nur bis auf den ersten punischen Krieg herabreichende römische Geschichte eine ganz neue Epoche in diesem Felde herbeiführte und die lebendigste Anregung hervorgerufen hat, so daß wir jetzt ungleich tiefere und vielseitigere Beziehungen gewonnen haben.

Niebuhr hat die Meinung aufgestellt, daß die ganze Geschichte der Könige und die spätere der Republik bis auf Camillus unhistorisch sei: es ist ihm nachgewiesen worden, daß er hiermit zu weit gegangen ist. Unsicher freilich ist das Meiste während dieser vierthalbhundert Jahre bis auf die Zeit des Einfalls der Gallier im Jahre 390 vor Christus. —

Ein einziger kleiner Hügel von den sieben, die später die ewige, weltbeherrschende Roma einschloß, der palatinische Hügel war es, wo Romulus seine Stadt gründete, Rom. Rom war, wie Cicero in den Büchern von der Republik schreibt, „ein gesunder Ort inmitten einer ungesunden Gegend.“ Die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt noch jetzt die aria cattiva der Umgegend Roms, die Giftluft, die die Landleute während des Sommers in die Stadt zu ziehen nöthigt. Rom war ein Schutzplatz für den Landmann mit seinen Heerden im Anfang, das viele klare Wasser, an dem es jetzt noch so reich ist, wie

die Fontainen, die Wasserleitungen Roms bezeugen, machte den Platz den Landleuten, den Hirten so werthvoll.

Diese Römer nun, sagt man, die sich auf dem palatinischen Berge angesiedelt, waren gleichen Ursprungs mit den Lateinern, abstammend von Pelasgern. Sie hielten sich selbst nach dem römischen Mythus für Nachkommen des Aeneas, Sohns des Priamus, Königs von Troja, der mit Trojanern nach Italien, nach Latium gekommen sei und die Colonie Alba longa gestiftet habe. Nachher hieß der Stamm des Romulus: Ramnes. Dieser Stamm hatte sich wahrscheinlich einen andern, der vor ihm diese Sitze inne hatte, die nachherigen Luceres, von etruskischer Abkunft unterworfen, Bewohner des cölischen Berges und der dazu gehörigen Niederungen. Endlich lag gegenüber von Rom auf dem capitolinischen und quirinalischen Hügel eine dritte sabinische Niederlassung, ihre Bewohner waren Quirites genannt, die nachherigen Tities. Also eine dreifache Stadt, aus drei verschiedenen Stämmen gemischt, einem lateinischen, einem etruskischen und einem sabinischen Stamme. In Folge eines Krieges zwischen den lateinischen Römern und den Quiriten, dem sabinischen Stamm, wurden, wie Livius im dreizehnten Capitel seines ersten Buchs schreibt, beide Städte zu Einem Gemeinwesen verbunden: dies Gemeinwesen hieß populus Romanus Quirites, hieß so von den zwei herrschenden Stämmen, dem lateinischen und sabinischen, denen der dritte, der etruskische in einer nicht ganz gleichen Stellung zugeordnet ward. Die Eigenthümlichkeit des römischen Volks, wie sie sich im Verlauf der späteren Geschichte herausgebildet hat, ist nun hauptsächlich dem sabinischen Element zuzuschreiben: das sabinische war das gebildetere Volk, von ihm, zumeist dem sabinischen König Numa und zum Theil von den Etruskern rührt auch der römische Gottesdienst her, die Pontifices, die Flamines, die Vestalinnen, die beiden Priester-Collegien der Auguren und Haruspices, die aus dem Vögelflug und aus den Eingeweiden der Opferthiere den Willen der Götter weissagten, der wieder alle Staatsandlungen bestimmte. Das lateinische Element, die pelasgische Abstammung, weist dagegen auf einen Zusammenhang mit der griechischen Nationalität. Im sabinischen Element lag der ernste Geist der inneren Ordnung, der Rom so ausgezeichnet hat,

im lateinischen die rege Thätigkeit nach außen, durch die die weise geordnete Stadt die Staaten der alten Welt unterworfen und neu gestaltet hat.

Die Verfassung Roms war von Anfang eine gemischte Verfassung: es bestanden Könige, es bestand ein Senat, es bestand ein Volskörper, der populus Romanus. Die ganze Verfassung beruhte auf der Geschlechter- und Familienverfassung und auf der Eintheilung des Grundeigenthums unter diese Geschlechter und Familien. Niebuhr ist es, dem wir über diese auf Vertheilung des Grundeigenthums gegründete römische Geschlechter- und Familienverfassung die ersten großartigen Aufklärungen verdanken, die Untersuchung über die Wichtigkeit dieser Vertheilung war es, die in ihm den Gedanken erweckte, die römische Geschichte zu schreiben, „Alle alte Gesetzgeber, sagt er, und vor allen Moses gründeten den Erfolg ihrer Anordnungen für Tugend, Rechtlichkeit und gute Sitte, auf Landeigenthum, oder wenigstens gesicherten, erblichen Landbesitz für die möglichst größte Zahl der Bürger.“

Sämmtliches Grundeigenthum war von Anfang an in Rom in drei Hauptheile vertheilt: einer gehörte dem Staat, er war für den König und für den Gottesdienst bestimmt, denn der König war zugleich, wie bei den Griechen Pontifex Maximus, oberster Priester — ein zweiter ward zu den Triften angewiesen, als unvertheiltes Gemeindeeigenthum — der dritte Theil endlich gehörte den Privaten, den Geschlechtern und Familien.

Sämmtliches Privatgrundeigenthum, der ager privatus, war in Quadrate abgemessen, deren jedes zweihundert jugera, ohngefähr den Magdeburger Morgen gleichkommend, umfaßte; diese größeren Quadrate waren wieder in hundert kleinere Quadrate je zu zwei Morgen getheilt: sie wurden verloost an die römischen Bürger. Jedes große Quadrat, aus hundert kleineren Quadraten bestehend und deshalb Centuria genannt, bildete eine politische Einheit, die Curia hieß, zu jeder Curia gehörten zehn Geschlechter, gentes, die gemeinschaftliche Sacra, Opfer hatten. Zehn Curien bildeten wieder eine Tribus, einen Bezirk, eine örtliche Eintheilung, wie wir sie auch bei den griechischen Phylen in Athen wahrgenommen haben. Der ganze Staatskörper, populus, umfaßte Anfangs drei Tribus, die Ramnes, Tities und Luceres

hießen: die Ramnes waren die Lateiner oder Römer auf dem palatinischen Hügel, die Tities die Sabiner oder Quiriten auf dem capitolinischen und quirinalischen Hügel und die Luceres, wahrscheinlich von etruskischer Abkunft (denn der Name deutet auf die etruskischen Magistrate, die Lucumonen genannt wurden) auf dem cölischen Berge. Das ganze römische Volk bestand sonach aus drei Tribus, dreißig Curien und dreihundert Geschlechtern, die dazu gehörigen Familien wurden Patricier genannt, progenies patrum, Nachkommen der Väter, der Familienväter, der auf den Volksversammlungen, den Comitien, stimmfähigen Bürger. Nur Familienväter und zwar nur solche Familienväter, die zu einer gens, einem Geschlechte gehörten, waren stimmfähig. Die Plebejer, später in Rom Eingewanderte, unterworfene Landesbewohner, darunter keineswegs blos Arme, sondern auch reiche, adelige Geschlechter hatten zwar den Genuß aller Privatrechte, z. B. die väterliche Gewalt, das Hauptrecht des Familienwesens in Rom, aber kein Stimmrecht, konnten auch zu keinem Staatsamte gelangen.

Wir sehen also: die ganze Staatsverfassung beruhte auf den Gentes, den forterbenden patricischen Geschlechtern und den zu diesen Geschlechtern gehörigen Familien. Diese Geschlechter bildeten politische Corporationen, Curien, nach denen ausschließlich in der Volksversammlung gestimmt ward, die die Häupter aller Familien beschickten. Um zum populus, zum Volk zu gehören, mußte man in einer tribus, um zu dieser in einer Curie, um zu dieser in einer gens aufgenommen sein, also in einer Familie sich befinden, die eine gens, ein forterbendes Geschlecht bildete, aus rechtmäßiger Ehe hervorgegangen. Daher legten die Patricier so großen Accent auf das Recht, eine rechtmäßige Ehe zu schließen, das connubium: die Schließung der Ehe stand unter den Priestern, die nur aus den Geschlechtern, den Patriciern genommen wurden.

Alle patres familias, alle selbstständige Familienhäupter setzten das Volk zusammen: die Häupter der Geschlechter, patres gentium bildeten dagegen den Senat. Beim Volk war die höchste Macht, die potestas, beim Senat die Auctorität, auctoritas, das hervorragende Ansehn. Vor der oben gedachten Vereinigung der Lateiner und Sabiner bestand der Senat nur aus hundert

Senatoren, entsprechend den hundert Geschlechtern der Lateiner, den Ramnes, dann traten die Sabiner oder Quiriten, die Tities hinzu: beide bildeten die majores gentes, die höheren Geschlechter. Erst unter Tarquinius Priscus, dem Erbauer des Capitols, der aus etrurischen Geschlecht war, kamen die Luceres, die patres minorum gentium, die Häupter der minderen Geschlechter hinzu: der ganze Senat, der später eine so glorreiche Rolle in der römischen Geschichte spielt, bestand nun aus 300 Vätern.

Senat und Volk, die Väter und Häupter der Geschlechter und die Väter und Häupter der Familien wählten den König, den Rex, den höchsten lebenslänglichen Magistrat, der an der Spitze der Patricier, die die ausschließlichen Priester, Richter und Ritter Roms waren, stand, als Oberpriester, Oberrichter und oberster Feldherr. Ihm war die ausübende Gewalt übertragen: vor ihm her schritten zwölf Lictoren mit einem Stäbebündel, aus denen ein Beil hervorragte. Diese Fasces waren das Symbol des königlichen Rechts über Leben und Tod. Der König ward abwechselnd aus den Ramnes, den Lateinern und aus den Tities, den Sabinern erwählt: Romulus, Tullus Hostilius waren von lateinischem, Numa und Ancus Martius von sabinischem Stamme, Tarquinius Priscus war ein Etrurier, Servius Tullius gar ein Ausländer, sie beide wurden wie Romulus, den die Patricier aus dem Wege räumten, ermordet, Tarquinius, von den Söhnen des Ancus, Servius durch den Sohn des Tarquinius. Von diesem Mörder des Servius, dem letzten Könige der Römer, Tarquinius Superbus wissen wir, daß er mit den Patriciern sich einverstanden hatte, wie denn auch er selbst, der letzte König, durch eine Bewegung der Patricier fiel.

Der anwachsenden Macht der Patricier zu begegnen, hatte Servius Tullius nämlich für nöthig befunden, eine Hauptreform zu machen, eine ähnliche Reform, wie von Solon funfzig Jahre vor Servius in Athen gemacht worden war. Es ist diese Reform das berühmte Institut des Census. Servius' Absicht ging wesentlich darauf, die Plebs, die Bürger der besonders seit Ancus Martius' Siegen eroberten Landmark, namentlich lateinischen Stammes, welche sich zum Theil auf dem

aventinischen Hügel anbauten, in den eigentlichen Staatskörper, den Populus zu ziehen, es gelang ihm, ihnen wenigstens das Stimmrecht zu verschaffen, wenn sie auch noch lange von den Staatsämtern ausgeschlossen blieben.

Servius fügte zuerst den drei Tribus oder Bezirken, die von Altersher bestanden, den Ramnes, Tities und Luceres die vierte Tribus, die Esquilien bei: er schloß den esquilinischen, viminalischen und quirinalischen Berg in die Ringmauern der Stadt ein. Es waren dies, wie Herr Gerlach in seinen historischen Studien nachweist, Plebejer, die Servius in den Senat und Ritterstand aufnahm. Die übrige Plebs, die große Masse der Landsassen ward in sechs und zwanzig Tribus vertheilt: sie füllten die eroberte Landmark, wo natürlich auch ein großer Theil des patricischen Landeigenthums lag. Es bestanden also nun vier städtische und sechs und zwanzig ländliche Tribus, zusammen dreißig.

Nächst dieser örtlichen Eintheilung der gesammten Bürgerschaft in Tribus, die Patricier und Plebejer schied, jene auf vieren der sieben Hügel der Stadt, diese auf den oben erwähnten dreien, den Esquilien, und dem Aventinus, der eigentlichen plebejischen Stadt, die aber immer nur als Vorstadt galt, und in der Landmark — ordnete Servius noch eine andere Eintheilung, eine Classeneintheilung des gesammten Volkes an, die den Populus und Plebs gemeinsam betraf und sie eben in Einem Staatskörper vereinigen sollte. Diese Eintheilung ward durch den Census bestimmt, nach der Höhe des Vermögens. Servius wollte, wie Solon, die Verfassung auf eine Geldaristokratie gründen, um der Geburtsaristokratie der Patricier die Spitze zu bieten. Das ganze Rom ward also nach Höhe des Vermögens in sechs Classen getheilt: die ersten fünf Classen mit Vermögen mußten steuern und Kriegsdienste thun, die sechste, die Proletarier, waren von beiden frei. Servius, wie Solon ging von dem Prinzip aus: wer nichts hat, kann auch nichts geben, von dem kann auch nicht erwartet werden, daß er sein Vaterland vertheidigt — ein Prinzip, das bekanntlich dem modernen entgegen gesetzt ist, wo der dritte, letzte Stand vorzugsweise steuern und Kriegsdienste thun mußte.

Unter den ersten Königen Roms war eine drückende Kopf-

steuer gewesen: der Census des Servius führte eine verhältnißmäßige Vermögenssteuer ein, eine Steuer, die von liegenden Gründen und Gebäuden, von Sklaven und Viehstand, von baarem Gelde und Kostbarkeiten abentrichtet ward. In der ersten Classe war das steuerbare Vermögen 100,000 Asses — As ist eine Münze in Erz ausgeprägt —, an Werth ohngefähr 2000 Thaler, in der zweiten 75,000, in der dritten 50,000, in der vierten 25,000, in der fünften 12,500 Asses, die sechste Classe enthielt die, die noch weniger hatten, namentlich die unter 1500 Asses, die Proletarier, und die unter 375, die capite censi. Der Census ward von je fünf zu fünf Jahren erneuert: es standen sehr schwere Strafen darauf, wenn der Census nicht treulich angemeldet ward, wer sich ihm böswillig entzog, verlor Vermögen und Freiheit, ward gegeißelt und als Sklave verkauft.

Nach diesen durch den Census, das Steuercapital abgemessenen Classen waren die Stimmen in den großen Volksversammlungen, wo alle diese sechs Classen zusammen kamen, eingetheilt. Die sechs Classen zerfielen in einhundert drei und neunzig Centurien — deshalb hießen die großen Volksversammlungen Centurien-Versammlungen im Gegensatz der früher bestandenen Curienversammlungen, des großen Raths der patricischen Geschlechter und der später eingerichteten Tribus-Versammlungen, der Comitien der Gemeinen, in denen die Plebejer allein zusammen kamen. Von jenen einhundert drei und neunzig Centurien der sechs Classen hatte die erste allein acht und neunzig, die zweite, dritte und vierte je zwanzig, die fünfte Classe dreißig Stimmen. Dazu kamen noch vier Stimmen der Spiel- und Werkleute aus der ersten bis vierten Classe zusammengesetzt, die sechste Classe hatte nur eine einzige Stimme. Das Vermögen entschied in diesen Centurien-Comitien: wenn die erste Classe, mit 100,000 Asses zuerst gefragt, sich einstimmig für eine Maßregel entschied, so schlugen ihre acht und neunzig Stimmen durch, man brauchte die übrigen fünf Classen mit ihren drei und neunzig Stimmen dann gar nicht weiter zu fragen.

Diesen Centurienversammlungen stand das Recht der Gesetzgebung, der Beschluß über Krieg und Frieden, das höchste Gericht über das Leben der Bürger, namentlich in Hochverrathsfällen zu, sowie die Wahl der höheren allgemeinen Magistrate,

der Könige und später der Consuln. Es wurden diese Versammlungen vor der Stadt auf dem Marsfelde, zwischen dem capitolinischen Hügel und der Tiber gehalten. Doch war ein Geschlechterbeschluß, eine lex curiata erforderlich zu allen Gesetzen und Wahlen. Bei jeder Aenderung der Verfassung, Einführung neuer Magistrate, überhaupt überall, wo eine religiöse Weihe zu ertheilen war, war eine solche lex curiata nöthig, namentlich erhielten die Könige und später die Consuln ihr Imperium dadurch und damit zugleich das Recht der Auspicien. Die Consuln hatten auch später den Vorsitz und die Initiative in den Centurienversammlungen.

Die militairischen Centurien, die auch auf den Census sich gründeten, waren insofern von den Centurien der Volksversammlungen unterschieden, als in jenen auch alle Familiensöhne zwischen dem siebzehnten und fünf und vierzigsten Jahre, während welcher Zeit in Rom Kriegsdienst geleistet wurde, erschienen: zu den Volksversammlungen kamen nur die Familienväter. Nur die vermögenden Leute dienten in Rom und zwar die reichsten nahmen die gefährlichsten Stellen in der Schlachtordnung ein, die Ausrüstung geschah auf eigne Kosten. Die Armen, die Bürger der sechsten Classe, die Proletarier dienten bis auf Marius Zeit nur in außerordentlichen Fällen, sie konnten sich nicht ausrüsten, später als Rom im ersten punischen Kriege eine Seemacht ward, dienten sie als Ruderer auf der Flotte. Zu den acht und neunzig Centurien der ersten Classe gehörten die achtzehn Centurien Ritter, sechs der Patricier, aber ausnahmenweise zu zwei hundert Mann, zwölf der Plebejer und die achtzig Centurien des schwerbewaffneten, gepanzerten Fußvolks, es waren dies die principes und triarii, die Kerntruppen; in der zweiten, dritten und vierten Classe waren zu je zwanzig sechzig Centurien Leichterbewaffnete, die hastati, je ohne Panzer, ohne Beinharnisch und ohne Helm mit bloßem langen Speer, langem Schild und kurzem Schwert; die fünfte Classe, dreißig Centurien, hatte nur Wurfgeschosse, es waren die Schleuderer, die leichten Truppen, die Plänkler, welche das Treffen eröffneten. Hierzu stellten noch die erste bis vierte Classe vier Centurien Spiel- und Werkleute —, zusammen einhundert zwei und neunzig Centurien, Compagnien zu hundert Mann. Von diesen hundert Mann rückten

nur je sechzig ins Feld, vierzig bildeten die Reserve; zwei Compagnien oder Centurien bildeten einen Manipel, dreißig Manipel eine Legion aus allen Waffengattungen nach den verschiedenen Classen zusammengesetzt. Die Conscription fand alle Jahre statt, ebenfalls auf dem Marsfeld. Die Feldzeichen der römischen Legionen waren die Adler, sie waren silbern.

Ich habe die politische Verfassung und die kriegerische, die Servius einführte, ausführlich besprechen müssen: es sind Politik und Kriegswesen die Fundamente von Rom, Rom war und blieb eine wesentlich politische und heroische Nation, die römische Geschichte ist vorzugsweise eine Geschichte ihrer Staatseinrichtung und ihrer Kriege. Nur hinzuzusetzen habe ich noch, daß diese Servianische Verfassung, wie ich sie eben beschrieben habe, keineswegs in ihrer vollständigen Ausbildung von ihm, dem König herrührt, er ist aber unbezweifelt ihr Gründer.

Begreiflich war diese Verfassung den adeligen Geschlechtern gar nicht genehm, deshalb, ich erwähnte es schon oben, mußte Servius fallen, die eigene Tochter Tullia, die Gemahlin des Tarquinius Superbus war es, die die Ermordung des Vaters bewirkte. Von der Rauhheit der Sitten in dem damaligen Rom zeugt die Erzählung, daß Tullia sich nicht scheute, über den Leichnam ihres ermordeten Vaters, der in der Straße lag, die nachher die verruchte genannt ward, mit ihrem Wagen und Maulthieren wegzutreiben. Aber auch Tarquinius Superbus setzte die Patricier hintan und behandelte sie auf autokratische Weise; die Gewaltthat, die sein Sohn Sextus an Callatinus' Gemahlin, der tugendhaften Lucretia verübte, war das Signal zu Abwerfung des Königs und des Königthums im Jahre 510 vor Christus.

Es ist sehr fest im Gedächtniß zu halten, daß diese Abschaffung der Königswürde für immer — von den Patriciern ausging, von den dreihundert Geschlechtern, in deren Händen das Religionswesen, die Opfer, die Auspicien, von denen wieder alle Staatsgeschäfte abhingen und das im alten Rom mit dem Religionswesen auf's Engste verknüpfte Rechtswesen ausschließlich lag. Zwar war Lucius Junius Brutus, dessen Beredtsamkeit das im Angesicht der Leiche Lucretia's versammelte Volk zu jener energischen Einstimmigkeit brachte, wodurch alle Tarquinier

auf ewig aus Rom verbannt wurden, ein Plebejer und wurde mit Lucretia's Gemahl Collatinus Consul, er bewirkte es auch, daß eine kleine Zahl plebejischer Ritter in den Senat aufgenommen wurde, der von jetzt an Patres conscripti, Väter und Zuversammelte hieß, aber nach ihm, dem harten Mann und guten Bürger, der seinen eignen Söhnen, weil sie sich mit den Tarquiniern verstanden, das Todesurtheil sprach, einhundert vier und vierzig Jahre lang, hat kein Plebejer wieder das Consulat bekleidet; im Gegentheil, es trat jetzt abseiten der Patricier eine starke Gegenwirkung gegen jene Servianischen Institutionen ein, mit denen dieser König dem Volke, den Plebejern gegen die Patricier hatte aufhelfen wollen.

Es beginnt jetzt jener in der römischen Geschichte so höchst denkwürdige, lehrreiche, zweihundertjährige Kampf der Patricier und Plebejer um die Gleichheit der Rechte, der sich immer in den Staaten wiederholt hat und noch jetzt wiederholt, z. B. in England vor der Reformbill und noch jetzt zwischen den Chartisten und dem Parlamente, es beginnt jenes harte Ringen der zwei Parteien, aus dem endlich in Rom durch eine höchst weise und besonnene Mischung der Gewalten, der consularischen, der des Senates und der des gesammten aus Patriciern und Plebejern zusammengeschmolzenen Volkes, die bewundernswürdige Staatsverfassung hervorging, die so fest gekittet war und die so großartige Dinge ausgerichtet hat. „Roma, rimanendo mista, fece una republica perfetta — Rom, indem es eine gemischte Verfassung beibehielt, brachte einen vollkommenen Staat zu Stande," sagt Machiavelli, einer der tiefsten Kenner des menschlichen Wesens und des Wesens der Verfassungen der Staaten, die selbst aus verschiedenen Menschen zusammengesetzt, aus Guten und Bösen gemischt sind.

Der zweihundertjährige Kampf der Patricier und Plebejer, von 510, wo Rom eine Republik ward, eine Aristokratie unter zwei Consuln, bis zum Jahre 300, wo, nachdem Patricier und Plebejer gleiche Rechte erlangt, eine aristokratische Demokratie geschaffen ward, deren Hauptstärke im Senate bestand, um dieselbe Zeit, wo die macedonisch-griechische Monarchie Alexander's unter seine Feldherrn getheilt ward — dieser zweihundertjährige Kampf läßt sich in vier Perioden abtheilen. Die erste Periode bewegt sich um den Streit wegen Abwerfung der persönlichen

Knechtschaft der Plebejer in Folge ihrer bei den Patriciern gemachten Schulden — er endigte mit der Bewilligung der Volkstribunen und der Tribus-Comitien; die zweite Periode umfaßt die ersten Bewegungen wegen Vertheilung der Aecker, die dritte den Streit wegen Einführung öffentlicher Gesetze, die vierte endlich den letzten und wichtigsten Kampf über Zulassung der Plebejer zum Consulate und den übrigen hohen Aemtern des Staates.

Rom kam durch seinen vertriebenen König in harte Bedrängniß: der Etruskerfürst Porsena hatte sich des Tarquinius angenommen und zog vor Rom. Das Heer, am Fuße des Janiculus, des einzigen Hügels, der nach Etrurien zu jenseits der Tiber liegt, ward geschlagen. Horatius Cocles stand auf der hölzernen Brücke, er allein, ein einiger Mann, stellte sich den Wurfgeschossen der Etrusker entgegen, bis die Brücke hinter ihm abgebrochen war, worauf er sich in die Tiber warf und nach Rom zurückschwamm. Mucius Scävola ging ins Lager des Porsena, um ihn zu tödten und nachdem er den Schreiber statt des Königs getroffen, streckte er die harte römische Rechte in die Opferheerdflamme und drohte dem König mit der Rache der andern römischen Jünglinge, die, wie er, sich gegen ihn verschworen. — Trotz dieser Heldenthaten aber wissen wir, daß Rom sich kaum retten konnte durch einen schmachvollen Frieden: den dritten Theil seines Gebietes mußte es opfern, doch gab Porsena den Tarquinius auf, der nun die Lateiner bewog, Rom mit Krieg zu überziehen. Das Volk, das durch die Kriege schwer litt, und keinen Vortheil, auch wenn sie glücklich geführt wurden, für sich sah, indem die Patricier sich allein das Land, das erobert ward, zueigneten, weigerte sich auszuziehen, um, da die Ausrüstung auf eigne Kosten zu geschehen hatte, nicht in noch härtere Schulden zu gerathen. Da verwilligten die Patricier einen Aufschub und bestellten einen Dictator mit unumschränkter königlicher Gewalt auf sechs Monate. Der erste Dictator, Titus Lartius schlug nun auch wirklich die Lateiner in der mörderischen Schlacht am See Regillus, wo zwei Söhne und der Schwiegersohn des Tarquinius fielen, es ward mit den Lateinern Frieden geschlossen, der alte König starb kinderlos, neunzig Jahre alt zu Cumä in Großgriechenland.

Aber die stolzen Patricier fuhren fort, die Plebejer, ihre Schuldner, zu drücken. Livius erzählt ausdrücklich, daß an jedem Gerichtstag ganze Haufen von Plebejern, die ihre Schulden nicht abtragen konnten, den Patriciern zugesprochen worden, jedes patricische Haus ein Schuldthurm gewesen sei. Um diesem harten Stand ein Ende zu machen, hatten die Plebejer kein anderes Mittel, als den Kriegsdienst zu verweigern. Im Jahre 494 bei der Heimkehr von einem Feldzug setzte sich der plebejische Theil der Legionen auf einem Berg in der Nähe der Stadt, jenseit des Anio, der nachher der heilige hieß, fest, auch der übrige Theil der Plebejer, die mit den Geschlechtern vermischt auf dem esquilinischen, viminalischen und quirinalischen Berg wohnten, zog sich in die eigentlich plebejische Stadt, den Aventinus und hielt sich abgeschlossen gegen die Patricier und ihre Clienten. Es ist dies die berühmte Secessio in montem sacrum, die nachher noch zweimal und mit demselben glücklichen Erfolge, den die erste hatte, wiederholt ward. Diesmal, nachdem Menenius Agrippa durch seine Gleichnißrede vom Magen und den übrigen Gliedern des Körpers, die ohne einander nicht bestehen könnten, die Plebs zurückzukehren bewogen hatte, erhielten die Plebejer nächst der Aufhebung der persönlichen Schuldknechtschaft und der Tilgung der Schulden, ihre Vertreter gegen die patricische Willkühr, die Volkstribunen: ihre Macht bestand darin, daß sie ein Veto gegen alle Acte der Magistrate, die ihren Standesgenossen drückend waren und gegen alle Senatsbeschlüsse einlegen konnten, ihre Person war heilig und unverletzlich. Nächstdem stand die Initiative für Gesetze ihnen zu, die Gesetze nämlich, die in den den Plebejern besonders verwilligten Volksversammlungen, den Tribus-Comitien, wo die Plebs allein unter Vorsitze der Tribunen berathschlagte, abgefaßt wurden. Diese Gesetze, die sogenannten Plebisscita durften sie, an den Schwellen des Senats stehend, diesem vorlegen. Billigte der Senat diese Rogationen der Tribunen, so kamen sie dann an die allgemeinen Centurien-Comitien, und ein Beschluß des großen Raths der Geschlechter, der Curien-Comitien gab die letzte religiöse Weihe. In den Versammlungen der Gemeinen, den Tribus-Comitien ward besonders über Kriegsbewaffnung und Steuereintreibung berathschlagt, ganz besonders aber war dieses

ein Hauptvorrecht der Tribus-Comitien, daß in ihnen alle Magistrate angeklagt werden konnten. Der erste, den eine solche Anklage traf, war Coriolan, der bei einer Hungersnoth, die eintrat, den Vorschlag that, den Plebejern nur dann wohlfeiles Getreide zu verwilligen, wenn sie die unbequemen Volkstribunen wieder fahren ließen. Die Tribunen citirten ihn darauf vor die Tribus-Comitien, er erschien nicht und ward aus Rom verbannt. So wurden später vor dieses Volksgericht die gewaltthätigen Decemvirn gestellt, ferner Feldherrn, die den Krieg ungeschickt geführt, selbst der große Camillus wegen Veruntreuung der Beute, andere wegen Verletzung des Völkerrechts u. s. w. Die Tribunen waren es, die es hauptsächlich durchsetzten, daß das Volk, die Plebs, mit den Patriciern gleich kam. Anfänglich freilich wurde die Einfalt der Plebejer noch lange durch Bestechungen hingehalten: die Tribunen, erst zwei, dann fünf, dann zehn, sollten nach dem Willen der Patricier allemal einstimmig sein. Sie wurden zuletzt einstimmig gegen diesen Willen.

Der zweite Streitgegenstand war die Vertheilung der Aecker: hier kam schon ein ordentlicher Angriff gegen die patricische Macht und zwar durch einen ihres Mittels selbst, wie dies immer in den Revolutionen der Länder der Fall war: man denke z. B. an Mirabeau's Stellung in der französischen Revolution. Spurius Cassius trug auf Theilnahme der Plebejer an der Vertheilung der Staatsländereien an. Ich bitte, hier ins Gedächtniß zurückzurufen, was ich oben von der Vertheilung des Grundeigenthums in drei Theile gesagt habe, einen für den Staat, den zweiten für das Gemeindeland, den dritten für die Privaten nach dem Loose. Bei den mannichfachen Eroberungen der Römer, wo die besiegten Völkerschaften ein Drittel oder zwei Drittel zurück erhielten, das übrige beziehendlich dem Staat und der Gemeinde und das letzte Drittel ausschließlich den Patriciern zufiel, war, namentlich durch Ansichziehung des dem Staate vorbehaltenen Drittels nach und nach fast alles Land an die Patricier gekommen. Dieses Staats-Drittel nahmen sie nur in Besitz, nicht ins Eigenthum, um nicht davon Steuern zahlen zu müssen, es war deshalb das Rechtsmittel: uti possidetis, wie ihr besitzt, eingeführt. Der Staat übte nur das Zehntrecht und das Recht, diese Ländereien zu jeder Zeit einziehen zu können, es

galt hier keine Verjährung. — Den Vorschlag des Spurius Cassius lehnten die Patricier ab, es ward veranstaltet, daß derselbe als ein gefährlicher Mann, der mit Hülfe der Plebs nach der königlichen Ehre strebe, verurtheilt ward, als Hochverräther, sogar sein Haus ward geschleift: die Aeckervertheilung ging erst in der vierten Periode des Kampfes durch, durch das Licinische Gesetz 376.

Wir haben vorher des Streitgegenstandes der dritten Periode noch zu gedenken: es war dies die bestimmte Gesetzgebung, welche der Tribun Terentillus Arsa in Antrag stellte. Die Patricier hatten lange temporisirt, endlich mußten sie nachgeben. Aber sie gebrauchten den Gegenstand, um wie bei den Dictatoren wieder eine ausschließliche Macht an sich zu reißen. Es wurde eine Gesetzgebungs-Commission von Patriciern niedergesetzt, von zehn Männern, Decemvirn, jeder von ihnen hatte zehn Tage den Vorsitz, sprach das Recht und hatte während dieser Zeit die zwölf Lictoren; Consulat und wohl zu merken, auch Tribunat wurde unterdessen aufgehoben. Die Gesetze wurden gegeben, aber die Decemvirn behielten ihr Amt fort und übten es mit tyrannischer Willkühr. Nachdem die schöne Virginia durch ihren eignen Vater, um sie dem Decemvir Appius Claudius zu entreißen, getödtet worden war, entwich das Volk zum zweitenmal auf den heiligen Berg. Der Senat mußte nachgeben, die Decemvirn wurden abgeschafft, Appius und Oppius, sein Amtsgenosse, vor das Volksgericht, die Tribus-Comitien der Gemeinen gestellt, entgingen der Verurtheilung durch freiwilligen Tod im Kerker. Weitere Folge dieser zweiten Secession war: die Verwilligung des connubium, des gleichen Eherechts der Patricier und Plebejer unter einander, durch die Lex Canuleja, so genannt vom Tribun Canulejus.

Ich komme nun zu der vierten und letzten Periode des großen Kampfes zwischen Patriciern und Plebejern, der um die Zulassung zu den Staatsämtern entbrannte. Derselbe ebengenannte Tribun Canulejus hatte auch gefordert, daß es dem römischen Volke frei stehen solle, patricische oder plebejische Consuln zu wählen. Der Senat widersetzte sich, die Tribunen verweigerten dagegen die Aushebung zum Kriegsdienste. Endlich verwilligten die Patricier die Anstellung von Kriegstribunen mit consularischer

Gewalt, die aus Patriciern und Plebejern zugleich sollten erwählt werden dürfen, 445 v. Ch. Es waren ihrer erst drei, dann vier, dann sechs. Doch behielten sich die Patricier, weil sie sagten, daß die Plebejer die Auspicien nicht hätten, die städtischen Functionen der Consuln vor, namentlich: Census, Gerichtsbarkeit, Vorsitz im Senat und in den Comitien. Besondere Censoren wurden jetzt aus den Patriciern angestellt. So blieb das Verhältniß bis auf die Eroberung Roms durch die Gallier, durch Brennus, den Anführer eines Stammes dieses über den Westen Europas, Gallien, Britannien und die iberische Halbinsel verbreiteten Volkes, der, den Anfang der großen Wanderungen der nordischen Völker, Gallier und Germanier machend, über die Alpen und Apenninen herüber gekommen war. Diese Eroberung Roms, das bis auf das Capitol niedergebrannt ward, im Jahre 390 vor Christus, durch einen, wie die Römer sie selbst schildern, rohen, wilden Menschenstamm, ferner die berühmte Niederlage in den Caudinischen Pässen im Jahre 312 gegen die Samniter, wo sie durch's Joch gehen mußten, zeigt uns, daß diese Römer damals noch bei weitem nicht die große Ueberlegenheit erlangt hatten, die sie später erlangten, trotz dem, daß sie jährlich Kriege führten gegen die umliegenden Völkerschaften, Sabiner, Lateiner, Etrusker, Samniter, in denen die Heldengeschlechter der Fabier und Decier Lorbeeren und den Heldentod fanden — denn immer hatte Rom Krieg: erst 438 Jahre nach Numa ward zum erstenmal der Janustempel zum Zeichen dieses Friedens wieder geschlossen, nach dem ersten punischen Kriege. Erst dieser Krieg, wo die Römer eine Seemacht wurden, entwickelte ihre Ueberlegenheit im großen Maaßstabe.

Nachdem Camill den Brennus vertrieben und die Römer, die nach dem sechs Jahre vorher nach zehnjähriger Belagerung eroberten, nahe gelegenen etrurischen Veji hatten auswandern wollen, zum Wiederaufbau Roms überwogen hatte, weshalb er der zweite Romulus genannt ward, dann wieder Bedrückungen der Patricier, neue Abführungen der Plebejer in die Hauskerker stattgefunden hatten, nahmen endlich die Tribunen C. Licinius Stolo und L. Sextus im Jahre 376 die alten Gesetzvorschläge wegen der Aeckervertheilung wieder auf, sowie wegen Zulassung der Plebejer zum Consulate, da, wie ein Volks-

tribun 369 klagte, seit vier und vierzig Jahren auch das Kriegstribunat wieder ausschließlich nur von Patriciern besetzt worden war, wie früher vier und sechzig Jahre lang das Consulat. Die Licinischen Rogationen wegen der Aeckervertheilung gingen dahin: Alle, auch Plebejer sollen neuerworbenes Gemeindeland besitzen dürfen, es soll eine Revision des gesammten Gemeindelandbesitzes eintreten, usurpirte Grundstücke sollen an den Staat zurückfallen. Kein römischer Bürger soll mehr als fünf hundert Morgen Gemeindeland besitzen, noch auf der Gemeindeweide über hundert Häupter großes und fünf hundert kleines Vieh grasen lassen. Als Abgabe soll vom Gemeindeland der zehnte Scheffel, der fünfte Theil von Baumpflanzungen und Weinbergen, vom Vieh ein Hutgeld entrichtet werden. Die Censoren sollen die Gemeindelandsabgaben auf ein lustrum, fünf Jahre jedesmal an die Finanzpächter überlassen und davon die Armee besoldet werden. Die Finanzpächter haben sich mit den Besitzern des Gemeindelandes über die Abgaben zu einigen. Endlich, und dies ist sehr wichtig für die Erkenntniß der damaligen Verhältnisse in Rom, sollen statt der zeither zum Anbau des Landes verwandten Sklaven Freie gebraucht werden, um die Abnahme der Bevölkerung zu hindern.

Diese sämmtlichen Licinischen Rogationen gingen durch im Jahre 367, das Jahr darauf wurden Licinius und sein College Sextus zu Consuln erwählt: sie waren die ersten Consuln aus den Plebejern seit Brutus.

Jetzt war die Hauptsache für die Plebejer gewonnen: von nun an ging es rasch vorwärts bis zur völligen Gleichstellung. Doch wichen die Patricier nur Schritt vor Schritt. Als sie das Consulat den Plebejern verwilligten, behielten sie sich wieder die Gerichtsbarkeit vor: es ward ein Prätor aus den Patriciern erwählt. Von Alters her waren alle Rechtssachen unter religiösen Schutz gestellt, vermöge des jus sacrum, des heiligen Rechts, das den pontifices, den Priestern, ausschließlich Patriciern, vertraut war, sie allein hatten die Kenntniß der heiligen Formeln, konnten rechtlichen Rath geben, Processe entscheiden. Die wichtigsten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, Ehe, väterliche Gewalt, Eigenthum waren in Rom namentlich res, quae ad sacra et religionem pertinent, heilige, religiöse Angelegenheiten. Es

ist dies ein Hauptpunkt, der aufgefaßt werden muß zum Verständniß des römischen Wesens: das Recht war ein Hauptzügel in der Hand der Patricier, um die Plebejer zu regieren: mit der Religion, von der es ausging, hinterging man systematisch die Einfalt der Plebejer, wie denn überhaupt viel Aberglauben in Rom war, wie die Geschichten des Livius bezeugen, die voll von Zeichen sind und Wundern. Erst war man ehrlich: es ist bekannt, wie der Ritter Curtius mit seinem Pferde in den Spalt stürzte, den ein Erdbeben auf dem Forum gemacht, um die Götter zu versöhnen. Später ward viel Betrug mit den Auspicien getrieben, auf die der Senat aber streng hielt, denn es hingen, sagte er, die Staatsgeschäfte davon ab. Dem Consul P. Claudius Pulcher, der im ersten punischen Kriege die Vögel, die nicht hatten fressen wollen, ins Meer hatte werfen lassen mit den Worten: „wollen sie nicht fressen, so mögen sie saufen," befahl der Senat sein Amt niederzulegen — nachdem er geschlagen worden war. Dieser patricische Prätor nun erließ für seine jährige Amtsführung ein Edikt, worin er für die wichtigsten Punkte das Recht verkündigte, nach dem er die Jurisdiction verwalten wollte. Aus diesen Edikten der Prätoren hat das römische Recht sich gebildet, das praktische römische Recht, das nachher im Justinianischen Codex gesammelt wurde, den so viele Völker Europas angenommen haben, obgleich ihre Verhältnisse aus ganz verschiedenen Lebensanschauungen sich herausgebildet haben, obgleich dieser Codex für sie nur eine todte Masse war, die sie aufnahmen in die lebendige Entwickelung ihres Staats und ihrer Geschichte.

Im Jahre 339 erhielten die Plebejer durch die publilischen Gesetze die volle legislative Gewalt, vermöge deren zu den Beschlüssen der Volksversammlungen die Einwilligung der Patricier nicht mehr erforderlich sein solle. Dies betraf vorerst nur die allgemeinen, die Centurienversammlungen, ward aber durch die lex Hortensia, nachdem das Volk zum dritten-, letztenmal auf den Janiculus entwichen war, auch auf die Tribus-Comitien der Gemeinen ausgedehnt 287. Funfzig Jahre vorher 337 war auch schon ein plebejischer Prätor erwählt worden, endlich — im Jahre 300 verloren die Patricier auch ihr letztes Vorrecht, den ausschließlichen Besitz des Priesterthums: ein Plebejer ward Ponti-

Tüchtigkeit, diese einhundert und funfzig Jahre sind die schönsten, die wirklich glorreichsten und glücklichsten für die römische Republik gewesen.

Zuerst ward Pyrrhus besiegt, trotz seiner Elephanten. Er war von Tarent, der bedeutendsten jener Colonien der Griechen in Unteritalien, deren ich in der griechischen Geschichte Erwähnung gethan habe, zum Feldherrn gegen die Römer berufen worden, welche den Krieg erklärt hatten, indem die stolzen, aber weichlich gewordenen Tarentiner ihnen wegen zugefügter Beleidigungen keine Genugthuung hatten geben wollen. Der Consul Curius Dentatus schlug Pyrrhus im Jahre 275, dieser kehrte nach Epirus zurück. Die Tarentiner riefen nun Carthago zu Hülfe, das sich unterdessen der Herrschaft über die Griechen in Sicilien bis auf die Hauptcolonie Syracus bemächtigt hatte, nichts destoweniger aber eroberten die Römer Tarent.

Der Sieg über Pyrrhus hatte große Aufmerksamkeit auch im Auslande erregt, sogar der egyptische König Ptolemäus Philadelphus schickte Gesandte nach Rom, um Glück zu wünschen und ein Bündniß anzutragen; die Römer erwiederten diese Gesandtschaft. Jetzt ward auch die Herrschaft über Mittel- und Unteritalien vollendet, über die weit über hundert Mischvölker, die um Rom herum wohnten und die Griechen. Befestigt ward diese Herrschaft durch römische Heerstraßen und römische Colonien. Der Censor Appius Claudius war es, der die erste Militairstraße, die via Appia nach Capua, aus so fest gekitteten harten Quadern anlegte, daß sich Theile davon noch heut zu Tage erhalten haben, sie ward nachher bis Brundusium verlängert. Ihr folgte durch ganz Italien hindurch eine Masse ähnlicher wunderwürdiger Bauten; in der Straßenbaukunst und in der Wasserbaukunst, den Cloaken, Wasserleitungen, Abzugscanälen, Dämmen sind die Römer von keinem Volke der Welt übertroffen worden, wie denn überhaupt ihre ganze Architektur mehr praktische Zwecke verfolgte, während bei der griechischen Schönheit die Hauptsache war. Jenes Straßennetz war es und die Taktik, die sich namentlich im Gebirgskriege gegen die Samniter in den Abruzzen vervollkommnete und auf den überwiegenden Gebrauch des kurzen Schwertes als Hauptwaffe basirt ward, die den Römern die Eroberung Italiens erleichterten; zu Mittel-

und Unteritalien kam nach dem ersten punischen Kriege, auf den ich sogleich umständlicher zurückkomme, auch das von Galliern bewohnte Oberitalien jenseits des Apennin und des Rubicon mit der Hauptstadt Mailand. Alle diese eroberten Provinzen suchte man nun durch römische Colonien in der römischen Herrschaft zu erhalten: Massen von römischen Bürgern gingen in die unterworfenen Städte, wobei man den doppelten Gewinn hatte, eine Uebervölkerung Roms zu behindern und die unzufriedenen Elemente abzuscheiden. Benevent in Unter-, Sinigaglia und Rimini in Mittel-, Cremona und Piacenza in Oberitalien waren solche römische Colonien. Man unterschied: Municipien, die volles römisches Bürgerrecht genossen, das Recht hatten, ihre Magistrate selbst zu erwählen und durch sie die Rechtspflege und örtlichen Geschäfte besorgen zu lassen, einige hatten sogar Stimmrecht zu Rom, — die eigentlichen Colonien, die zwar eigne Communalverwaltung durch selbstgewählte Behörden und Volksversammlungen hatten, aber keine eignen Magistrate für die Rechtspflege; — ferner Bundesgenossen, die ihre Verfassung behielten, durch selbstgewählte Behörden und Volksversammlungen sich regierten, aber Tribute, Steüern und Hülfstruppen stellten; — Unterthanen endlich, die durch römische Präfekten regiert wurden.

Ich erwähnte, daß Tarent es war, wo die Römer mit den Carthaginiensern zusammenstießen. Früher hatten freundliche Verhältnisse zwischen beiden Völkern bestanden. Im ersten Jahre nach der Abschaffung der Könige 509 ward nach Polybius zwischen Carthago und Rom ein merkwürdiger Handelsvertrag abgeschlossen, ein zweiter 352.

Carthago, erinnern wir uns, war eine phönizische Colonie, die Dido 888 mehr erweiterte, als gründete, es stand auf der nordafrikanischen, Sicilien entgegenstoßenden Küste, nicht weit von der Stelle, wo heut zu Tage Tunis gelegen ist. Es hatte sich gegen die Perser, welche Phönizien und Egypten einnahmen, es hatte sich auch gegen Alexander unabhängig behauptet. Handel und Seefahrt und Industrie war, wie bei dem phönizischen Mutterland, Basis und Lebensprinzip ihres Staats, aber während Phönizien ein kleiner dürrer Küstenstreif war, erwarb Carthago ein ansehnliches Landgebiet in seinem Rücken und nach Osten zu an der Küste des Mittelmeers. Als die Sicilianer,

Bewohner eines der von der Natur am köstlichsten ausgestatteten Länder, nach Afrika kamen, erregte, wie Diodor von Sicilien erzählt, die außerordentliche Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes, der Ueberfluß der Bodenproducte, in dem die Carthaginienser lebten, ihre Bewunderung: von hier zog Carthago seine Lebensmittel und seine Leute, die es gegen Sold in sein Landheer einstellte. Es war feststehende Regel in Carthago, diese Landarmeen, die sehr zahlreich waren, nur aus Miethstruppen zusammen zu setzen, während die Flotte durch Carthaginienser bemannt ward, doch standen auch an der Spitze der Landheere carthaginiensische Feldherrn, ihnen zur Seite Bevollmächtigte aus dem Senate des Staats, dessen höchste Magistrate, die Suffeten, zwar lebenslänglich gewählt, aber nur oberste Civilmachthaber waren. Ueber den Feldherrn, als Rechenschaft fordernde Behörde stand ein Ausschuß des Senats, die sogenannten Hundertmänner, die jede unglückliche Kriegsunternehmung mit höchster Strenge, oft, als von bösem Willen erzeugt, mit Grausamkeit bestraften.

Schon zur Perserzeit war Carthago mächtig, während der Kriege der Perser mit den Griechen hatten sie, im Bund mit Persien, die griechischen Colonien in Großgriechenland angegriffen und namentlich in Sicilien Colonien gegründet, eben so in Sardinien, in Corsica, auf den Balearen, auf der pyrenäischen Halbinsel. Ihre zahlreiche Flotte passirte die Meerenge von Gibraltar, sie landete in Biscaya, wo nach Wilhelm von Humboldt noch jetzt Spuren des punischen Dialektes sich finden, in Britannien, in Irland. Die Meerherrschaft war in ihren Händen, der große Welthandel und der große Geldreichthum, der in seinem Gefolge ist, als sie mit Rom zusammenstießen, mit Rom, das, nachdem es das untere Italien erobert, nun nur ein schmaler Meeresarm von den sicilianischen Besitzungen der Carthaginienser schied, zu denen sie eben jetzt das ehemals von den den Spartanern entweichenden Messeniern unter Aristomenes gestiftete Messene hinzugefügt hatten.

Sicilien, das prachtvolle Eiland mit seinem Aetna, jetzt traurig vernachlässigt, das idyllische, heerdenreiche Land des Theokrit, das damals so fruchtbar war, daß es die Kornkammer Italiens hieß, von dem geistreichen, schönheitsliebenden Volke der Griechen

cultivirt, mit Wunderwerken der Baukunst, Tempeln und Theatern überdeckt, Monumenten, deren Ueberreste uns noch jetzt mit Bewunderung erfüllen, Sicilien — namentlich Syracus, die Hauptstadt, wie Livius sagt, die schönste Stadt der damaligen Welt, war lange Zeit hindurch durch Volks-Factionen, durch Tyrannen zerrüttet worden. Gelon der Gründer des Staats von Syracus, Dionysius I., der mißtrauische Schreckensmann, der zu dem Volke nur von einem hohen Thurme herabsprach, und Dionysius II., an dessen Hofe Plato verweilte und von dem die Syracusaner durch den edlen Korinther Timoleon befreit wurden, um nach seinem Tode sogleich wieder in neue Tyrannenhände, die des Agathokles, zu fallen, waren die namhaftesten Persönlichkeiten. Agathokles' Nachfolger, Hiero II., war es, unter dem die Carthaginienser sich Messene's bemächtigten, indem sie es den campanischen Miethsoldaten des Agathokles, den Mamertinern, entrissen. Ein Theil derselben wandte sich an Rom im Jahre 264 vor Christus.

Und nun beginnt der denkwürdige Kampf zweier großer Völker, aus welchem das einfache und arme, aber kräftige und kriegerische Rom als Sieger über seine reiche, kluge und verschmitzte Nebenbuhlerin hervorging.

Der Raum ist mir nicht verstattet, diesen großartigen welthistorischen Kampf Ihnen weitläufiger vorzuführen, ich kann ihn nur flüchtig skizziren.

Einen der kühnsten Gedanken führten die Römer gleich im Anfange aus. Nachdem sie nach Messene übergesetzt, Hiero zum Frieden genöthigt, Agrigent, den Hauptsitz der carthaginiensischen Macht erobert, beschlossen sie, eine Flotte zu bauen. Ein carthaginiensisches Ruderschiff, beim Uebersetzen nach Sicilien genommen, ward zum Muster gebraucht; während innerhalb sechzig Tagen ein hundert und zwanzig Schiffe darnach gebaut wurden, übte sich die Mannschaft auf dem Lande in dem gleichmäßigen Ruderschlag. Im Jahre 260 erschien die neue römische Flotte auf dem Meere, eine unbehülfliche Flotte, den beweglichen carthaginiensischen Schiffen gegenüber: deshalb suchten die Römer den Seekrieg gewissermaßen in einen Landkrieg, wo sie der überlegene Theil waren, umzuwandeln. Sie brachten Enterbrücken an, auf denen die römischen Soldaten in die carthaginiensischen

Schiffe eindringen konnten: die Neuheit dieser Erfindung überraschte die Carthaginienser dergestalt, daß der römische Consul Duilius einen vollständigen Seesieg über die ein hundert und dreißig Segel starke feindliche Flotte erfocht an der Nordküste Siciliens bei Mylä, unfern Messene. Aus den erbeuteten Schiffsschnäbeln ward auf dem Forum zu Rom die columna rostrata, eine Ehrensäule gebaut, die Bühne der römischen Redner. Und nun beschloß Rom, in Afrika die Carthaginienser zum Frieden zu zwingen. Im Anfang war der Consul Regulus glücklich, aber ein Spartaner, Xanthippus, der mit griechischen Soldtruppen nach Carthago gekommen war, organisirte das Heer auf griechische Weise, schlug und nahm den Regulus gefangen. Der von der neueren Kritik in Zweifel gezogene harte Tod des unerschütterlichen Regulus durch die Carthaginienser, als er, nach Rom geschickt, um Frieden abzuschließen, dem römischen Senat ihn dringend widerrathen hatte, zurückgekehrt war, ist bekannt. Nun vergingen noch mehrere Jahre zweifelhaften Kampfes, bis endlich Carthago, abgeschwächt und von dem Consul Luctatius bei den ägatischen Inseln im Westen von Sicilien, in der Nähe von Lilybäum, wo Carthago's Hauptkriegsplatz war, wiederholt zur See auf's Haupt geschlagen, sich zu dem harten Frieden verstand, in welchem es Sicilien zu räumen, alle römische Gefangene zurückzugeben und über 3000 Talente, über vier Millionen Thaler, zu zahlen versprach.

Dieser Frieden mit der Erwerbung Siciliens, der ersten römischen Provinz, wie nun die eroberten Länder genannt wurden, geschlossen im Jahre 241, war der Anfang der Weltmacht von Rom: die stolze Zuversicht der römischen Legionen auf die Unüberwindlichkeit ihrer Waffen befestigte sich. Doch standen ihnen noch harte Drangsale bevor, ein ungeheures Ringen der Kräfte war noch nöthig, die Festigkeit des römischen Senates mußte sich in furchtbaren Krisen noch bewähren.

Nach dem Verluste Siciliens breitete sich Carthago in Spanien aus, in Spanien, einem der schönsten Länder Europas. Es wetteifert dieses Land, im Süden namentlich, wo heut zu Tage Granada ist mit seinen Rosen, mit Sicilien an Naturpracht und Fruchtbarkeit des Bodens, an Metallen, an Gold und Silber ist es reicher als dieses: die Bewohner der spani-

schen Südküste hatten, als die Römer hinkamen, silberne Krippen und Gefäße zum gewöhnlichen Gebrauche. Dieses Spanien war bewohnt von tapfern Männern vom iberischen und gallischen oder celtischen Stamme, aus denen Carthago seine Heere in der Heimath füllen konnte. Hamilcar, Hannibals Vater gründete die Macht Carthago's in Spanien. Hasdrubal, Hannibals Schwager, legte Neucarthago an, das heutige Carthagena im Königreich Murcia, im Jahre 227. Die Römer, aufmerksam auf die neue Bewegung, schlossen einen Vertrag mit den Carthaginiensern, daß sie nicht den Ebro überschreiten sollten: Hannibal aber überschritt ihn gegen den Vertrag, wie die Römer vorher Sardinien gegen den Vertrag genommen hatten, nachdem er die griechische Colonie Sagunt, in dem heutigen Königreich Valencia gelegen, zuvor eingenommen hatte. Hannibal, einer der außerordentlichsten und kühnsten Männer, die jemals eine Nation hervorgebracht hat, ein Mann zum Feldherrn geboren, den selbst Livius, durch und durch ein Römer, mit der höchsten Anerkennung darstellt, Hannibal, der schon in früher Jugend seinem Vater geschworen, ewig ein Feind der Römer zu sein, beschloß die Macht der tief und glühend gehaßten Roma an der Wurzel anzugreifen, er beschloß es zu vernichten. Daß nur Rache und Ehrgeiz seine Triebfedern waren, darf ein Sittengericht aus dem heutigen, christlichen Standpunkt abgehalten, wohl nicht angreifen: Alles im Alterthum stand auf Rache und Nationalhaß und Ehrgeiz, bei Griechen und Römern eben so gut als bei Carthaginiensern.

Hannibals kühner Plan war, die Römer nicht von Carthago aus, von der See, sondern vom Lande, von Spanien her zu überfallen. Ihn schreckten nicht die zwei großen und hohen Gebirgsketten der Pyrenäen und Alpen, nicht bekannt durch Charten, nicht durch Straßen wegsam gemacht, wie sie jetzt sind, ihn schreckte, obwohl der glühenden Hitze des afrikanischen Klima's gewohnt, nicht der Schnee dieser Alpen, wo er im November anlangte, der Hunger und die Gefahren des mit kriegerischen Stämmen gefüllten Weges, der erst gebahnt werden mußte und der immer nur fechtend fortzusetzen war. Er bewirkte diesen in der Geschichte einzigen Uebergang, obwohl er mit den ungeheuersten Schwierigkeiten verknüpft war, man weiß nicht ob über

denselben Weg, den 2000 Jahre später Napoleon nahm, eben so unerwartet seinen Feinden, um bei Marengo zu siegen, über den großen Bernhard. Hannibal stieg mit 20,000 Mann und 6000 Reitern, weit unter der Hälfte der über die Pyrenäen geführten Mannschaft, in die Ebenen des heutigen Piemont herunter, wo er Turin eroberte; über zweihundert deutsche Meilen hatte er in vier Monaten zurückgelegt. Auf die Mühseligkeiten folgten die Triumphe: am Tessino, an der Trebia, am trasimenischen See (dem See von Perugia), bei Cannä in Apulien ward Rom geschlagen, nur durch Zaudern vermochte Q. Fabius Cunctator den Hannibal zu bestehen, schon ertönte in Rom der Angstruf: „Hannibal ante portas!" Hannibal ist vor den Thoren! Doch sollte Roms Stern nicht untergehen: das Unerwartetste geschah, Hannibal zog nicht vor die durch die Hauptniederlage bei Cannä, die größte, die Rom jemals erlitt, bloßgegebene Stadt. Ganz anders ordnete es die höhere Macht, die die Welt regiert und die Herzen der Menschen.

Nach der Niederlage bei Cannä 216 vor Christus, einer Niederlage, die nach Livius' Ausdruck der größten aller Völker gleichgestellt werden muß, nur darin nicht, daß die Römer sie mit größerem Sinne ertrugen, — nach dieser furchtbaren Niederlage, wo von einem Heere von 80,000 Mann nur wenige über 4000 übrig blieben, 50,000 römische Leichen deckten das Schlachtfeld, unter ihnen der Consul Aemilius, mehrere Consularen, gewesene Consuln und Männer, die die höchsten Magistrate bekleidet hatten, ein und zwanzig Kriegstribunen, achtzig Senatoren, so viel Ritter, daß Hannibal ganze Haufen Ringe, der Ritter Ehrenzeichen, nach Carthago gesandt haben soll, — nach dieser furchtbaren Niederlage, zeigte sich das römische Volk und namentlich der Senat, in seiner ganzen heroischen Festigkeit und Hoheit. Rom bewies, daß ein großer, einiger Geist es beseele. Andere Reiche, namentlich die aus vielen Theilen zusammengesetzten, die nicht ein großer, einiger Geist zusammenhielt, sind nach einem Cannä untergegangen, so die früheren orientalischen, das persische, das alexandrinische Reich, selbst noch in neuster Zeit hat Jena gezeigt, daß mit einer einzigen Schlacht ein solches ganzes Reich zu erobern sei, das der Geist eines Friedrich's nicht mehr zusammenhält: Rom ist nicht erobert worden, Rom ist größer her-

vorgegangen, aus seiner Bedrängniß, die so schwer war, daß man sogar Sklaven zu Soldaten anwerben mußte, was unerhört war. Obgleich sich Hannibal mit dem König Philipp von Macedonien, mit Syrakus nach Hiero's Tode verbündet, wankten die Römer doch nicht, sie zwangen gleichsam das Glück, sie eroberten Syrakus, obgleich der Mann darinnen war, der gesagt hatte: „Gebt mir, wo ich stehen kann und ich hebe die Erde aus ihren Angeln,“ Archimedes mit seinen furchtbaren Brennspiegeln; sie eroberten das üppige Capua in Campanien zurück, das Hanibal so lange besessen und wo seine Truppen verweichlicht worden waren; sie schlugen den Hasdrubal, der Verstärkung aus Spanien brachte, in der entscheidenden Schlacht bei Sena am Metaurus in Umbrien. Hannibal mußte sich in die äußerste Spitze Italiens, ins Land der Bruttier zurückziehen.

Und jetzt trat der Mann auf, der den Hannibal besiegen sollte, nicht in Italien, sondern in seinem eigenen Vaterlande. Es war dies Publius Cornelius Scipio, aus dem altpatricischen Geschlecht der Cornelier, der erste Meister der höheren Strategie, die nachher Cäsar zur Vollendung gebracht hat, der edelste, hochherzigste Mann, den die römische Aristokratie erzeugt hat. Nur siebenundzwanzig Jahr alt — das Gesetz verlangte vierzig — war er für das Jahr 210 zum Consul mit den Stimmen aller Centurien gewählt worden, man hielt ihn für einen Mann, der besonderen Umgang mit den Göttern habe: in den frühsten Morgenstunden stieg er jeden Tag das Capitol hinauf, um lange und einsam in dem Tempel des capitolinischen Jupiter zu verweilen. Er ging nach Spanien, wo sein Vater und sein Oheim ihr Grab gefunden hatten, er eroberte im ersten Feldzug den Hauptplatz der Carthaginienser, Neucarthago, wo alle Geiseln des Landes, die Waffen und die Kriegsgelder sich befanden. Durch seine Hochherzigkeit und Milde, namentlich gegen die spanischen Frauen, gewann er die Liebe des spanischen Volks; nach und nach entriß er Carthago alle Besitzungen in diesem Lande. Im Jahre 205 kehrte er nach Italien zurück, ward wieder zum Consul erwählt, ging nach Sicilien über und setzte im folgenden Jahre von Lilybäum nach Afrika herüber, den Hannibal in Italien lassend. Nachdem dieser sechszehn Jahre Italien behauptet, kam der Befehl vom carthaginiensischen Senate, der

ihm die bittere Rückkehr nach Carthago anbefahl, um sich hier dem Scipio entgegenzustellen. Vergebens war die Unterredung der beiden großen Männer, um den Frieden ohne eine Schlacht zu Stande zu bringen, Scipio forderte die unbedingte Unterwerfung Cathago's. Darauf erfolgte die Hauptschlacht bei Zama 202, wo Scipio mit 20,000 Mann über 50,000 siegte, durch seinen Angriff in gedrängter Colonne, Hannibal ward völlig geschlagen. Im Frieden 201 mußte Carthago alle Besitzungen in Europa räumen, alle Kriegsschiffe bis auf zehne ausliefern und 10,000 Talente Kriegskosten innerhalb funfzig Jahren, also jährlich einen Tribut von 200 Talenten versprechen. Die Meerherrschaft Carthago's ging in diesem Frieden verloren, es ward ein tributärer Staat Roms, es mußte sich sogar verbindlich machen, keinen Krieg ohne der Römer Bewilligung anzufangen.

Scipio kehrte nach Rom zurück, er nahm die beständige Dictatur, die ihm angeboten wurde, nicht an, nur den ehrenden Beinamen Africanus, den ersten, den ein Römer vom Schauplatz seiner Siege erhielt. Hannibal, an die Spitze der Republik in Carthago gekommen, stürzte hier die Oligarchie der Hundertmänner, diese verband sich mit Rom, sie verrieth den Plan Hannibal's, in Verbindung mit dem König Antiochus von Syrien, Rom anzugreifen, die Römer verlangten, daß Hannibal ausgeliefert werde, vergebens stellte Scipio Africanus ihnen vor, daß ein solches Verfahren der Römer höchst unwürdig sei. Hannibal mußte zu Antiochus fliehen, als dieser von den Römern besiegt ward, zu Prusias, König von Bithynien. Auch hier verlangten römische Gesandte seine Auslieferung, er nahm nun Gift, um, wie er sagte, die Römer von der Furcht zu befreien, die ihnen das Leben eines Greises einflöße. Es geschah dies 183, Hannibal ward vierundsechszig Jahre alt. Das Jahr vorher war Scipio gestorben, ebenfalls entfernt von Rom, in freiwilliger Verbannung, auf seinem Landgut zu Liternum, zweiundfunfzig Jahre alt.

Ich erwähnte oben, daß Hannibal sich mit König Philipp von Macedonien verbunden habe: in Thessalien bei Kynoskephalae besiegte ihn der Consul Titus Quinctius Flamininus 197; in Folge dieses Siegs ward Griechenland auf den isthmischen Spielen frei von Macedonien erklärt. Dem Philipp

folgte Perseus, sein natürlicher Sohn; unter den Mauern von Pydna 167 warf Lucius Aemilius Paulus den dichtgeschlossenen macedonischen Phalanx durch einen Seitenangriff über den Haufen. In Folge dieses Sieges ward Macedonien frei erklärt, aber schon nach neunzehn Jahren römische Provinz, der König Perseus zu Rom im Triumph aufgeführt, er starb hier.

Den zweiten Verbündeten Hannibal's, den König von Syrien, Antiochus, schlug Lucius Cornelius Scipio, der Bruder des Africanus 190 bei Magnesia in Kleinasien, in der Nähe von Smyrna, trotz der 56 Elephanten und der auf Kameelen reitenden arabischen Bogenschützen mit vier Ellen langen Schwertern, die der König den Römern entgegenführte; Kleinasien bis zum Taurus fiel hierauf Rom zu, Cornelius, weil er den ersten Sieg in Asien erfochten, erhielt den Zunamen Asiaticus.

Nach diesen Siegen in zwei Welttheilen beschloß man auch die alte Hauptfeindin in dem dritten Welttheile, beschloß man Carthago noch zu vernichten. Der Mann, der unablässig die Römer hierzu mahnte, war Marcus Porcius Cato, ein Römer und zwar Sabiner von Geburt, in dem die volle Eigenthümlichkeit des alten sabinischen Elementes hervortrat, die Herbigkeit und Strenge, die Mäßigkeit und Rauhheit der Sitten. Er war als Gesandter nach Carthago gegangen und erstaunt, wie blühend und streitbar die Stadt immer noch sei. Als er bei seiner Rückkehr im Senat die Gefahr, die von Carthago drohe, geschildert, ließ er am Ende seiner Rede Feigen aus seiner Toga fallen und als man ihre Größe und Schönheit lobte, rief er: „Wisset, daß sie vor drei Tagen erst zu Cathago gepflückt sind, so klein ist der Zwischenraum, der uns von diesem Feind trennt.“ Und von dieser Zeit an schloß er jede seiner Reden im Senate mit den bekannten Worten: „endlich sage ich noch, Carthago ist zu zerstören.“ Hierauf ward denn auch wirklich Carthago zerstört, trotz der Gegenvorstellungen, die Scipio Nasica machte. Vergebens hatten die Carthaginienser in das Aeußerste gewilligt, um ihre Existenz zu erhalten, sie hatten sogar die Waffen ausgeliefert, 200,000 volle Rüstungen, an 2000 Wurfmaschinen, eine unermeßliche Zahl von Wurfspießen und Pfeilen, aber die stolzen, harten Römer wollten eben nicht die Existenz von Car-

thago. Das letzte Senatusconsult, das ihnen angekündigt wurde, besagte, sie sollten ihre Stadt verlassen und sich achtzig Stadien landeinwärts ansiedeln. Da beschlossen die Carthaginienser, ihre geliebte Stadt um jeden Preis zu vertheidigen, auch um den Preis des Todes. Aber nichts half es, daß sie mit der Kraft, die die Verzweiflung giebt, sich rüsteten, daß die punischen Frauen sogar ihre Haare zu Seilen hergaben: einem dritten Helden aus dem cornelischen Geschlechte der Scipionen, dem Publius Cornelius Scipio Aemilianus, Sohn des Aemilius Paulus, des Siegers bei Pydna, adoptirt vom Sohne des Scipio Africanus Major, war es vorbehalten, Carthago zu zerstören. Das war auch so ein Römer des alten Schlages, ein Freund der sabinischen Strenge, wie Cato, aber er hatte zugleich das edle, feinere Wesen der Scipionen. Beim Sturm auf Carthago blieb er fortwährend sechs Tage und sechs Nächte in den Verschanzungen, bis er erschöpft auf dem Walle niedersank. Nach der Einnahme des Hafens von Carthago mußten drei mit hohen Häusern besetzte Straßen eingenommen werden, wo der letzte furchtbarste Widerstand von den Carthaginiensern den Römern entgegengesetzt wurde. Scipio ließ sie anzünden und bahnte sich seinen Weg unter rauchenden Trümmern, bis die feste Burg Carthago's, Byrsa, erreicht ward. 50,000 Männer und Weiber, von 700,000 Einwohnern noch übrig, baten hier endlich um Gnade und Scipio gewährte sie ihnen. Als aber die rothen Flammen der Stadt, die ein halbes Jahrtausend die Meeresherrschaft besessen, zum Himmel aufschlugen, als diese große, reiche Stadt nach vierzehntägiger Feuersbrunst in Asche dahinsank, sprach Scipio zu dem ihn begleitenden Polybius die homerischen Verse der Ilias im dunkeln Vorgefühl des dereinstigen Schicksals von Rom:

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.“

Die Stelle, wo Carthago gestanden, ward von den Römern zur ewigen Wüste bestimmt, das Gebiet von Carthago ward zur römischen Provinz eingerichtet. Afrika ward, wie Herder sagt, eine Brodkammer für den römischen Pöbel, ein Fanggarten wilder Thiere zu seiner Ergötzung in den circensischen Spielen, ein Magazin, aus dem man sich Sklaven erholte. Die Römer führ-

ten später eine Colonie nach Afrika herüber: es war dies die erste Colonie Roms außerhalb Europa.

In demselben Jahre, wo Carthago zerstört ward, ging es auch mit Griechenland zu Ende: Mummius brannte Korinth an, damals die reichste und bevölkertste Stadt von Hellas: auch Griechenland ward im Jahr 146 römische Provinz. Rom stand nun auf der Sonnenhöhe seiner Macht, aber sein unbändiger Ehrgeiz und die Habsucht, die die Schätze dreier Welttheile erweckten, trieb es immer weiter zu neuen Eroberungen an, es wollte den Erdkreis erobern. Es hat ihn erobert und ist untergegangen, untergegangen durch die Reichthümer, den Luxus, den es mit seinen Eroberungen überkam. Schon Scipio Africanus der Aeltere ließ die Gebete für das Wohl des Reichs dahin abändern, daß nicht mehr das Wachsthum desselben, sondern seine Erhaltung von den unsterblichen Göttern erfleht werden solle, gerade so, wie später Augustus auf seinem Sterbebette auch vergebens mahnte, das Reich nicht weiter zu vergrößern.

Zehnte Vorlesung.

Rom seit den punischen Kriegen und den Unruhen der Gracchen: Marius und Sylla, die Triumvirate, Cäsar und August, das römische Weltreich, die römische Literatur: Cicero, die Geschichtsschreiber, Redner, Juristen, die römische Kunst. Die ersten drei Jahrhunderte des Kaiserreichs bis auf Constantin den Großen.

Die Macht Roms bestand in den römischen Legionen, jener herrlichen Linieninfanterie, deren Hauptwaffe das kurze Schwert war, womit sie dem Feind unter Augen rückte und deren Kern die tapfern Landleute auf dem rauhen Apenninengebirge bildeten. Diese Legionen wurden nun stehend in den eroberten Provinzen. Durch die Siege, die man über die Könige von Macedonien und Syrien, über Griechenland und Carthago erfochten hatte, war das arme, einfache Rom, dessen Feldherrn, wie Cincinnatus hinter dem Pfluge hervorgingen, so bereichert worden, daß von nun an bis auf den Tod Cäsar's, der alte Census, die Ver-

mögenssteuer des Servius Tullius, womit man zeither die Kriegskosten und den seit der Belagerung Veji's eingeführten Sold der Legionen bestritten hatte, nicht mehr eingefordert zu werden brauchte. Von jetzt an erhielten sich die römischen Finanzen nächst den Contributionen, Confiscationen und eroberten Schätzen und den Tributen der italienischen Bundesgenossen, die sie bis zum Jahre 89, wo ihnen das Bürgerrecht ertheilt ward, zahlten, hauptsächlich aus den Steuern der Provinzen, die in einer Grundsteuer, einer Vermögenssteuer und den Zöllen bestanden und aus den Domainen, die der Staat in Italien, z. B. in Campanien, den fruchtbaren Gebieten von Capua und Neapel, und in den außeritalienischen Provinzen besaß. Diese Staatsländereien waren, wie die übrigen Staatseinkünfte, an die Generalpächter, die Publicanen, verpachtet, die von den Censoren der Republik vierjährig angestellt wurden und den Zehnten in jenen Ländereien erhoben. Außerdem flossen dem Staate noch die Einkünfte aus den Bergwerken zu, namentlich auf den den Carthaginiensern in Spanien abgenommenen Besitzungen.

Mit dem Reichthum kam Luxus nach Rom und die Laster, die in seinem Gefolge sind, Neid, Eigennutz, niedrige Begehrlichkeit und Zügellosigkeit. Rom, durch die Eroberungen, die Reichthümer übermüthig, üppig geworden, gab seine alten, rauhen Tugenden auf: die zwar feineren, aber wollüstigeren Sitten Griechenlands und des Orients waren es, die es nach und nach verdarben. Wie dieses Sittenverderbniß nach und nach stieg, läßt sich am kennbarsten aus den Gesetzen, die man zu geben für nöthig fand, absehen. Nach dem zweiten punischen Kriege schon fand man nöthig, ein Aufwandgesetz gegen den anfangenden Luxus der Frauen in der Kleidung zu geben, trotz Cato's Widerspruch ward das Gesetz aufgehoben nach zwanzig Jahren; darauf folgte ein Gesetz gegen den Aufwand bei Gastmählern, Gesetze gegen die Käuflichkeit der Aemter, Gesetze gegen Erpressungen in den Provinzen, später noch, zu Pompejus' und Cäsar's Zeiten, Gesetze gegen die Bestechungen, gegen die Störung des öffentlichen Rechtsfriedens.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß in Rom sich lange noch eine Partei hielt, die die alte Sitteneinfachheit mit dem höchsten Ernste vertrat.

Während der afrikanische Scipio schon mehr zu griechischer Bildung, zu Pracht und Luxus hinneigte, war sein entschiedener Gegensatz der rauhe Censor Cato. Vierundvierzigmal ward dieser Hauptrival Scipio's und der neuen Richtung in der Republik vor Gericht angeklagt und eben so oft unschuldig gesprochen: er blieb ein Freund der alten strengen Zeit bis zu seinem Tode, mit ihm blieben es viele römische Bürger. Es war ein unverwüstlicher Kern von ernstem, männlichen, kräftigen Wesen in diesem Volke, der selbst noch in der Kaiserzeit deutlich sich wahrnehmen läßt. Wenn auch diese Römer ein hartes Volk waren, so waren sie doch unleugbar ein eben so tüchtiges, ehrenfestes Volk, ein Volk von wahrhaftigen Männern. Für die Charakteristik der Römer, die sehr oft, wie z. B. von dem sanften Herder, als zu hart geschildert werden, — die ganze antike Welt war hart, sehr hart — ist mir immer eine Stelle in den Makkabäern merkwürdig erschienen, die sehr richtig nach meinem Dafürhalten sie schildert. Es heißt nämlich hier im 8. Capitel des ersten Buches: „Es hörte aber Judas — der Judas Makkabäus, der zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege von Antiochus Epiphanes von Syrien abfiel — es hörte aber Judas von den Römern, daß sie sehr mächtig wären und fremde Völker gern in Schutz nähmen, die Hülfe bei ihnen suchten und daß sie Treue hielten und Glauben. Denn er hörte, wie ehrliche Thaten sie gethan" u. s. w. — es folgt hier die Aufzählung der römischen Siege, sodann heißt es weiter: „solchen Ernst erzeigten sie gegen alle ihre Feinde, daß sie alle diejenigen bezwangen, die sich wider sie setzten. Aber mit Freunden und Bundesgenossen hielten sie guten Frieden und hielten Glauben, und waren mächtig und gefürchtet in allen Landen. Wem sie halfen, der ward geschützt und erhalten bei seinem Königreich, welchen sie aber strafen wollten, der ward von Landen und Leuten verjagt und wurden sehr mächtig. Und war solche Tugend bei ihnen, daß sich keiner zum Könige machte, es war auch kein König da, sondern der Rath, das waren 320 Mann, die regierten wohl. Und jährlich wählte man einen Hauptmann, der in allen ihren Landen zu gebieten hatte, dem mußten sie alle gehorsam sein. Und war keine Hoffahrt, Neid noch Zwietracht unter ihnen." Die Römer, heißt es in diesem Urtheil zweimal,

hielten Treue und Glauben; bekannt ist die alte Römerregel, die bei ihnen feststand, freilich nur mit Ausnahme feststand: „Pacta sunt servanda," Verträge sind zu halten. Später heißt es: „und war keine Hoffahrt, Neid, noch Zwietracht unter ihnen."

Mit dem letzteren Theile dieses Urtheils scheint mir die Hauptsache ausgesprochen zu sein: die Römer waren einträchtig, waren Männer, sie verstanden es, sich selber zu beherrschen, wie heut zu Tage die Engländer und die Amerikaner sich selbst zu beherrschen verstehen, während in Griechenland und in den macedonischen Reichen, die aus Alexander's Monarchie hervorgingen, ewiger Streit war, wie im spätern Mittelalter in Italien und Deutschland und wie heut zu Tage in Frankreich, Spanien und den spanisch-katholischen Republiken, die in Amerika bestehen.

Rom war eine Republik mündiger Männer: die Jünglinge und die Kinder mußten daher nothwendig unter ihre Herrschaft gerathen. So ging es Griechenland, so ging es Asien. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß die römische Politik furchtbar consequent und eisenhart war, sie war es aber nur im Gegensatz gegen das veränderliche, ewig wechselnde Wesen Griechenlands und der griechisch gewordenen Völker und gegen das weibische, von Hoffaktionen bewegte orientalische Wesen, dessen Despotie wahrhaftig die Völker ärger drückte, als das männliche, kräftige Regiment Roms. Das Verhältniß ist ohngefähr, wie es in Ostindien mit den Engländern im Gegensatz der ehemaligen Herrschaft der muhammedanischen Fürsten war. Wo hat sich das indische Volk besser befunden, unter dem muhammedanischen Druck, oder unter dem englischen? Unbezweifelt unter dem letzten. Darum bleibt Druck immerhin Druck, nur die Grade sind verschieden und die Folgen. Ein männlicheres Wesen ist doch unter die Rom unterworfenen griechischen und asiatischen Völkerschaften gekommen.

Es ist wahr, was Herder sagt: „in Kleinasien, in Syrien, in Pontus, in Armenien, in Egypten haben sich die Römer bald als Erben, bald als Vormünder, Schiedsrichter und Friedensstifter eingedrängt." Allein es ist zu fragen: galt denn in der ganzen antiken Weltanschauung etwas anderes, als Tapferkeit und List? Ich habe es bei der Geschichte der Griechen erwähnt, welches die Prinzipien des alten Völkerrechts waren, ich

habe es erwähnt, wie sie sogar ihren Göttern eine Beimischung solcher menschlichen Zuthat gaben, woraus man abnehmen mag, daß diese menschliche Zuthat ihnen gar hoch stand, ich habe von Plato, dem sanften Plato erwähnt, daß er in seiner Idealrepublik ausdrücklich räth, die Krieger wild gegen die Feinde, wie die Hunde zu erziehen. Man sieht hieraus deutlich, daß diese Vorstellung des Kriegsstandes tief in den Gemüthern der Menschen der alten Welt begründet lag — der Friedensstand ist erst mit dem Christenthume gekommen. Im Alterthum herrschte, wer tapfer und verständig genug dazu war: die Macht war es, die Macht der freilich noch rohen, geistigen Kraft und Ueberlegenheit, die zum Herrschen berechtigte, niemand erwartete es anders in der alten Welt, dies bezeugt die ganze alte Geschichte, man braucht sie nur unbefangen und frei von dem Vorurtheil unsers heutigen christlichen Standpunkts zu betrachten. Ich muß das Wort Vorurtheil gebrauchen, denn jede Zeit ist nur nach ihrem eigenen Maaßstabe zu messen. Die Römer waren nicht mehr Barbaren, als alle andere antike und ich setze ausdrücklich hinzu, auch neuere Barbaren, sie waren nur mächtigere, überlegenere Barbaren.

Divide et impera, theile und herrsche, war allerdings der Wahlspruch der römischen Politik. Mit diesem Wahlspruch wurde Carthago und Griechenland und Macedonien und Mithridates von Pontus und jene ganze lange Reihe großer und kleiner Könige in Asien und Afrika, wurde in Europa Spanien, Gallien, Britannien und Süddeutschland dem römischen Adler unterworfen und auf römischen Fuß organisirt. Die Verwaltung der Provinzen ward den Prätoren, den Oberrichtern der Republik aufgetragen, die nach ihrer jährlichen Amtsführung in Rom als Proprätoren in die Provinzen abgingen, mit der obersten Civil-, Justiz- und Militairgewalt bekleidet. Nachher gingen auch die Consuln als Proconsuln in die Provinzen auf ein Jahr, doch ward vielen die Zeit vom Senate verlängert. Diese Proprätoren und Proconsuln hatten um sich einen Rath aus den angesehensten römischen Bürgern der Provinzen. Manche Provinzen wurden hart bedrückt, wie dies z. B. von Sicilien durch die Verrinischen Reden des Cicero bekannt ist, auch beweist diesen Druck schon der Umstand, daß man sich genöthigt sah, die so-

genannten immerwährenden Untersuchungen für die Verbrechen der Erpressung der Statthalter in Rom seit 149 niederzusetzen, eine stehende Untersuchungscommission, die die Prätoren vom Volke aufgetragen erhielten — allein im Ganzen, so hart und streng die Eroberungspolitik der Römer war, so freisinnig und großmüthig war die Behandlung der eroberten Provinzen, insofern, als man ihnen das Recht der Selbstbeherrschung oder doch der Selbstverwaltung überließ, das Municipalrecht, das volle Bürgerrecht mit eigenen Magistraten für die Rechtspflege, oder das Colonialrecht, das Recht der eigenen Verwaltung, während hinsichtlich der Jurisdiction die Colonien unter den Proprätoren und Proconsuln standen. Freilich geschah dies mehr mit den tapfern Naturvölkern Europas, z. B. Spaniern und Galliern, von denen Einzelne später sogar den Thron der Cäsaren bestiegen, wie die Spanier Trajan und Hadrian, als mit den durch eine halbe Civilisation abgeschwächten orientalischen Nationen, die sich freilich nicht selbst zu beherrschen vermochten. So geschah das, was bisher in der Weltgeschichte noch nicht geschehen war, in jenen römisch gewordenen europäischen Reichen, es geschah, was Alexander im Sinne gehabt hatte, als er seine Macedonier Perserinnen heirathen ließ: die römische Bevölkerung, die Bürger Roms, die in jene Länder gekommen waren, vermischten sich und verschmolzen mit den Landeseingebornen, es entstand im Westen Europas eine ganz neue romanische Welt, mit römischer Civilisation, römischen Sitten, römischen Gesetzen, ja sogar mit römischer Sprache. Nichts mehr, als das, daß die Landeseingebornen die römische Sprache annahmen, beweist so einleuchtend die geistige Ueberlegenheit der Römer. Ich muß es wiederholen: das Zeugniß der Sitten, welches die Juden in jener Makkabäerstelle den Römern ausgestellt haben, ist ein richtig ausgestelltes Zeugniß.

Ich bin mit dieser Erörterung der Zeit vorausgeeilt, wo ich in der letzten Vorlesung die römische Geschichte verlassen hatte, der Zeit nach Schluß des dritten punischen Krieges und komme jetzt darauf zurück.

Es waren durch die großen Reichthümer, die die europäischen, asiatischen und afrikanischen Eroberungen nach Rom gebracht hatten, zumeist die Familien der Magistrate und Senatoren,

die den stärksten Theil der Beute an Geld und Landbesitz empfangen hatten, zu bedeutendem Reichthum und Macht empor gekommen: aus diesen Familien, die sich in den ausschließlichen Besitz der Staatsämter und Senatorenstellen setzten, denen der ausschließliche Genuß der gemachten Eroberungen zu Gute ging, bildete sich nun eine neue Aristokratie. Es waren dies die Nobiles, die Optimaten, die gewissermaaßen die Stelle der alten Patricier, der alten Geburtsaristokratie einnahmen. Ihnen gegenüber stand das ärmere Volk, die Plebs, die Popularen. Zwischen diesen Bürgerlichen und den Edeln entstand nun ein neuer Kampf, der wieder, wie der Kampf der Patricier und Plebejer in Perioden sich abtheilen läßt: diese Perioden bilden die gracchischen Unruhen, die Bürgerkriege des Marius und Sylla und die beiden Triumvirate.

Um der Bestechung der Optimaten in den Volksversammlungen mit Erfolge entgegen zu wirken, ward vorerst von dem Volkstribun Gabinius der Antrag auf geheime Abstimmung gestellt, statt der frühern öffentlichen und mündlichen. Es sind dies die sogenannten leges tabellariae, die Täfelchen-Gesetze. Die lex Gabinia 139 bestimmte die Abstimmung durch Täfelchen für die Wahl der Magistrate, die lex Cassia, zwei Jahre später, dehnte die geheime Abstimmung auf die Volksgerichte, die lex Papiria 131 auf sämmtliche Volksbeschlüsse aus. Statt der Bestechungen der Optimaten kamen aber nun die Aufhetzungen der Demagogen.

Um einem fernern großen Mißbrauch vorzubeugen, den die Optimaten, die reichen Grundeigenthümer, mit den öffentlichen Gemeindeländereien dadurch getrieben hatten, daß sie wiederholt einen großen Theil davon in ihren Privatbesitz gezogen hatten, mit Connivenz des Senates, drangen seit 133 die beiden Brüder Tiberius und Cajus Gracchus aus dem sempronischen Geschlechte, — die Enkel des ältern Scipio Africanus durch Cornelia, die berühmte Mutter der Gracchen, — das Licinische Gesetz von 376 erneuernd, auf eine neue Vertheilung dieser Ländereien unter die ärmeren Bürger, doch so, daß jeder Sohn die 500 Acker des Vaters um 250 erhöhen sollte, und daß die ärmeren Bürger diese Ländereien nicht sollten veräußern dürfen. Es schien dieser Antrag um so heilsamer für den Staat zu sein, als

die Reichen, die es vorzogen, mit Sklaven ihre Landgüter bebauen zu lassen, die aus den eroberten Provinzen, namentlich Afrika in Masse zu haben waren, den Staat durch die eingeführte unermeßliche Anzahl von Sklaven in große Gefahr gesetzt hatten. Bedeutende Sklavenaufstände waren einige Jahre zuvor schon in Sicilien vorgekommen. Allein die Edeln setzten diesen Vorschlägen, die durchgingen, den heftigsten Widerstand entgegen, sie hinderten auf alle Weise ihre Vollziehung, weil sie auf die Ländereien, obwohl ihr Besitz daran nicht rechtlich, nur precär war, viel verwandt hatten. Tiberius Gracchus bot ihnen zwar eine Entschädigung an, allein sie verwarfen dieselbe. Zweimal floß Bürgerblut: im ersten Tumult fiel Tiberius mit 300, im zweiten Cajus Gracchus mit 3000 Bürgern; auch der Besieger Carthago's und Numantia's in Spanien, Scipio Aemilianus, von der Optimaten Partei, der Schwager der Gracchen, der aber die Ermordung des Tiberius gebilligt, ward in seinem Bett ermordet gefunden. Die aristokratische Faktion siegte: das Ackergesetz ward durch die Erlaubniß umgangen, die die Optimaten erhielten, Staatsländereien wieder an sich kaufen zu dürfen, das Geld, das das Volk erhielt, war ihm genehmer. Darauf erfolgte mit dem Thorischen Gesetz Sistirung aller weitern Ackervertheilung gegen einen Grundzins an die Plebs, und das Ende war: Abschaffung auch dieses Grundzinses.

Dagegen gingen zwei andere Vorschläge des Cajus Gracchus durch, jenes außerordentlichen Redners, dem sogar Cicero, der entschiedenste Gegner der Gracchen, nachrühmt, er habe so rührend über den Tod seines ermordeten Bruders reden können, daß selbst seine Feinde sich der Thränen nicht zu erwehren vermocht hätten, zwei Vorschläge, die den größten Einfluß auf die Schicksale der Republik hatten. Einmal bildete Cajus Gracchus einen Mittelstand zwischen den Optimaten und dem Volke, die Ritter, die, wie wir uns erinnern, halb aus Plebejern und halb aus Patriciern bestanden und als Höchstbesteuerte in der ersten Vermögensclasse sich befanden. Diesen Rittern wurden die Criminalrichterstellen überwiesen, die, wie ich ebenfalls ins Gedächtniß zurückrufe, bis 122 aus den Senatoren ausschließlich besetzt worden waren. Von ihnen, den Senatoren, waren ihre Standesgenossen auffallend zeither wider das Recht in Schutz

genommen worden, namentlich bei Anklagen über Erpressungen in den Provinzen. Denselben Rittern fielen ferner von der Zeit an, von der wir reden, die Pachtungen der Staatseinkünfte zu in den Provinzen: diese Finanzquelle machte sie reich, der Besitz der Richterstellen gab ihnen Macht. Seit Cicero's Zeiten sind die Ritter ein förmlicher, eigner Stand geworden, mit einer Schatzung von einer Million Asses, 20,000 Thalern, zwischen dem Senatorenstand, dessen Census auf zwei Millionen Asses, 40,000 Thaler, seit August später auf drei Millionen, 60,000 Thaler anstieg — und dem Volke.

Dem Volke suchte Cajus Gracchus durch eine ähnliche, demokratische Maaßregel Erleichterung zu verschaffen, wie sie Perikles in Athen gebraucht hatte. Er brachte in dieser Beziehung das Korngesetz, die lex frumentaria durch, nach welchem den ärmern Bürgern Korn ans dem Staatsschatz zu geringem Preise geliefert werden sollte. Die Folge war Bestechungen des Volkes durch die Demagogen und das Einreißen des Müssiggangs bei der durch Getreidespenden gefütterten Menge. Ganz so, wie in Athen, nur mit dem Unterschied, daß Athen ein Volk von Jünglingen war, Rom eins von Männern, ward nun auch in Rom Losung: Panem et Circenses, Brod und Spiele. In Athen war das Theater Hauptsache, allerdings, wenigstens im Anfang eine edlere, feinere Anstalt, wodurch Geist und Phantasie gebildet wurde, in Rom waren die circensischen Spiele, Hatzen wilder Thiere und die Kämpfe der Gladiatoren, das hauptsächlich begehrte Vergnügen. Es ist bekannt, daß man im Anfang das Theater in Rom gar nicht zulassen wollte, zehn Jahre vor dem letzten Frieden mit Carthago erging ein Verbot, ein Schauspielhaus zu bauen, um, wie Scipio Nasica sagte, „in der Stadt tapferer Männer den Ernst der alten Sitten zu erhalten und die griechischen Wollüste abzuwehren.“ Erst Pompejus baute ein steinernes Theater. Das eigentliche Theater in Rom, ich schalte dies hier gelegentlich beiläufig ein, behielt auch den derberen, rauheren Charakter, der den Römern eigen war. Sie haben weder so gebildete Tragödien, noch so gebildete Komödien hervorgebracht, als die Griechen. Plautus ist voll derber Späße, Terenz gemäßigter und feiner, aber ihre Komödien, obgleich Nachbildungen griechischer Stücke, stehen diesen an Zierlichkeit

und Feinheit sehr nach. — Zu August's Zeiten warf man sich mit Macht auf's Drama, aber man nahm aus den tragischen Stoffen der Griechen nur die schaudervollsten heraus und das Publikum weidete sich, da es Friedenszeit hatte, wenigstens an Mord- und Blutspektakel. Was wollen die Tragödien Seneca's, schwülstige Nachahmungen der Griechen, voller stoischer Sentenzen, gegen Sophokles' Stücke besagen? Roms Sinn war jeder Zeit aufs Reale, Praktische gerichtet, wo das ideale Feld der Kunst nicht gedeihen kann, keiner ihrer Dichter kommt den griechischen gleich — was ist Virgil gegen Homer? Höchstens in der Satyre durch Horaz haben die Römer etwas Bedeutendes, etwas Eigenthümliches geleistet, was wieder mit ihrem ganzen Charakter zusammenhängt. Roms Kunst war, wie Virgil sagt: „weltbeherrschende Macht zu verwalten."

Zu den Zeiten der Gracchen war es allerdings in Rom bräuchlich geworden, daß die Söhne des Adels nach Athen reisten, um griechische Bildung zu bekommen, die Scipionen waren es, die diese Bildung hauptsächlich beim römischen Adel ins Belieben gebracht hatten. Indeß darf man nicht meinen, daß, indem einzelne vornehme junge Männer diese Bildung annahmen, dieselbe ein Gemeingut des römischen Volkes geworden wäre. Es war, wie mit den Reisen der jungen deutschen Herren von Adel, die nach Paris geschickt wurden, nachdem man im 30jährigen Kriege mit dem Franzosen nähere Bekanntschaft gemacht hatte. Die griechische Bildung war eine Auszeichnung, die die römischen Nobiles sich aneigneten, um sich von der Plebs zu unterscheiden, eben so, wie der deutsche Adel durch die französische Façon über das deutsche Volk sich emporhob. Wie damals französische Hofmeister, Abbés und Bonnen den jungen deutschen Cavalieren Sitten lehrten, so geschah es in Rom durch griechische Freigelassene. Schon seit der Eroberung des griechischen Unteritaliens kam hauptsächlich die Erziehung der jungen vornehmen Römer in die Hände der griechischen Freigelassenen und Sklaven.

Auf die durch den Kampf der Optimaten und der Plebs veranlaßten Gracchischen Bürgerunruhen folgten die Bürgerkriege des Marius und Sylla. Marius stand an der Spitze der Plebs, ihm gegenüber Sylla an der Spitze des Senats, der Optimaten. Marius, rauh und derb, wie Cato, eins der

größten Kriegsgenies, aber von ganz armen, unbekanntem Geschlechte, war es, der zum erstenmal das Consulat von den edeln Geschlechtern, bei denen es, wie Sallust sagt, von Hand zu Hand ging, an die Plebs brachte. In seinem ersten Feldzug in Afrika als Consul besiegte er den Jugurtha, den König von Numidien. Es ist zu merken, daß Marius der erste war, der zu seinen Legionen Proletarier anwarb, die capite censi, die untersten Leute aus seinen Standesgenossen, die ihm als ihrem Liebling mit Leib und Leben zugethan waren. Darauf schlug Marius die wandernden Völker der Cimbern und Teutonen, jene riesenhaften Germanen, die in ihrer Schlachtordnung sich mit Ketten zusammen hielten, jene Kerle, wie Justus Möser sagt, deren einziges und ewiges Spiel war, auf scharfe Spieße einzuspringen, um Körper und Auge zu gewöhnen, die die Ströme mit ihren Schildern aufhalten wollten, und als dies nicht gelingen wollte, sie abdämmten, wie sie es mit der Etsch thaten; diese Feinde, die alle römische Feldherrn schlugen, hintereinander fünf consularische Heere, und den sprichwörtlichen cimbrischen Schrecken in Rom verbreiteten, schlug Marius, der Mann der Plebs, in den zwei blutigen Schlachten bei Aix in der heutigen Provence und bei Verona. Es wäre nach der Römer Urtheil um Rom geschehen gewesen, wenn es nicht den Marius gehabt hätte, er ward der dritte Romulus genannt. Sechsmal hintereinander ward er Consul.

Ihm gegenüber stand Sylla, Lucius Cornelius Sylla aus dem altpatricischen, cornelischen Geschlechte der Scipionen, ein eben so großes Kriegsgenie als sein Gegner, sonst wesentlich von ihm verschieden. Sylla, sagt Sallust im Jugurthinischen Kriege, war gleich gründlich unterrichtet in römischer und griechischer Wissenschaft, groß an Geist, gierig nach Wollust, gieriger nach Ruhm. Ausschweifend in müßiger Zeit, hielt ihn der Genuß nie zurück von den Geschäften. Er war beredt, verschlagen, gefällig in der Freundschaft, wunderbar geschickt, seine Entwürfe zu verbergen, verschwenderisch in Vielem, am meisten im Gelde, das Glück war in wunderbarer Weise mit ihm, aber vor dem Bürgerkriege niemals über sein Verdienst, so daß zu bezweifeln steht, ob seine Kraft oder sein Glück größer war.

Kaum war eine neue große Gefahr für die Republik, der

Bundesgenossenkrieg, wesentlich mit durch Sylla's Siege beseitigt, dadurch, daß man ihnen das Bürgerrecht gewährte, sie in acht neue Tribus, zu den fünfunddreißig, die jetzt bestanden, und in die man eine Masse von Freigelassenen früher schon aufgenommen hatte, vertheilte — woraus wir sehen, daß jetzt die Tribusverfassung die vorherrschende war, nach den neuesten Forschungen, die Herr Gerlach bekannt gemacht hat, bestanden diese Tribus schon seit längerer Zeit aus Patriciern und Plebejern vermischt, gewiß ist, nach Niebuhr, daß die Centurienverfassung bereits zu Cicero's Zeit eine Antiquität war — kaum war der Bundesgenossenkrieg, der Italien 300,000 kräftige Römer nahm und das Land schrecklich ruinirte, beendigt, so brach der Kampf zwischen den Optimaten und der Plebs zur offenen Flamme aus: es erfolgte eine zwiespältige Wahl für die Führung des Kriegs gegen König Mithridates von Pontus in Kleinasien, jenen berühmten König, der zu Sinope seine Residenz hatte, am schwarzen Meere, der zweiundzwanzig Sprachen sprach und der der größte Fürst Asiens war seit Alexander dem Großen. Sylla war für das Jahr 88 zum Consul erwählt: der Senat übertrug ihm den Krieg, sein College verschaffte ihn dem greisen Marius durch seinen Antisenat, wie er 3000 Gladiatoren, die ihm zu Gebote standen, nannte, und die neuen italienischen Bürger. Sylla kommt mit sechs Legionen nach Rom — zum erstenmal führt ein römischer Consul ein römisches Heer gegen Rom, — er droht, die Stadt anzuzünden, der siebzigjährige Marius, geächtet, entkommt auf sein Landgut, der ungünstige Wind hindert ihn zur See zu gehen, man entdeckt ihn in dem Sumpfe bei Minturnä in Campanien, zum Tode verurtheilt, entwaffnet er seinen Henker durch seine Stimme, kaum findet er Ruhe auf den Trümmern Carthago's.

Unterdessen hatte sich in Rom die Partei des Marius wieder erhoben. Sylla ging nach Griechenland, um den Kampf gegen Mithridates zu führen. Marius kommt nun nach Rom: es erfolgen die schrecklichen Proscriptionen, Mord und Plünderung herrschen, auf wen Marius zeigt, den hieb seine Leibwache, die ihn auf der Straße begleitete, nieder, fünf Tage und fünf Nächte ließ Marius wüthen und starb dann im folgenden Jahre 86, dem siebenten seines Consulates, wie

Plutarch sagt, durch vieles Trinken, womit er sich die Furcht vertreiben wollte. Ihm folgte Cinna, der im Jahre 84 ermordet ward von seinen eignen Soldaten. Sylla, nachdem er den Krieg mit Mithridates siegreich beendigt, landete nun 83 bei Brundusium und nahm im folgenden Jahre Rom ein. Proscriptionen, ärger, als die des Marius, folgten: Sylla badete sich in Blut, zu Tausenden ließ er alte und neue römische Bürger niedermetzeln und nicht blos in Rom, durch ganz Italien würgte er seine Feinde. Und doch waren diese Schreckensscenen nur die Anfänge zu dem noch weit Schrecklicheren, was später kam, gerade so, wie in neuerer Zeit während der Schreckensherrschaft der Jacobiner in Frankreich. Die Furcht und der Preis von zwei Talenten, den Sylla auf jeden Kopf setzte, der in seinen Proscriptionslisten stand, Köpfe zum Theil, die Sylla gar nicht kannte, löste alle Familienbande auf: der Gatte gab den Gatten Preis, der Bruder den Bruder, das Kind die Eltern. Sylla ließ sich zum Dictator erwählen, 120 Jahre lang war kein Dictator in Rom gewesen, 120,000 seiner Krieger belohnte er mit den den Samnitern, Etruskern, Lucaniern entrissenen Ländereien, 10,000 Sklaven gab er das Bürgerrecht und ließ sie nach seinem Namen Cornelier nennen. Die Macht des Senates, die Marius so erschüttert, stellte er völlig wieder her, die Tribunen des Volks sollten keine Gesetzvorschläge mehr machen dürfen, ihr Veto ward beschränkt, keiner, der Tribun gewesen, sollte ein höheres Staatsamt erlangen dürfen. Dem Senat gab er die Richterstellen zurück, er vermehrte diesen Senat ums Doppelte, bis auf 600 Glieder, eine Zahl, die unter August bis 1000 anstieg. Dann legte er plötzlich seine Diktatur nieder und begab sich auf sein Landgut auf der campanischen Küste: hier schrieb er seine Memoiren und überließ sich dem Vergüngen, das ihn ein Jahr darauf tödtete, 78 vor Christus.

Nach Sylla's Tod war es Pompejus, einer aus seiner Partei, der zur höchsten Macht in der Republik emporkam. So tief war jetzt schon die ewige Roma gefallen, daß ihr Schicksal von einzelnen Männern abhing. Cnejus Pompejus hatte unter Sylla gedient, dieser hatte ihm wegen seiner Siege den Beinamen Magnus, der Große, gegeben, ja ihm, gegen allen Brauch, dem 24jährigen Jüngling, der weder Consul noch

Prätor gewesen, die Ehre des Triumphes verstattet. Nach Sylla's Tod suchte er eine Vermittlung zwischen Senat und Volk zu Stande zu bringen, im Jahr 70 ließ er ein Gesetz ergehen, das den Tribunen ihre frühere Gewalt wieder gab, die Richterstellen vertheilte er zwischen dem Senate und den Rittern. Und nun fing er seine eigentliche Siegeslaufbahn an in vielen Ländern und Reichen. Er besiegte den tapfern Sertorius, einen Römer von Marius' Partei, der einen Staat der Lusitanier bilden wollte und den die Spanier nur den zweiten Hannibal nannten, worauf ganz Spanien unterworfen wurde, er besiegte den Spartakus, den furchtbaren Anführer der Sklaven in Sicilien, er besiegte die mächtigen, 1000 Schiffe starken Piraten des Mittelmeers, die nach Carthagos Sturz sich eingenistet, er endigte den Krieg mit Mithridates von Pontus, er eroberte Syrien und machte Palästina zinsbar. Als er nach so vielen Siegen im Jahr 61 über Brundusium nach Rom kam, triumphirte er im Herbst in der bei Mithridates erbeuteten vorgeblichen Rüstung Alexander's über funfzehn Königreiche, die er erobert und deren Fürsten und Vornehmste, an der Zahl 324 seinem Triumphwagen vorauszogen. In den vorausgetragenen Tafeln war zu lesen, daß er 900 Städte eingenommen, 1000 feste Schlösser erobert, den Seeräubern 800 Schiffe abgenommen, mit, nach unserm Gelde, siebzehn Million Thalern jährlicher Einkünfte den Staat bereichert habe. Zahllose Wagen mit erbeuteten Schätzen und Waffen und Schiffsschnäbeln folgten dem Triumphzug.

Aber über Pompejus, den Sieger von Spanien und Asien, so groß er war, sollte noch ein Größerer kommen. Dies war Cajus Julius Cäsar. Als Sylla gegen die Partei des Marius und Cinna wüthete und namentlich gegen deren Verwandte, erhielt Cäsar, der die Tochter des Cinna, Cornelia, geheirathet hatte, den Befehl sich von ihr zu scheiden. Pompejus, der einen ähnlichen Befehl von Sylla empfangen hatte, seine bisherige Gemahlin zu verlassen und Sylla's Stieftochter zur Gemahlin zu nehmen, hatte gehorcht: Cäsar gehorchte nicht, er erklärte öffentlich, daß er sich von Niemandem nöthigen lassen werde, eine Gattin, die er liebe, zu verstoßen. So fest war Cäsar, ein 19jähriger Jüngling, schon damals. Er mußte aus Rom fliehen und rettete sich mit Mühe, man verwendete

sich für ihn nnd endlich gab Sylla ihn los mit den merkwürdigen Worten: „Mögt ihr ihn denn haben, aber wisset, dieser wird den Untergang der Optimaten herbeiführen, in dem Cäsar stecken viele Marius." Seine Proceduren mit den Seeräubern, die ihn gefangen genommen, seine Aeußerung in Cadix vor dem Standbild Alexander's: „In meinem Alter hat dieser die Welt erobert und ich habe noch nichts gethan," und eine anderweite, die er auch in Spanien, wo er als Proprätor später regierte, in einem kleinen Flecken dieser Provinz that: „Lieber will ich hier der Erste sein, als der Zweite in Rom" — sind bekannt. Niemand, wie er, verstand so die bezaubernde Kunst, die Gemüther der Menschen für sich einzunehmen, und jenen durchdringenden Scharfblick, womit er kühn und klar in die Eigenthümlichkeiten der Personen und der Verhältnisse blickte: durch seine Klugheit versöhnte er die beiden alten Feinde Pompejus und Crassus, er ward dadurch Consul und stiftete mit ihnen das erste Triumvirat: dieses Triumvirat brach die Macht des römischen Senates, der Optimaten.

Cäsar, den Ausspruch des Sylla wahr zu machen, trat damit auf, das Volk und nächst dem Volke die Ritter zu gewinnen. Zuerst brachte er ein Ackergesetz in Vorschlag, das sämmtliches Gemeindeland in Italien zur Vertheilung brachte, so klug und billig abgefaßt, daß der Senat ihm nichts anhaben konnte, sogar der patriotische Cato, der Urenkel des alten gestrengen Censors, der nachher in Utika sich das Leben nahm, sagte: „Ich fürchte nicht das Gesetz, aber den Lohn, den sein Urheber dafür erwartet." Als der Senat zu keinem Schluß kam, benutzte dies Cäsar, um von nun an mit dem Volke direct zu unterhandeln, den Senat berief er nicht wieder. „Die Republik, schreibt Cicero an Atticus, stirbt an einer neuen Krankheit, Alle klagen, aber Niemand kann helfen." Nachdem das Ackergesetz durchgegangen, gewann Cäsar auch die Ritter, indem er ihnen als Pächtern der öffentlichen Einkünfte die oft vergebens vom Senat erbetene Erlassung eines Dritttheils ihres Pachtes verschaffte.

Hierauf beschloß Cäsar, sich ein Heer heranzuziehen: zum Schauplatz der Thaten erwählte er Gallien, Gallien, das in viele kleine Völkerschaften getheilt und von einem mächtigen Priesterstand,

den Druiden und einem Kriegsadel beherrscht, zu langen Kriegen und glorreichen Triumphen Aussicht bot. Während Crassus, nach Asien gegen die Parther zu Felde ging, und nur Pompejus in Rom zurückblieb, indem er Legaten nach Spanien, seiner Statthalterherrschaft, schickte, verließ auch Cäsar Italien, um an der Spitze seiner Legionen einst mächtiger zurückzukehren. In den acht Feldzügen, die er in Gallien führte, innerhalb deren er auch Recognoscirungen nach Deutschland und Britannien unternahm, gelang es ihm, seinen Zweck mit den Legionen aufs Vollständigste zu erreichen, jene bewunderswürdige Kriegskunst ihnen einzulernen, womit er der Vollender der noch von keinem Volke wieder erreichten römischen Taktik und Strategie ward, durch die feinberechnete Abwechselung von Strenge und Nachsicht, von Disciplin und Liberalität sie ganz von sich abhängig zu machen, durch die mit Blitzesschnelle ausgeführten Operationen, die fast immer gelangen, das unerschütterlichste Vertrauen auf sein gutes Glück in ihnen zu erwecken. Mit kleinen, nahe liegenden Mitteln, wie durch jenen Vorzug, den er der zehnten Legion gab, die er allein gegen die unter Ariovist in Gallien eingebrochenen Helvetier führen wollte, wußte er ihren Ehrgeiz immer rege zu erhalten. So abgehärtet seine Soldaten waren, was schon durch die römische Sitte bewirkt ward, an jedem Marschabend ein verschanztes Lager mit Graben und Wall, zu dem jeder Soldat eine Pallisade tragen mußte, herzustellen, so sehr wußte er sie für einen gewissen Luxus zu stimmen: er rühmte es, daß seine Soldaten, auch von Salben duftend, tapfer föchten.

Während Cäsar in Gallien seine Legionen einübte, war der geldgierige Crassus im Krieg gegen die parthischen Reiter gefallen, in den Ebenen Mesopotamiens bei Carrhae, mit ihm verloren 30,000 Römer Leben oder Freiheit; schon vorher war Julia, Cäsar's Tochter und Pompejus' Gemahlin, gestorben. Beide große Männer standen sich nun allein und ohne Vermittlerin gegenüber: Cäsar vermehrte seine Truppen nach und nach bis auf eilf Legionen, darunter acht aus Veteranen, Pompejus strebte nach der Dictatur, fürs Jahr 52 ward er schon zum alleinigen Consul gewählt, das Jahr vorher hatte man sieben Monate lang gar keinen Consul gehabt; Gallien ward 51 durch die Besiegung des Vercingetorix unterworfen, das Auf-

gebot des ganzen Galliens, über 250,000 Mann, besiegte Cäsar mit seinen viermal schwächeren Legionen, Thaten geschahen hier, wie ein römischer Geschichtsschreiber sagt, die nicht von Menschen, sondern von Göttern ausgeführt zu sein schienen. Cäsar sollte seine Legionen entlassen, immer näher rückte die Entscheidung, immer erbitterter ward die Stimmung zwischen beiden mächtigen Gegnern.

Im Anfang des Jahres 49 erklärte ein Senatsbeschluß durch die gewöhnliche Formel: „videant consules ne quid respublica detrimenti capiat," die Consuln mögen wachen, daß die Republik nicht gefährdet werde, das Vaterland in Gefahr, ein anderer übertrug dem Pompejus die Kriegsmacht und den öffentlichen Schatz; die ihr Veto entgegensetzenden Tribunen wurden mit Waffengewalt geschreckt, sie flohen zu Cäsar nach Ravenna. Mit einer einzigen Legion, einem Häuflein, wie Livius sagt, mit dem er den Erdkreis angriff, brach Cäsar nach dem Rubicon bei Rimini auf, der Grenze seiner Provinz, der Grenze Galliens und Italiens. Er überschritt diese Grenze mit dem berühmten Ausruf: „Der Würfel sei geworfen!" der Bürgerkrieg war damit erklärt. Alles fiel ihm zu, Pompejus mit dem ganzen Senat floh eilig aus Rom, nach Capua und von da nach Brundusium, von wo er sich mit der Flotte nach Griechenland, nach Dyrrhachium in Epirus einschiffte. Innerhalb sechzig Tagen war Cäsar Herr von ganz Italien, ging dann nach Spanien, der Provinz des Pompejus, wo er dessen Legionen besiegte und dann brach auch er nach Griechenland auf. In den Gefechten bei den Linien von Dyrrhachium geschlagen, zog er sich nach Thessalien, Pompejus folgte ihm nach. Auf den Höhen von Pharsalus ward die Entscheidungsschlacht geschlagen: Cäsar gewann sie, gewann sie hauptsächlich durch jenen Phalanx, durch den Epaminondas bei Mantinea, und Alexander bei Arbela gesiegt hatte und indem er die deutschen Cohorten, die er in Dienst genommen hatte, die vornehmen römischen Ritter nur in die glatten Gesichter hauen ließ. Pompejus, der schon den großen Fehler begangen, sich von seiner Flotte zu entfernen, verlor völlig den Kopf, floh nach Egypten und ward hier von den egyptischen Räthen, die den Cäsar fürchteten, ermordet: die Säule des Diocletian, eine Granitsäule bei Alexandrien,

88 Fuß hoch, eine der höchsten auf der Erde, galt lange für die Stelle, wo der große Pompejus seinen Tod fand, 59 Jahr alt, der Mann, der, wie Tacitus sich ausdrückt, versteckter war, als Marius und Sylla, aber nicht besser als beide.

Cäsar und sein gutes Glück, in dem er sich mäßig und milde bezeigte, feierten nun eine Reihe von Triumphen. Er beendigte den Alexandrinischen Krieg in Egypten, wo er der schönen Cleopatra, seiner Geliebten, den Thron verschaffte, den ein Bruder, der ihr zum Gemahl bestimmt war, nicht mit ihr theilen wollte. Dann begab er sich nach Asien, ordnete hier Alles, besiegte den Sohn des Mithridates, indem er kam und sah und siegte, ging dann nach Rom, nach Sicilien, setzte nach Afrika über, um die Anhänger des Pompejus hier aufzureiben. Als er landete, bei Adrumetum, fiel er auf die Erde, aber mit dem Ausruf: „Afrika, ich halte dich!" zerstreute er die abergläubische Besorgniß der Soldaten. Er beendigte den Afrikanischen Krieg: es starb hier Cato zu Utika durch Selbstmord, dem strengen Römer war das Leben nichts mehr, da die Republik nicht mehr war. Nach Rom zurückgekehrt und zum Dictator auf zehn Jahre vom Senate ernannt, feierte Cäsar seine vier Triumphe, in den öffentlichen Schatz legte er über 90 Millionen Thaler, ungerechnet gegen 3000 goldene Kronen. Große Schenkungen machte er dem Volke, größere seinen Veteranen. 320,000 Menschen erhielten zu seiner Zeit Getreide- und Geldspenden, er setzte sie auf 150,000 herab, an 22,000 Tischen speisete er das Volk und gab ihnen Kampfspiele, wo über 300 Fechterpaare auftraten, auch Seeschlachten, wo der Circus Maximus unter Wasser gesetzt wurde, ließ er darstellen. Höchst bedeutend waren die Schenkungen, die er seinen Soldaten ertheilte, an Geld und Ländereien. Um der Bevölkerung Italiens wieder aufzuhelfen, um die Provinzen fest mit dem Staate zu verbinden, entsandte er 80,000 Menschen nach Colonien, z. B. nach Carthago, nach Korinth, am meisten nach Spanien und Gallien, um die neuen Unterthanen dieser Reiche allmälig durch die römische Ueberlegenheit zu Römern umzuschmelzen. Er gab eine Städteordnung, er ordnete den Kalender, der nach ihm der julianische heißt. Nachdem er die Söhne des Pompejus bei Munda in Spanien besiegt, ward er vom Senat zum immerwährenden Dictator er-

nannt und zum Imperator, als solcher war er unumschränkt und jetzt wirklich erster römischer Kaiser, wie ihn die alten Chronikenschreiber ganz richtig als solchen aufführen. Der Senat, den er auf 900 Personen vermehrte, war nur ein Scheinbild, die Beamten, deren Zahl er gleichergestalt vergrößerte, zumeist nur seine Werkzeuge. Aber Cäsar war mit dem Lorbeerkranz, den man ihm immerwährend zu tragen verstattet hatte, — eine Auszeichnung, die dem schmuckliebenden Mann sehr lieb war, weil er seine Glatze damit bedecken konnte, — nicht zufrieden; so groß war Cäsar doch nicht, daß er der Versuchung widerstanden hätte, ein Königsdiadem zu tragen. Er war ein Cromwell und Napoleon: er war kein Washington; er fing damit an, laut zu erklären, die Republik sei nur noch ein Name, ohne Gestalt und Körper. Seine Anhänger verstanden ihn, man suchte die Stimmung des Volkes zu erforschen, er ward bei einem Feste von seinen Freunden als König begrüßt, das Volk murrte, der Dictator erklärte, sein Name sei Cäsar, nicht König. Seine Bildsäule auf der Rednerbühne ward mit einem Diademe geschmückt, die Tribunen rissen sie ab, befahlen den Menschen, der sich zu der Sache hergegeben, zu verhaften, das Volk jubelte, Cäsar, sagte man, bedaure nur, daß man ihm zuvor gekommen sei, aber im Senat beschuldigte er die Tribunen, daß sie die Sache angestellt hätten und ließ sie ihres Amtes entsetzen. Marcus Antonius, dem Dictator gänzlich ergeben, beredt, gewandt und furchtlos, übernahm nun als Consul die Hauptrolle. Am Feste des Pan, den Lupercalien, begab sich Cäsar im Triumphalschmuck auf die Rednerbühne, um vom goldenen Sessel herab den Aufzug zu sehen. Nach einer angemessenen Rede nahte ihm Antonius mit dem Diademe und mit den Worten: „Dies sendet Dir das römische Volk durch mich, um Cäsar's Stirne zu binden" — das Volk seufzte und brach in Wehklagen aus, Cäsar wies das Geschenk von sich, Jubel des Volkes ertönte; noch einmal nahte Antonius, bat fußfällig, Cäsar wies das Diadem zum zweitenmal von sich und erklärte: „Nur Jupiter sei König in Rom," das Diadem ward auf das Capitolium geschickt.

Cäsar ging nun mit dem Plan um, die Parther, durch die Crassus die schmachvolle Niederlage erlitten hatte, zu be-

kriegen, dann im Norden des schwarzen Meers nach Germanien zu ziehen, es von Osten her anzugreifen. Es ging die Rede schon, in den sibyllinischen Büchern sei geweissagt, die Parther könnten nur durch einen König besiegt werden.

Da entstand in den Gemüthern der immer noch zahlreichen eifrigen Republikaner der Gedanke: Cäsar sei zu gefährlich, als daß er am Leben bleiben dürfe. Es entstand die berühmte Verschwörung des Cajus Cassius und des Junius Brutus, eines angeblichen Nachkommen jenes ersten Brutus, der die Republik gegründet, des Schwiegersohns des alten uticensischen Cato durch die hochherzige Porcia, gegen Cäsar's Leben, die Niemand so ganz vortrefflich, im ächt römischen Geist dargestellt hat, als Shakespeare in seinem Drama Cäsar. An den verhängnißvollen Idus, dem 15. März 44, fiel Cäsar als Opfer dieser Verschwörung in der Senatsversammlung, in der Curie des Pompejus, von dreiundzwanzig Stichen der sechzig Verschwornen durchbohrt, am Fußgestell der Bildsäule dieses seines ehemaligen Gegners, — Cäsar, 56 Jahr alt, der Staatsmann, Held und Geschichtsschreiber, der Sieger in 55 Feldschlachten, der Mann, der sich gerühmt hat, daß durch ihn außer den Bürgerkriegen 1,192,000 Menschen gefallen seien, und der, um geboren zu werden, aus dem Leibe seiner Mutter hatte herausgeschnitten werden müssen.

Aber mit Cäsar's Tod waren die Gebrechen der Republik nicht zu heilen gewesen. Ein Jahr nach seinem Tode traten drei andere Römer zusammen und stifteten auf der Insel des Rheno bei Bologna das zweite Triumvirat, Marcus Antonius, Lepidus und Julius Cäsar Octavianus, der Großneffe des Ermordeten und sein Erbe, der spätere Kaiser Augustus: diese drei Männer theilten den römischen Staat unter sich, wie man ein großes Landgut vertheilt. Um Geld zu ihrer Macht zu erhalten, wurde das unter Marius und Sylla beliebte Mittel der Proscriptionen wiederholt, aber in ungleich umfassenderer, schrecklicherer Ausdehnung. Hier ist das Gräßlichste geschehen, was Rom zur Zeit der Republik erleben mußte, hier ist auch das greise Haupt des Cicero auf seiner Flucht von Tusculum, seinem Landsitz, nach dem Meere, dem Hasse des Antonius gefallen. Fulvia, seine Gemahlin, durchstach in ihrer Rachsucht

die beredte Zunge des blutbefleckten Hauptes Cicero's mit Nadeln. — Es war dies die Schreckensherrschaft von Rom, wie sie auch Frankreich gehabt hat. Zum erstenmal auch nun wieder schrieben die Triumvirn eine Vermögenssteuer aus, den zehnten Theil des Vermögens.

Brutus war nach Macedonien, Cassius nach Syrien gegangen, beide als Proprätoren. Sie beriethen sich zu Smyrna und zogen sich dann über den Hellespont nach Europa, Brutus mit trüben Vorahnungen, wie die Erzählung Plutarch's von dem bösen Geiste bezeugt, der ihm in der Nacht erschienen, mit der Bedeutung, daß er bei Philippi ihn wieder sehen werde. Die Schlacht bei Philippi in Macedonien gegen die Triumvirn Antonius und Octavianus ging, während Brutus siegte, durch ein Mißverständniß des Cassius, der den Brutus auch geschlagen glaubte, wie er geschlagen war, verloren, Cassius ließ sich auf dem Schlachtfelde durch einen Freigelassenen tödten, etwa zwanzig Tage nachher fiel Brutus nach dem Verlust einer zweiten Schlacht in sein Schwert — die letzten Römer. Es war im Jahr 42. Nach der Schlacht bei Pharsalus nahm Antonius Kleinasien und Egypten, Octavian Italien, um hier den letzten Feind, den noch lebenden Sohn des Pompejus, Sextus, der sich in Sicilien hielt, zu besiegen, Lepidus ward mit Afrika abgefunden. Sextus Pompejus ward zwar besiegt, zur See durch Agrippa, in der Nähe von Messene, Lepidus ganz entfernt, er ist als Pontifex Maximus gestorben, aber die Heirath des Antonius mit der edeln Octavia, Octavian's Schwester, entfernte nur noch mehr die Triumvirn von einander. Antonius ließ sich ganz von den Reizen der egyptischen Cleopatra beherrschen, er verstieß die treue Gattin: auch zwischen diesen beiden Männern, dem Octavian und Anton mußte, wie zwischen Cäsar und Pompejus, endlich das Schwert entscheiden. Diese Entscheidung kam am 2. Sptbr. des Jahres 31 durch die weltberühmte Seeschlacht von Actium in Acarnanien, wo Antonius' Flotte lag, die Octavian von Brundusium aus angriff. Lange blieb der Kampf unentschieden, endlich gab Antonius ihn selber verloren, indem er, wie Shakespeare sagt, wie ein brünstiger Entrich der Cleopatra folgte, die mit ihren egyptischen Schiffen plötzlich davon

segelte, schon damals Verrätherei im Schild führend: sie wollte nun dem dritten Heros der römischen Republik sich zuwenden. Zurückgekehrt nach Alexandrien ließ sie, nachdem sich wahrscheinlich auf ihren Befehl das feste Pelusium dem Octavianus geöffnet hatte, die Flotte zu ihm übergegangen war, dem Antonius wissen, sie habe sich getödtet, wohl wissend, daß dieser sie nicht überleben werde. Antonius nahm sich das Leben und erfuhr noch im Sterben, daß sie lebe, doch starb er in ihren Armen. Octavian kam nun nach Alexandrien, die noch immer reizende, 39jährige Frau versuchte nun ihr Spiel mit diesem dritten großen Römer. Aber Octavian war kälter, als Anton und Cäsar, er ließ sich nicht bethören, Cleopatra, um nicht die Schmach zu erleben, zu Rom im Triumphe aufgeführt zu werden, ließ sich königlich schmücken und tödtete sich durch tödtliche Schlangen oder vergiftete Haarnadeln. Auch dieses Stück der großen römischen Universal-Tragödie hat Shakespeare herrlich geschildert in einem seiner Dramen: Antonius und Cleopatra.

So war nun die römische Welt des Octavianus, des zweiten Cäsar's oder Kaisers, der sie zweiundvierzig Jahre lang beherrscht hat mit republikanischen Institutionen. Man unterwarf sich ihm stillschweigend, weil allerdings ein dringendes Bedürfniß nach Ruhe und Frieden sich eingestellt hatte: fast hundert Jahre lang, seit der Gracchen Zeit, hatten die wilden bürgerlichen Unruhen den kräftigen römischen Staatskörper endlich etwas ermattet und mürbe gemacht. Man unterwarf sich August stillschweigend auch deshalb, weil er mit kluger Staatskunst sich aller fünf, zehn Jahre seine Macht erneuern ließ, sie mehr als ein Geschenk, als ein Recht besaß, alle verhaßte Titel ablehnte. Nicht einmal den Titel Dictator nahm er an, als von übler Vorbedeutung. Nur Imperator ließ er sich nach dem Sieg über Antonius nennen: diese Würde verschaffte ihm den Oberbefehl über das Heer, und da auch in Rom das Imperium galt, zugleich über alle Bürger. Zuerst ließ er sich demnächst neun Jahre hintereinander bis 23 zum Consul ernennen, von da an übernahm er die immerwährende proconsularische Gewalt, die ihm die höchste Macht in den Reichsprovinzen in die Hände legte. Er theilte die Regierung dieser Provinzen mit dem Senat, er selbst nahm die Grenzprovinzen, wo die Legionen standen, die er durch seine

Legaten mit der obersten Civil- und Militairgewalt verwalten ließ, der Senat ließ seine Provinzen durch die Proconsuln regieren, die aber nur die Civilgewalt besaßen. Zu dieser Macht eines Imperators und Proconsuls kam die tribunicische und die censorische Gewalt, beide wurden ihm unabhängig von der wirklichen Bekleidung dieser Aemter übertragen. Nach Lepidus' Tode, 13 vor Christus, ward er auch Pontifex Maximus und erhielt dadurch die oberste Leitung des Religionswesens. Alle diese Gewalten erhielt August, — der Ehrwürdige, so hatte ihn der Senat genannt, als er 27 vor Christus abdanken wollte, — durch Gesetze, leges, die vom Senate beantragt wurden: die spätern Kaiser erhielten sie auf einmal durch das sogenannte königliche Gesetz, die lex regia, übertragen.

Der Senat ward Staatsrath des Kaisers, der aber noch einen geheimen Rath hatte; Agrippa und Mäcen waren seine nächsten Vertrauten, jener ein tapferer Krieger, dieser ein feiner Weltmann. Die Volkscomitien dauerten fort, aber begreiflich ohne wirkliche Macht. Auch die zwei Consuln dauerten fort: nach ihnen wurden wie früher die Jahre gezählt. Zu ihnen kamen die suffecti, die zugegebenen und die honorarii, eine rein persönliche Ehrenwürde. Die Aemter des Praefectus Praetorio, des Obristen über die Prätorianer, eine Leibwache von 10,000 Mann, die August hielt und die um Rom herum lagen — und des Stadtpräfecten wurden bedeutende und zwar lebenslängliche Posten. Man besoldete unter August auch zuerst die Magistraturen, die öffentlichen Aemter. Wie die Legionen, so kamen auch die Finanzen unter die Kaiser, damit die Hauptstärke des Staats: allmälig ward der Fiscus, die Privatkasse der Kaiser, woraus sie ihre Bedürfnisse und das Militair bezahlten, mit dem Aerarium, dem Staatsschatze vermischt. Auch Steuern kamen auf: zu der älteren Sklavenfreilassungssteuer, da es für guten Ton galt, viele Freigelassene zu haben, kam eine Erbschaftssteuer von Seitenerbschaften und Vermächtnissen, es kam die indirecte Steuer einer Accise zu dem alten Zolle von ein- und ausgeführten Waaren. Auch Strafgelder für Junggesellen kamen auf: August wollte, um die Bevölkerung zu heben, daß man heirathen sollte, was damals aber in Rom nicht für guten Ton galt.

Ruhe und innerer Frieden kehrten in Rom durch Augustus

zurück, auch die äußeren Kriege ließen etwas nach, dreimal konnte August den seit den Zeiten des ersten punischen Kriegs nicht wieder geschloßnen Janustempel schließen lassen. Unter August fingen die deutschen Kriege an, die Feldzüge der Stiefsöhne des August von seiner herrschsüchtigen Gemahlin Livia, des Drusus und Tiber, es wurden die Legionen des Varus durch den Cheruskerfürst Hermann im Teutoburger Walde vernichtet. August unterwarf die Länder zwischen Donau und Alpen, vom Bodensee bis Wien, die römischen Colonien Augsburg und Regensburg wurden damals in diesen eroberten Ländern angelegt.

Es kam sogar unter August das goldne Zeitalter für die römische Literatur: doch war das kein perikleisches Zeitalter, es war eher ein Zeitalter Ludwigs XIV. zu nennen. Unter August, von Mäcenas' Gunst beglückt, lebten damals Virgil und Horaz und Ovid, doch kamen diese Dichter, wie ich oben schon bemerkt habe, den Griechen nicht gleich: Kunst und Wissenschaft erwuchsen in Rom nicht aus dem Boden des nationalen Lebens, sie waren mehr ein Wiederschein der griechischen Literatur, wie denn die griechische Sprache Hofsprache ward, sie dienten vorzugsweise dazu, den Hof der Imperatoren zu verherrlichen. Die praktische Richtung der Römer, die vorzugsweise auf Staatsverwaltung und Gesetzgebung hinging, gab auch ihrer Literatur einen vorzugsweise praktischen Anstrich, es bildete sich ein Gelehrtenstand, der im Hof seinen Mittelpunkt hatte, ein Gelehrtenstand von Rhetoren, Juristen, Philosophen, Grammatikern, Kritikern, Aerzten; große Bibliotheken wurden angelegt: man nutzte aus, was sich ausnutzen ließ.

Allenfalls die römischen Redner und Geschichtsschreiber kann man den griechischen zur Seite stellen und ich nutze die Gelegenheit, etwas über die früheren sowohl, als die, die in der Kaiserzeit lebten, zu sagen; ausgezeichnet und ganz eigenthümlich stark sind Römer nur als Politiker und Juristen gewesen.

Marcus Tullius Cicero war der umfassendste Gelehrte der Römer, er kann als Repräsentant der römischen Gelehrsamkeit gelten, er war das größte Sprachgenie, der größte Redner, den Rom hatte, der Demosthenes von Rom. Er war es, der der römischen Sprache Wohllaut und Mannigfaltigkeit gab: sein Styl ist von jeher als ein Muster der Latinität betrachtet

worden. Seine Reden sind seine Hauptwerke: es sind theils Staatsreden, theils Reden vor Gericht: die neuere Kritik hat nachgewiesen, daß nicht alle ächt sind, namentlich nicht die von den Schulrectoren so sehr empfohlene pro Roscio Amerino. Außerdem besitzen wir von ihm Abhandlungen über Theorie und Geschichte der Rhetorik. Durch seine philosophischen Schriften trug er besonders dazu bei, die griechische Weltweisheit in Rom einzuführen, er behandelte darin hauptsächlich Politik, wie in den neu aufgefundenen sechs Büchern über den Staat, und Fragen der praktischen Philosophie, wie in dem bekannten Buch über die Pflichten. Außerdem sind noch seine Briefe an Freunde, Verwandte, und Staatsmänner wichtig, es sind deren über tausend erhalten.

Vor und nach Cicero gab es noch andere bedeutende Redner, bekannt sind z. B. die Gracchen, auch „der ehrenwerthe Mann" Marc' Anton', der Triumvir, war ein guter Redner. Später hat der Spanier Quinctilian durch eine Theorie der Redekunst, die uns erhalten worden ist, sich ausgezeichnet.

Nächst den Rednern Roms sind die Geschichtsschreiber zu nennen. Von Sallust, der kurz vor August's Alleinherrschaft starb, sind nur zwei Stücke, der jugurthinische Krieg, und die catilinarische Verschwörung, die Cicero bekanntlich entdeckte, vorhanden und Bruchstücke eines Abschnitts der Geschichte des römischen Staats: die lebendige Charakteristik und Darstellung, die nervige, körnige Sprache, die wir darin treffen, lassen schwer bedauern, daß nicht mehr erhalten ist. Julius Cäsar war der größte Feldherr der Römer und zugleich wie Friedrich II. und Napoleon ihr größter Geschichtsschreiber in der Gattung der Memoiren, die er über seine Thaten aufsetzte, und die der vollkommne Ausdruck seines Selbst sind, der Kraft und des Schmuckes. Unter August lebte der bedeutendste Geschichtsschreiber, den Rom aufzuweisen hat, Titus Livius aus Padua, der über zwanzig Jahre an seiner berühmten Geschichte, dem größten historischen Werke, das von den Römern und doch nur ohngefähr zum vierten Theile auf uns gekommen ist, denn von einhundert zwei und vierzig Büchern sind nur fünf und dreißig uns erhalten: hier ist die glänzendste, ausgebildetste, abgerundetste Darstellung, der volle Enthusiasmus des Römers, der ganz erfüllt ist von der Macht und

Herrlichkeit seiner weltbeherrschenden Stadt. Später, unter Trajan lebte Cornelius Tacitus, der die Entartung der Kaiserzeit schilderte, wie Livius die Blüthenzeit der Republik; von seinem mit Meisterhand — gedanken- und inhaltsschwer geschriebenem Werke, das die römische Geschichte von August bis auf seine Tage umfaßte, sind auch nur Fragmente uns geblieben. Er ist es auch, von dem wir eine Beschreibung des alten Deutschlands besitzen, womit er dem verdorbnen Rom ein Bild der Unverdorbenheit entgegenhalten wollte, wie es denn seine ausgesprochene Absicht war, das Laster durch das Gericht der Geschichte zu schrecken, die Weltgeschichte zum Weltgericht zu machen. Mit Tacitus zugleich lebte der Grieche Plutarch von Chäronea, der Verfasser der vier und vierzig Parallelbiographien berühmter Römer und Griechen und fünf einzelner Lebensbeschreibungen, durch die zum Theil allein viele Eigenthümlichkeiten der großen Männer des Alterthums uns bekannt geworden sind; auch Plutarch's Zweck ist vorwaltend moralisch.

Ich sagte oben, daß die Wissenschaften in Rom vornehmlich dazu gedient haben, den Hof der Imperatoren zu verherrlichen. Allerdings wurde die Literatur eine Staatspflanze, die man stattlich pflegte und begoß, die sich aber auch nach der Richtung, wo die Sonnenstrahlen der Mäcene herkamen, lenkte und hinbog, ja die man nach Umständen durch die Censur zu beschneiden, sich nicht scheute. Es ist bekannt, daß August durch das Lob seiner Dichter im Munde der Nachwelt zu leben wünschte, Virgil und Horaz und Ovid haben es an Rauchwerk nicht fehlen lassen: Virgil scheiterte mit seiner Aeneide, wie Professor Rosenkranz sagt, indem er den Glanz des römischen Volks und der julischen Familie des Augustus zugleich feiern wollte; Horaz ist schon ein ordentlicher Hofpoet und weit größer als Satyriker, als in seinen Oden, nur in seinen Satyren und Briefen kann sich seine innerste Natur, jenes feine Lächeln über die großen und kleinen Weltverhältnisse Luft machen: Ovid suchte sogar den Glanz des julischen Herrscherstamms bis in die alten griechischen Mythen hinauf zu verfolgen, in den Metamarphosen, seinem Hauptwerk, das von der Entwicklung des Chaos bis zum Tod des Julius Cäsar herabreicht. August verbannte ihn später, er starb bekanntlich zu

Tomi am schwarzen Meere im Exile, das schrecklich für ihn war, weil er dort die ausgesuchten Liebesvergnügungen nicht haben konnte, von denen Rom damals voll war und die er sehr umständlich in seinen Gedichten abschildert. Von August stammen die ersten Censurgesetze her, er befahl zuerst Untersuchungen an gegen die Verfasser anstößiger Schriften, indem er die lex Julia majestatis, das Gesetz über die Majestät des römischen Volkes, zu Gunsten des Beherrschers desselben auslegte. Dieses Gesetz entschied, ob jemand durch Verrath das Heer, durch Aufruhr das Volk, durch schlechte Verwaltung die Republik verletzt habe. Der Erste, der dem Gesetze verfiel, war Cassius Severus, der gegen angesehene Männer und Frauen seinem Muthwillen den Zügel hatte schießen lassen. Seine Schriften wurden verbrannt, er selbst nach Creta verwiesen. Tiber handhabte das Majestätsgesetz noch schärfer, indem er dasselbe auf Handlungen, Schriften und Worte bis zum Lächerlichen ausdehnte, am schärfsten Domitian, der auch alle stoische Philosophen aus Rom verbannte.

Ich füge diesen Bemerkungen über die Literatur der Römer einige Bemerkungen über ihre Kunst bei. Auch diese stand auf griechischem Boden, man benutzte und vereinigte die griechische Architekturformen, zu den eigenthümlichen, praktischen, römischen Zwecken. Das Monumentale, das Großartige, das Massenhafte ist der Hauptcharakter der römischen Baukunst; „deshalb, sagt Herr von Rumohr in seinen italienischen Forschungen, ward die Säule der Construction mit Feinheit untergeordnet, bald als ein bedingt verstärkendes, bald als ein blos bezeichnendes und verzierendes Glied.“ Daß die Römer im Straßen- und Wasserbau ganz Ausgezeichnetes und frühzeitig leisteten, erwähnte ich schon oben, die Canalbauten kamen von den Etruskern, der etrurische König Tarquinius Priscus wird als derjenige genannt, der die berühmten Cloaken in Rom baute, bei welchen zuerst die Anwendung der Keilgewölbe sich findet. Zur Kaiserzeit ist besonders die Wasserleitung des Claudius berühmt geworden, sechs und vierzig tausend Schritte lang, jetzt Aqua di Termini, hergestellt vom Pabst Sixtus V. Die Wasserleitungen sind es, die Rom hauptsächlich seine eigenthümliche Physiognomie ertheilen, eine sehr malerische Physiognomie, sie präsentiren sich herrlich, wenn man von der Seite von Neapel nach

Rom kommt. Es zeichneten sich die Römer hauptsächlich durch Gebäude für Zwecke des öffentlichen Lebens aus, die bürgerliche Baukunst stammt von ihnen, Vitruv ist der Hauptschriftsteller, den sie hervor gebracht haben, der einzige, der uns erhalten ist über die Baukunst der Alten. Zu diesen öffentlichen bürgerlichen Gebäuden gehören die fora, die Märkte zu Volksversammlungen, Gericht und Verkehr, die Curien, die Versammlungshäuser, Rathhäuser, z. B. die Curie des Pompejus, wo der Senat zusammen kam und Cäsar ermordet wurde, ganz besonders die Basiliken, Versammlungs-, Gerichts- und Verkehrshallen, es sind dies die überwölbten Hallen, meist im Viereck auferbaut, die die späteren christlichen Kaiser den Christen zu Kirchen einräumten, und die das Vorbild der christlichen Kirchenbaukunst in Italien wurden. Die alte Peters- und Paulskirche, S. Giovanni in Laterano und Santa Maria Maggiore in Rom waren und sind solche alte Basiliken. Die älteste Basilika war die Basilica Porcia von Porcius Cato als Censor 183 angelegt, der Versammlungsort der Volkstribunen, dann baute Paulus Aemilius eine prächtige Basilika, die Basilica Pauli, wo die Geldwechsler waren, die römische Börse, Cäsar legte sehr bedeutende Bauten in Rom an, ein Prachtforum auf dem Marsfeld von Säulenhallen umgeben, hinter denen sich die Säle der Verwaltungsbehörden und öffentlichen Schreiber befanden, mit einem Tribunal für die Richter und einem mächtigen Tempel in der Mitte. Die Basiliken des alten Forums, des Forum Romanum, reichten nicht hin, der auch in Rom, wie früher, in Athen immer höher anwachsenden Menge von Rechtshändeln und dem ganzen immer höher ansteigenden Beamten- und Schreiberwesen ein bequemes Unterkommen zu verschaffen. Noch mehr baute August, er konnte sich rühmen, die Ziegelstadt, die er gefunden, als eine Marmorstadt zu hinterlassen: er baute ein zweites Prachtforum auf dem Marsfeld, Domitian ein drittes, Nerva ein viertes, Trajan ein fünftes, das alle übertraf: es soll dieses Prachtforum das erstaunenswürdigste gewesen sein, was Rom aufzuweisen hatte, es befand sich nahe am Forum des August und zog sich in beträchtlicher Ausdehnung zwischen dem capitolinischen und quirinalischen Berg hin: der berühmte große Triumphbogen des Trajan bildete den Eingang, in der

Mitte stand sein Tempel, zu dessen Seiten sein Bibliothekgebäude; dem Forum gegenüber lag die Basilika Trajans, fünf Säulenschiffe mit Bronze überdeckt, mit der weißen Marmor-Ehrensäule des Trajan zum Andenken seiner Siege über die Dacier, die noch erhalten ist mit ihren Sculpturen.

Nächst diesen Foren und Basiliken sind die Tempel, die Kaiserpaläste, die Villen, die Theater und die Amphitheater, die Thermen zu nennen: ich will nur ein paar Beispiele geben, ich muß auch hier auf die Kunstgeschichte verweisen, die Beschreibung der Stadt Rom von Platner und Bunsen, die Arbeiten des Herr von Rumohr geben Auskunft neben dem älteren Werke von Piranesi, Antichità di Roma. Der besterhaltene, der einzig ganz erhaltene Tempel des Alterthums in Rom ist das Pantheon, jetzt S. Maria ad Martyres, ein rundes Gebäude von oben durch eine Kuppel beleuchtet: Agrippa baute es auf dem Marsfeld. Merkwürdig ist, daß von diesem Agrippa noch ein anderer Tempel in Südfrankreich zu Nismes eben so wohl erhalten ist, die berühmte maison quarrée, die mit ihren bewundernswürdig conservirten Details und eleganten weißen korinthischen Säulen, wie Barthelemy sagt, das Meisterwerk der alten und die Verzweiflung der neuen Architekten ist. Colbert hatte vor, diesen schönen Tempel nach Paris schaffen zu lassen, um diese neuen Architekten zu bilden. Von den Kaiserpalästen Roms ist besonders Nero's goldnes Haus, der Kaiserpalast des Domitian und die Villa des Hadrian zu Tivoli zu bemerken. August selbst bewohnte noch ein einfaches Haus auf dem Palatin. Nero, der seiner Baulust Rom opferte, in dem großen Brande, den er den Christen Schuld gab, baute vom Palatin aus über die angrenzenden Niederungen, einen von Gold und Edelsteinen schimmernden Palast mit so großen Parkanlagen, Wildbahnen, Seen, Bädern im Innern, daß Tacitus das übrige Rom nur ein Anhängsel nennt: der Haß des Volkes, die Baulust seiner Nachfolger hat diese Anlagen zerstört. Domitian baute auf dem Palatin einen neuen Kaiserpalast, den seine Nachfolger fortsetzten: in den farnesinischen Gärten finden sich noch Spuren davon. Ungeheuer war die Anlage der Villa Hadrian's zu Tivoli bei Rom: davon ist noch ein Labyrinth von Ruinen übrig, sieben italienische Meilen im Umfang,

die Fundgrube von Statuen und Mosaiken für die halbe Welt. — Unter den Amphitheatern zu Thier- und Gladiatorenkämpfen dienend, ist nächst dem zu Verona, das zwei und zwanzig tausend Menschen, und dem zu Nismes in Südfrankreich, das fünf und zwanzig tausend, das Colosseum zu Rom, Roms größte Ruine, sieben und achtzig tausend Menschen fassend zu nennen. Kriegsgefangene, besonders Juden ließ Vespasian und Titus nach der Zerstörung Jerusalem's daran arbeiten. Hier sind viele christliche Märtyrer den wilden Thieren vorgeworfen worden. — Von den Bädern sind die berühmtesten die des Titus und Diocletian, die letztern hatten allein an drei tausend Badezimmer, deren Wände mit Mosaikmalereien verziert waren, das Wasser floß aus Mündungen von gediegenem Silber.

In der Sculptur der Römer erblicken wir auch nur eine Nachblüthe der Griechen: griechische Künstler siedelten sich in Masse nach Rom über, ihre verweichlichte Kunst erhält durch den männlichen Ernst der Römer noch einen letzten kräftigen Aufschwung. Zahllose Portraitsstatuen der römischen Kaiser und ihrer Familien, jene Auguste, Neronen, Agrippinen u. s. w., denen wir in den Galerien und Cabinetten begegnen, stammen aus dieser Zeit. Nur eine idealische Figur erscheint, der schöne Antinous, der Liebling des Hadrian. Mit Hadrian kam die Egyptomanie, der vorherrschend egyptische Geschmack, der sich mit der völligen Eroberung Egyptens unter August schon beliebt gemacht hatte, zahllose Bildwerke in egyptischem Styl ließ sich Hadrian für seine Villa zu Tivoli anfertigen, auch den persischen Styl ahmte man nach, endlich kam sogar ein Perückenstyl auf, eine Art Rococo, die Frauenköpfe erhielten nach der damaligen Mode Perücken, die man, wenn die Mode wechselte, abnehmen und mit andern vertauschen konnte.

Ich kehre nun zu Augustus zurück. Augustus starb zu Nola in Campanien sechs und siebzig Jahre alt im Jahre 14 nach Christus. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich die Haare ordnen und forderte einen Spiegel: hierauf wurden die Freunde von seiner herrschsüchtigen Gemahlin Livia zu dem Sterbenden eingelassen. Er fragte sie: „wie denkt ihr, habe ich das Spiel des Lebens gut gespielt?“ und ließ sich Beifall zuklatschen. Diese Scene bildete das künftige Schicksal Roms vor, wo sehr

bald Weiber und Komödianten herrschen, nach Tacitus' Worten das Interesse für den oder jenen Schauspieler, die Liebhaberei für Fechterspiele und Pferde alle Gemüther erfüllen sollte. Bis zum Unsinn stieg schon die Theaterwuth unter Augustus in Rom. Schaaren von Mimen und Pantomimen, drei tausend Tänzerinnen, eben so viel Sänger wurden unterhalten. Bald sprach man nun in Rom von nichts weiter, als von Schauspielen, wie hie und da heut zu Tage. Augustus' Leichnam ward auf dem Marsfeld mit großer Pracht verbrannt, aus dem Scheiterhaufen ließ man zum Zeichen seiner Vergötterung einen Adler auffliegen, ein Senator bezeugte eidlich, er habe den Augustus zum Himmel steigen sehen. Ihm folgte sein sechs und funfzigjähriger Stiefsohn Tiberius Claudius Cäsar, aus dem Geschlecht der Claudier, der heuchlerische, tückische Tiber, den sein Lehrer schon in seiner Jugend einen Thonklumpen mit Blut durchknetet genannt hatte. Er verließ Rom, um auf der reizenden Insel Capri in dem herrlichen Golf von Neapel, einem der damaligen Sommer- und Badeaufenthaltsorte der Kaiser, alle Raffinerien des Luxus auszukosten. Durch kaiserliche Schreiben regierte er von da aus den Senat, der so sklavisch gehorchte, daß Tiber sogar selbst sich darüber verwunderte. Jeden, der nur irgend gefährlich oder nur verdächtig schien, ließ er aus dem Wege räumen, die schändlichen Angebereien kamen auf. Die kaiserlichen Constitutionen verdrängten nun immer mehr die Gesetze, die ehemals das Volk gab und die Senatusconsulte. Der Entschluß, nach Capri zu ziehen, war ihm durch seinen Günstling Sejanus, den Obristen der Prätorianer, eingegeben worden, jenen Sejanus, der vor seiner eignen Statue niederkniete, ihr räucherte und sein eigner Priester war, der den Plan faßte, Tiber und die claudische Familie aus dem Wege zu räumen und sich auf den Thron zu setzen und welchen Tiber nur durch seine noch größere Verstellungskunst in seine Gewalt bekam, worauf er ihn hinrichten ließ.

Auf Tiber, der nach drei und zwanzigjähriger Regierung von seinem designirten Nachfolger mit Kissen erstickt wurde, als er von einer schweren Krankheit wider Erwarten wieder zu sich kam, folgte der hirnverbrannte Caligula, der sich selbst für einen Gott erklärte, ein Priestercollegium für sich stiftete, in das er

auch ein Pferd aufnahm, das auch an seiner Tafel mit aß, Caligula, der mit Maschinen blitzte und donnerte und sich bei Donnerwettern unter sein Lager verkroch. Auch er ward ermordet.

Nach seinem Tode kam das erste Zeichen von der großen Noth, die die Soldaten, die stehenden Heere, die Prätorianer zunächst herbeiführen sollten. Die Prätorianer setzten die Erwählung des ganz unfähigen und stumpfen Claudius durch, des Gemahls der berüchtigten Messalina, die so frech war, daß sie förmlich und öffentlich bei Lebzeiten des Kaisers, ihres Gemahls, sich zu Rom mit einem jungen Römer anderweit vermählte. Agrippina, die der Kaiser nach Hinrichtung jener Messalina heirathete, vergiftete ihn mit Pilzen. Agrippina's Sohn, der für den Ausdruck der Grausamkeit sprichwörtlich gewordene und doch so feige Nero folgte. Dieser Nero, Gemahl der edeln Octavia, Tochter des Claudius und der Messalina, auch von einer lasterhaften Frau, Poppaea verführt, ließ seine Mutter, seine Gemahlin, unzählige Christen, denen er den Brand von Rom aufbürdete und seinen Lehrer Seneca ermorden, jene Poppäa tödtete er mit einem Fußtritte selbst. Er lebte, wie Tiber bei Neapel, auf seiner Villa zu Bauli, trat als Schauspieler auf, als Dichter, Sänger, Tänzer, ja als Kutscher im Circus. Zuletzt, als man sich gegen ihn verschworen, hatte er nicht einmal so viel Muth, sich selbst zu tödten, ein Freigelassener mußte ihm helfen, sich den Dolch in die Kehle zu stoßen. Mit ihm ging das Geschlecht der Julier und Claudier aus.

Auf Nero folgten rasch Galba, Otho, der Schlemmer Vitellius, keiner starb eines natürlichen Todes — den Vitellius hatten schon die auswärtigen Legionen zu Cöln am Rheine ausgerufen. Titus Flavius Vespasianus ward darauf von den orientalischen Legionen zu Alexandrien zum Imperator erwählt. Mit ihm kamen die Flavier auf den Thron, im Jahre 69: es beginnt die zweite Periode der römischen Kaisergeschichte, die bis auf Marc Aurel reicht 180, mit Ausnahme des Tyrannen Domitian lauter gute oder wenigstens bessere Imperatoren enthaltend. Vespasian, ein Mann einfacher, strenger Sitten schaffte zuerst Hülfe für die Militairnoth: er stellte die Disciplin unter den Prätorianern wieder her. Unter ihm, im

Jahre 70 ward Jerusalem, nachdem es den Herrn der Herrlichkeit verworfen, durch seinen Sohn Titus zerstört. Dieser folgte ihm auf dem Throne, Titus, die Wonne des Menschengeschlechts, der den Tag verloren nannte, an dem er nicht etwas Gutes gethan, unter dem Pompeji und Herculanum durch jenes stärkste bis jetzt bekannte Erdbeben des Vesuvs verschüttet wurden, wobei Plinius, der Naturforscher umkam, ein Opfer seiner edlen Wißbegierde. Aus dem hohen Aschenhaufen, der auf diese Städte wie Schnee herabgefallen, sind in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dieselben wieder aufgegraben worden, und man hat klare Anschauungen von den bürgerlichen und häuslichen Zuständen der Römer dadurch bekommen. In den kleinen, niedrigen Häuserchen, deren enge Gemächer um einen Hof herum liegen und die ihr Licht nur durch die geöffnete weite Thüre empfangen, deren Wände meist feuerroth bemalt und deren Fußböden mit Mosaik ausgelegt sind, hat man eine Fülle des Hausraths im feinsten, schönsten Geschmacke gefunden, deren Nachbildungen den Rococo im vorigen Jahrhundert zu vertreiben nicht wenig beitrugen. Eine Masse Statuen in Marmor und Bronze sind außerdem aufgefunden worden, auch Mosaikgemälde, unter andern die berühmte Schlacht Alexander's, das kolossalste und kostbarste Gemälde des Alterthums mit vollkommen frischen Farben und einer meisterhaften Zeichnung, die der des Michel Angelo gleich kommen soll. Es befindet sich jetzt im Museo Borbonico zu Neapel.

Auf Titus folgte sein sehr unähnlicher Bruder, der Tyrann und Fliegenfänger Domitian: das Wichtigste, was unter seiner Regierung geschah, war, daß Britannien bezwungen und mit römischen Colonien, wie London, York u. s. w. überdeckt ward, durch Agricola, den Schwiegervater des großen Geschichtsschreibers Tacitus im Jahre 84. Der Tyrann Domitian ward von seinen eignen Leuten ermordet. Ihm folgte Nerva, gut, aber schwach, er adoptirte einen Tüchtigeren, als er selbst war, den Marcus Ulpius Trajanus, einen Spanier von Geburt, den ersten Ausländer, der den Thron der Cäsaren bestieg, ihm folgte wieder Hadrian, sein Vetter und Landsmann. Trajan war einer der besten und kraftvollsten Kaiser, Hadrian hatte auch Geist, aber einen weit kleinliche-

ren Charakter: die Hauptstützen der römischen Herrschaft, die Waffen und die Gesetze, erhielten ihre letzte große Verherrlichung durch sie. Trajan unterwarf Dacien, das letzte Land, das die Römer von den Germanen, den Gothen noch trennte, das heutige Ungarn, die Moldau und Wallachei: römische Colonisten füllten das Land, von ihnen rührt die lateinische Sprache her, die noch jetzt in Ungarn gesprochen wird und die romanische der Wallachen. Nach Osten zu machte Trajan Armenien zur Provinz, eroberte Babylon, nahm Mesopotamien ein, trug die römischen Waffen bis über den Tigris, eroberte Ktesiphon, unterwarf Assyrien und sogar ein Stück von Arabien, das peträische: auf dem Rückweg von diesen glänzenden Feldzügen starb er, in Cilicien zu Selinus 117.

Unter Trajan hatte das römische Reich die größte Ausdehnung: seine Grenzen waren in Britannien die Wälle gegen die Caledonier in Schottland, die Donau mit ihren Wällen bis zum Rhein, die Karpathen, das schwarze Meer, im Süden die arabischen Wüsten, Aethiopien, die Wüsten von Afrika, das Atlasgebirg, im Westen das spanische und gallische Meer, im Osten der Tigris, doch nur unter Trajan, Hadrian zog sich wieder an den Euphrat zurück — alle diese schönen Länder, um das große Bassin des Mittelmeeres herum gelegen, die niemals nach der Römerzeit unter Eine Herrschaft wieder gekommen sind, gehorchten dem römischen Adler. Die Hauptstädte dieses großen Staats waren: Rom in Europa, Alexandrien in Afrika, und Antiochien, das syrische Antiochien in Asien. Dreißig Legionen, jede zu 12,500 Mann schützten die Provinzen: zwanzig standen in Europa, die meisten gegen die Germanen an der Donau und am Rheine, dort eilf, hier fünf, die zugleich Gallien schützten, drei in Britannien, eine in Spanien, acht Legionen hatten ihre Station am Euphrat gegen die Parther und Perser, Roms zweiten Hauptfeind nächst den Germanen; zwei reichten hin, Egypten und Afrika im Zaum zu halten. In Friedenszeiten verwandte man diese Legionen zu den großen Bauten, die die Römer an allen Punkten des großen Reichs aufführen ließen, und von denen noch so viele, theils wohlerhalten, theils in Ruinen übrig sind. Dazu kamen noch für Italien 20,000 prätorianische Cohorten. Die ganze Zahl der Land-

armee war 400,000 Mann. Hierzu kamen 50,000 Mann Marine: die beiden Hauptflotten lagen in der Bai von Neapel und zu Ravenna am adriatischen Meere; im Mittelmeer zu Frejus in Frankreich, im britischen Canal, im schwarzen Meer, auf dem Rhein und auf der Donau waren Schiffsposten. Die Bevölkerung schätzt Gibbon auf ein 120 Millionen Köpfe, Bürger zwanzig, Chateaubriand nimmt nur zehn Millionen Bürger an, Unterthanen und Freigelassene vierzig, Sklaven sechzig Millionen.

Nächst den Waffen waren es die Gesetze, durch die Rom herrschte. Die Rechtswissenschaft ist ihr Werk, sie haben sie geschaffen, unter Hadrian wurde das praktische Recht, das sich aus den bisherigen jährlichen Edicten der Prätoren, deren ich schon oben gedacht habe, gebildet hatte, in ein immerwährendes Edict zusammengeschmolzen durch Salvius Julianus. Seitdem kam das Zeitalter der großen Juristen: Cajus, dessen Institutionen, aus denen die des Justinian hauptsächlich geschöpft sind, Niebuhr bekanntlich 1816 zu Verona entdeckte, dann Aemilius Papinianus, praefectus praetorio, Oberster der Leibwache (es war dies die höchste Würde im Staat nach dem Kaiser), der gelehrteste und ehrenwertheste aller römischen Juristen, denn er ließ sich hinrichten, weil er nicht in eine Ungerechtigkeit willigen, keine Vertheidigung eines Brudermords seines Kaisers Caracalla übernehmen wollte; ferner Ulpian, der große Christenverfolger und Paulus, — denen ein großer Theil der Justinianeischen Pandekten angehört. Ihre Schriften erhielten bedeutende Auctorität in den Gerichten und später im 5ten Jahrhundert gesetzlich anerkanntes Ansehen durch das von Hugo sogenannte Citirgesetz des Kaisers Valentinian III.

Auf Hadrian, der auch durch seine siebzehnjährige Reise durch's ganze Reich, meist zu Fuße unternommen, bekannt ist, folgten die beiden Antonine, zuerst Antonin der Fromme, der zweite Numa genannt und Marcus Aurelius Antoninus, der Philosoph, der Verfasser der Selbstbetrachtungen.

Unter Marc Aurel kam wieder ein großer Stoß der nördlichen germanischen Völker, der Krieg der Marcomannen, die im Jahre 170 bis Aquileja von der Donau her vordrangen, es kam die zweite Noth Roms nächst der Militairnoth, die Finanz-

noth. Marc Aurel mußte schon das kaiserliche Gold- und Silbergeräth verkaufen lassen, um Geld zu den Feldzügen zu bekommen. Sein Sohn Commodus, der dem Vater, der zu Vindobona (dem heutigen Wien) im Felde starb, folgte, erhob schon die Steuern auf mehrere Jahre voraus. Marc Aurel war der letzte gewesen aus der Reihe der guten Imperatoren seit Vespasianus: seit seinem Tod wird Rom eine rein militairische Despotie, die Gewalt fällt wieder ganz an die prätorianische Garde, sie verfügt fast ausschließlich über den Thron, sie bietet ihn in öffentlicher Versteigerung dem Meistbietenden feil: von sechs und dreißig Imperatoren von Commodus bis Constantin den Großen, den Imperatoren der dritten Periode der römischen Kaisergeschichte, fallen sieben und zwanzig durch Mord — Commodus zuerst und zwar durch seine nächsten Vertrauten, Commodus, der starke Gladiator, der der römische Herkules sein wollte, der sieben hundert und fünf und dreißigmal im Circus focht und jedesmal dafür eine Million Sestertien, über fünf tausend Thaler aus dem öffentlichen Schatze sich auszahlen ließ, Commodus, der eine Perücke trug, wohlriechend gesalbt und mit Goldstaub gepudert. Nach Commodus fielen Pertinax und Julianus, dann kam ein kraftvollerer Kaiser, von den Legionen in Pannonien ernannt, Septimius Severus. Unter dessen Sohn, dem grausamen Caracalla, stieg die Finanznoth schon so hoch, daß er, um die Forderungen der Truppen zu befriedigen, allen römischen Unterthanen das römische Bürgerrecht verlieh, um sie zu der Sklavenfreilassungs- und Erbschaftssteuer beizuziehen, die die römischen Bürger zahlen mußten. Auf Caracalla folgte Macrinus, dann Heliogabal, früher Priester der Sonne zu Emesa in Syrien, nur vierzehn Jahre alt, Roms größter Schwelger, der den orientalischen Despotismus und Hofstaat und den üppigen orientalischen Sonnencultus in Rom einführte, und unter dem Frauen im römischen Senate erschienen und befahlen; folgte Alexander Severus, der dem orientalischen Pompe wieder etwas Einhalt that, mäßiger und kräftiger regierte, das Gebot der Christen: „Thue nicht andern, was du nicht willst, daß man dir thue" auf seinen Palast und die Mauern der öffentlichen Gebäude eingraben ließ; sodann Maximinus, ein Gothe von Geburt,

der erste Barbar, der Kaiser wurde, Gordianus, Philippus Arabs, sie alle starben eines gewaltsamen Todes. Unter dem letzteren Kaiser Philippus Arabs, einem Araber von Geburt, feierte man die tausendjährige Dauer von Rom, ein paar Jahre darauf fiel der Kaiser Decius, gegen die hereinbrechenden Gothen, die Aurelian, der sogenannte Wiederhersteller des Reichs, der Besieger der Zenobia von Palmyra, die man die zweite Semiramis nannte, durch Aufgebung von Dacien jetzt noch abhielt: die Donau ward Grenze. Nach Aurelian, von dem die letzte Ringmauer Roms herrührt, war der merkwürdigste Kaiser Diocletian: er regierte von 285—305, der Sohn eines Freigelassenen, aus Dalmatien stammend. Seine Regierung macht Epoche. Er setzte die Reichseinrichtungen ganz auf orientalischen Fuß, nahm das Diadem an, ließ sich göttliche Verehrung als einer geheiligten Person erweisen, wer zu ihm in die von Verschnittenen bewachten inneren Palastgemächer eingelassen ward, mußte auf die Erde sich werfen; die Monarchie ward von jetzt an entschieden als Erbgut betrachtet, der Kaiser herrschte unumschränkt mit seinen Ministern; den Militairdespotismus der Prätorianer verdrängte Diocletian durch einen Hofstaat, durch ein streng vorgeschriebenes Hofceremoniel. Er unternahm dasselbe, was später Ludwig XIV. ausführte, um der Rauhheit seines militairischen Adels zu begegnen. August hatte nur eine wollene purpurgefärbte Toga getragen, sich in seinem Hause nur von Sklaven und Freigelassenen bedienen lassen: seit Diocletian erschienen die Kaiser in Galla mit höchster Pracht in Seide und Gold, mit Stickereien und Perlen und Edelsteinen überdeckt. Diocletian führte einen Hofstaat ein, mit einer Masse von Dienern, er gab die erste Hofrangordnung, stellte die ersten Cubicularii, Kammerjunker, an in Europa. Dieser Hofstaat ward das Vorbild der späteren christlich-europäischen Höfe. Diocletian ordnete einen Ministerrath an, das Consistorium Principis, für alle Regierungsmaßregeln, Gesetzgebung und Justiz. Er hatte vier Minister: der erste war der Quaestor sacri palatii, ihm lag der Vortrag ob in Justiz- und Gesetzgebungssachen: der zweite war der Magister officiorum, der Hofmarschall, unter ihm stand die kaiserliche Dienerschaft, er besorgte die Einführung bei den Audienzen im Consistorium, un-

ter Arcadius kam noch die Post und der Krieg zu seinen Geschäften. Der dritte Minister war der Comes sacrarum largitionum, der Finanzminister, der vierte endlich der Comes rerum privatarum, er stand dem kaiserlichen Privatvermögen vor, das namentlich an Grundeigenthum sehr beträchtlich war. Diocletian war es auch, der eine wesentliche Veränderung in der Gerichtsverfassung herbeiführte: die Gerichte, ursprünglich auf offenem Markt, in vollster Oeffentlichkeit gehalten, seit August in den Curien, den Rathhäusern, aber unter freiem Zutritt des Volkes, wurden unter ihm heimlich, man beschränkte den Zutritt Unbetheiligter namentlich auf die Honorati, die Honoratioren. In früheren Zeiten brauchten die Magistrate nicht selbst Rechtsgelehrte zu sein, sie bedienten sich der gelehrten Richter, der judices, die der Prätor aus dem Senatoren- und Ritterstande wählte. Schon Alexander Severus hatte verordnet, daß die Magistrate das Recht selbst verstehen, selbst Gelehrte sein sollten. Gelehrte, wie Hofleute kamen so über die tapfern und freien Römer empor. Diocletian war es auch, der die Finanzverfassung umschuf: er stellte Rom und Italien völlig den Provinzen gleich, indem er sie der Grund- und der Kopf- und Vermögenssteuer, die diese zahlen mußten, unterwarf. Von ihm endlich datiren auch die Theilungen des Staats und die Annahme der Cäsaren als Mitregenten. Er starb, zurückgezogen von den Geschäften, bei seinen Kohlköpfen, die er so liebte, zu Spalatro in Dalmatien, wo der Palast und die Villa, die er erbaute, schon Zeuge und Abdruck des neuen Geistes sind, der sich regte. Wir finden die Gesetze der antiken Kunst hier schon verlassen, der Bogen erscheint zum erstenmal statt des Gebälkes auf den Säulen, der Bogen, der das Hauptstück der christlichen, wie der arabischen, der ganzen neuen Baukunst ist.

Unter Constantin dem Großen erlangte nun dieses auf den Hof gestützte Staatssystem Diocletian's seine weitere, volle Ausbildung: er verschmolz es, indem er den Hof von der Heidenstadt Rom nach einer neuen, christlichen Stadt Byzanz übersiedelte, mit einem neuen Prinzipe, der Kirche, indem er das Christenthum zur Staatsreligion erhob. Wir haben nun zuförderst das Eintreten dieses großen Momentes in die Entwickelung der Weltgeschichte zu betrachten.

II.

Das Mittelalter.

Eilfte Vorlesung.

Das Christenthum, seine weltgeschichtliche Bedeutung und die ersten Zeiten der christlichen Kirche. Gegensatz der römischen und christlichen Religion und Sitten. Herrlichkeit des Christenthums. Das Leben der ersten Christen nach den Catacombenüberresten dargestellt, ihre Verfassung, ihre Lehre. Verweltlichung der Kirche seit Constantin: Hierarchie und Secten. Letzte Zeiten des byzantinischen Reichs.

Einen größeren Contrast hat es nie in der Weltgeschichte gegeben, als derjenige ist, der sich uns in den letzten Zeiten des Römerreichs darbietet. Während die ungeheuere römische Universaltragödie in den wildesten Scenen austobt, unter dem Waffenlärm der Legionen, unter unaufhörlichem Wechsel der Beherrscher des Reichs, unter stetem Aufruhr und Blutvergießen, unter dem Andrang der deutschen Völker aus dem Norden, die immer drohender, wie die hohen Meereswogen, an das große, über tausend Jahre alte römische Staatsschiff heranbrausen, während die Herren der römischen Welt diese Welt nur dadurch noch zu retten versuchen, daß sie die orientalische Regierungsform einführen, um damit die verderbten, ausgelassenen Massen zu zügeln, während dieß ganze wüste Wesen sich austobt, hebt sich der leise Flügelschlag einer neuen Zeit, regt sich die Seele eines neuen Lebens mitten im Todeskampfe der alten. Durch den Qualm und die Nebel des grausenhaften römischen Luxus, in dessen Gefolge so viele Greuel und Verbrechen einherzogen, durch die Nacht jenes kolossalen Materialismus der Römer, eines Materialismus, der alles überbot, was bisher die antike Welt gesehen hatte, bringen endlich die Strahlen jener Sonne der Gerechtigkeit mit Heil unter ihren Flügeln, bringt endlich das sanfte Morgen-

licht des Christenthums und sein frischer, linder, sittiger Hauch. Während in der weltbeherrschenden Stadt in dem mit Kränzen geschmückten Pantheon der Weihrauchduft zur Kuppel aufwirbelt, den alten Göttern dargebracht, an die der Glaube schon sehr wankend geworden war, denn der Cultus wandte sich, seit August Egypten erobert, immer mehr den dortigen Mysterien, dem Dienst der Isis, des Serapis oder Osiris, noch später unter Heliogabal, dem üppigen syrischen Sonnendienst zu; während August im vier und zwanzigsten Jahre seiner Regierung stand, am 25. December des Jahr 748 nach Erbauung der Stadt Rom, ward der wahre Gott, ward Jesus Christus Mensch geboren. Es ist zu merken, daß das Geburtsjahr unsers Herrn eigentlich sechs Jahre vor der angenommenen christlichen Zeitrechnung fällt, der Fehler rührt von dem Abt Dionysius zu Rom her, der im sechsten Jahrhunderte lebte, dem Urheber der sogenannten dionysischen Aera, einer Zeitrechnung, in der eben die Geburt Christi um sechs Jahre zu spät angenommen wurde.

„Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde, da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth in das jüdische Land, zur Stadt David, die da heißt Bethlehem; darum, daß er von dem Hause und Geschlechte David war, auf daß er sich schätzen ließ mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger. Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden und hüteten des Nachts ihre Heerden. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie: und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke wiederfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr, in der Stadt David. Und das habt zum Zeichen, ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegend. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobeten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der

Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen."

In Armuth und Niedrigkeit ward des Menschen Sohn geboren, der der Heiland der Welt werden sollte; schon durch die erste Ankündigung der Engel ward er als Friedensfürst bezeichnet: „Friede auf Erden" sollte durch ihn kommen — im directen Gegensatz zur antiken Welt, die nur auf den Kriegsstand gestellt war, wie wir in der griechischen und zuletzt noch in dem größten Maßstabe in der römischen Geschichte gesehen haben. Das Reich des Menschensohnes sollte nicht von dieser Welt sein, es sollte aufgerichtet werden in den Herzen der Menschen.

Von seinem zwölften Jahre an, wo er unter den Lehrern des Tempels zu Jerusalem von Maria, seiner Mutter aufgesucht wurde, bis auf die dreißiger Jahre, wo er sein Lehramt antrat, das beglückendste Lehramt, das jemals angetreten wurde, wissen wir nichts von dem stillen, einsamen heiligen Leben Jesu Christi, das er bei seinem Pflegevater, dem Zimmermann Joseph von Nazareth, führte. Aber was für ein Leben mag dieses Leben gewesen sein, diese einzige Jugend voll der tiefsten erhabensten Stille und Unschuld, ohne eine einzige Sünde. Im funfzehnten Jahre des Kaiserthums Tiber's trat Jesus aus seiner heiligen Einsamkeit heraus, sammelte seine Jünger, heilte die Krankheiten im ganzen Lande Syrien und predigte das Evangelium von dem Reiche. Eine seiner ersten Predigten war die Bergpredigt, jene edelste Perle der Bibel, jene Predigt von den acht Seligkeiten der sanftmüthigen und demüthigen Herzen, dem Salz der Erden, dem Licht der Welt und der besseren Gerechtigkeit, denn der der Schriftgelehrten und Pharisäer, jene Predigt, aus der die jüdischen Priester hätten vermerken können, daß sie weit, weit abgekommen seien von der wahren Religion, die Abraham und Moses und die Propheten ihnen gegeben. Diese Propheten hatten Jahrhunderte lang gezeugt und geweissagt von dem Messias, dem wahrhaftigen Licht, das in die Welt kommen sollte, die Menschen zu erleuchten: als dieses Licht aufging in Juda, kannte und begriff man es nicht, die Finsterniß verwarf es. Die Priester waren an der Spitze dieser Verwerfung, sie überantworteten den Herrn der Herrlichkeit den Römern mit der falschen Anklage, daß er sich zum König der Juden machen

wolle, sie tödteten den Fürsten des Lebens auf Golgatha am Kreuze. Selbst Pilatus, der römische Landpfleger, fand keine Schuld an ihm, aber die Hohenpriester entgegneten ihm: „Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht. Wir haben keinen König, denn den Kaiser." Das von ihnen aufgewiegelte Volk schrie: „Kreuzige ihn!"

„Und es war um die sechste Stunde und es ward eine Finsterniß über das ganze Land bis an die neunte Stunde. Und die Sonne verlor ihren Schein und der Vorhang des Tempels zerriß mitten entzwei und Jesus rief laut und sprach: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!" und als er das gesagt, verschied er. Da aber der römische Hauptmann sah, was da geschah, preisete er Gott und sprach: „Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen. Und alles Volk, das dabei war und zusah, da sie sahen, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust und wandten wieder um."

Als am Abend jenes stillen Freitags der Erlöser der Welt sein Haupt geneigt hatte und verschieden war am Kreuze, konnte Niemand denken, daß aus diesem edelsten Blute des Lammes Gottes, das für die Sünden der Welt starb, eine so zahlreiche Gemeinde, der bald Millionen angehören sollten, hervorgehen werde. Zwölf arme Menschen, die Apostel, Fischer und Zöllner, und siebenzig Jünger waren des Heilands Begleiter und Boten gewesen im Leben, bei seinem Tode zählte man einhundert und zwanzig, beim nächsten Pfingstfest nach der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn wurden drei tausend Seelen schon zu der Gemeinde hinzugethan. Aber unter ihnen waren wenig Oberste dieser Welt, wie jener Pharisäer Nicodemus und der Rathsmann Joseph von Arimathia und der Kämmerer aus Mohrenland und der römische Hauptmann Cornelius zu Cäsarien. Der Herr der Welt, Tiber, der zu Capri saß, als der Menschen Sohn am Kreuze starb, von einem seiner Statthalter verurtheilt, hat wohl kaum den Namen Jesu vernommen, wiewohl man die Legende hat, daß Pilatus die Prozeßacten nach Rom schicken und Tiber dem Senate habe vorschlagen lassen, Jesum in die Zahl der Götter aufzunehmen.

„Aber die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele, sie waren täglich und stets bei einander in der Apostel

Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet, und hielten alle Dinge gemein, man gab den Aermeren was ihnen noth war.“ Und nach des Stephanus Tod, des ersten Märtyrers, der gesteinigt ward, und der wie sein Herr und Meister noch im Sterben seinen Mördern Verzeihung erflehte, ward Paulus bekehrt, von Tarsus in Cilicien, ein römischer Bürger und Teppichweber, aus dem Geschlechte Benjamin's, der pharisäischen Secte zugethan, der ein auserwähltes Rüstzeug Gottes unter den Heiden werden sollte. Zu Antiochien in Syrien, der zweiten Haupthandelsstadt des römischen Reichs (die erste war Alexandrien in Egypten) wurden die Jünger zum ersten Christen genannt. Durch Paulus wurde dann Kleinasien bekehrt, es entstanden hier jene sieben Gemeinden zu Ephesus, der dritten Haupthandelsstadt des römischen Staats, wo der berühmte Dienst der großen Diana bestand und wo der Apostel Johannes später starb, zu Smyrna, zu Pergamus, zu Tyatira, zu Sardes, zu Philadelphia und Laodicea, deren die Offenbarung gedenkt. Paulus ging dann nach Griechenland, wo zu Korinth, der Hauptstadt, eine große Gemeinde angerichtet ward, er predigte den neugierigen Athenienfern, wo damals die epicureische Philosophie im Flor war, bei Gelegenheit des Wahrnehmens eines Altares, dem „unbekannten Gotte“ errichtet. Auch in Macedonien legte er Gemeinden an, wir haben noch die Philipper- und Thessalonicher-Briefe, die er in dieses Land sandte. Seine letzte Apostelreise ging nach Rom selbst, wo um die Mitte des ersten Jahrhunderts schon eine so blühende Gemeinde bestand, daß, wie Paulus im Römerbriefe schreibt, man „von der Römer Glauben sagte in aller Welt.“ Groß war die Frucht, die Paulus durch seine Lehre und seine Bande in Rom schaffte: viele selbst von des Kaisers Hofleuten, sogar jene Poppäa, Nero's Geliebte, soll durch ihn bekehrt worden sein. Bei der großen Christenverfolgung unter diesem Kaiser hat wahrscheinlich auch Paulus den Märtyrertod erlitten wie Petrus: die römische Kirche feiert beider Apostel Todestag noch jetzt den 29. Juni. An der Stelle, wo Paulus begraben ward, soll jene berühmte Básilica San Paolo von Theodosius dem Großen erbaut worden sein, die 1823 abbrannte, eines der herrlichsten Denkmäler der alten

christlichen Zeit, auf dem Wege nach Ostia zu und dem Meere.

Wir sehen: in den bedeutendsten Städten des römischen Reichs bildeten sich christliche Gemeinden und nicht blos in den genannten Provinzen, sondern auch weiter nach Asien herein, in Egypten und Afrika, zu Alexandrien und Carthago, in Westeuropa, namentlich in Frankreich zu Lyon, in Spanien, in England. Mitten in dem Getümmel des lautesten Weltlebens, das um sie brauste —, versenkten sich jene ersten Christen in die Stille der Andacht und des Gebetes. Während über ihnen der Lärm des Tages dahin ging, hielten sie ihre Versammlungen unter der Erde, in den Catacomben. In Rom, in Neapel, in Syracus, auf der Insel Malta sind noch die merkwürdigen Ueberreste dieser Zusammenkunftsorte der ersten Christen zu finden: ich komme später näher auf sie zurück. Gerade in den Städten waren die Christen am unbemerktesten, hier wuchsen sie nach und nach zu bedeutender Zahl an, man nannte sogar die Heiden im Gegensatz gegen die, die Städte füllenden Christen, ausdrücklich im 4ten Jahrhundert nur Landbewohner, pagani.

Nero's Verfolgung, die erste unter den zehn Christenverfolgungen, die man annimmt von Nero bis auf Julianus Apostata, war schrecklich: er ließ die Christen in die Felle wilder Thiere einnähen und den Hunden zur Zerfleischung Preis geben, oder bediente sich ihrer, nachdem ihre mit brennbaren Stoffen übertünchten Kleider angezündet worden, als Fackeln, die in langen Reihen ihm zu seinen nächtlichen Rennspielen leuchten mußten. In dieser grausamen Christenverfolgung, erzählt die Legende, wollte Petrus, der immer rasche und feurige, aber immer auf den Wellen untersinkende und durch den Hahnschrei an seine Schwachherzigkeit gemahnte Petrus fliehen und hatte schon die Mauern der Stadt hinter sich. Da begegnete ihm Christus auf der Via Appia, der alten nach Großgriechenland führenden Straße, auf der Stelle, wo jetzt das Kirchlein steht: Domine quo vadis, Herr wohin gehst du? Mit diesen Worten redete Petrus den Herrn an und Christus ermahnte ihn, ein standhafter Zeuge der Wahrheit zu sein. Da kehrte Petrus nach Rom zurück und ward mit dem Kopfe unterwärts ans Kreuz geschlagen.

Aus der Asche der Blutzeugen aber ist die Gemeinde Christi immer herrlicher emporgestiegen. Die Festigkeit, mit der die der Religion halber angeklagten Christen sich weigerten, ihren Herrn zu verleugnen, die Götter anzurufen und vor den Bildnissen der Kaiser Wein und Weihrauch zu opfern, der stille, aber hohe Muth, mit dem sie in den Tod gingen, oft in den martervollen Tod, mitten unter Hohn und Spott und Verachtung, die Freudigkeit, mit der sie der Welt Abschied gaben, um nur unsträflich vor dem Angesicht des Herrn der Herrlichkeit zu erscheinen, dieser feste, freudige Muth hat die Welt überwunden, hat Tausende aus ihrem Taumel aufgerüttelt und nüchtern gemacht, hat den Massen gezeigt, wie stark den Einzelnen, und wär's der Verachtetste und Aermste, die Kraft macht des Glaubens.

Die gewöhnlichste Strafe für die Christen war, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Im Coliseum zu Rom, dem großen Amphitheater des Vespasian, dem Schauplatz der großen römischen Kampfspiele, sind unzählige Christen von den Klauen und Zähnen der Tiger, Panther, Löwen und Leoparden Afrika's zerfleischt worden: hier, wo jetzt vierzehn Altäre mit den Leidensstationen Christi um die ungeheuern, zerfallenen, röthlichen Mauern herumstehen, ein Kreuz in der Mitte, ist nicht bloß classischer, sondern auch heiliger Boden, das edelste Blut der frömmsten Menschen ist hier in Strömen geflossen.

Im Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christus, wenige Jahre nachher, als der Apostel Johannes zu Ephesus gestorben war, im hohen Alter, der Lieblingsjünger des Herrn, der einzige unter den Aposteln, der nicht den Märtyrertod gestorben, dessen letzte und einzige Lehre war: „Kindlein, liebet euch unter einander!" — war die Zahl der Christen schon äußerst bedeutend. Unter Trajan's Regierung, fand der vom Kaiser als Statthalter nach Bithynien und dem Pontus gesandte jüngere Plinius, der Neffe des Naturforschers, die Menge der Christen in Kleinasien schon so bedeutend und jetzt schon außer den Städten auch auf dem Lande herangewachsen, daß die Tempel verlassen und verödet standen, niemand mehr Opferthiere kaufen wollte, der gewöhnliche Gottesdienst ganz vernachlässigt wurde. Sein Bericht an den Kaiser ist noch erhalten, er sagt darin unter andern Folgendes: „Die Summe der

Schuld oder des Irrthums der Christen ist, daß sie sich an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang versammeln und in zwei Chören ein gemeinschaftliches Lied singen zu Ehren Christi, als eines Gottes, daß sie sich feierlich verbinden, nicht zu einem Verbrechen, sondern dazu, keinen Diebstahl, keinen Mord, keinen Ehebruch zu begehen, ihr gegebenes Wort nicht zu brechen und ein anvertrautes Gut nicht abzuleugnen, daß sie dann gewöhnlich aus einander gehen und am Abend wieder zusammen kommen, um ein gewöhnliches unschuldiges Mahl einzunehmen." Trotz dieses glänzenden Zeugnisses von der Unschuld der Christen ließ Plinius dieselben, wenn sie auf wiederholtes Befragen, ob sie Christen seien, dabei beharrten, hinrichten, er verlangte blinden Gehorsam gegen die Religionsgesetze des Staats.

Trajan befahl in seiner Antwort an den Statthalter, dessen bisheriges Verfahren er billigte, die Christen nicht aufzusuchen, sondern nur wenn sie angezeigt würden, nach den gegen die Conventikel und geheimen Gesellschaften bestehenden Gesetzen gegen sie zu verfahren. Doch ward unter ihm, diesem sonst gerechten Kaiser, der heilige Ignatius, Bischof zu Antiochien, der in seiner Gegenwart für die Christen gebeten, den wilden Thieren zu Rom vorgeworfen. Weit strenger als Trajan, der die Christen als Schwärmer mehr ignorirte, und als Antonin der Fromme, der sich ganz tolerant gegen sie erzeigte, verfuhr der Philosoph Marc Aurel, er ließ sie aufsuchen und verfolgen und unter Martern hinrichten. Unter ihm starb Polycarp, Bischof von Smyrna, den Märtyrertod in den Flammen, entschieden sich weigernd, seinen Herrn und Heiland, dem er sechs und achtzig Jahre gedient und der ihm während dieser Zeit lauter Gutes und Wohlthat erwiesen, zu verleugnen und zu verfluchen. Eben so tolerant, wie Antonin, der Fromme, war Alexander Severus und den Philippus Arabs, einen seiner Nachfolger machen Eusebius und Hieronymus gar schon zu dem ersten christlichgesinnten Kaiser. Desto schwerer war die Verfolgung unter den Kaisern Decius und Valerianus: um diese Zeit ist der heilige Cyprian, Bischof von Carthago enthauptet, der Diaconus Laurentius zu Rom auf dem Roste gebraten worden. Endlich gab Gallienus im Jahre 259 ein Edict für freie Religionsübung der Christen, über vierzig Jahre

lang bis 303 blieben sie nun in Ruhe. Dann aber kam die schwerste Verfolgung, es kam jenes furchtbare Edict des Diocletian vom Palast von Nicomedien in Kleinasien, ohnfern von Nicäa erlassen, welches die unverholene Absicht, das Christenthum völlig auszurotten, hatte. Es ward darin befohlen: „alle Kirchen der Christen sollten zerstört, die heiligen Schriften verbrannt, alle nicht verleugnende Christen ihrer Würden und Ehren beraubt, die Folter gegen sie angewandt, sie ohne Unterschied des Standes und Ranges zum Tode verurtheilt werden. Gegen sie soll jede Klage gültig sein, sie aber sollen niemand verklagen können. Christliche Sklaven sollen nicht frei gelassen werden dürfen.“

Hierauf begann das Einreißen der Kirchen, das Zwingen zum Opfern, das Peitschen, das Foltern, das Hinrichten. Jede Provinz hatte ihr eigenthümliches Marterwerkzeug: das langsame Feuer in Mesopotamien, das Rad in Pontus, das geschmolzene Blei in Cappadocien. „Sie sind nicht werth, wie Menschen behandelt zu werden,“ sagten die römischen Behörden, beim Leuchten der Scheiterhaufen schrieben die Philosophen gegen die Christen. Der furchtbarste Wüthrich war der Kaiser Galerius, von ihm sind ganze Haufen von Christen, auf Schiffe verpackt, in die Tiefe des Meers versenkt worden: er war es aber auch, der, von Gewissensmartern gequält, in seiner letzten schmerzhaften Krankheit den Befehl ertheilte zur Einstellung der Verfolgung 311, acht Jahre hatte diese entsetzliche Jammerzeit gewährt. In diesen acht Jahren haben tausende von edeln Menschen die Märtyrerpalme errungen und die weißen Kleider, aus großer Trübsal entkommen. Die Verordnung des Galerius besagte: „da die Kaiser wahrgenommen, daß die Christen, ohngeachtet aller Versuche, sie in die väterliche Religion zurückzuführen, in ihrer Denkart beharrten, so sollten sie wieder Christen sein und Versammlungen halten dürfen, die Kaiser aber, die ihre gewohnte Gnade auf sie ausdehnten, erwarteten, daß sie zu ihrem Gotte nun für ihr, der Kaiser Wohl beten würden, auf daß der Staat wohl erhalten bleibe.“

Aus den Kerkern, den Bergwerken, den Oertern der Verbannung kehrten nun die Christen zurück; die Ruhe blieb, ja

wenige Jahre darauf ward durch Constantin den Großen die christliche Religion zur Staatsreligion erhoben.

Die größte Revolution, die sich jemals begeben, die Ausbreitung des Christenthums war langsam und fast unmerklich zu Stande gekommen, denn es war eine innerliche Revolution, eine Bewegung in den Herzen der Menschen. Diese Menschen des römischen Reichs konnten die grauenvolle, innere Leere nicht mehr ertragen, die die Auflösung der alten Religionen herbeigeführt hatte. Die römische Religion war wesentlich eine Religion des Ceremoniels, wie die griechische eine mythische, eine poetische war. Schon zu Cicero's Zeiten kam sie in Verfall, die Auspicien und Augurien, die sonst so heilig gehalten worden waren, daß die Römer kein Staatsgeschäft ohne sie anfingen, kamen in Abgang. Cicero spricht schon von der seltsamen Stellung der Auguren, wie sie sich verhalten, wenn einer dem andern begegnet. Man glaubte nicht mehr an diese Dinge. Der Kritiker Varro, der gelehrteste Mann von Rom mit Cicero, Zeitgenoß desselben, hat die herbsten Klagen über diesen Verfall der Religion. Er behauptet, es sei nothwendig, daß das Volk viele Wahrheiten nicht wisse und viele falsche Dinge glaube und der heilige Augustinus bemerkt bei dieser Stelle, die er in der civitate Dei anführt, damit habe er das ganze Geheimniß verrathen, wodurch Staaten und Völker regiert würden, freilich konnte sich seine Bemerkung nur auf heidnische Staaten beziehen — christliche sollen anders regiert werden. Da nun die alte römische Religion den Gemüthern der Menschen nicht mehr genügte, führte man fremde Gottesdienste ein, die griechischen Mysterien kamen nach Rom, insonderheit der Dienst des Bacchus, die Bacchanalien schon frühzeitig, dann die eleusinischen Geheimnisse, der Demeter, oder Ceres zu Ehren gefeiert, die sogenannten Cerealien oder Demeterfeste. In diesen Mysterien und Festen, zu denen die Lupercalien, das Fest des Pan und die Saturnalien, das dem Saturnus, einem Hauptgott in Rom gewidmete, eigenthümlich römische Fest, das um die Weihnachtszeit fiel und ein Hauptjubelfest war und viele andere kamen, feierte man jene kolossalen Orgien voll Schlemmerei und Wollust. Als unter August Egypten zum Reiche gekommen war, fanden, wie ich schon oben angedeutet habe, die Mysterien der Isis und der Dienst

des Serapis außerordentlichen Eingang und verbreiteten sich nicht nur über Rom, sondern weit hin über das ganze römische Reich, trotz aller dagegen erlassenen Befehle. Es kam auch die Zauberei und Sterndeuterei aus Egypten: August war sehr der Astrologie ergeben, unter Domitian's Regierung machte ein Mann aus Kappadozien, Apollonius von Tyana, ein pythagoräischer Philosoph, großes Aufsehen, er stand im Rufe, ein Zauberer zu sein, er hatte genau die Todesstunde des Domitian vorausgesagt. Der ungeheuern Genußsucht folgte der bitterste Ekel, dem grobsinnlichen Materialismus das tiefste Gefühl der Schuld nach. Man griff zu den abgeschmacktesten Entsündigungsmitteln, führte die sogenannten Taurobolien ein. In denselben Tempeln der Cybele, der Mutter aller Götter, die von feilen Dirnen wimmelten, und wo die scheußlichsten Mysterien vorgestellt wurden, fanden Reinigungen statt, indem die Büßenden sich unter einem Gerüst von dem abfließenden Blut der geopferten Stiere beträufen ließen. Unter den Antoninen geißelte der witzige Lucian mit seinem schärfsten Spotte in seinen Götter- und Todtengesprächen die alte Religion mit ihren abgelebten wollüstigen Mythen und Mysterien und die alten ebenso abgelebten Philosophien. Endlich brachte jener Imperator Heliogabal, früher Priester der Sonne zu Emesa in Syrien, den üppigsten Cultus, den syrischen Sonnendienst nach Rom. Ein schwarzer, angeblich vom Himmel gefallener Stein, unter dem man zu Emesa die Sonne verehrte, ward in Procession durch die Straßen Roms gefahren, der Kaiser selbst führte die Zügel des Wagens, den sechs milchweiße Pferde, mit reichen Decken behangen, über voraus gestreuten Goldstaub hinwegzogen, die ersten Beamten des Reichs verrichteten in langen phönizischen Gewanden den Cultus, Opfer von Thieren, kostbaren Weinen und Rauchwerk, syrische Mädchen tanzten ihre wollüstigen Tänze dabei unter Begleitung von rauschender, wilder Musik. Auch Kinder ließ Heliogabal schlachten zu den magischen Operationen, die zu diesem neuen Cultus gehörten, wie er sagte; die Kinder der Vornehmsten nahm dieser boshafte Kaiser am liebsten.

So ward Rom ein Sammelplatz der verschiedenartigsten Culte. Es ist bekannt, daß jener Kaiser Alexander Severus, der den Christen so günstig war, in seinem Lararium, sei-

ner Hauskapelle Orpheus und Abraham, jenen obengenannten Apollonius von Tyana und Christus neben einander verehrte.

So wenig Befriedigung die neu eingeführten Gottesdienste den Römern verschaffen konnten, so wenig vermochten die herrschenden Philosophien ihnen Halt und Ruhe zu geben. Zwei Philosophien, die epicureische und die stoische, herrschten damals im römischen Staat, aber weder der feine, raffinirte Sinnengenuß der Epicureer, noch die unempfindliche Kaltblütigkeit der Stoa mit ihrer traurigen Lehre vom unabwendbaren Verhängniß, dem Fatum, ersetzten für das Gemüth den alten Glauben an die Götter, füllten die große Lücke aus im Bewußtsein der Menschen.

So traf das Christenthum Rom: dem tiefen Sehnen unsterblicher Seelen brachte es wieder einen tiefen unendlichen Inhalt entgegen. Es wird hier an der Stelle sein, freilich nur in einem kurzen, gedrängten Ueberblick diesen Inhalt des Christenthums, den die ausgehöhlte alte Welt mit solcher Inbrunst in sich aufnahm, zu charakterisiren. Ich habe mehrmals angeführt und ich habe an der Spitze der nachfolgenden Erörterung ausdrücklich und nachdrücklich es zu wiederholen, daß das Christenthum eine Religion ist für die Herzen der Menschen. Seine ganze Glorie und Herrlichkeit liegt darin, daß es sich allen Menschen anbietet, die kein Genügen in sich selbst finden, sondern die ein Verlangen, eine Sehnsucht fühlen in ihren Herzen, in den Frieden und die Ruhe einzugehen, die nicht von dieser Welt ist, die in der Vereinigung mit Gott und in der Gemeinschaft der Menschen, im Glauben und in der Liebe gefunden wird. Die christliche Religion ist die allgemeine Religion, sie schüttet ihr Heil aus über alle Menschen auf Erden, unangesehen, ob sie hohe Geistesanlagen oder niedere empfangen haben, unangesehen, ob sie reich und hochgestellt sind im Leben oder arm und niedrig, Herren sind oder Sklaven. Ja gerade vorzugsweise wendet sie sich an die, die rechte Sehnsucht nach etwas Höherem außer sich empfinden, an die, die arm sind an Geist, an die Mühseligen und Beladenen in dieser Welt, an die Leidenden und Betrübten auf dieser Erde. Christus sagt ausdrücklich: „Ein Reicher" — d. i. ein Eigenehriger, Hoffährtiger, Geiziger — wird

schwerlich in's Himmelreich eingehen; in der schönen Bergpredigt preist er ausdrücklich selig, die da geistlich arm sind, die da Leid tragen — den Armen, den Demüthigen soll das Evangelium vorzugsweise verkündigt werden.

Und hier ist der erste Punkt, in welchem das Christenthum himmelweit die alten Mysterien und Philosophien, auch die herrlichsten überragt. Denn alle diese Mysterien gingen nur einer bevorzugten Classe zu Gute, alle diese Philosophien setzen mehr oder weniger Geistesgaben voraus, ohne diese sind sie nicht zu begreifen, nicht aufzufassen, Gemeingut der Massen kann eine Philosophie, wie die platonische ist, nimmermehr werden. Die Philosophie ist die Domaine der Aristokratie des Geistes, das Christenthum ein Geschenk unsers himmlischen Vaters für alle Menschen und Völker, für alle Stände, für alle Geschlechter. So erhaben und tief die christliche Religion ist, daß sie kein Weisester der Erde jemals wird ausforschen können, so einfach und kindlich faßlich ist sie: hier, wie sonst nirgends auf der Welt, ist der höchste Verstand und die kindlichste Einfalt in Eines verschmolzen. Die Worte: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort," für die die alten Philosophen eine so große Bewunderung hatten, daß sie sagten, man solle sie mit goldnen Buchstaben an die Eingänge der Tempel schreiben und die Worte: „Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit" diese Worte, das wahre Geheimniß der Welt, hat keine der alten Philosophien, keines der alten Mysterien gefunden und konnte sie nicht finden.

Ein zweiter Hauptpunkt — die Zeit gestattet mir nicht, mich umfassender auszusprechen — worin das Christenthum alles, was die alten Mysterien und Philosophien geboten haben, übertrifft, ist die tiefe Innerlichkeit, die es durchdringt, die sein Lebensprinzip ist. Nirgends im ganzen Alterthum ist das Einssein des einzelnen Menschen mit Gott und dem ganzen Menschengeschlecht im Glauben und in der Liebe so bestimmt und lebendig ausgesprochen worden, als es im Christenthum geschehn ist. Es ist bekannt, wie Sokrates, Gott und Mensch und Griechen und Ausländer sehr entschieden aus einander haltend,

sich noch von seinem Dämon in jeder Beziehung unterschied, Sklaven und Barbaren sich ganz wohlgefallen ließ. Im Christenthum leben und weben und sind alle Menschen in Gott, das Reich Gottes ist in uns, wir werden theilhaftig der göttlichen Natur, Gott offenbart sich uns, er wohnet in uns — versteht sich im Glauben und in der Liebe. Im Christenthum sind alle Menschen Gleiche und Brüder, die natürlichen Stände und Ungleichheiten und die dadurch bedingten Ungleichheiten der bürgerlichen Gesellschaft hebt das Christenthum nicht auf, mahnt aber auf's Nachdrücklichste, sie verschwinden zu machen durch und in der Liebe, der hingebenden, aufopfernden christlichen Liebe. Man braucht nur das siebzehnte Kapitel des Evangelium Johannis durchzulesen, wo das sogenannte hohepriesterliche Gebet steht, das Christus an seinem letzten Abendessen mit den Jüngern gesprochen vor seinem Leiden, um es recht klar zu ermessen, wie jenes Einssein der Menschen mit Gott und unter sich, jene innigste Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe das Hauptstück war in seiner ganzen Lehre. Er bittet hier zu seinem himmlischen Vater: „daß sie alle eines seien, gleich wie du Vater in mir und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie eines seien, gleich wie wir eins sind. Ich in ihnen und du in mir, auf daß sie vollkommen seien in eines.“ Fünfmal hintereinander wird hier dieses Einssein ausgesprochen.

Dieses Prinzip des Einsseins, der Immanenz, des Wohnens Gottes in den Menschen, ist es, worauf man großes Gewicht legen muß. In diesem Prinzipe liegt ein unendlicher Fortschritt: das tiefste Verständniß des innerlichen Verhältnisses der Menschen zu Gott und unter einander ist dadurch aufgeschlossen worden. Es will etwas bedeuten, das, was Christus sagt: „Das vornehmste Gebot ist: du sollst Gott lieben über Alles — das andere aber ist diesem größestem Gebote gleich: du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst.“ Die Identität beider Gebote ist allerdings das Innerlichste und Tiefste, was das Christenthum ausgesprochen hat. Wohl zu merken aber ist, was ich andeutete: dieses Einssein ist bedingt durch den Glauben und die Liebe. Das Christenthum ist wesentlich praktisch, es steht nicht

in Worten, sondern in Kraft. Es kommt alles auf das Thun an und auf die liebe- und demuthsvolle Gesinnung, in der etwas gethan wird. „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete — was ihr gethan habt einem unter diesen meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan — an den Früchten will Christus die Seinen erkennen, ausdrücklich. Ohne Glauben und ohne Liebe sind wir nicht eins mit Gott und den Menschen — es scheidet der Unglaube, es muß, was geschieht, um Gottes willen geschehen, nicht aus Stolz und Heuchelei, es scheidet die Härte und der Haß. Und dann: Gott ist nicht bloß ein immanenter Gott, der Wohnung macht in seinen Geschöpfen, die ihr Herz ihm darbringen, er, der Schöpfer, geht nicht in der Schöpfung auf, er steht über der Schöpfung, wie er sie innerlich durchdringt, er ist in der Welt und außer der Welt, er ist ein immanenter, aber zugleich auch ein transcendenter Gott: es ist gerade dies das Geheimniß Gottes und der Erlösung, das sich aber offenbart hat durch Christus, den Erlöser, so weit es zu unserer Seligkeit nöthig. Beides, daß Gott in und über der Welt ist, ist fest verbunden zu halten: die Theologen irren, wenn sie Gott nur als einen vorzugsweise jenseitigen und außerweltlichen darstellen und Strauß, dem übrigens der Ruhm bleibt, das sehr in den Hintergrund gedrängte Prinzip der Immanenz zuerst wieder energisch gegen die Dogmatiker vertreten zu haben, Strauß irrt, wenn er Gott als einen nur diesseitigen, nur den Menschen inwohnenden Gott darstellt. Vortrefflich hat dies Professor Rosenkranz in seiner Recension der Straußischen Dogmatik in den Berliner Jahrbüchern ausführlich erwiesen. Durch jene Theologen ist das Christenthum, die Kirche, zu einer rein äußerlichen Anstalt verknöchert, zur Erstarrung gebracht worden, alle edle, tiefere Seelen sehen mit Trauer die Trümmer dieser erstarrten Kirche, die wenigstens in Deutschland keine lebendige Gemeinschaft mehr bietet — Strauß dagegen hat in seiner festen Consequenz allerdings das Leben Jesu Christi, das Erlösungswerk, diesen Stern und Kern der christlichen Religion, zu einem Mythus verflüchtigen müssen. Christus aber, der Erlöser, der geoffenbarte Gott, ist eine wirkliche, eine historische Person, die Weltgeschichte protestirt gegen einen Mythus von Christus, sie hält sich an die großen, durch die treue-

sten und redlichsten Zeugen der Wahrheit verbürgten Thatsachen des Lebens Jesu Christi. Sie protestirt eben so entschieden gegen die äußerliche Kirche, mit ihrem gelehrten, dürren Formel- und Dogmenwerk von einem überweltlichen Gott, welches die Theologen für Christenthum ausgeben und was das Christenthum im Anfange nimmermehr war: sie, die Weltgeschichte, hält sich an die wahre, innerliche Gemeinschaft, an die lebendige Kraft und den hohen Geist, mit dem diese wahre innerliche Gemeinschaft die Herzen der Menschen erfüllt hat, erfüllt und ewig wird erfüllen. —

Was die Verschmelzung der Menschen durch die christliche Liebe zu einer großen, einigen Familie desselben himmlischen Vaters, das Gleichmachen der Menschen; der Vornehmen und Niedern, der Reichen und Armen, der Herren und Sklaven, in dieser Liebe insonderheit betrifft, so hat man sich namentlich den Zustand der Sklaven unter den Römern bei weitem nicht so mild darzustellen, als wie ich ihn bei den Atheniensern bezeichnete, die sich überhaupt im Alterthum durch die meiste Humanität ausgezeichnet haben. Die Römer näherten sich in dem Punkte der Behandlung der Sklaven weit mehr den rauhern Spartanern, die Härte, ja Grausamkeit der Römer gegen die Sklaven, die im Volkscharakter lag, war furchtbar. Die alten Schriftsteller, die römischen Gesetze weisen Züge der größten Unmenschlichkeit nach. Die römischen Herren hatten das Recht über Leben und Tod der Sklaven, sie konnten sie an die Gladiatoren verkaufen, den wilden Thieren vorwerfen, sie mußten sich zu den schändlichsten Handlungen zwingen lassen, namentlich die weiblichen Sklaven zur Preisgebung, zur Prostitution und doch war, wie ich früher erwähnt habe, in den Händen dieser Sklaven die Erziehung der Kinder. Bei den Gastmählern ihrer Herrn mußten die Sklaven zuweilen ganze Nächte aufmerksam auf Einem Fleck stehen, für ein einziges Husten oder Niesen wurden sie mit Peitschenhieben bestraft. Zerbrachen sie ein Gefäß, so wurden sie in die Fischweiher geworfen, um mit ihrem Körper die beliebten Muränen zu mästen. Kranke Sklaven überließ man ihrem Schicksal oder ließ sie erschlagen. Man sieht an diesen einzelnen Zügen, was alles hier das Christenthum aufzuräumen hatte und es hat aufgeräumt, hat diese unmenschlichen Behandlungen aus-

gerottet, hat die Herren dieser Sklaven übermocht, sie für etwas Besseres, als Thiere anzusehen.

Ein dritter Hauptvorzug des Christenthums nämlich, durch den es die antike Sitte und Weltanschauung wesentlich geläutert und gereinigt und umfassend segensreich gewirkt hat, ist der tiefe Zug der Milde, der durch dasselbe hindurch geht, und überhaupt die entschiedene Liebe zum Frieden, die es von Grund aus durchdringt. In den letzten Zeiten der despotischen Kaiser war ein furchtbar grausames Strafrecht aufgekommen, man strafte mit dem Kreuze, dem Feuer, der Erdroßlung, dem Ausliefern an die wilden Thiere, dem Peitschen bis zum Tode, der Arbeit in den Bergwerken, der Deportation auf wüste Inseln. Man hatte die Tortur eingeführt, die Folterbank, durch welche die Gliedmaßen auseinander gezogen, die Knochen vom Leibe losgetrennt wurden, die Messer von glühenden Eisen, das Hakenziehen, das Zerreißen durch Klauen und Nägel. Das schreckliche Julische Gesetz, das Gesetz wegen des Majestätsverbrechens gegen das Staatsoberhaupt, ward durch die finstre Besorgniß der Tyrannen und die Niederträchtigkeit der Richter in alle Processe eingeschoben. Es kam so weit, daß man jeden zahlungsunfähigen Schuldner mit dem Tode bestrafte, keinem Angeklagten einen Vertheidiger beigab. Die Art der Strafen, die Grenzen der Martern — dieß war das Schrecklichste von Allem — wurden dem Ermessen der Obrigkeiten überlassen. Erbarmen und Menschlichkeit ist auch hier erst wieder durch das Christenthum in die Herzen der Mächtigen der Erde gekommen, wir finden schon unter den ersten christlichen Kaisern einige mildere Verordnungen, die der Grausamkeit und Härte der alten peinlichen Gesetze sich entgegen stellen, doch erhielt sich im byzantinischen Reiche das grausame Strafrecht: es lag diese Härte im römischen Blute; die deutschen Völker waren es, die das Christenthum annahmen, welche die Milde desselben auch in ihre Gesetze übertrugen, ich werde darauf, wenn ich von den sächsischen Kaisern spreche, zurückkommen. Das freie Mittelalter hindurch befleckte man sich nicht mit so blutigen Gesetzen, die Tortur kam in Abgang, erst der neue Despotismus der Päpste führte sie wieder bei der Inquisition ein, und der noch neuere Despotismus der Fürsten nahm noch später diese Martern auch in die weltliche Gesetzgebung

wieder über, wie er überhaupt das harte römische Criminalrecht annahm, als sehr bequem und geeignet, seine Zwangherrschaft zu stützen. Sehr schön sagt Chateaubriand: „Wir beachten nur zu wenig die durch die Sanftmuth Jesu in die Gesetze eingeführten Verbesserungen. Man kann sich nicht vorstellen, wie heilsam jenes Beispiel des am Kreuze für seine Feinde betenden Erlösers, das in den Jahrhunderten der Barbarei und des Despotismus unaufhörlich in das Gedächtniß zurückgerufen wurde, für die Menschheit gewesen ist.“

Ich sagte schon oben: bei der Geburt Christi schon, durch die Verkündigung der Engel ward das Evangelium, die frohe Botschaft vom Reiche Gottes, als eine Religion des Friedens angekündigt. Auch mit diesem Prinzip des Friedens trat das Christenthum der ganzen alten Welt entgegen, dessen Geist und Wesen durchgängig auf dem Krieg steht. Schon die Religion der Alten beförderte diese Weltanschauung, die Götter der Griechen und Römer waren nur nationale Götter, olympische Götter, Götter der ewigen Roma und der Rom unterworfenen Völker, die man in Rom aufnahm, sie kannten keine Religion für alle Menschen, sie kannten auch nur Bürger und Barbaren, Barbaren mit fremden Göttern. Krieg war die Losung im ganzen Alterthum, Krieg gegen alles, was nicht zur Nation gehörte, was fremden Göttern diente. Ganz anders lautete die christliche Lehre: sie befahl alle Menschen, alle Völker zu lieben, alle anzusehen als Kinder desselben einigen himmlischen Vaters. Das ganze Mittelalter hindurch ward die Ansicht im Großen und Ganzen festgehalten, daß Frieden sein solle auf Erden, daß Frieden der Hauptzweck des Christenthums sei. Der höchste Satz des Augustinus in seinem berühmten Buch von der Stadt Gottes ist eben dieser. Freilich beschränkte man diesen Frieden, durch die irrige Lehre von der äußeren Kirchengemeinschaft verführt, auf die christliche Welt, im Gegensatz der Heiden, die man mit Gewalt in die Kirche einzugehen, zu nöthigen sich nicht scheute nach den sehr falsch verstandenen Worten: Cogite intrare. Es ward dies aber eben eine irrig Lehre, die nur in dem falsch verstandenen Christenthum ihre Wurzel hatte, wie das Papstthum es auslegte. Aber die Stellung des Papstes als Schiedsrichters der christlichen Welt, das Institut des Gottesfriedens im Mittelalter weisen unverkennbar die Tendenz nach,

die man festhielt, Frieden zu halten, so viel möglich. Die Reformation hat dieses Hauptprinzip mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen. Luther schreibt an den Churfürst Johann von Sachsen: „Es liegt mehr am Frieden, denn am Recht, ja die Rechte sind um des Friedens willen gestellt.“ Dies war auch der Grund, weshalb Luther so beharrlich und fest sich widersetzte, Krieg wegen der Glaubensverbesserung anzufangen, er schrieb dem Churprinzen Johann Friedrich in diesem Sinne: „Krieg gewinnt nicht viel, verliert aber viel und waget alles, aber Sanftmuth verliert nichts, waget wenig und gewinnt alles. Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Land erben.“ Es ist bekannt, wie der Krieg Johann Friedrichs durch dessen Niederlage bei Mühlberg und der Krieg Moritzens gegen Karl V. trotz dessen Sieg in der Ehrenberger Klause Deutschland zum Verderben ausgeschlagen: was hat das deutsche Vaterland, was hat die christliche Religion gerade seit diesen zwei Kriegen für die Religion leiden müssen! Was kam nach diesen Kriegen? Der schreckliche Religionsfrieden von Augsburg, in dem die deutsche Fürstenaristokratie den Satz: cujus regio ejus religio durchsetzte, nach welchem die Unterthanen des Glaubens ihres Landesherrn sein, oder wenn dieser ihn änderte, werden mußten oder auswandern. Es kam der dreißigjährige Krieg, der alle Blüthen Deutschlands zerknickte. — Das Christenthum erficht alle seine Siege immer nur im Frieden. Waffenkriege, wie Wortkriege sind durchaus gegen sein Wesen. Die ersten Christen, die der weltliche Arm nicht beschützte, sondern verfolgte, und die sich nicht um Formeln zankten, sind die besten Christen gewesen, ihre friedlichen, stillen Tugenden haben die Welt gewonnen, und ihre Eroberungen sind sichere, bleibende Eroberungen gewesen. Noch jetzt ist das meiste Christenthum da, wo der weltliche Arm sich nicht darum bekümmert, wo man nicht in Worten das Reich Gottes sucht, sondern in der Kraft und in der Liebe.

Ein vierter Hauptpunkt endlich, worin das Christenthum eine ganz außerordentliche Wirkung hervorgebracht, einem ungeheuerem Verderben gesteuert, einer grenzenlosen Versunkenheit aufgeholfen hat, ist die Wiedereinführung der Zucht und Ehrbarkeit an die Stelle der alle Schranken der Wohl=

anständigkeit und natürlichen und sittlichen Scheu überschreitenden Lasterhaftigkeit der alten Welt. Die Römer in den Zeiten ihres Verfalls vereinigten die Härte und Grausamkeit der Spartaner mit der Schlemmerei und Wollust der Athenienser. Die Ausschweifungen der Griechen und Römer sind kolossal, sowohl die Debauchen in Gastmählern, als die Excesse in der Geschlechtsliebe. Die mittelalterliche Ueppigkeit der Italiener, namentlich in der römischen Babel, die Galanterien und Orgien Frankreichs vor der Revolution kommen ihnen nicht gleich, sie waren wenigstens nicht so allgemein, sie beschränkten sich mehr auf die Höfe der Päpste, der Könige und Fürsten, auf die höhere Gesellschaft. In Rom und Athen war das ganze Volk von Laster und Luxus angesteckt. Die Schlemmereien der römischen Großen sind unübertroffen geblieben, es standen ihnen ja, diesen Römern, alle Schätze der Erde zu Gebote, der Orient mit seiner Pracht und der Occident mit seinen feineren Genüssen gewährten eine Entfaltung der irdischen Herrlichkeit, von der die Erzählungen wie Mährchen, zauberhaft klingen. Kaiser Heliogabal erreichte nur die höchste Höhe in dieser Ausbeutung des irdischen Lebensgenusses in den Regionen der Prasserei und zog allerdings die Leiter hinter sich nach. Seine Schmausereien, die er seinen Kameraden gab, boten die seltensten und ausgesuchtesten Leckereien aller Welttheile, es war ganz herkömmlich, daß man von den einzelnen Thieren, Vögeln, Fischen nur das Leckerste genoß, seine Tafel-Canapee's waren von massivem Silber, aus beweglichen Figuren flogen Blumen, Rosen, Hyacinthen, Narcissen und Veilchen auf die Tafelgenossen, daß sie davon fast erstickt wurden, die kostbarsten Parfüms nährten die Lampen dieser festlichen Schmausereien, die bisweilen zwanzig und mehr Gänge von Speisen zählten. Zwischen jedem Gang wusch man sich und warf sich in die Arme einer neuen Frau. Schon zu Cicero's Zeiten waren die Schmausereien allgemeine Sitte. Man badete vorher in kaltem oder lauem Wasser, das oftmals zur Hälfte mit Wein gemischt war. Man reizte sich durch künstliches Erbrechen, durch Flaumfedern. Rom füllte sich mit Gourmands und Schwelgern. Apicius zu August's und Tiber's Zeit hat sprichwörtlichen Ruf erlangt. Nach der Mahlzeit rief man entweder Gladiatoren herbei und der Saal schallte von Bei-

falljauchzen, wenn einer der Fechter den Todesstreich empfing, oder man ging zu den unglücklichen Kindern, die auf den Polstern saßen, um die Schwächung zu erwarten*).

Die Knabenliebe, diese unnatürliche Wollust, ist ein furchtbarer Fleck des Alterthums: sie und die Concubinen- und Hetärenwirthschaft waren ganz gewöhnliche, herrschende, sich wie von selbst verstehende Sachen durch's ganze Alterthum hindurch**). Die Menge der zu Pompeji aufgefundenen unzüchtigen Bilder, die Inschriften an den Pforten der liederlichen Häuser, geben einen klaren und tiefen Einblick in den Umfang der Prostitution,

*) Das erste Capitel des Römerbriefs enthält die Stelle: „Gott hat sie hingegeben in schändliche Lüste. Denn ihre Weiber haben verwandelt den natürlichen Brauch in den unnatürlichen. Desselbigen gleichen auch die Männer haben verlassen den natürlichen Brauch des Weibes und sind aneinander erhitzt in ihren Lüsten und haben Mann mit Mann Schande getrieben."

**) Alexander machte seine Soldaten erröthen, wegen seines vertrauten Umganges mit dem Eunuchen Bagoas. Euripides macht sich lustig über Sophokles, dem ein Jüngling, mit dem er hinaus gegangen, den Mantel entwendet, er erklärt ihm, daß er um Nichts denselben Jüngling gehabt habe. Die alten Philosophen, sogar Plato und Sokrates, der für den weisesten unter den Menschen gehalten wurde, sind für die Freundschaft der Männer, die die Liebe vermittelt, die Freundschaft, die bei Athenäus schon auf Ganymedes und Jupiter, den Hauptgott der Griechen und Römer, zurückgeführt wird, diesen Jupiter, der sich auch in einen goldnen Regen, in einen Stier verwandelt, um Frauen und Jungfrauen zu verführen, die Semele und Europa.

Nach Suidas und Zonaras war in Athen der Preis der Buhlerei und Unzucht vom Staate bestimmt, im Tempel zu Korinth waren tausend bis zwölfhundert feile Dirnen der Mutter der Liebe gewidmet. Auch in Rom kam der Tribut der öffentlichen Dirnen in den Schatz, die Tempel der Cybele, des Priapus, der Flora, das Adonis waren öffentliche Bordelle. Perikles lebte öffentlich mit der Frau seines Sohnes, er vertheidigte Cimon öffentlich wegen seiner Blutschande mit Elpinice, seiner Schwester und erlangte durch seine Beredtsamkeit sie selbst als Preis. Diogenes, der Cyniker in der Tonne tanzte mit der schönsten Hetäre des Alterthums, Lais von Korinth, die zehntausend Drachmen (über 2000 Thaler) für eine Nacht forderte und die sich ihm preis gab. Die frevelhafte Unzucht Tiber's, die Blutschande Caligula's, die Ausschweifungen der Messalina, des Vitellius, des Domitianus sind in den Geschichten aufgezeichnet, Nero verheirathete sich öffentlich mit Männern, durch die Wunde, sagt Chateaubriand, die er dem Porus beibrachte, erfand er eine neue Frau.

wie sie im Alterthum im Schwange ging. Die Kirchenväter Clemens von Alexandrien, der heilige Justinus berichten dieselben scandalösen Dinge, die wir in Ovid, in dem Satyriker Petronius, bei Apulejus, namentlich in dessen Roman, der goldne Esel, aufgezeichnet finden.

Mäßigkeit und Keuschheit sind erst durch das Christenthum wieder in die durch und durch verwilderten und verderbten Massen gekommen. „Die Schamhaftigkeit als Tugend, nicht als Instinkt, sagt Chateaubriand, ist eine Tochter des Christenthums.“ Allerdings hat sein sittiger Athem die alte Welt von dem Pestqualm der Schlemmerei und Wollust nach und nach gereinigt, sie wieder zur Zucht und Ehrbarkeit zurückgeführt. Die christliche Religion, die Vollendung der mosaischen, der jüdischen Religion ist die sittlich reinste Religion, wie sie die allgemeinste und innerlichste und friedlichste ist. Diese vier Kategorien der Reinheit, der Allgemeinheit, der tiefen Innerlichkeit und der Milde und Liebe zum Frieden heben sie weit hinweg über alle Religionen des Alterthums und alle seine Philosophien. Wie contrastiren mit jenem wilden wüsten Leben der Griechen und Römer die sanften, feinen und lieblichen Tugenden der ersten Christen, ihr stilles, geruhiges, heiliges, nur der Liebe der Menschen, der Pflege der Armen, Kranken und Gefangenen gewidmetes Leben! In welcher Hoheit nnd Größe erscheinen jene reinen, christlichen Frauen, die die ersten Märtyrinnen wurden! Damals, ja damals erst hat sich die ganze Schönheit des Weibes entfaltet, jene jungfräuliche, stille Schönheit der reinen Seele des Weibes, die die ganze Welt des Alterthums nicht kannte und die die höchste Schönheit der Welt ist. Damals, durch das Christenthum erst sind die Frauen in ihre ursprüngliche Würde eingesetzt geworden, im Alterthum waren sie meist nur Lastthiere der Männer oder Instrumente ihrer sinnlichen Begierden, sie sind dies noch bei den heidnischen und muhammedanischen Völkern.

Aller Glanz und alle Pracht und alle Freuden der Welt ersetzte jenen ersten Christen ihre herzinnige, lebendige Gemeinschaft unter einander: das war ihre Seligkeit, sich unter einander zu lieben.

In den ersten Zeiten nach dem Hingange Christi, mitten unter Verfolgungen und Drangsal, hat die zarte Pflanze der christlichen

Kirche, der Gemeinde der Gläubigen ihre lieblichsten Blüthen getrieben. Damals war lebendige Gemeinschaft, damals war Glaube und Liebe zu finden, starker, unerschütterlicher Glaube und heiße, inbrünstige Liebe. Damals blühte im Kreuze die Rose, jenes schöne Sinnbild des Christenthums, das wir später in den Sculpturen der mittelalterlichen Dome so oftmals ausgedrückt finden. Mitten im bittersten Leiden hat die stille christliche Liebe die Welt sich gewonnen. Der starre, kalte Egoismus der antiken Welt schmolz unter den Strahlen dieser aufgehenden Sonne, es öffneten sich die in den grobsinnlichsten Materialismus verfallenen Römer und Griechen jenen feineren, höchsten Gefühlen, die diejenige Liebe in die Herzen der Menschen eingießt, die alles verträgt und alles glaubt und alles hofft und alles duldet, diejenige Liebe, die in jedem Menschen, auch in dem Unbegabtesten und Aermsten einen Bruder sieht und eine Schwester. Fest und treu und innig schlossen sich jene ersten Christengemeinden an einander; die Acten der Apostel berichten ausdrücklich: „sie waren ein Herz und eine Seele.“ In dieser Innigkeit der Gemeinschaft strömte eine Quelle der Befriedigung, die die alte Welt nicht gekannt hatte.

Höchst merkwürdig ist es nun, auf die Wahrnehmung zu stoßen, wie in jenen Zeiten der ersten Christengemeinschaften, in jenen gefahrvollen Zeiten, dieses Christenthum doch so durchgehends heiter aufgefaßt wurde, wie der Frieden und die Freude, die den Christen von ihrem Herrn und Meister verheißen worden war, wenn sie wandeln würden in seinem größten Gebot, in der Liebe zu einander, sich in Allem aussprach und Alles durchdrang und Alles erfüllte. Hierüber geben uns nun jene Monumente, deren ich schon oben gedachte, die deutlichsten Belege, jene Monumente der Catacomben zn Rom und Neapel und Syracus und Maltha. Diese Catacomben oder Dormitorien waren die Grabruhestätten und zugleich die Sammelplätze für den Gottesdienst der Christen. Man benutzte dazu natürliche Höhlen, verlassene Steinbrüche, besonders Tuffsteingruben, die sich ohne Mühe erweitern ließen. Hier in diesen unterirdischen Räumen, die durch Lampen und Fackelschein erhellt werden mußten, kam man zusammen, sang, betete und theilte das Abendmahl aus. Hinter den Räumen, wo der Gottesdienst gehalten wurde, öff-

neten sich die langen Gänge der Gräber, neben und in Stockwerken über einander laufend, mit verschiedenen Seitenstollen, endigend im natürlichen Felsen. Es stammen diese Catacomben durchgängig aus der Zeit vom Anfang des dritten bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts, mehrere ältere italienische Gelehrte haben die römischen beschrieben, unter denen die des heiligen Calixtus die ältesten und interessantesten waren, von denen sich aber nichts Erhebliches für die heutige Anschauung erhalten hat. Rom soll sechzig solcher Catacomben haben. In neuester Zeit hat Dr. Bellermann, Pfarrer der St. Paulsgemeinde zu Berlin, eine Darstellung besonders der besser erhaltenen neapolitanischen gegeben, des h. Januarius, des Schutzpatrons von Neapel, dessen Mirakel, welches die katholischen Priester alljährlich dem Volke zum Besten geben, bekannt ist. Diese Catacomben von San Gennaro befinden sich am nördlichen Ende der Stadt, am Abhange der Höhen von Capodimonte, in einsamer, verlassener Gegend. Die Wandgemälde dieser Catacomben nun sind es, die uns in den Geist des damaligen Lebens der Christen blicken lassen. Die Darstellungen derselben schließen sich ganz der antiken Malerei an, wie wir sie von den Bildern von Pompeji her kennen, alle Lebenszustände, die Localitäten, das Costüm, sind antik aufgefaßt, es findet sich die helle Farbengebung ganz im antiken Style. Ueberall sind es aber nur anmuthige, heitere Gegenstände, denen wir begegnen, ländliche Scenen, Weinlesen, Früchte, Blumen, Palmen, Kronen. Die christliche Symbolik tritt uns hier zum erstenmal entgegen: Sinnbilder, in denen der christliche Gedanke nicht zur Schau gestellt wurde, deren tiefere Bedeutung nur den Eingeweihten erkennbar war, z. B. Christus als Lamm, die Taube für den heiligen Geist, beide vereinigt mit den Worten: „du bist mein lieber Sohn an dem ich Wohlgefallen habe," für die Dreieinigkeit; Christus ferner als Weinstock, als Bock, der für die Sünden der Welt geopfert wird, als guter Hirte; die Christen als Fische in Bezug auf den Herrn und seine Boten, als Menschenfischer; der Palmenzweig als Symbol des Sieges, der Vollendung; der Pfau mit seinem, nach dem Volksglauben, unverweslichen Fleische als Symbol des ewigen Lebens u. s. w. Sogar in antiker Personification ward der Erlöser dargestellt, als Orpheus, der mit seiner Leyer die Thiere nach sich zieht, am

häufigsten aber erscheint er als guter Hirt in verschiedenen Geschichten seines Lebens, zuerst als unbärtiger Jüngling, der unbärtigen jugendlichen Gottheit der Heiden analog, dann als Mann mit länglichem Gesichte, gescheiteltem Haar und gespaltenem Bart, der Tradition seines wirklichen Aussehens zufolge und zwar mit dem Nimbus oder Heiligenschein erst seit dem fünften Jahrhunderte, wo die Kirche gesichert war, wo man mit dem Cultus offener heraustreten konnte. Das älteste, gemalte Portrait von Jesus Christus hat Bottari bekannt gemacht, es war früher im Gewölbe einer Kapelle des Grabhofs von St. Calixtus und befindet sich jetzt im christlichen Museum des Vaticans. Maria erscheint noch sehr selten, denn der Mariendienst ward erst nach Ausbildung der Mythen, die sie betreffen, im fünften und sechsten Jahrhunderte eingeführt; häufiger kommen Bilder der Apostel, Märtyrer, Bischöfe, Bilder der Verstorbenen vor, alle meist in betender Stellung, nach damaliger Sitte mit ausgebreiteten Armen; die Amtskleidung der Bischöfe erscheint auch erst in späterer Zeit, zum Beweis, daß sie erst später aufkam; endlich finden sich auch Darstellungen der Agapen oder Liebesmahle, bei denen man damals das Abendmahl genoß. Nirgends findet sich ein Crucifix, oder eine Märtyrer-Scene, die erst gegen das zehnte Jahrhundert auf den Wänden der Kirchen und Klöster dargestellt wurden: nur einmal erscheint Christus am Kreuz in einer der jüngeren römischen Catacomben. Die ältere Kirche stellte den Tod Christi am Kreuze nur durch das Lamm dar, das am Fuße des Kreuzes steht, oder mit dem Kreuze auf dem Kopfe. Nirgends, und dies ist sehr merkwürdig, findet sich der Teufel. Zuerst auf einem byzantinischen Miniaturbild des neunten Jahrhunderts kommt dieser vor, und zwar in menschlicher Gestalt, grau und ohne Verzerrung, auch nicht im Gesichte. Die Engel erscheinen in den ältesten Denkmälern der Catacomben ohne Flügel, und wie die Apostel und Bischöfe in römischer Tunica und Toga, zuweilen mit langen Stäben, den Sceptern der Alten.

Durchaus neu ist in diesen Gemälden der architektonische Styl, die Anordnung der Räume in Wände, Gewölbe und Nischen, wodurch jene großartige Gliederung des Gedankens, jene Scheidung der Hauptscenen und der Scenen von untergeordneter Bedeutung erlangt ward, die die Basis namentlich der deutschen

Malerei, des Mittelalters ward, jener altkölnischen und der flamändischen oder Eyckischen Schule, auf die ich später zurückkomme. Durchaus neu ist ferner die tiefe Innigkeit, der ergreifende Ernst, die religiöse Weihe und Erhabenheit, die sich in der Auffassung dieser architektonisch-gegliederten Bilder ausspricht.

Es ist ein Frieden über diese allerdings nur rohen, aber so anspruchlos gehaltenen Darstellungen ergossen, der auf den Beschauer überaus wohlthuend wirkt und von dem stillen, innigen, seligen Geiste zeugt, in welchem diese alten Christengemeinden ihren Wandel führten auf Erden. Dieser Frieden, dieses stille, innige Wesen, spricht sich auch in den Inschriften aus, die in diesen Catacomben sich finden. Sie sind ganz einfach, gewöhnlich bezeichnet nur der Name den Todten z. B. Julius. In pace, im Frieden" oder es heißt: „Dem Dorotheus, dem süßesten Kinde, welches sechs Monate, zwanzig Tage und drei Stunden lebte. Im Frieden" oder: „Nicephorus, dulcis anima. In refrigerio, Nicephorus, die süße Seele. Sie ist in der Erquickung." — „Olympiodorus. Lebe in Gott" — „Turdus schläft" u. s. w. Einem Pompe, der die Verstorbenen in ruhmredigen Worten anpreist, begegnen wir hier nirgends. Es war übrigens frühe Sitte, die Gräber der verstorbenen Geliebten an ihrem Todestage jedesmal mit Blumen und Lampen zu zieren, die Familienglieder nahmen zusammen das Abendmahl an diesen Tagen bei diesen Gräbern.

Die vornehmeren Christen setzten den alten heidnischen Gebrauch fort, sich in Sarkophagen von Marmor begraben zu lassen. Auch solcher Marmorsarkophage findet sich eine große Anzahl in den römischen Catacomben. Auch sie sind mit Inschriften und Basreliefs verziert. Von besonders schöner Arbeit sind die Basreliefs am Sarkophage des Junius Bassus, der nach der Inschrift unter dem Consulat des Eusebius und Hypatius, also 359 als Neophyt, als ein unlängst zum Christenthum Uebergetretener, starb. Es befindet sich dieser merkwürdige Sarkophag in den Gewölben der Peterskirche zu Rom. Eine Abbildung steht von ihm in Bosio's Werke über die römischen Catacomben.

Friedlich, wie der ersten Christen Leben, war ihre Verfassung: sie war auf die vollkommene Gleichheit aller Glieder der Gemein-

den gegründet. Es gab damals keine Geistlichen und Laien, es gab nur Brüder und Schwestern. Nach der Weise der jüdischen Gemeinden, denen ein Rath der Aeltesten vorgesetzt war, der die Verwaltungsgeschäfte führte, setzten die Apostel, die Stifter der Gemeinden, die aber nicht an einer Stelle blieben, sondern umherzogen hin und her in den Ländern, verschiedene Gemeinden zu besuchen, auch einen solchen Rath der Aeltesten ein, der die inneren und äußeren Angelegenheiten zu leiten hatte. Sie hießen Aelteste, Presbyteri mit dem griechischen Namen, obwohl sie nicht immer gerade die Bejahrtesten waren, sondern die Aeltesten an Weisheit, sie hießen auch Bischöfe, Episcopi mit dem griechischen Namen oder Aufseher. Diese Aeltesten waren nun in keiner Weise die einzigen und ausschließlichen Lehrer der Gemeinden. Ursprünglich lehrte in den Gemeinden mit Ausschluß der Frauen ein Jeder, der die Gabe dazu empfangen hatte und die Art der Ansprachen, der mehr belehrenden oder ermahnenden, mehr ruhigen oder begeisterten, mehr die Gegenwart oder die Zukunft betreffenden Ansprachen richtete sich wieder nach der verschiedenen Gabe, die Jeder empfangen hatte. Wir Deutschen haben jetzt kaum eine Ahnung mehr von diesen ältesten christlichen Versammlungen, einige der englischen Gemeinden und hauptsächlich die amerikanischen, die nicht bischöfliche Verfassung haben, bieten noch ein Bild dieser apostolischen Verfassung dar, wie sie ausdrücklich im zwölften und vierzehnten Capitel des ersten Korintherbriefs vorgezeichnet ist. Ganz Amerika, ich meine die Vereinigten Staaten, ist nur ein unermeßliches Netz von solchen einzelnen, unabhängigen, sich selbst regierenden Gemeinden, zu denen aber die ersten und vermögendsten Personen des Landes gehören, es ist ein Netz von Conventikeln, wie man in Europa sagen würde. Dreimal des Sonntags — denn nur der Sonntag wird gefeiert — kommen die Amerikaner in diesen Conventikeln zusammen. Nur ehrlich und ordentlich, mahnt Paulus die Gemeinde zu Korinth, soll es unter ihr zugehen, aber sehr verpönt er, den Geist irgendwie zu dämpfen, Jedem wird die Freiheit, in der Ordnung zu der Gemeinde zu reden, ausdrücklich zugesprochen. Bei uns sind freilich die christlichen Versammlungen mehr Schulen, wo nur der Geistliche zu reden hat, er nur den Gottesdienst hält, der Geistliche, der meist nicht einmal unserer Wahl ist. Bei den dissentirenden Ge-

meinden in England aber, in Schottland, bei den verschiedenen christlichen Gesellschaften in Amerika, namentlich denen, die presbyterianische Verfassung haben, ja, was sehr merkwürdig ist, bei den dissentirenden Christen in Frankreich zu Paris, über welche neuerlich Herr von Polenz eine Schrift bekannt gemacht hat, kann man noch finden, wie erhebend und wohlthuend es ist, Jeden aus der Gemeinde von seinen inneren Erfahrungen sprechen zu hören, man kann es finden, wie wohlanständig und ruhig es zugeht, und was für eine ganz andere lebendige Gemeinschaft das ist, wo ein Jeder sich frei mittheilen kann und sein Herz der Gemeinde aufschließen. Die Scheidung der Geistlichen und Laien, die Trennung des Begriffes der Presbyteri und Bischöfe, die Ueberordnung dieser über jene, die Herrschaft der Geistlichen über die Laien als eines abgesonderten, als eines besonders heiligen Standes, der keine weltlichen Geschäfte, wie noch die Apostel und die Lehrer der zwei ersten Jahrhunderte gethan hatten, treiben dürfe, die Hierarchie mit einem Worte datirt aus späteren Jahrhunderten — ihre Spitze kam im Papstthum. Die ganze Verfassung der ersten Christengemeinden war entschieden demokratisch, es gab keine Standes-, nicht einmal eine Amtsauctorität der Aeltesten und der Lehrer außer dem Gottesdienst, wo diese Lehrer und Aeltesten eine ehrliche Handthierung, wie die übrigen Christen trieben. Die ersten demüthigen Christen befolgten die ausdrückliche Weisung ihres Herrn und Meisters, daß es nur „Brüder und Schwestern" im Christenthum geben solle, daß Christus der einige Herr sei und Meister. Es gab nicht ein Amt, sondern wie 1. Korinther am 12. zu lesen, mancherlei Aemter in diesen Christengemeinden, aber sie erkannten nur Einen Herrn, alle Christen waren als gleichberechtigte Priester anerkannt, die das Opfer des Dankes und Gebetes diesem ihrem einigem Herrn darzubringen haben; das alttestamentliche Priesterthum war gänzlich ab und aus, nachdem das Eine und vollkommene Opfer des Todes Jesu Christi die alten Opfer des Gesetzes Mosis überflüssig gemacht hatte.

So einfach, wie die Verfassung war endlich auch die Lehre. Es genügte an den einfachsten, unmittelbarsten Grundwahrheiten, die in der sogenannten regula fidei, der Glaubensregel enthalten waren. Diese Glaubensregel umfaßte die Anerkennung, daß Gott

der Schöpfer der Welt, daß Jesus, der Sohn des Vaters, ins Fleisch gekommen und der Christ sei, daß er den heiligen Geist gesandt habe, und wieder kommen werde nach der Auferstehung des Fleisches zum jüngsten Gerichte. So giebt die Glaubensregel Tertullianus, der älteste der lateinischen Kirchenväter, gestorben 220. Sie schloß sich an die Taufformel an und ward fixirt in Worten im sogenannten apostolischen Glaubensbekenntniß. Der größte der lateinischen Kirchenväter, Augustinus, der 430 starb, bezieht sich noch wiederholt in seinen Schriften auf diese Glaubensregel, die er auch Symbol nennt, als auf den Grund des christlichen Glaubens, worauf die Kirche gegründet worden sei. Gotthold Ephraim Lessing, unser großer Lessing hat erwiesen, erwiesen gegen den Eiferer und Hauptpastor Goeze in Hamburg, daß diese Glaubensregel war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte und daß vier Jahrhunderte lang die Christen sich mit ihr begnügt haben. Nach ihr wurden die Schriften der Apostel beurtheilt, der Kanon des neuen Testaments im dritten und vierten Jahrhundert zu Stande gebracht, nach ihr sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurde, die sogenannten apokryphischen Bücher des neuen Testaments. Noch Augustinus sagt ausdrücklich: „wir mögen gewisse Stellen verstehen, wie wir wollen, nur dürfen wir nichts annehmen, was von der Glaubensregel abweicht." Ja noch zu Ende des siebenten Jahrhunderts, heißt es in den Kanonen des sechsten ökumenischen Concils, des dritten zu Constantinopel von 680: „Vaterunser und Glaubensbekenntniß sind der ganze Grund der christlichen Lehre." Die kleine Schrift Lessing's über das apostolische Glaubensbekenntniß, vor ein paar Jahren gegen David Schulz in Berlin, von einem Ungenannten mit Zusätzen wieder neu herausgegeben, ist sehr lesenswerth: sie rührt, diese Lessing'sche Schrift von einem Manne her, der sich nicht ohne Grund rühmte, „nach eigener, sorgfältiger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte im Stande zu sein, über seine Behauptungen mit den gelehrtesten Patristikern sich in die schärfste Prüfung einlassen zu können, der aber zugleich ausdrücklich bekannte, an der Authentie keiner einzigen Schrift des Neuen Testaments zu zweifeln, fest

zu glauben, daß sie alle von den Männern geschrieben sind, deren Namen sie führen.“ .

Die älteste Lehre der Christen war, wie die ersten dritthalbtausend Jahre der Welt hindurch die Lehre der Patriarchen bis auf Moses, eine lebendige Lehre, gegründet auf das lebendige Wort der Lehrer, die den heiligen Geist, die Salbung empfangen hatten, wie die Apostel, es ward diesem lebendigen Worte der Lehrer geglaubt und Folge gegeben, wie dem Worte der Apostel. Wie wir — und dies ist sehr wichtig — in den Briefen der Apostel keine Rücksicht auf einzelne Geschichten in den Evangelien genommen, keines der Gleichnisse Jesu Christi angezogen und weiter ausgeführt finden, sondern nur die Beziehung auf Christus und seine Lehre im Allgemeinen, wie die Apostel ganz frei das Alte Testament citirten, nur nach dem Sinn und Inhalt und die ersten Kirchenväter, z. B. Justinus Martyr, dasselbe Alte Testament eben so frei anführten, eben so frei verfuhren wieder diese Kirchenväter, die Lehrer und Bischöfe, in Bezug auf die Schriften der Apostel, sie erwiesen nicht ihre Lehre aus ihnen, sie brauchten sie nur zur Erläuterung und zur Bestätigung derselben. Der Glaube, sagt Paulus, kommt aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Worte Gottes, den heiligen Schriften des Alten Testaments und dem Worte, das Jesus Christus mündlich seinen Aposteln und Jüngern gegeben hatte und das nachher erst in die Schriften des Neuen Testaments, die Evangelien, gefaßt wurde, wozu die Briefe der Apostel kamen und zuletzt in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts die Offenbarung Johannis. Diese Schriften des Neuen Testaments waren nicht einmal allgemein vorhanden in den ersten Zeiten. „Allgemein bekannt, sagt Lessing, konnte in den Zeiten vor Erfindung der Druckerei kein einziges Buch in einem Zeitraum von hundert Jahren werden, die ersten Christen hatten keine vollständige Sammlung aller neutestamentlichen Schriften in Händen, wie wir sie jetzt haben. Jede Kirche hatte Anfangs, außer einem Exemplar des Evangeliums, welches der Apostel, ihr Stifter, mitgebracht hatte, nur die Briefe, welche entweder dieser Apostel, ihr Stifter, oder auch ein anderer nach ihrer Bekehrung, ausdrücklich an sie geschrieben hatte.“ — Die apostolischen Schriften galten nur als die unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehenden Schriften, als die werth-

vollsten also für die Glaubenslehren, zugleich enthielten sie aber auch für die Kirchenzucht der einzelnen Gemeinden besondere Vorschriften. Alle diese Schriften hatten die Presbyter in Verwahrung: von ihnen wurden sie schon zu Irenäu's Zeiten, Bischofs zu Lyon zu Ausgang des zweiten Jahrhunderts, den Bekehrten und den zu Bekehrenden vorgelegt — zur weiteren Belehrung.

In späteren Zeiten, als die Geistlichen sich anmaßten, von den Laien sich als ein besonderer Stand abzutrennen, als sie sich unterwanden, mit der Gelehrsamkeit, der Dialektik, die einfachen Herzenswahrheiten der christlichen Lehre vorzugsweise auf das Streitfeld des Verstandes herüberzuziehen, diese Herzenswahrheiten in theologische Begriffe und Formeln hinaufzuschrauben, das unergründliche, aber lebendige Geheimniß Gottes mit nüchternen, theologischen Zergliederungen auszubeuten, — als die Geistlichen, die gelehrten Theologen., die Wortkriege anfingen, als der gelehrte Stolz die Irrthümer erzeugte, da ward es freilich nöthig, die Glaubensbekenntnisse strenger zu fassen und die Schriften der Evangelisten und Apostel gegen die Widersprecher der Wahrheit zu gebrauchen. So entstand nach dem einfachen apostolischen das schon weit umfassendere nicänische und athanasianische Symbol, so entstand die Feststellung des Kanons der heiligen Schriften seit der Synode von Laodicea 360 fürs Morgenland und seit den Synoden von Hippo und Carthago 393 und 397 fürs Abendland, hier unter Augustin's Leitung. Aus diesen heiligen Schriften wurden nun regelmäßig, bei der Seltenheit und Kostbarkeit der Handschriften, den Gemeinden bei den sonntäglichen Versammlungen, Abschnitte vorgelesen, eine sehr löbliche Sitte, die, obwohl diese Vorlesung bei der jetzigen allgemeineren Verbreitung der Bibel durch den Buchdruck nicht mehr so unumgänglich nöthig erscheint, nur in der englischen Kirche noch beibehalten ist. Bei den Kirchenvätern, namentlich den griechischen, wie Chrysostomus, finden wir Mahnungen an die Gemeinden, die heiligen Schriften zu lesen, sie konnten sie lesen, denn das Neue Testament war griechisch geschrieben; in der lateinischen Kirche, die sich der lateinischen Uebersetzung der Vulgata bediente, die aus dem vierten Jahrhundert herrührt und nach der alten Itala und einer Uebertragung des Kirchenvaters Hieronymus gemacht ist, ward die lateinische Sprache beibehalten, auch als

sich nach der Auflösung des römischen Reichs die Landessprachen, das Italienische, Französische, Spanische, Englische bildeten. Diese lateinische Sprache kannte das Volk dann nicht mehr, nur die Gelehrten, die Geistlichen. Es kamen zwar einzelne Uebersetzungen der Bibel zu Stande, wie z. B. im achten Jahrhundert durch Beda, der sie ins Englische gab, der Gothenbischof Ulphilas trug sie ins Gothische im vierten, Cyrillus, der Slavenapostel ins Slavische über im neunten Jahrhundert, doch kamen diese seltenen und kostbaren Uebersetzungen wenig dem Volke zu Gute und im dreizehnten Jahrhundert, im Papstthum, nachdem sich schon Gregor VII. gegen das allgemeine Lesen der Bibel erklärt, ward die Bibel den Laien in der Landessprache zu lesen gar verboten. Mit diesem Verbote ward die Abhängigkeit der christlichen Gemeinden von den Priestern vollendet, sie mußten nun annehmen, was die Priester, die Gelehrten, ihnen von dem Inhalt der Bibel zukommen zu lassen für gut befanden, sie mußten auf Treue und Glauben die Auslegung der Bibel von diesen Priestern annehmen, auch als dieselben aufhörten, Gelehrte zu sein, als sie in die mittelalterliche Barbarei verfallen waren. Eins der größten Verdienste Luther's ist allerdings die Uebersetzung der Bibel: er setzte es durch, sie ans Volk zu bringen, an die Massen. Das Volk kam dadurch in den Stand, die Auslegung der Geistlichen im Hauptwerk zu controliren. Das Prinzip der freien Forschung, das die protestantische Kirche festhält, demzufolge jedem Individuum der christlichen Gemeinde das Recht vindicirt wird, mit eignen Augen zu prüfen und mit eignem Willen zu wählen, muß über lang oder kurz auch in Deutschland wieder auf die einfache Verfassung der christlichen Kirche zurückführen, die eine Gemeinde-Verfassung, keine Geistlichen-Verfassung war, eine Verfassung, wie sie nur die reformirte Kirche festhält — im Gegensatz der lutherischen.

Ich gehe nun wieder auf die letzten Zeiten des Römerreichs zurück, deren Geschichte ich bei Diocletian abgebrochen habe. Zwei große Männer haben die Periode des Untergangs des römischen Reichs beschrieben, die mit der Ausbreitung des Christenthums zusammenfällt, der Engländer Gibbon in seinem bekannten Meisterwerke und der Franzose Chateaubriand in seinen historischen Studien. Wenn bei dem Engländer eine dem Chri-

stenthum nicht sehr freundliche, sarkastisch-skeptische Richtung, eine gewisse Kälte und Härte, Mangel an Enthusiasmus, aber Fülle des Details und eine sehr geistreiche, mit kurzen, trocken-scharfen Bemerkungen untermischte Darstellung gefunden wird, so drückt sich in Chateaubriand die ganze Wärme einer von der Herrlichkeit und Majestät des Christenthums erfüllten Seele aus, er bietet den ganzen Glanz einer bilder- und gedankenreichen Sprache auf, sein edles, mildes, liebevolles Herz leuchtet aus jeder Zeile. Es ist höchst wohlthuend, dieses Herz sich ergießen zu sehen: ich gestehe, hier habe ich die lebendigste und schönste Darstellung der alten Zeiten der christlichen Kirche gefunden. Chateaubriand ist Katholik, aber ein aufgeklärter Katholik, doch hat man begreiflich dieses Moment zu berücksichtigen, so wie, daß Chateaubriand's größte Stärke in der Phantasie liegt, in der katholischen Romantik, die vieles im Rosenlichte sieht, was im tieferem Grunde, in der Nähe besehen, sehr häßlich ist.

Ich sagte: Constantin der Große war es, der das neue, auf den orientalischen Fuß eingerichtete Staats- und Hofsystem Diocletian's zu seiner Vollendung brachte, und mit diesem Staatssystem die christliche Religion verschmolz, indem er die Kirche als solche gründete, die Kirche als eine vom Staat anerkannte und mit Vorrechten versehene äußere Gesellschaft fixirte.

Als Constantin im Jahre 312 am Ponte Molle vor Rom über den Gegenkaiser Maxentius gesiegt, im Angesicht des Capitols, durch jenes Zeichen des Kreuzes, das er nach Eusebius, dem Bischof von Cäsarien, seinem Biographen, über der Sonne erblickt, als es hoch Mittag war, und das er in die Reichsfahne, das Labarum, setzen ließ und gegen die Adler seines Gegners führte, zum Siege, — entschied er sich dahin, das Christenthum förmlich als Staatsreligion aufzunehmen, dergestalt jedoch, daß er das Heidenthum nicht ausdrücklich verbot, auch den seit August mit der kaiserlichen Würde verbundenen Titel Pontifex Maximus noch beibehielt, alle Aemter und Würden aber vorzugsweise mit Christen besetzte. Getauft ward Constantin erst kurz vor seinem Tode: ich bemerke jedoch, daß es damals allgemeiner Gebrauch war, Uebergetretene erst dann zu taufen, wenn sie fest im Christenthum geworden waren, wenn man glaubte, daß sie nicht wieder zurückfallen würden. Nach jenem

Siege war seine erste Regierungsmaaßregel: völlige Abschaffung der Prätorianer, von nun wurden vornehmlich fremde Truppen angeworben — ganze Horden von Barbaren nahm Constantin ins Reich auf, namentlich überließ er den Vandalen Wohnsitze in Pannonien. Ich schalte hier gelegentlich ein: unter seinen Nachfolgern trat Theodosius der Große den Gothen Thrazien ab, nachdem Kaiser Valens bei Adrianopel von ihnen aufs Haupt geschlagen worden war. Man nannte diese Niederlage das zweite Cannä. Die in Pannonien und Thrazien später aufgenommenen Barbaren wurden nun nicht den Legionen einverleibt, sondern es blieb ihren Anführern Unterhaltung, Bewaffnung und Disciplin ihrer Völker gegen einen bestimmten Tribut überlassen. Um diesen Tribut aufzubringen, führte Constantin unter Beibehaltung aller zeither bestandenen Abgaben, die allgemeine Grundsteuer, die sogenannte Indiction ein, die funfzigjährige Indiction, die so oft in den Urkunden des Mittelalters und noch heute im Kalender vorkommt; alle Jahre im September zu Anfang des Winters, ward sie nach dem jedesmaligen Bedürfniß eingefordert, um die Soldaten zu bezahlen, alle funfzehn Jahre ward das Kataster von Neuem durchgesehen; nur die kaiserlichen Immobilien und die den Veteranen und barbarischen Söldnern angewiesenen Ländereien waren frei. Jene Militair- und diese Finanzmaaßregel, jene, die den Barbaren das Land öffnete, diese, die die Landeigenthümer ruinirte, stürzten das abendländische und später auch das morgenländische Reich.

Zehn Jahre lang hatte Constantin mit einem zweiten Gegenkaiser, Licinius, zu kämpfen, 324 ward er hingerichtet, sechs Jahre darauf führte Constantin seinen Hauptplan aus, die Heidenstadt Rom mit einer neuen, christlichen Stadt Byzanz, dem heutigen Constantinopel, zu vertauschen, und damit eine ganz neue Verfassung der Dinge zu begründen. Byzanz wurde großartig angelegt, mit Prachtbauten geschmückt und mit den aus allen Theilen des großen Reichs zusammengebrachten Schätzen, namentlich Statuen, griechischen und römischen, verherrlicht, dieß Neu-Rom sollte den Glanz des alten Rom verdunkeln. Die Lage Constantinopels, in der Mitte dreier Welttheile, in dem mildesten Clima, ist allerdings die ausgezeichnetste, die es geben kann, in politischer, strategischer und commercieller Beziehung.

Sollte die heutige Türkei jemals getheilt werden, so wiegt nach Napoleon's Ausspruch Constantinopel allein die Hälfte, Alexander von Rußland nannte es gegen den französischen Ambassadeur, als die Theilung zwischen ihm und Napoleon in Frage und Rede kam, „den Schlüssel zu seinem Hause."

Nach der Gründung von Byzanz setzte Constantin die erste durchgehende Trennung der Civil- und Militairgewalt durch, er theilte das Reich in vier Präfekturen, den Orient, Illyrien, Italien und Gallien, jeder dieser vier großen Theile hatte wieder seine Diöcesen, wie diese ihre Provinzen. Jener machte er dreizehn, dieser einhundert und sechszehn. Die Sprengel der Civil- und Militairbehörden waren verschieden, um ein Einverständniß gegen den Kaiser zu erschweren. Die Präfekten hatten nur die Civilmacht, aber diese in fast unumschränktem Umfang, Justiz-, Polizei- und Finanzgewalt zusammen, fast, wie persische Satrapen, weshalb man sie auch öfters wechseln mußte. Das Heer stand unter eigenen magistris militum, Heermeistern. Unter den Präfekten dienten die Vicarien als Mittelbehörden, unter ihnen die Rectoren als Provinzialobrigkeiten, die Decurionen als städtische Beamten. Unter den Heermeistern standen die Duces und Comites, die Herzöge und Grafen: dies waren schon den Barbaren entlehnte Titel. Byzanz und Rom hatten ihre besonderen Stadtpräfekten. Unter diesen kaiserlichen Beamten war strenge Subordination nach vier Classen: die höchsten Beamten, die Minister, Präfekten und Heermeister hießen Illustres, Erlauchte, dann folgten die Spectabiles, die Hochansehnlichen, dann die Clarissimi, die Vielberühmten, zuletzt kamen die Perfectissimi, die Hochvollkommnen. Wir begegnen hier also der Quelle oder doch dem erhabenen Muster und Vorbild der heutigen Tags noch in Deutschland üblichen Titulatur, der Hoch- und Hochwohl-, und Wohl- und Hochedelgebornen. Ueber jene vier Classen stand noch das Patriciat, ein persönlicher Adel, den Constantin gründete, das Consulat, jetzt nur noch ein Ehrentitel und das Nobilissimat, ein noch höherer Adel, den kaiserlichen Familiengliedern anhaftend. Der Kaiser selbst und was auf den Kaiser sich bezog, hieß Sacer, heilig.

Ungeheuer, wie die Beamten, mehrte sich nun auch der Hofstaat: er kostete unter Constantin schon mehr, als das Heer.

Tausende von Köchen, Tafeldeckern, Kellnern und Schenktischbedienten, Barbieren, Friseuren, Castraten ꝛc. gab es am Hofe des heiligen Kaisers Constantinus.

Auch das Getreidespendenwesen verschleppte sich von Rom nach Byzanz: unter 80,000 Menschen ließ Constantin täglich in seiner neuen Hauptstadt Brote austheilen. — —

Und mit diesem luxuriösen und ceremoniösen Hofe, mit diesem auf orientalische Unterwürfigkeit, das ausgebildetste Rang- und Titelwesen gegründeten Staate ward nun das einfache, demüthige Christenthum verbunden, das Christenthum, dessen göttlicher Stifter, den Menschen gesagt hatte: „Wer unter Euch der Größte ist, der sei wie ein Diener.“ Eine ungleichere Verbindung ist nie in der Weltgeschichte eingegangen worden, auch zeigte sich bald, wie schrecklich die Folgen dieser Vereinigung waren. Die Kirche ward verweltlicht, ward eine Anstalt für die Herrschaft und die Rangunterschiede der Priester durch Constantinus. Jahrhunderte lang freilich hielt der christliche Sinn der Völker die volle Ausbildung der Hierarchie noch auf, aber im eilften Jahrhundert unter Gregor VII. stand die Kirche als volle Monarchie da, ja sie erhob sich unter Innocenz III. im dreizehnten Jahrhundert sogar über den weltlichen Staat, er, Innocenz, hat den Staat der Kirche, diesen größten Widerspruch der Worte, zum völligen Ausbau gebracht. Ich komme auf die Ausführung dieser Entwicklung der Hierarchie und des Papstthums in einer spätern Vorlesung zurück.

Die Verweltlichung der Kirche begann unter Constantinus durch das Ansehen, den Glanz, den Reichthum und die Macht, welche er den Priestern ertheilte, ich sage den Priestern, denn die Scheidung der Priester und der Laien war seit dem dritten Jahrhundert vor sich gegangen. Die ersten Spuren einer solchen alttestamentlichen Auffassungsweise des Unterschieds zwischen Geistlichen, Klerikern, Auserwählten und Laien, Laikern, gemeinen Christen, finden wir in dem ersten der lateinischen Kirchenväter, dem Tertullianus, der 220 starb: dieser gelehrte Mann ist sehr für eine solche Trennung, aber nur um der kirchlichen Ordnung willen, vor Gott sagt er, sind allerdings alle Christen gleich. Entschiedener spricht sich schon Cyprian aus, jener eifrige Bischof von Carthago, der 258 den Märtyrertod starb. Ihm ist

schon die Kirche eine mittelst des Bischofthums zur Einheit verbundene Gemeinschaft der Gläubigen, von ihm rührt der später so verderblich gewordene Satz her: Extra ecclesiam non est salus, kein Heil ist außer der Kirche, der äußeren Kirchengesellschaft. Wer sich von seinem Bischof trennt, trennt sich von der Kirche, ihm ist der Bischof schon ein Sacerdos, ein Priester, wenn er nämlich tüchtig und untadelich ist, Stellvertreter Christi. Früher galt nur der als Ketzer, der von der oben erwähnten Glaubensregel abwich, seit Cyprian und durch ihn fing man immer mehr an, die als Ketzer anzusehen, die im Dogma, das man immer mehr in Formeln faßte, von der Meinung des Bischofs abwichen oder wer sich ihm widersetzlich bezeigte. — Man bemerkt, wie der finstere hierarchische Geist des Priesterthums schon schreckend, wie aus einer Gewitterwolke herausblitzt am noch hellen Himmel der Kirche.

Die Bischöfe nun, die Aristokratie der Geistlichen, die sich aus der ursprünglichen allgemeinen Gleichheit zu hervorragendem Ansehn herausgearbeitet, eine ausschließliche Auctorität in Anspruch genommen hatte, die Bischöfe waren es, denen Constantin an seinem Hofe Zutritt und Einfluß verschaffte. Der Kaiser gebrauchte ihren Einfluß, um sein Ansehn beim Volke zu befestigen, die Bischöfe nannten den Kaiser heilig, wie hätte es das Volk nicht thun sollen? Umgekehrt wieder benutzten die Bischöfe die Macht des weltlichen Armes, um die Kirche, die äußere Gemeinschaft der ihrem Amtsansehn unterworfenen Sprengel auszubreiten: beide Gewalten verstanden sich stillschweigend. Durch Constantin kam das prächtige Ceremoniel der katholischen Kirche auf, die Liturgie ward fester, die ausgezeichnete Amtskleidung der Bischöfe, ihre Alben, Stolen und Pallien, die Infuln, die hohen spitzigen Mützen, die Bischofsstäbe wurden nach und nach stehend. Eine strengere Sonntagsfeier ward eingeführt, doch ließ das Gesetz von 321 den Landleuten ausdrücklich nach Landarbeit nach am Sonntag. Constantin gab den Bischöfen Reichthum: er wies ihnen Einkünfte an aus dem öffentlichen Schatze, er ermächtigte sie namentlich, Erbschaften anzunehmen: nach einem halben Jahrhundert, nach dem in Bezug auf diese Ermächtigung gegebenen Gesetze von 321, war die Kirche schon im Besitz des zehnten Theils der liegenden Gründe, dadurch ihre Unabhängigkeit, insbesondere die

Unabhängigkeit von den milden Gaben der Gemeindeglieder begründet. Constantin gab den Bischöfen endlich auch Macht, die sogenannte audientia episcopalis verschaffte ihnen die Bezugniß, im Namen der Kirche über alle Rechtshändel, welche von den Parteien freiwillig vor sie gebracht wurden, gültig zu erkennen. Christus hatte sich nicht in weltliche Händel mischen wollen, er sagt ausdrücklich: „wer hat mich zum Erbschichter bestellt?“ Sie selbst, die Geistlichen, wurden in bestimmten Fällen von der weltlichen Gerichtsbarkeit ausgenommen, eximirt: sie sollten nur der geistlichen unterworfen sein. Wir sehen: die Ausbildung des geistlichen Standes ist schon im vollen Zuge. Was noch fehlte, hat man mit großer Gewandtheit nach und nach sich anzueignen verstanden. Dem orientalischen Despotismus im byzantinischen Reiche ging allmälig die orientalische Priesterherrschaft parallel, sie entwickelte sich ihm zur Seite.

Unter Constantin, im Anfang, kam von dieser Seite noch nicht so große Gefahr, es gab in der Mehrzahl noch sehr redliche und gewissenhafte Geistliche, die ihr Amtsansehn nicht mißbrauchten, die auch oftmals und sehr nachdrücklich sich bei der weltlichen Macht gegen die Unterdrückung der Gemeinen, der Armen verwandten. Größere Gefahr drohte von den Geistlichen, die aufs Grübeln und Spintisiren sich legten, die das unergründliche Geheimniß Gottes mit gelehrtem, spitzfindigem, theologischem und philosophischem Formelwerk auszudeuten suchten. Die philosophischen sogenannten Häresien der ersten Jahrhunderte, die aus dem Bestreben hervorgingen, das Vorchristliche, die griechischen und orientalischen Philosophien mit dem Christenthum zu verschmelzen und die schwärmerisch-strengen ascetischen Häresien, wie der Montanismus in Phrygien brachten bei weitem nicht die Verwirrungen hervor, die die späteren, eigentlich theologischen Häresien erzeugten. Namentlich jene, die philosophischen Häresien der dualistischen Gnostiker in Syrien und Egypten mit ihren Kämpfen des Aeonenreichs zwischen Endlichem und Unendlichem, dem materiellen und geistigen Prinzip, dem Demiurg und der Sophia, dem leidensvollen Zustand der sehnsüchtig aus der Körper- zur Lichtwelt sich emporringenden Achamoth hatten, wie die Lehren der Neuplatoniker in Alexandrien, eine mehr innerliche mystische Tendenz. Es ist bekannt, in welchem milden Lichte die

ersten Kirchenväter, Justinus Martyr, — dem Sokrates so hoch stand, daß er meinte, er sei fast als ein Christ zu betrachten, — Clemens von Alexandrien und besonders Origenes die alten Philosophien, namentlich die platonische ansahen, sie hielten sie nicht für ein Werk der Teufel, wie Tertullianus, der dafür freilich auch in die ascetischen Verirrungen des Montanismus umschlug, als Montanist starb. Bei den Häresien der späteren Theologen von Fach kamen erst die großen Uebertreibungen und Bitterkeiten: hier handelte es sich hauptsächlich um den äußeren Anhang, dieser äußere Anhang, ich muß dies besonders herausheben, ward die Hauptsache. Der erste große theologische Streit kam über das erste große Geheimniß, die Dreieinigkeit Gottes. Dieses unergründliche Geheimniß, das, wie der heilige Augustinus so schön sagt, nur ausgesprochen werden sollte, nicht um es auszusprechen, sondern nur, um es nicht zu verschweigen, rief im Schooße der Religion des Friedens die wildesten und erbittertsten Kämpfe hervor. Es ist kein Ruhm für die Geistlichen, daß alle starke und zum Theil wirklich gefährliche Irrthümer, die sogenannten Ketzereien von ihnen ausgingen und daß sie es waren, die mit solcher Erbitterung gegen einander fochten. Der Presbyter Arius, die Bischöfe Macedonius und Nestorius, der Archimandrit Eutyches, der Mönch Pelagius endlich sind alle Geistliche gewesen. Fern ab lag der damaligen Zeit die Ruhe und Mäßigung, mit der man widersprechende Meinungen neben einander duldet, das Unkraut, wie Christus ausdrücklich gebietet, neben dem Waizen stehen läßt, bis zur Ernte. Im Gegentheil, man legte sich einander ganz übertriebene Folgerungen zur Last, trieb sich so gegenseitig auf die äußersten Spitzen, so daß kein mittlerer Ausweg möglich wurde. Der Kaiser Julian der Abtrünnige, der das Heidenthum wieder herstellte, mußte schon in seiner Jugend, wo er christlich erzogen wurde, bemerken, daß die Christen unter sich grausamer wären, als die wilden Thiere gegen die Menschen; Athanasius macht ganz dieselbe Bemerkung in Bezug auf die Arianer. Die unglückliche Idee von der nothwendigen äußeren Einheit der Kirche erfüllte damals alle Gemüther, jede Partei suchte sich nur eines äußeren Anhangs zu versichern. Von den Geistlichen gingen diese ärgerlichen Wortkriege aus, die in wirklichen Kriegen endigten,

sie waren es, die das Volk in Erbitterung brachten. Es ist bekannt, daß in dem Streit wegen Rechtgläubigkeit der Schriften des Kirchenvaters Origenes schon zu Ausgang des vierten Jahrhunderts die Bischöfe und Mönche in Egypten sich förmliche Schlachten geliefert haben. Die Obrigkeiten konnten nicht fertig werden mit den immer von Neuem ausbrechenden Aufständen und Tumulten unter den Christen. Dadurch sind zuletzt zwei Welttheile dem christlichen Glauben verloren gegangen: Muhammed hätte mit seinem Islam, der den Satz an der Spitze trägt: „Es giebt nur einen Gott und Muhammed ist sein Prophet," nicht so ungeheure Erfolge haben können, wenn nicht durch diese aus den ärgerlichenDreieinigkeitsstreitigkeiten der spintisirenden Christen hervorgegangene Aufstände Afrika und Asien so zerrüttet und innerlich aufgerieben gewesen wären. Dadurch gerade, daß man den weltlichen Arm gegen einander anrief, ihn zur Aufrechterhaltung der äußern Kircheneinheit, zur Ausbreitung der Kirche gebrauchte, ging Staat und Kirche zusammen zu Grunde. Den Gemeinden kann man dieses Unglück nicht zur Last legen: wer hat die reine Lehre und das reine Leben, die Kirchenzucht später nach dem Einbrechen der zwei größten Feinde des Christenthums, Muhammed's und des Papstes bewahrt? Der Kaufmann Peter Waldus und seine Freunde in Frankreich, die Gemeinden der böhmischen Brüder in Deutschland, jene wie diese Laien, gemeine Christen.

Der gelehrte Presbyter zu Alexandrien Arius hatte gelehrt, Christus sei ein Mensch, Sohn Gottes, das edelste seiner Geschöpfe, aber ihm nicht gleich, er behauptete eine Unterordnung des Sohnes unter den Vater, sein Bischof Alexander disputirte lange mit ihm, ermahnte ihn sehr, endlich gebrauchte er seine Amtsauctorität, rief die Geistlichen zu einer Synode zusammen, er excommunicirte ihn. Die Geistlichen waren jetzt schon die Gemeinde, die Kirche, es betraf ja gelehrte Streitigkeiten. Doch waren viele angesehene, gemäßigte Bischöfe sehr aufgebracht über diese voreilige Excommunication, sie mahnten beide Parteien zur Eintracht, aber beide waren nur bedacht, sich durch Briefe und andere Verbindungen äußeren Anhang zu verschaffen. Der Kaiser Constantin richtete Schreiben an Alexander und Arius, worin er den Wunsch aussprach, daß sie, wenn keine vollkommene

Verständigung unter ihnen möglich sei, ihre verschiedenen Meinungen behalten und dennoch in kirchlicher Gemeinschaft und Eintracht leben möchten. Vergebens. Da berief der Kaiser das erste berühmte Concil zu Nicäa 325. 318 Bischöfe, die die allgemeine Kirche repräsentirten, aus allen drei Welttheilen kamen in dieser Stadt Kleinasiens zusammen, Männer, die sich früher niemals gesehen, theils gelehrte Köpfe, theils durch Einfalt des Herzens ausgezeichnet, theils sogar wohlbewährte Märtyrer, viele von ihnen bei der letzten großen Verfolgung verstümmelt. Man bemerkte unter dieser ehrwürdigen Versammlung jenen Paphnutius aus Oberthebais in Egypten, den Schüler des heiligen Antonius, des Stifters der neuen egyptischen Mönche, er hatte das rechte Auge ausgestochen und das linke Bein abgehauen, er war es bekanntlich, der sich in Nicäa so energisch gegen den Cölibat erklärte, den später die katholische Kirche annahm. Dem Bischof Paulus von Neocäsarien in Kleinasien waren die beiden Hände verbrannt, noch viele andere Bischöfe trugen die Spuren ihrer erduldeten Martern. Auch ein Bischof der Gothen war zugegen; überdem hatten sich die heidnischen Philosophen auch eingefunden. Hosius, Bischof von Cordova in Spanien, der Günstling des Kaisers, präsidirte. Am 19. Junius 325 eröffnete der Kaiser in Person das Concilium, er trat ohne Leibwache ein, nur von einigen Christen begleitet, im mit Edelsteinen geschmückten Purpur. Er nahm seinen Platz ein im Hintergrunde des Saales auf einem kleinen goldenen Throne, nachdem er den Vätern, die bei seinem Eintritte sich erhoben, befohlen hatte, ihre Plätze wieder einzunehmen. Er hielt eine Anrede in lateinischer Sprache, der Sprache des Reichs, man übersetzte sie griechisch. Die Sitzungen dauerten bis zum 25. August: der große Athanasius, damals Diacon des Bischofs von Alexandrien war es, der nebst Hosius den Arius überwand, seine Lehre ward verdammt, der Hauptsatz der christlichen Kirche: „Christus ist wahrhaftiger Gott," im nicäischen Glaubensbekenntniß niedergelegt. Die vier Bischöfe von Rom, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem versäumten nicht, ihre weltlichen Rechtsansprüche nebenbei zu verfolgen, sie setzten zu Nicäa wirklich schon ihren Rangvorzug vor den übrigen Bischöfen durch. Der von Constantinopel erhielt erst im zweiten allgemeinen Concil 381 seinen Rang nach dem

römischen angewiesen. In diesem zweiten allgemeinen Concil zu Constantinopel ward der Satz: „der heilige Geist ist wahrhaftiger Gott" gegen Macedonius festgesetzt, es fand unter dem Kaiser Theodosius dem Großen statt. Unter diesem Kaiser von spanischer Abkunft, wie Trajan und Hadrian, fiel das Heidenthum, das unter Julian noch eine so gewaltige Reaction gemacht hatte, gänzlich, er ließ die heidnischen Tempel, die heidnischen Götterbilder schonungslos niederreißen, ein unersetzlicher Verlust für die Kunst, damals ist wahrscheinlich auch der olympische Jupiter von Phidias zerstört worden, aber damals wohl ein nothwendiger Schritt, um die heidnischen Sitten endlich einmal auszurotten. Schon sein Vorgänger Gratian hatte den Titel Pontifex Maximus abgelegt. Vier Jahre nach diesem zweiten Concil ward schon die Todesstrafe an einem Ketzer vollzogen, gegen Priscillian zu Trier. Noch widersprachen der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, der große Kirchenvater und gestrenge Freund des Kaisers Theodosius des Großen und der Abt Martin von Tours. 392 verbot Theodosius bei Todesstrafe das heidnische Opfer, früher schon hatte er auch die heidnischen Theater schließen lassen. Drei Jahre darauf ward das Reich dauernd in das morgenländische und abenländische getheilt unter Theodosius' Söhnen, Arcadius und Honorius. — 394 Jahre waren nun vergangen, seit das Christenthum im Stalle zu Betlehem geboren worden war, jetzt war es dauernd auf dem Throne befestigt, auf dem Throne, dessen es, wie Chateaubriand so schön sagt, nicht bedurfte.

In dem byzantinischen Reiche ging von nun an der Staat ganz auf in der Kirche, die Kaiser lebten von nun an ganz den Kämpfen um die Orthodoxie, den theologischen Interessen. Diese Interessen setzten alle Leidenschaften der Geistlichen und Hofbeamten, der Männer sowohl als der Frauen in Bewegung: die Geschichte von Byzanz wimmelt in den 1000 Jahren, die es sich in seiner Verknöcherung noch erhielt, unter mancherlei Wechselfällen, von Hofkabalen, Glaubensintriguen, Meuchelmorden und Schandthaten aller Art. Der Kaiser brachte aber in Byzanz nach und nach die herrschsüchtigen Geistlichen zu strenger Unterwerfung, er sah in diesen seinen Geistlichen nur seine theologischen Knechte, die ihm unbedingt gehorchen mußten, nur mit dem

Kaiser konnte ein dogmatisches System gestürzt werden, die Lehre wechselte fortwährend nach der herrschenden Partei am Hofe. Ein Heer von Beamten, weltlichen Knechten, stand diesem Kaiser, der ganz ein orientalischer Despot ward, zu Dienste, um auf einen Wink von ihm zu erdolchen, die Augen auszureißen, die Nasen und Zungen abzuschneiden. Das Volk hatte seine Brotaustheilungen und seine Spiele, seine Spiele in der Rennbahn. Leidenschaftlich interessirte man sich für die Dinge der Rennbahn, es entstanden die Parteien der Grünen und der Blauen, Parteien, die um einen Zitterspieler die blutigsten Händel mit einander anfingen, wodurch das Reich in Gefahr kam. Dieses byzantinische Reich, von seiner Regierung, seinen Geistlichen und Beamten verderbt, war eine dunkele, finstere Nacht, sie dauerte über tausend Jahre, bis der Mond aufging, der Halbmond der Türken. Anders, ganz anders waren die Schicksale des westlichen Reichs, des abendländischen Roms. Rom fiel schon 81 Jahre nach der Theilung des Theodosius an die Barbaren — es fiel, aber um noch einmal die Weltherrschaft zu erlangen — durch die Päpste. Der ungeheure Sturz dieses Reichs, durch die von allen Seiten hereinbrechenden Barbaren, wird der Gegenstand meiner nächsten Vorlesung sein. Wie die theologischen Kriege, die arianischen, die monophysitischen und andere Religionsstreitigkeiten es waren, die den größten Theil des morgenländischen Reichs in Asien und Afrika den Muhammedanern in die Hände fallen ließen, so waren sie es auch, die das Hauptreich begründen halfen, das aus den Trümmern des abendländischen Reichs aufgerichtet ward, das Reich der Franken. Um sich der Unterdrückung der Arianer zu entledigen, ward Gallien von den katholischen Bischöfen an die Franken ausgeliefert. Diesen Franken fiel das abendländische Kaiserthum zu in der Person Carl's des Großen, durch die katholischen Päpste. Die Päpste brauchten die Franken, um von der Oberherrschaft der byzantinischen Kaiser los zu kommen: nachdem sie sich ihrer bedient, um ihre Unabhängigkeit zu begründen, entledigt sich ihrer Gregor VII. in dem berühmten Processe mit Heinrich IV. zu Kanossa. Durch diesen Proceß erlangte Rom von Neuem die Herrschaft der Welt.

Zwölfte Vorlesung.

Die Deutschen und ihre nationale Charakteristik; Gegensatz der Sueven und Sachsen, Hermann, der Befreier. Die Völkerwanderung und Attila, die Reiche der Gothen und das Reich der Franken: Chlodwig und die Merowinger, die Carolinger bis auf Carl d. Großen. Lage der Welt zu dessen Zeit.

Zwei Feinde hatte Rom, deren es nicht mächtig werden konnte: die Perser im Osten und die Deutschen im Norden. Gegen jene, die Perser, hielten sie die Linie des Euphrat mit acht Legionen, gegen diese, die Deutschen, die der Donau und des Rheines, mit der doppelten Zahl, mit sechzehn Legionen: eilf standen an der Donau, fünf am Rheine. Man sieht aus dieser Truppenzahl, von welcher Seite her sie die meiste Gefahr besorgten. Von allen Nationen sprachen die Römer mit Geringschätzung, ausgenommen von den Deutschen. Mit den Persern führten die byzantinischen Kaiser seit der Theilung des Reichs öftere Kriege mit abwechselndem Glücke, endlich wurde Persien selbst von den Arabern verschlungen und die Araber wurden nun die Hauptfeinde im Osten, sie eroberten die meisten asiatischen und afrikanischen Länder des byzantinischen Reiches. Um anderthalb Jahrhunderte früher stürzten die Deutschen das gesammte abendländische Reich.

Die Deutschen sind das erste große Volk derselben Abkunft, das in der Geschichte auftritt mit einer von Anfang an wesentlich demokratischen Stamm- und Familienverfassung, einem von Anfang herein *vorwaltenden großen freien Mittelstande*. Ich bitte dieses wichtige Moment gleich von Anfang herein wohl ins Gedächtniß zu fassen, ich werde zum öfteren

darauf zurückkommen. Sie saßen vom Rheine bis zur Weichsel und von der Nord= und Ostsee bis zur Donau, sie füllten auch das heutige Dänemark, Norwegen und Schweden. Ihnen zur Seite, weiter nach Osten wohnten die Sarmaten, die seit Anfang des sechsten Jahrhunderts unter dem Namen Slaven vorkommen, vom baltischen bis zum adriatischen Meere die gesammten östlichen Gegenden Europa's nach Asien zu einnehmend. Tacitus nennt an funfzig einzelne deutsche Völkerschaften: zwanzig von ihnen gehörten zu den Sueven, die von der Schweiz und vom Oberrhein bei Basel über ganz Deutschland hinweg bis nach Schweden herauf saßen. Zu diesem Hauptstamm gehörten die treuherzigen, aber in den Sitten lockern Alemannen im Elsaß, einem Theil der Schweiz und in Schwaben: es war dies ein Hauptvolk, das Deutschland später die schwäbischen Kaiser, die Hohenstaufen, gegeben hat, sie zeichneten sich aus durch Römerhaß, wilde Tapferkeit, zähes Beharren am Alten; ferner die Burgunder am Rheine; weiter nach Osten zu die Markomannen, die grausamen, aber züchtigen Vandalen, die Alanen, Gepiden, die grausamen, sehr kriegerischen Longobarden an der Elbe, die später nach Italien zogen und namentlich unter allen hervorragend die klugen Gothen an der Oder und Weichsel bis nach Schweden herauf, die in Italien und Spanien Reiche gründeten.

Ein später auftretendes Volk hat bei manchem Eigenthümlichen Vieles vom suevischen Charakter, weshalb ich es gleich hier mit nenne: es ist das Hauptvolk, das später eine so große Rolle in der deutschen Geschichte gespielt hat, die schlauen, gewandten Franken. Sie waren wahrscheinlich aus den alten Chatten des Tacitus, den Hessen, hervorgegangen und ursprünglich am Maine und an der fränkischen Saale zu Hause, in dem Lande, das noch heut zu Tage Frankenland heißt — sie hießen deshalb salische Franken — später erscheinen sie am Rheine und eroberten von hier aus Gallien. In den altdeutschen Gedichten treten sie als Nibelungen auf.

Diese suevischen Völker und die Franken waren Nomaden, sie kannten an Grundstücken kein Privateigenthum, jährlich wechselte der Besitz und Genuß der Aecker: alles Land war Gemeindegut, Weide zumeist. Nach Cäsar's Bericht trieben die Män=

ner Jagd und Krieg, die Weiber Ackerbau und Viehzucht. Man baute Hafer, Gerste, Weizen, wahrscheinlich auch Roggen. Das Land, welches diejenigen Sueven, die im Süden von Deutschland lebten, bewohnten, war fruchtbar, besonders am Fuße der großen hercynischen Wälder, die vom Schwarzwald an quer durch ganz Deutschland hindurch sich zogen und in den Landschaften am Rheine und Maine. Nach Plinius kannten insonderheit die Ubier, die am Rhein vom Ausfluß des Mains bis nach Basel herauf saßen, die Beackerung des Bodens mit dem Pfluge und sogar die Düngung desselben mit weißem Mergel. Das übrige war Weideland und Wildgehege, jener frische, deutsche Urwald von starken Eichen und weiter hinauf gen Norden zu von schlanken Fichten und Tannen. Deutschland war vorzugsweise ein Land der Wälder, ohngefähr wie die Vereinigten Staaten, namentlich der Westen vor funfzig Jahren. Man lebte hauptsächlich von Viehzucht, wildem Obst und der Jagd, pflanzte keine Obstgärten und baute keinen Wein, den erst Kaiser Probus gegen Ende des dritten Jahrhunderts an den Rhein verpflanzt hat. Tacitus sagt, daß man bei diesen Völkern Krieg und Wunden dem Ackerbau vorgezogen habe. Plinius lobt die deutschen Weiden höchlich: „was ist preiswürdiger, als die Weiden von Deutschland?“ sagt er. Dieser Stamm der Sueven nun war durch seine vorzügliche Tapferkeit ausgezeichnet, sie waren es, die unaufhörlich mit den Römern kämpften, sie stürzten auch das römische Reich. Nach Cäsar bekannten die übrigen deutschen Völker, daß ihnen, den Sueven, auch die Götter nicht Widerstand zu leisten vermöchten. Um diese Tapferkeit zu erhalten, hatten sie eben bei ihrer Verfassung das Landeigenthum aufgehoben. „Eine Verfassung,“ bemerkt Justus Möser, der, wie keiner wieder vor und nach ihm das Genie der alten Deutschen begriffen und darzustellen gewußt hat, „eine Verfassung, zu deren Begründung man das Landeigenthum aufgehoben hatte, mußte von ganz besonderer Art sein.“ In dieser Verfassung der Sueven, bei der alles auf den Krieg ging, auf eine eigne, durch die Nationalerziehung gebildete Kriegskunst, auf eine Kriegskunst mit entwickelter Taktik und Strategie, war die Haupteigenthümlichkeit das Institut der Gefolge, der Comitatus, wie die römischen Schriftsteller es bezeichnen. Es ist dieser Comitatus der

Ursprung des deutschen Adels, kein Stand von Anfang, kein politisches Vorrecht, sondern eine Waffenbrüderschaft, begründet auf den großen Hauptzug im deutschen Charakter, den ich gleich von vorn herein herausheben muß, den Sinn für Ehre, Liebe und Treue. Die edlen Jünglinge der Nation wählten sich nämlich den Edelsten zum Anführer, in dessen Gefolge sie dienten, sie widmeten sich ihm mit einem Eid auf Tod und Leben. Für den Anführer war es eine Schande, im Gefecht an Tapferkeit übertroffen zu werden von einem aus dem Gefolge, und wer vom Gefolge, den Anführer überlebend, aus der Schlacht zurückkehrte, war für sein ganzes Leben beschimpft. Die Treue war so groß, daß kaum ein Beispiel dieser Art gefunden wurde. Was man versprach, hielt man unverbrüchlich überhaupt: der deutsche Handschlag ist sprüchwörtlich geworden. Bei diesem Institut der Gefolge trat ferner eine andere Charaktereigenthümlichkeit hervor, die den Deutschen noch heut zu Tage geblieben ist, die Eigenthümlichkeit, die Tacitus mit den Worten bezeichnet: „Gradus quin etiam habet comitatus.“ Unter dem Gefolge war nämlich ein großer Wetteifer, wer bei seinem Kriegsfürsten die erste Stelle habe, „denn das Gefolge hatte seine Stufen;“ die Fürsten aber suchten ihren Stolz darin, durch die meisten und besten Gefährten zu glänzen. Diese Gefolge lebten nun nach strengen Gesetzen. Ganz im Gegensatz des Alterthums, wo List nächst Tapferkeit eine Hauptsache im Krieg war, zeichneten sich die Deutschen frühzeitig durch ihre Ehrlichkeit und offene Ritterlichkeit im Kriegshandwerke aus. Schon die Cimbern kündigten den Römern Zeit und Stunde des Kampfes an, wie zu einem Zweikampf. In die Fehden und Turniere des spätesten Mittelalters verzieht sich diese alte deutsche Sitte. Das Nibelungenlied ist voll von solchen Zügen der Recken: ehrlos war jeder, der mit Hinterlist kämpfte, oder gegen Schwache. — Die Gefolge zeichneten sich aus durch ihre Waffen oder Wappen: beide Namen sind ursprünglich eins und dasselbe. Ehe man Eisen zu Harnischen gebrauchte, deckte man sich mit Fellen wilder Thiere, deren Hörner man auf die Köpfe setzte, diese nahm man später auf die Helme und auf die Schilde und Wappen. Schon bei den Cimbern gab es aber geharnischte Ritter. Die Waffen waren Schild und Speer. Das Schild war lang und

schmal, deckte den ganzen Mann, bei der Schlacht hielten die Deutschen ihn vor den Mund und stimmten hinter dieser Höhlung den furchtbaren Barbit oder Schlachtgesang an. Der Speer war ein scharfes, aber kurzes schmales Eisen, sie nannten ihn Pfrieme, mit dieser Pfrieme in der Hand sprangen sie über die gefällten Spieße der Römer und bohrten ihnen das kurze Eisen in die Brust. „Rübenfresser, merkt Justus Möser hierbei an, schikken sich dazu nicht, nur unter den Engländern, einer mehrentheils von Fleische lebenden Nation, sieht man noch solche kühne Springer.“ Die deutsche Cavallerie war in allen Schlachten der römischen überlegen, man lachte die Römer aus, weil sie sich der Sättel bedienten, die Römer waren allemal froh, wenn sie sagen konnten: „equites ambigue certavere,“ bei der Reiterei war der Sieg unentschieden. Hieraus erklärt sich das große Uebergewicht der Ritter das ganze Mittelalter hindurch: erst in den Schweizerkriegen und noch mehr in den Hussitenkriegen entwickelte sich wieder das Uebergewicht der Infanterie, die „die Bauerkerle“ bildeten, wie Kaiser Sigismund die Hussiten nannte, die ihn wiederholt auf's Haupt schlugen.

Neben den Gefolgen bestand der Heerbann, das allgemeine Landesaufgebot der freien Männer, die Landwehr, die unter Carl dem Großen ihre völlige Ausbildung erhielt. Sie bestand wesentlich aus Infanterie, kam aber schon ab im 10ten Jahrhundert: Heinrich der Vogler bot sie zum letztenmal auf gegen die Ungarn. Otto der Große, sein Sohn, begnügte sich schon nur mit den Rittern zu seinen Zügen gegen die Ungarn und nach Italien über die Alpen. Der alte Heerbann zog bei allgemeinen Landesvertheidigungskriegen unter dem Banner des Nationalgottes aus, das die Priester vorantrugen. Dazu wählte man allgemeine Kriegsanführer auf die Dauer des Krieges, wählte sie nach der Tapferkeit, und waren dies die duces im Gegensatz gegen die reges, die Anführer der Gefolge, die man aus den edelsten Geschlechtern bei Privatfehden und für die Züge auf Abenteuer erwählte. Beim Heerbann fochten die Genossen einer Mark und eines Stammes zusammen; ging der Zug in ein fremdes Land, so folgten Weiber und Kinder, es folgten die Heerden und alle bewegliche Güter, die Weiber und Kinder befanden sich auf der Wagenburg, hinter den Schlachtreihen der Männer beim Kampfe.

Dem Stamm der Sueven und Franken, von dem ich zeither gesprochen habe, obschon, was auf die Kriegsverfassung sich bezieht, auch auf die andern deutschen Völker in der Hauptsache seine Anwendung leidet, dem Stamm der Sueven und Franken, sage ich, die kein festes Landeigenthum unter sich hatten, ein wesentlich nomadisches Leben führten, standen die deutschen Völker im Norden und Nordwesten des Harzgebirgs, das die Grenze zwischen Sueven und Sachsen machte, entgegen, die nicht suevischen, nicht schweifenden Völker, die blauäugigen, tapfern, meerbefahrenden Sachsen, zuerst als Cimbern und Teutonen, sodann als Cherusker auftretend, zu beiden Seiten der Weser seßhaft, zwischen dem Rhein und der Elbe, und die Friesen in der batavischen Halbinsel und entlang den Küsten von Niederdeutschland, deren Geschlecht noch jetzt ein wesentlich seemännisches ist, aus dem die Holländer und Hanseaten sich so ausgezeichnet haben und noch gegenwärtig auszeichnen. Bei diesen Völkern, den Sachsen und Friesen war der Ackerbau kurz vor und nach Christi Geburt schon auf einer beträchtlichen Stufe der Ausbildung. Diese nördlichen Völker Deutschlands waren nach Tacitus festsitzend, sie hatten feste Höfe, es waren sessige Völker, Sassen, Sachsen im Gegensatz der schweifenden Sueven. Sie wohnten auf den Gehöften Norddeutschlands „ut fons, ut campus, ut nemus placuit" nach Tacitus' Worten, sie hatten sich gesiedelt, wo ihnen eine Quelle, ein Feld, ein Wald gefallen hatte. Ihr Gut war ein freies Gut, Allod, unverlierbares Eigenthum seines Eigners, der Staat konnte es ihm nicht nehmen, auch wenn er sich noch so hoch vergangen. Alles Land innerhalb des Bezirkes, wo sie ihre Wohnung genommen, war bebaut, die Höfe selbst umzäunt, der mansus, der Acker, war heilig, das Privateigenthum vom Gemeindeland geschieden; bei diesen nördlichen, sächsischen Völkern trieben die Männer, die Jünglinge den Landbau. Sie hatten keine Könige, keinen Adel, führten nur Abwehrkriege, sie standen unter Gaurichtern, Grafen. Die Gehöfteverfassung ist die Haupteigenthümlichkeit der norddeutschen Völker. Ihr starkes Naturgefühl, ein anderweiter Grundzug des deutschen Wesens, ließ ihnen nicht zu, sich in große Städte zusammenzudrängen; es gab nur einzelne Höfe, man duldete keine Städte, Dörfer und Nebenwohnungen. In dieser Hofverfassung

war es stehendes Prinzip, daß man nur den Hoferben, den Erstgebornen, bei sich ließ, die übrigen Kinder, die jüngeren, nachgebornen Söhne mußten auf Abenteuer auswandern. Dadurch ward Ordnung, Freiheit und Sitte erhalten, wie dieß Möser in seinen patriotischen Phantasien und seiner osnabrückischen Geschichte, die zugleich eine Geschichte des alten Deutschlands, namentlich des nördlichen ist, so vortrefflich nachgewiesen hat; es ward Verarmung der Familien durch allzu häufige Theilung, es ward eine gemischte Bevölkerung von guten und schlechten Leuten, die allemal Mangel an hinreichenden Aeckern und Holzungen mit sich führt, vermieden. Dieses Erstgeburtsrechtsinstitut erklärt die vielen und großen Auswanderungen der nordischen Völker, die Züge der Cimbern und Teutonen, die Züge der Sachsen nach England, die Züge der Normannen nach Frankreich, England, Sicilien; diesem Erstgeburtsrechtsinstitute haben die alten Sachsen zum großen Theil den langen Ruhm ihrer Tugenden zu danken. England, das sächsische England zieht noch jetzt aus der Festhaltung dieses sächsischen Instituts den größten Gewinn für die Festigkeit seiner Staatsverfassung und die solide Existenz seiner Bürger: es ist bekannt, daß hier nur der älteste Sohn die unbeweglichen Güter erbt, er hat seine nachgebornen Brüder und die Schwestern mit Geldmitteln zu unterstützen, diese Nachgebornen legen sich auf Industrie und Handel, oder nehmen Dienst im Heer und in der Marine oder in der Kirche und im gelehrten Fache. Die Aufhebung der Erstgeburtsrechte im Süden der von England losgetrennten Vereinigten Staaten, wo die großen Plantagenbesitzungen sich befinden, hat, wie ausdrücklich amerikanische Staatsmänner bezeugen, nur nachtheilige Wirkungen hervorgebracht.

Auch die Töchter namentlich hatten bei den alten Deutschen kein Erbrecht in unbewegliche Güter, um diese zusammen zu halten, wiewohl sie durch Testament Ländereien erben konnten: man hielt auch hier fest, was Solon in Athen angeordnet hatte, der das Aussteuern der Töchter aus dem Grunde untersagte, damit die Töchter und nicht die Mitgift geheirathet werde. Bei den alten Deutschen bestand im Gegentheil der Gebrauch, daß der Mann der Frau eine Morgengabe schenkte. Die Ausschließung der Frauen von den Immobilien ward noch bei den Franken

durch das salische Gesetz schriftlich bestätigt. Es ist dies das berühmte salische Gesetz: „de terra salica in mulierem nulla portio hereditatis transit," ein Gesetz, das in Deutschland und Frankreich die Frauen von der Thronfolge ausschließt, die ihnen auch nach der ganzen Beschaffenheit ihrer schwachen und zarten Natur nicht gebühren will. Diese fränkische Bestimmung hat freilich das sächsisch-normännische England nicht aufgenommen, doch ist dem Mißbrauch auf andere Weise vorgebeugt: in England kann eine Königin über Männer regieren, weil die englischen Männer freie Männer sind. Bei den alten auch freien Deutschen ward erst später nach dem Ueberhandnehmen des Geldreichthums im zwölften Jahrhundert, wo liegende Gründe Gegenstand des Handels wurden — früher waren sie dies nicht, —namentlich aber seit dem Aufkommen des römischen Rechts vom 12ten bis 14ten Jahrhundert Brautschatz und Pflichttheil für die Töchter eingeführt.

Die ganze Verfassung bei den alten Deutschen, im gesammten deutschen Lande, war eine patriarchalisch-republikanische Verfassung, sie gründete sich nach den Grundzügen, wie sie uns Tacitus in der Germania hinterlassen, auf das Volk, den großen freien Mittelstand des Volkes. Es gab zwar einen Adel, aber noch nicht als Stand, als politisches Vorrecht, es gab zwar Könige, aus diesem Adel durch das Volk gewählt, aber es waren nur Ehrenvorzüge, ohne wirkliche positive Macht. Diese Macht war allein bei der Volksgemeinde, dem großen freien Mittelstand: alle freie Männer hatten Antheil an der Gesetzgebung, alle zogen nach gemeinsamer Beschlußnahme zum Krieg aus, das Volk, der freie Mittelstand war im alten Deutschland seit den ersten Zeiten, von denen wir Nachrichten besitzen, bis auf die Carls des Großen und der sächsischen Kaiser Alles. Noch in den Capitularien der Nachfolger Carls des Großen ist zu lesen: „lex consensu populi fit et constitutione regis," das Gesetz wird gemacht durch die Einwilligung des Volks und durch die Bestimmung des Königs.

Ich gehe nun zu der Entwickelung des charakteristischen Unterschieds über, durch den die Deutschen sich sehr wesentlich von den Völkern der alten Welt, namentlich den Griechen und Römern abtrennen, eines Unterschieds, der schon vor Annahme der

war es stehendes Prinzip, daß man nur den Hoferben, den Erstgebornen, bei sich ließ, die übrigen Kinder, die jüngeren, nachgebornen Söhne mußten auf Abenteuer auswandern. Dadurch ward Ordnung, Freiheit und Sitte erhalten, wie dieß Möser in seinen patriotischen Phantasien und seiner osnabrückischen Geschichte, die zugleich eine Geschichte des alten Deutschlands, namentlich des nördlichen ist, so vortrefflich nachgewiesen hat; es ward Verarmung der Familien durch allzu häufige Theilung, es ward eine gemischte Bevölkerung von guten und schlechten Leuten, die allemal Mangel an hinreichenden Aeckern und Holzungen mit sich führt, vermieden. Dieses Erstgeburtsrechtsinstitut erklärt die vielen und großen Auswanderungen der nordischen Völker, die Züge der Cimbern und Teutonen, die Züge der Sachsen nach England, die Züge der Normannen nach Frankreich, England, Sicilien; diesem Erstgeburtsrechtsinstitute haben die alten Sachsen zum großen Theil den langen Ruhm ihrer Tugenden zu danken. England, das sächsische England zieht noch jetzt aus der Festhaltung dieses sächsischen Instituts den größten Gewinn für die Festigkeit seiner Staatsverfassung und die solide Existenz seiner Bürger: es ist bekannt, daß hier nur der älteste Sohn die unbeweglichen Güter erbt, er hat seine nachgebornen Brüder und die Schwestern mit Geldmitteln zu unterstützen, diese Nachgebornen legen sich auf Industrie und Handel, oder nehmen Dienst im Heer und in der Marine oder in der Kirche und im gelehrten Fache. Die Aufhebung der Erstgeburtsrechte im Süden der von England losgetrennten Vereinigten Staaten, wo die großen Plantagenbesitzungen sich befinden, hat, wie ausdrücklich amerikanische Staatsmänner bezeugen, nur nachtheilige Wirkungen hervorgebracht.

Auch die Töchter namentlich hatten bei den alten Deutschen kein Erbrecht in unbewegliche Güter, um diese zusammen zu halten, wiewohl sie durch Testament Ländereien erben konnten: man hielt auch hier fest, was Solon in Athen angeordnet hatte, der das Aussteuern der Töchter aus dem Grunde untersagte, damit die Töchter und nicht die Mitgift geheirathet werde. Bei den alten Deutschen bestand im Gegentheil der Gebrauch, daß der Mann der Frau eine Morgengabe schenkte. Die Ausschließung der Frauen von den Immobilien ward noch bei den Franken

durch das salische Gesetz schriftlich bestätigt. Es ist dies das berühmte salische Gesetz: „de terra salica in mulierem nulla portio hereditatis transit,“ ein Gesetz, das in Deutschland und Frankreich die Frauen von der Thronfolge ausschließt, die ihnen auch nach der ganzen Beschaffenheit ihrer schwachen und zarten Natur nicht gebühren will. Diese fränkische Bestimmung hat freilich das sächsisch-normännische England nicht aufgenommen, doch ist dem Mißbrauch auf andere Weise vorgebeugt: in England kann eine Königin über Männer regieren, weil die englischen Männer freie Männer sind. Bei den alten auch freien Deutschen ward erst später nach dem Ueberhandnehmen des Geldreichthums im zwölften Jahrhundert, wo liegende Gründe Gegenstand des Handels wurden — früher waren sie dies nicht, —namentlich aber seit dem Aufkommen des römischen Rechts vom 12ten bis 14ten Jahrhundert Brautschatz und Pflichttheil für die Töchter eingeführt.

Die ganze Verfassung bei den alten Deutschen, im gesammten deutschen Lande, war eine patriarchalisch-republikanische Verfassung, sie gründete sich nach den Grundzügen, wie sie uns Tacitus in der Germania hinterlassen, auf das Volk, den großen freien Mittelstand des Volkes. Es gab zwar einen Adel, aber noch nicht als Stand, als politisches Vorrecht, es gab zwar Könige, aus diesem Adel durch das Volk gewählt, aber es waren nur Ehrenvorzüge, ohne wirkliche positive Macht. Diese Macht war allein bei der Volksgemeinde, dem großen freien Mittelstand: alle freie Männer hatten Antheil an der Gesetzgebung, alle zogen nach gemeinsamer Beschlußnahme zum Krieg aus, das Volk, der freie Mittelstand war im alten Deutschland seit den ersten Zeiten, von denen wir Nachrichten besitzen, bis auf die Carls des Großen und der sächsischen Kaiser Alles. Noch in den Capitularien der Nachfolger Carls des Großen ist zu lesen: „lex consensu populi fit et constitutione regis,“ das Gesetz wird gemacht durch die Einwilligung des Volks und durch die Bestimmung des Königs.

Ich gehe nun zu der Entwickelung des charakteristischen Unterschieds über, durch den die Deutschen sich sehr wesentlich von den Völkern der alten Welt, namentlich den Griechen und Römern abtrennen, eines Unterschieds, der schon vor Annahme der

der Frauen als in der Freiheit und allgemein durchgedrungenen Bildung an der Spitze aller Völker der Erde. Die Deutschen bezeigten ihr Freiheitsgefühl und ihre sittliche Bildung von Anfang durch die Verehrung, die sie der Unschuld und Reinheit der Frauen zukommen ließen. Noch nachdem das Wehrgeld, um den Frieden wieder herzustellen, eingeführt war, erlaubte das Gesetz die Privatrache bei Beleidigungen der Frauen; Gewalt an Jungfrauen, Ehebruch war unversühnlich, unbedingt stand Todesstrafe darauf. Der jungfräuliche Kranz der Bräute ist wahrscheinlich eine uralte deutsche Sitte; wollte der Mann die Frau, die die Treue gebrochen, nicht selbst tödten, so ward sie nackt und mit geschornem Haupte aus dem Hause gestoßen und von den Nachbarinnen zu Tode gepeitscht. Merkwürdig ist auch die züchtigere Kleidung der Deutschen, das Mieder ist ein ursprünglich deutsches Kleidungsstück, wie das Beinkleid der Männer, das schon auf den Sculpturen der trajanischen und antoninischen Säule in Rom vorkommt und aus Einem Stück bestand, Fuß, Bein und Schenkel zugleich bedeckend, bis unter Ludwig XIV. der Strumpf davon abgetrennt wurde. Freilich bedingte das rauhere Klima auch die enger anschließende Kleidung der Männer und Frauen.

Der dritte Punkt endlich, den ich zu erwähnen habe, ist ein schlimmer Punkt. Er betrifft das Phlegma der Deutschen, die deutsche Bärenhaut, deren schon Tacitus gedenkt, die sprüchwörtlich geworden und die noch nicht abgeschafft ist. Die Griechen waren eins der rührigsten beweglichsten Völker, die Römer zeigten zwar nicht solche Leichtigkeit in ihrer Bewegung, diese Bewegung war aber um so fester, gedrungener, nachdrücklicher und energischer. Tapfer, ehr- und freiheitsliebend, keusch und ehrlich waren die alten blauäugigen, blondhaarigen Deutschen, ihr Nationalfehler aber war von vorn herein das Phlegma, die Trägheit. Waren sie nicht auf der Jagd oder im Kriege, so lagen sie ganze Tage auf der Bärenhaut, beim Biere, beim schwerfällig machenden Biere zu Hause, Trinkgelage und Spiel waren ihre Hauptlustbarkeiten. Ihre Götter in Walhalla sind sehr tapfere Helden, aber auch sehr durstige Zecher. Noch Luther sagte: „jede Nation hat ihren eignen Teufel, der Deutschen Teufel ist der Saufteufel.“ In den romanischen Staa-

ten z. B. in Frankreich hat die Vermischung des deutschen Phlegma's mit dem römischen Blute eine noch sehr lebendige Bevölkerung erzeugt, fast zu lebendig, wie die neuere und neueste Geschichte Frankreichs bezeugt; in England ging aus der Kreuzung des sächsischen und französisch-normännischen Blutes ein höchst energisches Geschlecht hervor; das Phlegma der einwandernden Deutschen wird mit dem unternehmenden Geist der Amerikaner in den Vereinigten Staaten nach und nach eine vortreffliche Mischung herstellen, — in Deutschland aber ist das reine, mit keinem fremden Elemente versetzte Phlegma im Nationalcharakter immer ein großer Uebelstand gewesen. Sonderbar, aber höchst merkwürdig ist es, daß die der französischen Herrschaft während der Napoleonischen Zeit unterworfen gewesenen deutschen Länder durch diese nur so temporäre Einimpfung des beweglichen französischen Wesens eine merkliche Förderung bekommen haben, wie sich dies z. B. an den Hessen nachweisen läßt und an den Rheinländern. Schlimm, aber heilsam sind solche Krisen und jedenfalls waren und sind sie dem deutschen Volke zur Abstoßung seiner hemmenden Schwergefügigkeit und Trägheit nicht zu ersparen.

Zum Beschluß dieser kleinen Charakteristik des Geistes und Wesens unserer deutschen Vorfahren, gedenke ich noch mit einem Worte des Verhältnisses der Freien zu den Unfreien. Wie bei allen Völkern, die auf den Krieg sich legen, so finden wir auch bei den Deutschen einen Stand der Unfreien, der aus den im Kriege Gefangenen hervorging. Man nannte diese: Sklaven, wahrscheinlich waren es Leute aus dem östlich wohnenden Volke ursprünglich, den Slaven, die Aehnlichkeit der Namen weist darauf hin. Die Sueven, die wandernden, immer im Krieg begriffenen Völker kannten nur eine Gattung der Sklaverei, die persönliche Knechtschaft. Bei den nicht suevischen Völkern aber, die feste Wohnsitze hatten, wo Allod eingeführt war, begegnen wir einer zweiten, eigenthümlich deutschen Gattung von Sklaven, den sogenannten Hofleibeignen oder Hofhörigen. Es waren dies Sklaven, denen man Haus und Hof und Feld einräumte und die dafür einen Zins an Naturalien entrichten, Haus- und Hofdienste, Frohnen leisten mußten. Diese Leute waren die Hintersassen der freien Männer, sie waren glebae adscripti, an der

Scholle gefesselt, ihr Abhängigkeitsverhältniß war ein dingliches, im Gegensatz gegen die persönliche, häusliche Sklaverei der alten Welt. Das ehrenhafte Wesen der Deutschen sprach sich, wie durch die bessere Behandlung der Frauen, auch durch die bessere Behandlung der Sklaven aus. Tacitus rühmt das mildere Verhältniß, in dem die Sklaven Deutschlands zu ihren Herren standen, er sagt, es käme wohl vor, daß ein Sklave einmal im höchsten Zorne von seinem Herrn getödtet werde, Schläge aber und sonstige Mißhandlundlungen, die bei den Römern so allgemein gebräuchlich waren, kämen bei den Deutschen nicht vor. Es ist bekannt, daß erst in spätern Zeiten durch die Ausbildung des Feudalwesens sich die Lage der Hintersassen und Frohner in das harte Leibeigenthum des Mittelalters umbildete, das so verderblich für die deutschen Verhältnisse geworden ist. Ich komme darauf später bei der Darstellung des Feudalwesens und seiner Ausartungen zurück und wende mich jetzt zu dem Hauptgegenstand der heutigen Vorlesung, der Völkerwanderung, dem Sturz des abendländischen Reichs und der Gründung der germanischen Staaten auf den Trümmern dieses abendländischen Reichs.

Ich erwähnte früher bei der Regierung des Augustus der großen Niederlage der Römer im Teutoburger Walde im Fürstenthum Lippe-Detmold durch Hermann, den Fürsten der sächsischen Cherusker, die an der Weser und am Harz ihre Sitze hatten. Dieser Hermann, dem man in diesen Tagen an der Stätte seines Sieges das große Denkmal errichtet hat, ist allerdings der Gründer der deutschen Freiheit. Die Römer hatten schon festen Fuß gefaßt im Herzen von Deutschland, sie hatten den Quintilius Varus als Proprätor nach den Gegenden des Niederrheins und der Weser entsandt und dieser, der früher Proprätor in Syrien gewesen, glaubte Deutschland, das freie Deutschland wie das abgeknechtete Syrien behandeln zu können. Er schlug mit seinen römischen Juristen und Advocaten eine Gerichtsstelle auf, ließ die freien deutschen Männer mit Ruthen auspeitschen, mit dem Beile hinrichten. Er schrieb auch Abgaben aus an Leute, die nie gewohnt gewesen waren, Steuern zu entrichten. Die römischen Rechtspraktiken, die später die Deutschen, als sie nicht mehr im Besitz ihrer Freiheit waren, sich aufnöthigen ließen, die Steuern, die man sich später auch

gefallen lassen mußte, erbitterten die alten freien Männer des deutschen Eichwalds. Hermann, Arminius, wie die Römer ihn nennen, war in seiner Jugend lange in Rom gewesen, er hatte den Römern deutsche Hülfstruppen gegen die Pannonier zugeführt, war von den Römern mit dem Bürgerrecht und der Ritterwürde geehrt worden. Jetzt ward er der Befreier seines Volkes, er vernichtete den Varus mit seinem drei römischen Legionen, im Jahre 9 nach Christus, schrecklich rächte sich das freie Volk', namentlich an den verhaßten römischen Advocaten. Aber Hermann hatte in Rom römische Gesinnungen eingesogen, er wollte sich zum König aufwerfen, regnum affectans, sagt Tacitus, ward er ermordet, 37 Jahre alt, 21 nach Christus. Von nun an suchten die Römer nur die Donau zu halten und den Rhein, um Gallien zu schützen. Darauf kam eine Zeit der Ruhe, erst unter Marc Aurel kam wieder ein großer Stoß der Markomannen, die die Gothen gedrängt hatten.

Diese Gothen wurden nun das Hauptvolk, mit dem Rom es zu thun bekam. Die Länder an der Donau, Dacien wurde der Hauptangriffspunkt, Aurelian mußte es ihnen im Jahre 274 überlassen. Ums Jahr 350 finden wir unter den Nachfolgern des Kaisers Constantinus des Großen ein großes Gothenreich, von der Ostsee bis zum schwarzen Meere herabreichend unter ihrem König Hermanrich. Es war das Königthum der Gothen ein Heer-Königthum im Gegensatz des heroischen Gefolge-Königthums bei den später auftretenden Franken. Etwa zwanzig Jahre später wurden die Gothen Christen durch Ulphilas, ihren großen Bischof, der ihnen die Bibel übersetzte. Wir erinnern uns: schon auf dem ersten großen Concil zu Nicäa 325 war ein Bischof der Gothen zugegen gewesen. Fest zu halten ist besonders das: die Gothen wurden Arianer, wie später die übrigen suevischen Völker im Gegensatz der Franken, die katholische Christen wurden. 380 räumt ihnen, nachdem der König Hermanrich gegen die von Osten her drängenden Hunnen gefallen, Theodosius der Große Thrazien ein, sie wurden Verbündete des römischen Reichs.

Der Einbruch der Hunnen war das Signal zur allgemeinen Wanderung der deutschen Völker. Alarich, der Westgothe, wird nach dem Tode Theodosius des Großen, nachdem er

von Thrazien aus Griechenland durchzogen und verheert, Oberfeldherr in Illyrien: im Jahre 400 brach er von da in Italien ein, dreimal, das letztemal im Jahre 410 eroberte er Rom, das aber nicht mehr Residenz war, schon sechs Jahre vorher hatte der kränkliche und träge Kaiser Honorius seine Residenz nach Ravenna verlegt, um den Barbaren näher zu sein. Rom, das weltbeherrschende Rom, das seit der Gallier Zeiten, acht hundert Jahre lang keinen Feind in seinen Mauern gesehen hatte, ward die Beute der Deutschen. Alarich, der dreimal gegen Rom zog, hatte sich begnügen wollen, von den Römern alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten und alle Sklaven barbarischer Abkunft zu nehmen. „Was wird, König, dann, riefen die Abgesandten des Senats, den Römern bleiben?“ Er antwortete: „das Leben.“ Jetzt aber ward Rom geplündert, doch war die Verheerung weder groß noch allgemein. Alarich wandte sich nun von Rom nach Unteritalien: er starb hier im Begriff, Sicilien und Afrika zu erobern, zu Cosenza, er ward in voller Rüstung mit seinem Streitrosse begraben, indem man den Fluß Busento, den man vorher abgegraben, über ihn hinweggehen ließ. Seinen Schwager Ataulph erhoben die Gothen hierauf zum König: er ging über die Alpen zurück, erobert den Süden von Gallien, steigt dann über die Pyrenäen nach Spanien herüber und gründet das westgothische Reich in diesen beiden großen römischen Ländern für sein Geschlecht, die Dynastie der Balten, das westgothische Reich, dessen Hauptstadt Toulouse wird, später Arles in Burgund. Neben den Westgothen im Süden gründeten die Sueven ein Reich im Norden, in Asturien und Gallizien; die mit ihnen gezogenen Vandalen schiffen nach Afrika herüber: Geiserich, der Meerkönig, wie er sich nennen ließ — ich wiederhole es, er, wie alle suevische Völker, ebenfalls Arianer — schlägt in Carthago seine Residenz auf. Neben den Westgothen im Osten, in Gallien, setzten die Burgunder sich fest: die Loire machte ihre Grenze gegen die Westgothen, die Alpen gegen die Römer: Lyon war die Hauptstadt der Burgunder.

Um diese Zeit, die Mitte des 5ten Jahrhunderts, kam ein Hauptsturm über Europa, über die Römer und über die deutschen Völkerschaften, er kam durch jenen furchtbaren Hunnenkönig Attila oder Etzel, wie er in dem Nibelungenlied heißt,

einen Fürsten der Tataren, jener Reitervölker aus den Steppen Mittelasiens, die nachher noch zweimal unter Dschingischan und Timur im 13ten und 14ten Jahrhundert dem Orient und dem Occident die furchtbarsten Verheerungen zugefügt haben. Dieser gestrenge Attila mit dem kurzen, gedrungenen Wuchse seines Volkes, den kleinen Schlitzaugen, der Stumpfnase in dem breiten Kopfe, von Angesicht schwarzbraun, ward der Schrecken der Welt, er nannte sich selbst, wie die Welt ihn nannte, die Geißel Gottes. Er sagte: „der Stern fällt, die Erde bebt, ich bin der Hammer des Weltalls.“ Seine Residenz war ein Standlager an den Ufern der Donau, in den fetten Triften Ungarns weideten seine Heerden. Er unterwarf die Sarmaten, die Ostgothen, die Heruler, die Vandalen: die Könige, die er unterworfen, wachten, einer nach dem andern, an der Pforte seines hölzernen Hauses. Er verschmähte allen Pomp, aß nur Fleisch und von hölzernen Geräthschaften, während seine Gäste von goldnen und silbernen speisten, Brot verachtete er ganz als eine weichliche Nahrung. Er drang bis zu den Thermopylen und bis Adrianopel, die Gesandten der beiden Kaiserhöfe von Constantinopel und Rom erschienen vor seinem Schemel in seinem Standlager zwischen der Theiß und Donau, er behandelte sie mit gleichem Stolze. Im Jahre 451 brach er mit einem unermeßlichen Heere von 500,000, nach andern von 700,000 Menschen, aus allen ihm unterworfenen Nationen quer durch Deutschland über den Rhein nach Gallien bis Orleans vor: er forderte die Hand der Kaiserstochter Honoria, der Schwester Valentinian's III. zur Gemahlin und einen Theil des Reichs als Mitgift. Es kam zu der Riesenschlacht auf den Ebenen von Chalons an der Marne. Attila sprach zu den Königen, die die Anführer seines Heeres waren und wie Trabanten auf seinen Wink achteten, ihm stumm und ängstlich gehorchten: „Seid Männer, greift an, werfet Alles vor euch nieder. Richtet eure Augen auf mich, ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!“ — Dennoch schlugen ihn die Römer, unter dem Statthalter von Gallien, Aëtius, die Westgothen, die Burgunder und die Franken. 150,000, nach Andern 300,000 Todte deckten das Schlachtfeld. Attila mußte sich in seine Wagenburg zurückziehen, doch erreichte er unangegriffen den Rhein und stieg

nun im folgenden Jahre über die unbesetzten Alpen nach Italien herab. Ganz Oberitalien fiel in seine Hände, überall flohen die Völker, damals ward das nachher so berühmte meerdominirende Venedig von Flüchtlingen gestiftet. Rom soll der Papst Leo durch seine Beredtsamkeit erhalten haben, es ist dies der Bischof Leo der Große, der zuerst die Worte Christi: „Du bist Petrus" auf den römischen Stuhl deutete und sich für einen Nachfolger Petri ausgab. Wirklich kehrte Attila, wahrscheinlich von Mangel und bösen Krankheiten in seinem Heere genöthigt, um, ging nach Ungarn zurück, starb hier, wie Alarich plötzlich, in der Hochzeitsnacht mit der schönen Ildico, die er zu seinen vielen andern Frauen heirathete, am Blutsturz. Sein Reich zerfiel, die unterworfenen Völker wurden wieder frei, von Ungarn aus ist erst durch die im 9ten Jahrhundert einwandernden Magyaren der Occident wieder beunruhigt worden, bis die sächsischen Kaiser im 10ten Europa von daher völlige Ruhe verschafften.

Dem großen Völkersturm des Attila folgte bald darauf 476 der Sturz des abendländischen Throns. Odoacer, Fürst der Rugier und Heruler, Anführer der kaiserlichen Truppen, stößt den letzten kleinen Kaiser Romulus Augustulus von seinem Thron zu Ravenna, und läßt ihn nach Campanien bringen, wo ihm die ehemalige Villa des reichen Lucullus, des Besiegers von Asien, zum Aufenthalt angewiesen wurde. 1230 Jahre nach der Gründung der kleinen, freien und starken Republik sank das große unfreie und ohnmächtige Kaiserreich — ruhmlos und schmählich.

Odoacer genoß nicht lange die Früchte seiner an den Cäsaren vollzogenen Entsetzung: im Jahre 489 kam der große Theoderich, der König der Ostgothen, aus der Dynastie der Amaler, aus der byzantinischen Provinz Mösien im Süden der Donau nach Italien, stürzte Odoacer und ließ ihn tödten. Es ist dieser Theoderich der berühmte „Dietrich von Bern" oder Verona, der so oftmals in den Gedichten des Mittelalters, namentlich in dem berühmten „Heldenbuche" vorkommt. Er gründete ein großes und blühendes Reich, das außer Italien und Sicilien die Länder zwischen der Donau und dem adriatischen Meere umfaßte. Auch er war, ich wiederhole es hier nochmals,

ein Arianer. Seine Residenz war Ravenna, noch ist dort sein Grabmahl zu sehen, die zehneckige Rotonda di San Maria, mit einer Kuppel, die ein einziger ungeheuerer Stein ist, auf dem sein porphyrner Sarkophag stand, den 1512 die Franzosen auf ihrem Zuge nach Italien gegen die Spanier zerstörten. Zu Inspruck in der Hofkirche steht sein bronzenes Standbild, eine tiefernste, melancholische Gestalt, in Eisen gepanzert und auf's Schwert gestützt, eine der herrlichsten Statuen der neueren Zeit, eine der acht und zwanzig, die Kaiser Maximilian und seine Nachfolger in dieser Kirche haben zusammenstellen lassen. Unter Theoderich's Nachfolgern erhielt sich das Reich nicht lange: der Kaiser von Byzanz Justinianus war so glücklich, Italien durch seinen berühmten Feldherrn Belisar und den noch glücklicheren Narses, einen Perser, zurück zu erobern. 553 verloren die Ostgothen das Treffen und ihr Reich am Vesuv und unterwarfen sich, wie sie sagten, dem Schicksal; vorher schon 535 war durch Belisar auch dem Vandalenreich des Meerkönigs Geiserich in Afrika ein Ende gemacht worden: damals ward auch Afrika bis zu der Araber Eroberung wieder Byzanz unterworfen.

Glücklicher als das Volk der Gothen, deren östliches Reich in Italien den Byzantinern, das westliche in Spanien später den Arabern zufiel, waren die Franken in Gallien. Hier gründete der zwanzigjährige Chlodwig aus der Dynastie der Merowinger die Herrschaft, die endlich alle deutsche Völker in Ein großes Reich aufnahm, auch den letzten, großen, besonders freiheitsliebenden Stamm, den Stamm der Sachsen, unter Carl dem Großen, der Frankreich und Italien und Deutschland zusammen besaß. Chlodwig ward 481 König der salischen Franken, die aus ihrer ursprünglichen Heimath am Main und an der fränkischen Saale über den Rhein herüber nach und nach bis zur Somme und Seine vorgerückt waren und Paris zu ihrer Hauptstadt gemacht hatten. Er forderte den römischen Feldherrn Syagrius, der sich nach dem Sturz des abendländischen Reichs noch zwischen der Loire und Seine behauptete auf, ihm Ort und Zeit zum Kampfe zu bestimmen, er schlug ihn bei Soissons 486 und vernichtete mit diesem Siege die römische Herrschaft auch in Gallien. Die Schlacht bei Soissons, der die Unterwerfung des

Landes bis zur Loire folgte, war die Begründung des großen Reichs der Franken. Zehn Jahre darauf ersicht Chlodwig seinen zweiten großen Sieg über die Alemannen bei Zülpich und läßt sich auf Zureden seiner burgundischen Gemahlin Clotilde und ein in dieser Schlacht bei Zülpich auf den Sieg hin gethanes Gelübde zu Rheims mit 3000 Franken vom Bischof Remigius taufen, am Weihnachtstage 496, ein kleinerer Theil seiner Leute nahm die Taufe nicht. Der römische Bischof, — denn während die suevischen Völker sämmtlich Arianer geworden waren, nahm Chlodwig das katholische Bekenntniß an — beschenkte ihn mit dem Titel: „Allerchristlichster König,“ einem Titel, den bekanntlich heut zu Tage die französischen Könige noch führen.

Ich muß bei dem Umstand einen Augenblick verweilen, daß Chlodwig sich im Gegensatz der suevischen Völker, namentlich der Gothen, zum katholischen Glauben bekannte. Dieser Umstand ist dem Fortgang des fränkischen Reichs wesentlich förderlich gewesen: die katholischen Priester wurden die treuesten, eifrigsten Freunde der Franken. Dieser große Einfluß zeigte sich namentlich in dem Verhältniß gegen die, den Südwesten Frankreichs, von der Loire bis zu den Pyrenäen noch in Besitz habenden arianischen Westgothen, die katholischen Bischöfe thaten Alles, um Chlodwig durch den Haß gegen die Westgothen Bahn zu machen: 507 schlug sie dieser bei Vouglé, ohnfern Poitiers: der Preis des Siegs war Aquitanien und Toulouse.

Die Franken waren unter allen deutschen Völkern dasjenige, das durch die Berührung mit den Römern am frühzeitigsten an's Städteleben sich gewöhnt und eine gewisse Civilisation angenommen hatte, eine Civilisation, die alle die Schattenseiten hatte, die durch die Sitten der damaligen Römer bedingt wurden. Der Grieche Agathias, Fortsetzer der Kriegsgeschichte des Procop, sagt ausdrücklich: „die Franken unterscheiden sich von den Römern nur durch Sprache und Kleidung.“ Alle Schriftsteller schreiben den Franken eine besondere Tapferkeit und Kriegslust, aber auch Leichtsinn und eine große Treulosigkeit zu. Ein schlaues und besonders treuloses Volk waren die Franken. Was für ein Mann insonderheit Chlodwig gewesen, beweist am Besten die Art und Weise, wodurch er sich der andern vier Könige der

Franken, die zu Mons und Cambray und St. Omer und Köln saßen, entledigte, diese tückische, treulose Art, die schon ganz abging von dem alten, ehrlichen, offenen, deutschen Wesen. Bei dem einen dieser Könige, Siegbert von Köln, ging Chlodwig soweit in der Verruchtheit, daß er den eignen Sohn anstiftete, den kranken Vater in der Mittagsruhe zu ermorden und diesen Sohn ließ er dann auch hinterrücks mit der Streitaxt niederhauen. Dennoch aber erhob ihn die romanische, landeseingeborne, katholische Geistlichkeit hoch: er war ein rechtgläubiger König. „Gott fällte, sagt der Bischof Gregor von Tours, der im 6ten Jahrhundert die erste große Chronik der Franzosen schrieb, Gott fällte, sagt er ausdrücklich, Chlodwigs Feinde unter seiner Hand, darum, daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefiel." Einen so verkehrten, äußerlichen Sinn hatten schon damals im 6ten Jahrhundert die katholischen Bischöfe, die Freunde der Könige und des Bischofs zu Rom. — Triefend noch von dem Blute der ermordeten Könige, die noch dazu seine Blutsfreunde, seine Vettern waren, hielt der allerchristlichste König im Jahre 511 das erste Concil der gallicanischen Kirche zu Orleans, ganz in der Art, wie der heilige Kaiser Constantin der Große seine Bischöfe zwei hundert Jahre früher in Nicäa zusammen berufen hatte, auch ein Jahr nach dem Hinrichten seines Gegenkaisers Licinius. Nur war damals zu Nicäa unter den Geistlichen noch mehr Gewissenhaftigkeit, Edelmuth und christliche Milde zu finden, das Unglück, die Märtyrerzeit, war damals kaum vorüber. Der Sieg und das Glück ist jederzeit schwerer, als das Unglück zu tragen gewesen.

Schrecklich, wie der Gründer der Monarchie, regierte sein Geschlecht; jene grausamen merowingischen Könige der lang- und schönhaarigen Franken, einer Nation, wie ihr salisches Gesetz sagt, dessen Abfassung wahrscheinlich noch unter Chlodwig fällt, einer Nation „hochberühmt, Gott zum Gründer habend, stark durch den Friedensbund, um das harte Joch der Römer durch den Kampf von ihren Hälsen abzustreifen, tief im Rath, edeln und gesunden Körperbaus, schön, kühn, hurtig und streng in der Feldschlacht, seit Kurzem zum katholischen Glauben bekehrt, frei von Ketzerei."

Ich übergehe schnell die Geschichte der Merowinger, diese finstere Geschichte, die sich nur durch die Eroberungen auszeichnet — die Burgunder, die Baiern, die Thüringer wurden noch unterworfen — und durch die Greuel und Schandthaten, die Morde der Gatten durch ihre Gatten, der Brüder durch ihre Brüder, der Verwandten durch die Verwandten. Haß und grausame Verfolgung, — man denke an die Geschichten der Königinnen Brunehilde und Fredegunde — dauerten unter diesem Geschlecht, so lange noch ein Ueberrest von Kraft in ihm war. Allmälig aber ging diese Kraft aus und die zweite Seite im deutschen Charakter, die Bärenhaut ward vorwaltend, die Merowinger endigten als Palastkönige, als gekrönte Schlafmützen, wie sie Chateaubriand nennt; die wahre Macht kam in die Hände des Großhofmeisters, des Major domus, der das Heer commandirte. Nur bei der jährlichen Maiversammlung erschien noch der König öffentlich vor dem Volke, auf dem Stuhl seiner Väter, begrüßte die Großen und ward von ihnen begrüßt, empfing das Geschenk der Nation, vertheilte nach Weisung des Großhofmeisters erledigte Güter. Dann stieg er wieder auf seinen mit vier Ochsen bespannten Wagen, fuhr nach seinem Palast und schwelgte hier bis zum nächsten Maitage. „Der König, sagt der Biograph Carls des Großen, Eginhard begnügte sich, herabwallende Haare und einen langen Bart zu tragen, der Großhofmeister hatte ihm ein Leibgedinge und ein Landhaus angewiesen.“

Die Würde des Großhofmeisters, dies ist wohl ins Auge zu fassen, war so gut eine Volksauctorität, als die königliche Würde. Nach dem altdeutschen Gebrauch, den Tacitus mit den Worten bezeichnet: „die Könige nehmen sie aus den Edelsten, die Herzöge aus den Tapfersten der Nation“ ward der Großhofmeister, der Anführer des Volksheers, vom Volke erwählt, so gut wie der König. Bei beiden Würden, der königlichen und der des Major domus, erhielt sich das alte Volksrecht der Wahl unter Chlodwig und seinen Nachfolgern. Chlodwig, den seine Siege so mächtig gemacht, fand es doch für nöthig, wenigstens die Vornehmsten des Reichs zusammenzurufen, um den fränkischen Staat mit ihrer Zustimmung unter seine vier Söhne zu theilen. Auch unter seinen Nachkommen behaupteten

und übten noch die Franken das Recht ausdrücklich, unter mehreren Gliedern der merowingischen Familie zu wählen. Wie man mit der Königswahl bei der Familie des großen Chlodwig blieb, so blieb das Volk mit der Großhofmeisterswahl bei dem Geschlechte Pipins von Herstall.

Der fränkische Staat — und dies ist ferner ein Hauptpunkt — war wesentlich noch ein römischer Staat. Wenige Franken herrschten über Millionen Römer und romanisirte Gallier. Bei Chlodwigs Taufe zu Rheims heißt es ausdrücklich: „Drei tausend Franken wurden getauft, eine kleinere Anzahl empfing die Taufe nicht.“ Von Constantinopel schickte man diesen germanischen Heerführern den consularischen Purpur, den sie über ihren engen, buntfarbigen Rock anlegten. Den ganzen Boden Frankreichs, namentlich Südfrankreichs, deckten noch tausende von Denkmälern der römischen Größe, Wasserleitungen, Amphitheater, Triumphbogen, Tempel, Heerstraßen, Städte. Schon in der zweiten Dynastie, schon unter Carl Martell, ward von diesen Monumenten zerstört, namentlich Nismes, dessen herrliche Ruinen jetzt wieder ausgegraben worden sind, dessen maison carrée und der überaus prachtvolle pont du Gard mit seiner dreifachen, kühn gespannten Bogenreihe noch steht. Die Hauptzerstörung der Monumente Südfrankreichs erfolgte erst in den schrecklichen Albigenser- oder Waldenserkriegen durch den Fanatismus der Päpste im 13ten Jahrhundert. — Die Franken ließen in Gallien alles beim Alten, sie erhielten namentlich das römische Municipialsystem aufrecht: an die Stelle der städtischen Decurionen traten die Schöffen und prud' hommes, die das Volk wählte. Es blieb somit das System der Selbstregierung, der eignen Verwaltung durch diese selbstgewählten Magistrate; die Römer blieben freie Eigenthümer des Bodens und erscheinen als Herzoge und Grafen zugleich mit den Franken; jedes Volk, die Franken und die Römer wie auch die Burgunder, die Gothen in Aquitanien und die Alemannen, Baiern und Thüringer über dem Rheine, in Deutschland, lebten nach ihrem eignen Rechte. Man hat dieses Verhältniß, was besonders die Römer in Gallien betrifft, nicht anders, als so zu betrachten: die Ueberlegenheit der römischen Bildung machte sich im hohen Grade geltend über die Franken: die Franken wurden gewissermaßen Römer,

Frankreich ist eine vorzugsweise romanische Nation noch heut zu Tage. Die Franken nahmen auch, wie wir sahen, den römischen Katholicismus mit Leidenschaft auf, ihr König ward der allerchristlichste König. Sogar das Abergläubische, das eine so große Haupteigenthümlichkeit der alten Römer war, ist wesentlich noch jetzt in Frankreich zu Hause.

Am stärksten trat die Ueberlegenheit des römischen Elements bei den Bischöfen hervor, die, in den ersten Zeiten des Frankenreichs wenigstens, aus lauter Römern bestanden. Unter diesen Bischöfen bildete sich bald eine ähnliche Aristokratie heraus, wie im byzantinischen Reiche, ein bevorzugter Klerus, neben einem fränkischen und römischen und gothischen Kriegsadel. Frankreich war das erste Land, wo der Klerus eine wirkliche politische Stellung erhielt: schon hundert Jahre nach dem Tode Chlodwigs erscheinen die Bischöfe als ein förmlicher Stand neben den weltlichen Herren auf dem sogenannten Concil, der Reichsversammlung zu Paris 615. Diese Reichsversammlungen verdrängten die alten März- und Maifelder: es war der erste Anfang der Adels- und Priesterherrschaft, die das Mittelalter füllt. Die Händel der Brunehilde, im austrasischen, mehr deutschen Frankenlande, dem die Alemannen, Baiern, Thüringer unterworfen waren, gingen hauptsächlich darauf, diese aufkeimende Aristokratie der Bischöfe und hohen Vasallen zu beugen, Fredegunde aber in dem mehr römischen Neustrien, die die aristokratische Partei hielt, triumphirte. Nach und nach fingen auch die Franken an, in den geistlichen Stand zu treten, Bischöfe zu werden, und nun kam es hier zum erstenmal zu der höchst eigenthümlichen Erscheinung, daß die Diener der Religion des Friedens zugleich als Krieger in den Heeren mit kämpfen. Die fränkischen Bischöfe waren Geistliche und Soldaten in einer Person. Man sieht: immer äußerlicher ward das Christenthum aufgefaßt, die Idee der äußern Ausbreitung der Kirche drängte sich überwältigend in den Vordergrund der Gedankenbewegung, ihre Spitze erreichte sie durch das Papstthum und die Kreuzzüge, diese äußerlichste Bewegung, die das Christenthum versucht hat. Schon in der großen Saracenenschlacht bei Tours unter Carl Martell kämpft tapfer der Bischof Hincmar von Auxerre und

trägt mächtig zum Siege bei, noch weit später begegnen wir den Bischöfen in der Feldschlacht.

Pipin von Herstall, so genannt von einem Schlosse an den außerordentlich schönen Ufern der Maas bei Lüttich, durch den Sieg bei Testri ohnweit St. Quintin 687 erster erblicher Großhofmeister der Franken, dux et princeps Francorum, wie er sich auf den Urkunden neben dem König nennen ließ, war 714 gestorben. Seine Macht hatte er wesentlich auf die Vasallen, die Leudes gestützt, die er in den Märzfeldern um sich berief, um mit ihnen die Unternehmungen des Jahres zur Berathung zu ziehen. Ihm folgte sein Stiefsohn Carl Martell oder der Hammer: er war es, der die Araber in der obengenannten Schlacht bei Tours vom Abendland abhielt und auf den Orient und Spanien beschränkte. Mehr als 300,000 Saracenen fielen in dieser welthistorischen Schlacht.

Dieser berühmte Sieg, einer der größten und wichtigsten in der Weltgeschichte, denn dadurch ward Europa vor dem Islam bewahrt, hob das Pipin'sche Geschlecht hoch in den Augen der Franken und der andern abendländischen Völker. Carl Martell's Sohn, Pipin der Kleine, konnte es unternehmen, den Schattenkönig der Franken vollends aus dem Wege zu schaffen. Man erkennt den Geist der damaligen Zeiten sehr wohl an dem Zuge: Pipin, im Begriff den König der Franken zu entthronen, sendet an den Bischof Zacharias von Rom die Frage: „Wer ist würdiger des königlichen Namens, der, der die Macht besitzt, oder der, der den Namen blos hat?“ Zacharias entscheidet sich für den, der die Macht hat. Mit dieser Antwort war die feste Freundschaft des römischen Bischofs und des Frankenkönigs geschlossen. Pipin läßt sich von dem Nachfolger des Zacharias, Bonifacius, auf der Reichsversammlung zu Soissons zum erstenmal salben, früher hatten die Franken ihre Könige durch die Ceremonie der Schilderhebung gemacht; er nimmt die die Worte: „König der Franken von Gottes Gnaden“ zuerst in den Titel. Seinem Vorgange folgten die andern Könige des Abendlands, die Herzoge, die Grafen und wohl zu merken, auch die Bischöfe. Doch war der Bischof zu Rom damals noch nicht so mächtig, daß seine Anerkennung hätte ein Recht geben können, diesmal bestätigte er nur eine Thatsache, die Thatsache,

die die Chronikenschreiber mit den Worten berichten: „Mit dem gemeinschaftlichen Rath und der Zustimmung der Franken wird der erlauchte Pipin durch die Wahl von ganz Franzien auf den Thron des Königsreichs als König erhoben mit der Consecration der Bischöfe und der Unterwerfung der Fürsten.“ Es ist daher eine irrige Vorstellung, wenn man aus dem Titel: „Von Gottes Gnaden“ ein sogenanntes göttliches Recht ableiten will, ein unumschränktes Recht: dieser Titel deutete nur an, daß durch die Wahl und Stimme des Volkes Pipin zum König erhoben worden sei, durch die Stimme des Volkes, die man für Gottes Stimme hielt. Dem letzten Merowinger-König, Childerich III., wurden seine langen Haare abgeschnitten, das heißt, er ward abgesetzt, er starb in einem Kloster bei St. Omer, zwei Jahre nach seiner Entthronung 754. Chateaubriand bemerkt über diese Entthronung sehr richtig: „Die Thronbesteigung Pipin's als eine Usurpation behandeln, ist eine von jenen alten historischen Lügen, die durch oftmaliges Nachsprechen zu Wahrheiten erhoben werden. Wo die Monarchie wählbar ist, da kann von keiner Usurpation die Rede sein: in diesem Falle ist die Erblichkeit eine Usurpation.“

756 erhielt der römische Bischof seinen Lohn für die Anerkennung des Königs der Franken. Pipin, der nach Italien gezogen war, schenkte ihm das Exarchat von Ravenna, Pentapolis und Commachio, das er von den Longobarden erobert, die, wie ich sogleich näher erzählen will, sich Italiens bemächtigt und es den Griechen abgenommen hatten. Hier begegnen wir dem ersten Fundament der Herrschaft des Papstes, ich meine seiner weltlichen Herrschaft. Pipin schenkte das Exarchat der römischen Kirche und der römischen Republik, der Papst ward Patricius, d. h. Statthalter des Landes im Namen der Republik Rom: so ward der geistliche Herr zugleich ein weltlicher Fürst. Die Stadt Rom war in der Schenkung nicht mit einbegriffen. Pipin selbst ward Patricius von Rom. Erst Innocenz III. erwarb den Kirchenstaat, die Stadt Rom im 13. Jahrhundert. Der griechische Kaiserhof widersprach zwar der Schenkung Pipin's an den Papst, aber Pipin erwiederte: „er habe dem heiligen Petrus zu Ehren und der Vergebung seiner Sünden willen den Feldzug über die Alpen unternommen.“ Später stellte sich ein

gutes Vernehmen wieder her zwischen den Franken und Griechen: der griechische Kaiser schenkte dem Frankenkönig eine Orgel, die erste, die in Frankreich gesehn und gehört ward.

Pipin von Herstall hatte das früher immer getheilte Frankenreich in Ein Reich vereinigt, Carl Martell die meerbefahrenden Friesen bezwungen, Pipin der Kleine unterwarf das ehemals gothische Aquitanien, dessen der fränkischen Hoheit seit Chlodwig unterworfene Herzoge sich geweigert hatten, den Dynastienwechsel anzuerkennen. Auf Pipin den Kleinen, folgte sein Sohn Carl der Große, der größte König der Franken. Er unterwarf, aber erst nach 33jährigem Kriege, den letzten großen deutschen Volksstamm, der sich noch frei und unabhängig erhalten hatte, die tapfern, blondhaarigen, blauäugigen Sachsen, und stellte, nachdem er Italien von den Longobarden erobert, auch das abendländische Kaiserthum wieder her.

Ehe ich nun auf die Reichseinrichtung Carl's des Großen übergehe, die ich in der nächsten Vorlesung Ihnen darstellen werde, finde ich für nöthig, über die Lage der damaligen Welt und namentlich Europas im Allgemeinen einen kurzen Ueberblick zuvor zu geben, um die Verhältnisse im Großen und Ganzen fest im Auge zu behalten, wie sie jederzeit in einer Geschichte der Welt im Auge behalten werden müssen.

Der Kern der fränkischen Herrschaft war Gallien, das römische Gallien, jenes Neustrien mit der Hauptstadt Paris, das den nördlichen Theil von Frankreich begriff. Im Süden des Landes wohnten westlich die Gothen, in Aquitanien, östlich die Burgunder, beide dem fränkischen Scepter unterworfen. Ueber dem Rhein, in Deutschland waren die Friesen im Norden, in der batavischen Halbinsel, dem heutigen Holland, südlich von ihnen die Thüringer, noch südlicher die Alemannen und Baiern dem fränkischen Reiche einverleibt: diese vier Völkerschaften hatten mit den in den Rhein-, Mosel- und Maasgegenden, dem späteren Lothringen, wohnenden fränkischen und romanischen Völkern das Reich Austrasien gebildet. Diese Franken, Lothringer, Friesen, Alemannen, Thüringer und Baiern waren im siebenten und achten Jahrhundert zum Christenthum bekehrt worden: Missionarien von England, Schottland und Irland waren zu ihnen gekommen. Die

Irländer Columban und Gallus predigten das Evangelium in Alemannien und Baiern, von Gallus ist das reiche und gelehrte Kloster St. Gallen in der Schweiz gegründet worden, der Schotte Kilian bekehrte die Ostfranken, der Engländer Willebrod die Friesen, er ward erster Bischof von Utrecht. Alle übertraf der Engländer Winfried, der Apostel der Deutschen und Bonifacius genannt, der Wohlthäter: er hat in Thüringen und Hessen das Christenthum, Hierarchie und Zehnten mit inbegriffen, gegründet, er ward Erz-Bischof von Mainz, Primas von Deutschland, er unterwarf die deutsche Geistlichkeit dem römischen Stuhle. In den Ebenen Niederdeutschlands östlich von den Franken, nördlich von den Thüringern, von denen sie durch die Unstrut getrennt waren, saßen noch frei und unbezwungen die Sachsen mit ihrer alten Gauverfassung auf ihren Gehöften lebend; sie waren noch Heiden. Sie saßen bis zur Elbe, die sie im Osten von den Slaven trennte, den Slaven, die über Oder und Weichsel hinweg bis tief nach Rußland hinein wohnten. Von den Sachsen war schon im fünften Jahrhundert Britannien erobert worden; nachdem die Römer unter allen ihnen unterworfenen Provinzen zuerst aus England ihre Truppen zurückgezogen, konnten sich die verweichlichten Briten der Einfälle der Pikten und Skoten nicht erwehren: ihr König Vortigern rief, nach der Sage, die beiden Brüder Hengist und Horsa aus Niederdeutschland herüber, sie gründeten hier die sogenannten sieben Königreiche, die Heptarchie, Kent an der Spitze, dessen König 597 die Taufe annahm. Die Sachsen wurden durch die in England lebenden Christen langsam und auf dem milden Wege der Belehrung und Ueberzeugung zum Christenthum gebracht, es schlug tiefe Wurzeln in ihrem Gemüthe, ich erwähnte eben, daß es englische Heidenboten waren, die das westliche Deutschland zum Christenthum bekehrten. Vor allem berühmt war damals Irland: Könige und Fürsten schickten Gesandtschaften dahin, um sich fromme und gelehrte Männer zu erbitten, man nannte Irland nur die Insel der Heiligen. Unter jenen sächsischen Königen Englands spielt der Sagenkreis jenes bretonischen Epos von dem britischen König Artus, seiner Gemahlin Ginevra, den Helden der Tafelrunde Tristan und Lancelot und Iwain und dem Zauberer Merlin. Es sind die christlichen Romane vom heiligen Gral, wohin auch

der Parcival gehört, das schönste der Gedichte des ganzen Mittelalters, auf das ich noch einmal zurückkommen werde.

Den Norden Europas, die Länder von Skandinavien, füllten ebenfalls deutsche Völkerschaften, die bald nach Carl dem Großen aus ihren Sitzen herausschwärmten, wie die Bienen, nach altem deutschen Brauche. Es waren dies die gefürchteten Normannen, die Deutschland und Frankreich auf ihren Meerschiffen, mit denen sie die Flüsse herauffuhren, überfielen, in letzterem Lande im zehnten Jahrhundert die Normandie einnahmen. Als Dänen erscheinen sie gleichzeitig in England, als Waräger in Rußland. Später, im eilften Jahrhundert, waren es diese tapfern und gewaltthätigen Normannen, die 1066 unter Wilhelm dem Eroberer das Reich England von den Sachsen eroberten und um dieselbe Zeit das Reich Sicilien in Unteritalien gründeten.

Als die Griechen unter Kaiser Justinian dem gothischen Reiche in Italien ein Ende gemacht hatten, 554, kam vierzehn Jahre später Alboin mit seinen tapfern Longobarden nach Italien, auch nur mit ohngefähr 4000 Mann, wie Chlodwig, gründete er den longobardischen Staat, einen Feudal-Staat hier, mit der Residenz Pavia: den Griechen blieb nur das Exarchat zu Ravenna, Venedig, das Herzogthum Rom, Neapel und Sicilien. Auch die Longobarden waren Arianer: erst 603 trat ihr König Agilulf zur katholischen Kirche. Durch sie ward seit Ausgang des sechsten Jahrhunderts der lateinischen Sprache ein Ende gemacht: es bildete sich nach und nach die italienische Landessprache, wie sich in Frankreich die französische bildete. 752 nahm König Aistulph den Griechen das Exarchat ab und forderte nun auch Tribut von Rom. Dieser Umstand war es, der die Päpste veranlaßte, gegen sie und die Griechen die Franken zu Hülfe zu rufen. Beim Antritt der Regierung Carl's des Großen war Desiderius der Longobarden König: er war es, dem Carl der Große das Reich abnahm.

Im Westen von Franzien oder Frankreich, jenseits der Pyrenäen, hatten die Araber ihre Herrschaft gegründet: durch den großen Sieg bei Xeres de la Frontera in Andalusien 711, hatten sie dem westgothischen Reich ein Ende gemacht; die Westgothen, früher Arianer, seit 587 katholische Christen, hatten sich nach den Gebirgen Asturiens und Navarras zurückziehen müssen. Zu

Cordova am Guadalquivir, schlug der spanische Chalif, aus dem Haus der Ummiaden, der sich von dem großen Chalif der Abbasiden zu Bagdad losgerissen hatte, seine Residenz auf, ich erwähnte bereits, daß ihr weiteres Vordringen in Europa durch die Schlacht bei Tours verhindert worden war.

Im Osten endlich saß der byzantinische Kaiser, der Kaiser des morgenländischen Roms zu Byzanz, zurückgedrängt in Asien durch die Araber auf Kleinasien; ganz Afrika war durch sie verloren gegangen; in Europa hatten die Slaven sich der illyrischen Provinzen bemächtigt, die Bulgaren im Norden des Hämusgebirgs niedergelassen. Weiter über den Bulgaren nördlich von der Donau saßen die Avaren, die Nachkommen der Hunnen in Ungarn und Oestreich.

Dies war die Lage Europas, als Carl der Große den Thron der Franken bestieg.

Dreizehnte Vorlesung.

Carl der Große; Anfang des Ritterthums und der Feudalzeit. Die sächsischen und fränkischen Kaiser.

Carl der Große, der der erste Cäsar, Kaiser der Germanen ward, war ein überaus glücklicher Kriegsheld. Man zählt über 50 Kriegszüge, die er während seiner 46jährigen Regierung gethan hat. Die hauptsächlichsten waren gegen die Sachsen, die Longobarden, die Araber, die Slaven, die Avaren. Er war fast immer gegen diese Feinde glücklich, erwehrte sich ihrer aller: die Gedichte des Mittelalters sind ganz erfüllt von den Thaten des großen Carl und seiner Paladine, ich meine jene fränkischen Heldengedichte und Romane von den Rittern Roland, Haimon und dessen Kindern, dem Hüon von Bordeaux, dem Doolin von Mainz, dem Ogier von Dänemark, dem Flos und der Blancflos. Das mittelalterliche Heroenthum tritt schon in Carl in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit auf, mit dem ganzen Schmuck und der Farbenpracht, die es durch die

Berührung mit den Saracenen erhielt, dem Heldenvolk des Orients, das jenseit der Pyrenäen, im Rücken des Frankenreichs seine Sitze genommen, zugleich zeigt dieses Heroen- und Ritterthum die ganze germanische Eigenthümlichkeit, die auf die Feudalaristokratie, das Verhältniß der Lehnfürsten zu ihrem Lehnherrn, basirt ist. Mit Carl beginnt das Rittterwesen und die Feudalzeit.

Die Hauptthat, die Carl ausführte, war die Besiegung der Sachsen, dieses Kernvolks von Deutschland, das den Sitten der Väter, wie sie Tacitus schildert, über Alles zugethan war, und eben so abgeneigt sich zeigte, das Christenthum anzunehmen. Das Christenthum war freilich schon eine sehr äußerliche Sache geworden. Carl der Große hatte einen Hauptschritt gethan, um die Geistlichkeit zu heben, er hatte ganz nach alttestamentlicher Weise gesetzlich anbefohlen, dem Klerus den Zehnten zu geben. „Dieser Zehnten war den Sachsen, wie Alcuin sagt, besonders verhaßt und machte sie immer wieder wankend in ihrer Treue.“ Hierzu kam, daß die Franken freilich das Christenthum mit ihren Tugenden nicht sehr schmückten. Gute Thaten, wodurch die nicht Gläubigen bewogen werden sollen, die wahre Religion anzunehmen, konnte man wenig sehen bei den Franken, an ihren Früchten konnten sie nicht als Christen erkannt werden. Schrecklich ist die Geschichte der Merowinger, wie kaum eine andere Geschichte. Ein treuloses Volk, wie die Franken beschrieben werden, war aller Unthaten fähig, den ächt deutschen Sachsen, denen Ehre und Treue heilig war, waren die Franken sehr verhaßt: lange Zeit, auch noch nach ihrer Unterwerfung durch Carl, hat sich eine große Eifersucht und gegenseitige Abneigung zwischen beiden großen Völkerstämmen erhalten, sie tritt noch unter dem fränkischen Heinrich IV. in dessen Kämpfen mit den sächsischen Großen und unter dem hohenstaufischen Friedrich I., in dessen Familie das Herzogthum Franken gekommen war, sie tritt bei dem großen Streit mit dem Welfen von Braunschweig, Heinrich dem Löwen, deutlich erkennbar hervor.

Als gut katholischer Christ hielt sich Carl der Große in seinem Gewissen verpflichtet, verpflichtet durch das falsch verstandene: „Nöthiget sie, herein zu kommen,“ die Sachsen mit Gewalt der Waffen zum Evangelium zu zwingen, die Kirche, wie

es in der damaligen Sprache hieß, bis zu den Grenzen der Elbe hin auszubreiten. In den Augen der Priester, des Papstes war der Sachsenkrieg ein heiliger, ein Religionskrieg. Zu Worms 772 ward er beschlossen, 33 Jahre lang wehrten sich die Sachsen unter ihrem tapfern Herzog Wittekind, nur mit ungeheueren Anstrengungen setzte Carl seinen Zweck durch. Hunderte von Sachsen nöthigte er in die Flüsse, indem er als Zeichen der Taufe Wasser über sie ausgießen ließ; tausende von Sachsen ließ er enthaupten, es fielen an einem Tage einst 4,500 Sachsenköpfe; es half nicht einmal, daß 785 Wittekind nach Attigny in der Champagne zu Carl kam und sich taufen ließ, das Beispiel des Herzogs hatte keinen Einfluß auf das freie und gleiche Volk, erst im Jahre 803, nachdem Carl 10,000 sächsische Familien aus ihren alten Sitzen an der Unter-Weser hatte fortführen lassen, — Sachsenhausen bei Frankfurt am Main und andere Orte bezeichnen noch heut zu Tage diese Fortführung —, kam der Friede zu Selz an der fränkischen Saale zu Stande: die Sachsen wurden Christen, verfluchten ihr großes Wodansbild, unterwarfen sich dem dreieinigen Gott und dem heiligmächtigen König Carl, sie nahmen die bischöfliche Verfassung mit dem verhaßten Zehnten und der Grafenverfassung des fränkischen Reichs an; 8 Bischofssitze — Paderborn, Minden, Osnabrück, Halberstadt, Bremen, Verden, Hildesheim und Münster — wurden errichtet und den fränkischen Metropolitankirchen von Mainz und Köln untergeben. Dagegen bedungen sich die Sachsen: Freiheit von allem und jedem Tribut und daß sie nach ihrem alten Rechte leben dürften. Man sieht aus diesen Bedingungen: die Sachsen wurden nicht unterworfen, sie wurden den Franken als Gleichberechtigte zur Seite gestellt. So grausam der Krieg war, so mild und ehrenvoll waren die Bedingungen des Sieges. Der Widerstand der niederdeutschen Völker, der Sachsen ist es, der Deutschlands Freiheit wiederholt gerettet hat, im Teutoburger Walde gegen die Römer, wie gegen den allgewaltigen Carl, und noch später gegen die fränkischen und hohenstaufischen Kaiser, die die höchste Gewalt unumschränkt, wie Heinrich III. und IV., ja sogar erblich machen wollten, wie Heinrich VI. von Hohenstaufen. Ueberall waren es die Sachsen, die sich widersetzten. Endlich war's auch ein Sachse, der die geistige Sklaverei, welche die Päpste Deutsch-

land über den Hals geworfen hatten, nachdem die weltliche Macht mit ihren Herrschaftsplänen nicht durchgekommen war, brach, der Doctor Luther aus Eisleben. Noch jetzt zeigt sich ein kleiner Rest der alten sächsischen Freiheitsliebe in dem Verfassungskampfe Hannovers.

So unermeßlich wichtig für das Frankenreich ward die Einverleibung Sachsens in den Reichsverband, daß von nun an deutlich das deutsche Element das romanische überwiegt: Carl hielt auch nicht mehr in Neustrien, in Paris Hof, die gewöhnliche Residenz ist von nun an in den rein deutschen Ländern, am Rhein, zu Aachen, zu Nimwegen, zu Ingelheim bei Mainz.

Nächst der Aufnahme der Sachsen in das Frankenreich ist die Besiegung der Longobarden, die Unterwerfung Italiens und die Erneuerung der römischen Kaiserwürde der Glanzpunkt in Carl's Leben.

Lange schon, schon seit der Gothen Zeit, hatten die Franken ihr Absehen auf Italien gerichtet: schon im Jahre 536, wenige Jahre nach Chlodwig's Tode begannen die Feldzüge über die Alpen, um Eroberungen hier zu machen. Indeß die Longobarden kamen ihnen zuvor: sie nahmen das Land und beherrschten es über 200 Jahre. Carl dem Großen erst war es vorbehalten, ihrer Herrschaft ein Ende zu machen: 773 brach er von Genf auf, zog über den Cenis und Bernhard in die Lombardischen Ebenen herab. Als der Longobardenkönig Desiderius von seinem Thurm zu Pavia aus das heranrückende Frankenheer erblickte, kam zuletzt ein eiserner Mann, das Haupt mit einem eisernen Helm bedeckt, und die Hände mit eisernen Panzerhandschuhen, seine eiserne Brust und die breiten Schultern waren mit einem eisernen Panzer bewappnet, seine Linke schwang eine Lanze von Eisen, seine Rechte ruhte auf seinem unüberwindlichen Schwerte; seine Arm- und Beinharnische waren von Eisen, seine Halbstiefel so wie sein Schild von Eisen, sein Streitroß hatte die Farbe und Kraft des Eisens, das ganze Feld und die Wege waren mit Eisen bedeckt und dieses Eisen, so hart, wurde von einem Volke getragen, dessen Herz härter war, als das Eisen. Der Mann, der zuletzt hinter diesem Volke daherritt, war der große Carl, der Carl, der, wie die Chronik von St. Denys erzählt, mit der flachen Hand einen bewaffneten Streiter in die

Höhe hob und mit dem Schwert einen ganz bewaffneten Reiter in Stücke zerhieb. Das ganze Volk von Pavia rief: „Eisen, o wie viel Eisen!“

Pavia fiel vor dem eisernen Carl, nach tapferem Widerstand, im folgenden Jahre; Desiderius ward zum Mönch geschoren und nach dem Kloster Corvey in Sachsen geschafft, wo er sein Leben beschlossen hat. In demselben Jahre besuchte Carl auch Rom, ward als römischer Patricius wie im Triumphe empfangen, schwur dem Papst über dem Sarge des Apostels Petrus in dessen Kirche unzertrennliche Freundschaft. In den nächsten Jahren kam Carl noch dreimal über die Alpen, seiner fünften Reise ging ein Besuch des Papstes Leo III. in Paderborn zuvor. Leo III. war von dem römischen Volke gemißhandelt worden, nur durch einen treuen Kämmerling aus einem Kloster, worin er gesperrt worden, entkommen. Im Herbst des Jahres 800 kam nun Carl wieder nach Rom, hielt strenges Gericht in einer Versammlung von Geistlichen und Laien, der er präsidirte, über die Beleidiger des Papstes. Hier nun, am Weihnachtstage des Jahres 800, war es, wo ihm dieser, der Papst, seine Dankbarkeit bezeigte: als er am Altar der Peterskirche in dem langen Gewande eines römischen Patricius kniete, nahte er sich ihm und setzte ihm die Kaiserkrone auf, das Volk rief dreimal: „Carolus Augustus, dem von Gott gekrönten großen, Frieden bringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!“ Hierauf adorirte der Papst Carl'n nach altem Brauche, d. h. er berührte ihm mit einer Hand die Lippen, mit der andern die Hand und neigte sich vor ihm.

So ward, 324 Jahre nach dem alten kleinen römischen Augustus wieder ein neuer großer germanischer Augustus gemacht, gemacht „durch den Papst und die Zustimmung der Römer und der gesammten Christenheit,“ wie die Chroniken berichten, — damit (denn des Volkes Stimme galt als Gottes Stimme) war Carl ein von Gott gekrönter Kaiser, d. h. im Sinne des Mittelalters oberster Schutzherr des abendländischen Reichs, das sich nun von der Eyder im Norden bis nach Calabrien, von der spanischen Mark jenseits der Pyrenäen bis nach Pommern und Böhmen, wo die Slaven saßen und bis zur Theiß, wo das Avarenreich anging, erstreckte. Der byzantinische Hof bezeigte sich sehr eifersüchtig, er weigerte sich beharrlich, den

Augustustitel zu geben, nur Basileus, was Kaiser in der griechischen Sprache heißt, ward zugestanden.

Carl der Große suchte die Aristokratie der weltlichen Großen in dem Reiche der Franken zu brechen, die alten Herzoge in den Nationalherzogthümern, die der Gothen in Aquitanien, der Agilolfinger in Baiern ließ er nach und nach eingehen, stellte überall nur Grafen an in den Gauen, in die diese Herzogthümer getheilt waren, und ließ wieder diese Grafen durch außerordentliche Grafen, die Sendgrafen, die sogenannten missi dominici controliren. Die Grafen waren oberste Richter und oberste Feldhauptleute der freien Männer ihrer Gaue, für ihre Amtsführung erhielten sie Güter auf Lebenszeit in Lehn. Unter ihnen standen als Unterrichter die Centgrafen und Voigte. Beide, Voigte und Grafen, übten das Recht nicht selbst, sprachen nicht selbst die Urtheile, sie vollzogen sie nur. Das Volk verwaltete, schaffte das Recht durch die von ihm gewählten Schöffen, 7 oder 12 Männer, die jederzeit vom Stande dessen, der Recht nahm, sein mußten, ich sage, das Volk regierte sich selbst durch das, was wir heut zu Tage Jury nennen, aber in Deutschland zum großen Theil nicht mehr haben. Die Engländer, die Amerikaner haben es noch, auch die Franzosen seit der Revolution und die ehemals französisch gewesenen deutschen Rheinländer. — Die Grafen waren auch die Hauptleute beim Heerbann. Durch Carl ward dieser Heerbann gesetzlich geordnet, er jagte seine Franken athemlos durch ganz Europa, alle Jahre gab es Krieg. Das Capitulare von 812 befahl an: jeder begüterte Freie, der 4 Mansen oder Aecker in freiem Eigenthum oder Lehn besitzt, ist pflichtig, mit eignen Kleidern und Waffen, Lanze, Schild, Bogen und 12 Pfeilen und auf eigene Kost 3 Monate zu dienen, bei Strafe von 60 Schillingen, Soliden, oder Knechtschaft. Wer 12 Mansen besaß, mußte im Harnisch erscheinen. Die ärmeren Gutsbesitzer rüsteten zusammen einen Mann aus. Nach diesem System stritt jeder nur bei allgemeinen Reichskriegen, die auf den Maifeldern beschlossen wurden, aber die Macht hat es nie fehlen lassen, auch Eroberungskriege als Nationalangelegenheiten gelten zu lassen, und kriegerisch waren die Deutschen. Doch ward schon zu Ende der carolingischen Periode der Heerbann sehr drückend: der freie Mittelstand, der, um die Hintersassen der Grafen und andere Großen des Reichs

zu schonen, hauptsächlich zu dem immerwährenden Kriegsdienst angezogen ward, erhielt dadurch eine Last aufgebürdet, der er zu entgehen suchte, indem er sich auch in die Feudaldienstpflichtigkeit oder gar Hörigkeit der weltlichen Herren oder der Kirche begab. Hier sind wir an der Stelle, wo wir den ersten übeln Folgen des Feudalsystems begegnen, das so viele üble Folgen gehabt hat.

Krieg, vollends immerwährender Krieg, befördert stets den Despotismus. Wie war man unter Carl dem Großen schon von dem Prinzip des Christenthums abgekommen, wie falsch verstand man es, daß man fast in keinem Jahre Frieden hatte! Die Folge dieses stehenden Kriegszustands war für den freien Mittelstand, in welchem die Kraft der deutschen Nation war, höchst nachtheilig. Wir sehen in der Periode unmittelbar vor und nach Carl's Tode die gemeinen freien Leute immer mehr in die Dienstbarkeit gerathen, Hörige, Feudaldienstleute und Frohnbauern werden. Es drängten den freien Mittelstand hierzu die Bedrückungen des Adels und der Geistlichen. Schon auf dem Concil zu Arles, 813, ein Jahr vor Carl's Tode, wurden Klagen geführt gegen die Großen des Reichs, als Unterdrücker der gemeinen freien Leute, das Concil trug den Bischöfen auf, beim König Beschwerde zu führen, und sich für die Unterdrückten zu verwenden. Aber die Geistlichen machten es nicht besser, drückten selbst, drückten nur auf feinere Weise, durchs Gewissen, die Seelen. Bekannt ist der außerordentliche Reichthum der Bisthümer und Klöster, den sie in den Zeiten nach Carl dem Großen, nach und nach zusammengebracht haben. Wie die codices traditionum, die bischöflichen und abteilichen Schenkbücher zur Genüge dies nachweisen, ward Meilen weit, wo eine Kirche oder ein Kloster stand, ringsum alles kleinere, freie Eigenthum verschlungen, man schenkte es den Kirchen, wie die Urkunden lauten, „für das Heil der eigenen und der älterlichen und großälterlichen Seelen.“ Schon Carl der Große, der doch die Geistlichen stattlich emporhob, die ihn emporgehoben, den alttestamentlichen Zehnten ihnen gesetzlich zugesprochen hatte, wirft dem Klerus in seinen Capitularien, namentlich in einem von 811, vor, daß sie „sich in weltliche Angelegenheiten mischend, die unwissenden armen Leute

beredeten, ihre Güter ihnen abzutreten und damit ihre Kinder zu enterben."

Unter den Nachfolgern Carl's des Großen, die den mächtigen Eisenarm nicht hatten, um diese Geistlichen und diesen Adel im Zaume zu halten, brach schon das Elend des Feudalwesens eine Zeit lang stark ein: den Anfang der Periode des Faustrechts kann man allerdings in diese Zeiten setzen, ich meine nicht das geordnete, sondern das willkührliche Faustrecht, ohne Controle des Königs und der Landfriedensrichter. Ich komme auf dieses Faustrecht in seiner Ordnung und in seiner Ausartung in einer späteren Vorlesung zurück. Schon unter Carl's Nachfolgern riß die Geistlichkeit fast alle Macht an sich, legte sich der Adel, der barbarische Adel zum Theil auf Wegelagerei: Waffen und Jagd erfüllten die Seelen der geistlichen und weltlichen großen Herren, denn auch die Bischöfe erschienen regelmäßig als Anführer in den königlichen Heeren, und als gute Jäger mit dem Hifthorn beim Waidwerk. Die kleinen Herren aber, die durch die immerwährenden Kriege ermatteten kleinen Herren trugen, um Ruhe zu haben, ihr Gut den großen Herren zu Lehn auf oder ließen sich gar zu Hörigen machen, sie wurden knechtisch. Beide Seiten des germanischen Charakters, die Kraft und das Phlegma, fangen an in ihrer Entartung hervorzutreten.

Carl der Große, man darf dies nicht verschweigen, zeigte vielfache Tendenz zur Cultur: er hatte gebildete Männer, Geistliche und Mönche an seinem Hofe, den gelehrten Engländer Alcuin, Vorstand der Schule zu York, den er in sein Reich zog und durch den er die große Schule zu Tours anlegen ließ, den Geheimschreiber Eginhard, der, wie die Sage berichtet, durch die schöne Emma sein Schwiegersohn ward und sein Leben beschrieben hat, in ganz leidlichem Lateine, und andere. Carl trieb selbst die freien Künste, ließ eine Grammatik entwerfen, sammelte die deutschen Lieder von den Thaten der alten Helden, lernte selbst noch im spätern Alter schreiben, sprach Latein, ließ sich regelmäßig Abends bei der Tafel aus der Stadt Gottes von Augustinus, den er nebst Hieronymus über alles schätzte, vorlesen, gab den Monaten und Winden deutsche Namen, ließ Schulen bei den Kathedralkirchen und Klöstern anlegen, den Kirchengesang verbessern, dem Volke in deutscher Sprache Pre-

digten halten, beförderte den Ackerbau: wir haben noch sein Capitulare de villis, wo die detaillirtesten Verordnungen für die Oekonomie seiner Meiereien sich finden. — Aber diese seine Schöpfungen waren alle nur vorübergehend, hatten keine tiefen Wurzeln im Volke, gingen alle wieder ein nach seinem Tode.

Carl der Große, vorzugsweise ein Held — als solcher lebte er in dem Munde des Volkes das ganze Mittelalter hindurch — starb zu Aachen am 28. Januar 814, 72 Jahr alt, er ward in dieser seiner Lieblingsstadt beigesetzt. Die katholische Kirche hat diesen Kriegshelden später zum Heiligen erhoben. Einer seiner Nachfolger, Otto III. aus dem Stamm der Sachsen ließ das Grab öffnen: man fand den einbalsamirten Körper noch sitzend auf dem Stuhle, in vollem Schmuck mit Krone und Scepter, ein goldenes Kreuz auf der Brust, den Schild zu Füßen.

Schon 8 Jahre vor seinem Tode hatte Carl das große Reich, das er hinterließ, unter drei Söhne getheilt, und von den versammelten Großen diese Theilung eidlich bestärken lassen: zwei Söhne starben vor seinem Tode. Ludwig der Fromme ward allein sein Nachfolger: der Papst Stephan IV. kam 816 nach Rheims und krönte und salbte ihn zum Kaiser. Ludwig war ein guter, aber sehr schwacher Fürst, unter ihm erlangte die Geistlichkeit überwiegende Macht. Seine drei Söhne, denen er schon 817 das Reich ausgetheilt, eine Theilung, die später zu Gunsten des nachgebornen abgeändert wurde, empörten sich gegen ihn und zwar im Bunde mit Papst Gregor IV.: der arme Vater mußte zu Soissons schmähliche Kirchenbuße dafür thun, daß er auf dem Lügenfeld im Elsaß vor seinen Söhnen und dem sie begleitenden Papst sich schwach bezeigt hatte. Er fuhr mit Kummer in die Grube, auf einer Rheininsel, Ingelheim gegenüber, 840. Das Jahr darauf entschieden die wieder uneinig gewordenen Söhne des schwachen Vaters ihren Kampf zu Fontenay in Burgund, in der großen Schlacht, die, wie die Chroniken sagen, die Macht der Franken brach: 100,000 Menschen sollen dabei umgekommen sein. Dieser Schlacht folgte 843 der berühmte Vertrag von Verdun, dessen 1000jährige Feier wir im nächsten Jahre begehen, in welchem das Reich in drei Stücke getheilt, und Frankreich und Deutschland dauernd von einander getrennt worden sind.

In diesem großen Theilungsvertrag der Länder des Reichs Carl's des Großen zu Verdun, im Jahr 843, zwischen den drei Söhnen Ludwig's des Frommen, erhielt Ludwig der Deutsche Deutschland, Carl der Kahle Frankreich, und Lothar, an den auch die Kaiserkrone kam, Lothringen. Es umfaßte dieses Lothringen die Rheinprovinzen zwischen Deutschland und Frankreich mitten innen gelegen und Italien. Da die Nachkommenschaft Lothar's sehr bald abging, der letzte starb im Jahr 875, so ward das Reich Lothar's, Lotharingien, Lotharii regnum, von Lothar so benannt, der Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland: dieses Reich, die Rheinprovinzen sind es bekanntlich noch jetzt, nach 1000 Jahren. Welche Ströme von Blut sind um den Besitz dieser Ländertheile vergossen worden und werden wahrscheinlich noch anderweit vergossen werden, wenn die Völker es nicht nach und nach erkennen, daß es die höchste Thorheit ist, sich um ein paar Ellen Landes herumzuschlagen, aus Patriotismus oder auch nicht aus Patriotismus, da während dieses Herumschlagens die Hauptquelle des Wohlstandes, der Ackerbau, der Handel und die Industrie sich verstopft, und im besten Falle der äußere Sieg nur zu oft mit dem Verlust der Freiheit im Innern bezahlt werden muß, denn, ich wiederhole es, die Geschichte lehrt: Krieg, namentlich langer Krieg, befördert mehr oder weniger allemal den Despotismus.

Im Vertrag von Marsna 870 ward Lothringen, mit Ausschluß Italiens, zum erstenmal getheilt zwischen Deutschland und Frankreich, dem Reich der östlichen und westlichen Franken, wie die Reiche damals hießen. Erst unter den Hohenstaufen kam der Name „Deutsches Reich" auf. Ludwig der Deutsche erhielt den östlichen Theil, wozu die Städte Köln, Trier, Utrecht, Aachen, Metz, Straßburg und Basel gehörten (Mainz, Worms und Speyer gehörten schon nach dem Verduner Vertrag zu Deutschland). — Carl der Kahle aber empfing den westlichen Theil mit Lyon, Besançon, Vienne, Tongern, Toul, Verdun, Cambray. Hierauf vereinigte Carl der Dicke noch einmal, zum letztenmal, die Carolingische Monarchie 884 bis 887. Vor ihm 879 und nach ihm 888 war von dieser Monarchie abgefallen und fiel ab: Niederburgund jenseit des Juragebirgs in der Provence und dem Dauphiné mit der Hauptstadt Arles, und

Oberburgund, diesseit des Jura in der Schweiz und Savoyen mit der Hauptstadt St. Maurice. Diese beiden Burgunde kamen unter eigene Könige, wurden später vereinigt und gelangten im 11. Jahrhundert unter den sächsischen Kaisern an Deutschland. Der nördliche Theil des Reichs Lothar's aber, das Elsaß und das eigentliche später sogenannte Herzogthum Lothringen, die Mosel-, Maas- und Rheingegenden ergaben sich, als der letzte deutsche Carolinger starb, 911, zum größten Theil an den in Frankreich noch fortblühenden carolingischen Stamm, bis ebenfalls unter den sächsischen Kaisern, unter Heinrich dem Vogler 922 schon, das gesammte Lothringen zu Deutschland zurücktrat, nach dem damaligen Brauche durch die freie Unterwerfung der geistlichen und weltlichen Herren des Landes.

Burgund und Lothringen sind bei dem deutschen Reiche geblieben, so lange dieses Reich glorreich war und einig: erst als es aufgehört hatte dies zu sein, hat Frankreich wieder angefangen, lotharingische Stücke vom deutschen Reiche abzutrennen, vom 11. Jahrhundert an, als die ersten bürgerlichen Unruhen in Deutschland unter Heinrich IV. ausbrachen und dann seit dem Fall der Hohenstaufen vom 14. Jahrhunderte an unter Philipp le Bel bis auf die letzten Bourbonen im 18. Jahrhundert. Lothringische Länder, das Herzogthum Lothringen mit der Hauptstadt Nancy, das Elsaß mit Straßburg, die Städte Metz, Toul und Verdun, die Provence, das Dauphiné, die Grafschaft Burgund sind allerdings noch jetzt in französischen Händen und ganz französische Provinzen bis zu Annahme der französischen Sprache geworden. Wir werden später hören, daß die deutsche Fürstenaristokratie es war, die diese Stücke dem deutschen Reich entfremdet, und, daß die Franzosen sie erobern konnten, zuhalf.

Glorreich und einig war Deutschland unter den sächsischen, und obgleich schon durch die Papstmacht gedrängt, auch noch unter den fränkischen und hohenstaufischen Kaisern. Damals und nur damals war Deutschland groß und frei, dadurch groß und frei, daß ein Gleichgewicht der Gewalten sich bildete, zwischen dem Kaiser, dem Adel, den geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, und dem Stand der Gemeinfreien, dem Volke; dadurch, daß keine großen, keine immerwährenden Kriege, wie unter Carl dem Großen im Frankenreich geführt wurden, mit großen

aus dem freien Mittelstande gebildeten Armeen, die die Unterdrückung dieses Standes, namentlich in Frankreich und zum Theil auch in den nichtsächsischen Ländern Deutschlands zur Folge gehabt hatten; dadurch endlich war Deutschland damals groß und frei, daß die Kaiser, die sich begnügten, mit der Lehnsmiliz, den Rittern, ihre Kriege zu führen, überhaupt in Allem nicht für ihren und des Adels Nutzen, sondern zum Frommen der ganzen Nation ihre Regierung führten.

Mit Ludwig dem Kind ging in Deutschland der Heldenstamm der Carolinger aus, 911. Das ganze Volk der Franken und Sachsen, erzählt Wittekind von Corvey, wollte damals dem Herzog von Sachsen, Otto dem Erlauchten, das Königsdiadem aufsetzen, er aber schlug es aus wegen seines vorgerückten Alters, wie sechs Jahrhunderte nach ihm Kurfürst Friedrich der Weise that, der Carl V. Platz machte. Otto der Sachse, war edel genug, den Frankenherzog Conrad zum König vorzuschlagen, er vergaß die Eifersucht beider Völker und hatte nur des Reiches Bestes vor Augen. Dieser Edelmuth trug herrliche Früchte. Seinerseits schlug wieder Conrad, als er zu Limburg an der Lahn an einer gegen die Ungarn empfangenen Wunde auf den Tod darnieder lag, den Sohn des erlauchten Otto zu seinem Nachfolger vor, da bei ihm „die größere Macht und Einfluß und Weisheit sei." Heinrich ward von den deutschen Fürsten zum König erwählt, 919. Mit ihm bestieg der glorreiche Sachsenstamm den Thron, auf dem er über 100 Jahre gesessen hat.

Die Sachsen sind es, die Deutschlands Größe gegründet, die sich ihrer Macht mit Mäßigung, nie zum Schaden der Freiheit bedient und die auch dem unter Carl dem Großen und seinen Nachfolgern heruntergekommenen dritten Stande durch die Anlage der Städte zu einer neuen besseren Existenz den Keim gelegt haben. Nicht minder glorreich, als die Franken durch die Waffen, haben die Sachsen dem Reiche nach Zurückweisung der furchtbaren Ungarn, nach Besiegung der Slaven einen Ruhestand gegeben, eine Friedenszeit ist durch sie erst gekommen. Sie sind es, die Deutschland durch Verschmelzung der verschiedenen Stämme, namentlich der Franken und Sachsen, zu einer einigen Nation gemacht und durch Einführung der Praxis des Untheilbarkeitsrechts

dem Lande die Jammer der carolingischen Theilungen erspart haben: nie ist Deutschland wieder wie ein Erbgut vertheilt worden.

Vergleicht man die Persönlichkeit der Herren des sächsischen Geschlechts mit der Persönlichkeit der Merowinger und Carolinger, so drängt sich die Bemerkung von selbst auf, daß eine gewisse Tendenz zur Milde, zur Cultur, eine besonders edle und hohe Gesinnung diesen Sachsen innewohnte, die sie wesentlich vor den Franken auszeichnet; sie faßten auch das Christenthum nicht so äußerlich auf, sondern innerlicher und reiner. Es ist dies der Triumph der deutschen über die romanische Natur, die romanische Natur, der die fränkischen Herrscher sich in dem römischen Frankreich hingegeben hatten.

Als Repräsentant dieses gemäßigten, besonnenen, edeln und milden deutschen Charakters tritt sogleich der erste König aus dem sächsischen Geschlecht, Heinrich der Erste hervor. Alle Schriftsteller vereinigen sich dahin, ihm im hohen Grade Mäßigung und Weisheit neben Kraft und Tapferkeit zuzuschreiben. So furchtbar er den Feinden war — er bewies es gegen die Ungarn, denen er den Tribut, den das freie Deutschland ihnen hatte zahlen müssen, verweigerte und sie dann in den Feldern von Merseburg schlug —, so große persönliche Heldenkraft er zeigte — er galt als der erste Turnierer in deutschen Landen, als der glücklichste Jäger, der oft mehr, als 400 Stück Wild auf einmal erlegte: so mild und gelinde erwies er sich gegen seine Umgebungen, seine Diener und gegen die Bürger des Reiches. Großen Einfluß auf Heinrich hatte seine Gemahlin, die sanfte fromme Mathilde. Jede Unterdrückung, jede Bestrafung betrübte sie, immer bat sie um Milde und Gnade. Mußte der König der Stimme des Volkes gehorchen, dann soll er geseufzt haben, daß er ihr die Bitte abschlagen mußte, er soll sogar aus der Rathsversammlung gegangen sein und den Richtern den Entscheid der Sache und die Strafe überlassen haben. Das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, erreichte Heinrich: Deutschland von den Einfällen der Ungarn zu befreien und es durch die Anlage der Städte, als fester Punkte, in denen er seine Bürger sammelte, gegen die Ueberschwemmungen dieses Reitervolks zu sichern.

Ihm folgte sein Sohn Otto I., der auch den Zunamen der Große erhalten hat und ihn eben sowohl verdient, als Carl der Franke. Ein Held wie dieser war er, an Milde hat er ihn übertroffen.

Otto ward zu Aachen gekrönt 936. Bei dieser Krönung kommt zuerst der nachher so oft wiederholte Rangstreit der Geistlichen vor, über die Ehre der Krönung: es stritten Trier und Köln, der Erzbischof von Mainz verrichtete endlich die Krönung. Eben so finden wir hier die Herzöge des Reichs in der Verrichtung der Erzämter begriffen: es waren ihrer vier, die von Lothringen, von Franken, von Schwaben, von Baiern; Sachsen hatte Heinrich selbst verwaltet; später gingen diese Erzämter bekanntlich auf die sieben Kurfürsten des Reichs über. Die Wahl Otto's war schon durch „einen senatus" geschehen, wie die Chroniken sich ausdrücken, durch eine Vorwahl der Fürsten, „durch die Herzöge und obersten Reichsbeamten und die übrigen Fürsten und Ritter," wie es bei Wittekind heißt. Das Volk stimmte zu, der Erzbischof von Mainz führte den gekrönten König diesem, dem Volke, mit den Worten vor: „Ich bringe euch den von Gott erwählten König!" Das Volk hob zum Zeichen seiner Beistimmung die Rechte gen Himmel. Des Volkes Stimme hielt man für Gottes Stimme: dies geht unter andern deutlich hervor aus der Wahl Heinrichs, des Voglers, der der Baiernherzog widersprach. Gegen diesen führt Heinrich, bei Luitprand, Bischof von Cremona in seiner europäischen Geschichte, die Worte ausdrücklich an: „warum widerstehst du der Ordnung Gottes, da du weißt, daß mich das ganze Volk gewählt hat, was ohne Gottes Leitung nicht geschehen hätte können?"

Die Milde in Otto's Charakter, der einer der gestrengsten Charaktere war — man nannte ihn nur den Löwen — trat sichtlich hervor bei den wiederholten Unruhen, die die Glieder seiner eignen Familie gegen ihn erregten. Sein Halbbruder Thancmar, der ältere Sohn Heinrichs, der Erbansprüche machte, war der erste, der die Waffen gegen Otto erhob, ihm folgte des Königs jüngerer Bruder Heinrich. Thancmar fiel in dem Kampfe, Otto beweinte seinen Tod; Heinrichen, der ihm sogar nach dem Leben gestanden, verzieh er großmüthig,

verzieh er dreimal, gab ihm sogar das erledigte Herzogthum Baiern. Ludolf, Otto's eigner Sohn, empörte sich hierauf gegen den Vater, er verband sich mit dem Frankenherzog Conrad, dem Tochtermann Otto's: auch ihnen beiden verzieh der großmüthige Otto. Das sind nur einzelne Züge, er bewies sich eben so hochherzig und christlich gegen den Herzog Eberhard von Franken, den Herzog Giselbert von Lothringen, den König Berengar von Italien, die sächsischen Großen Wichmann und Ecbert, die alle mit den Waffen in der Hand sich gegen ihn erhoben, er besiegte sie alle und verzieh ihnen dann oder strafte sie gelinde. Solche Milde haben wir nicht bei den Franken gefunden, werden sie auch später bei den Hohenstaufen nicht wieder finden, bei denen auch wieder etwas Hartes und Grausames, wie bei den Franken hervortritt. Das ganze Strafrecht war unter den Ottonen wesentlich schonend und mild, ein christliches geworden: wir sehen als höchste Strafen fast nur Verbannung und Verlust des Lehens, einmal kommt Hundetragen vor bis nach Magdeburg, der Lieblingsresidenz Otto's, eine alte Ehrenstrafe, und in Italien finden wir, daß Otto den römischen Präfekten, der sich empört, auf einem Esel mit dessen Schwanz in der Hand in den Straßen von Rom herum reiten lassen, damals ließ er auch dreizehn Römer hängen, aber das war für wiederholte Empörung und Empörung gegen den Papst. Auch die Kriegsführung ward sichtbar menschlicher. Zwar theilte Otto auch den Wahn der Zeit, daß es ein Gott wohlgefälliges Werk sei, das Christenthum mit dem Schwerte auszubreiten: er hat die Slaven so zur christlichen Kirche bekehrt, bis zur Oder und Warthe die deutsch-katholische Herrschaft befestigt, die Bisthümer Meißen, Brandenburg, Havelberg und das Erzbisthum Magdeburg errichten lassen, aber was sind die siebzig Köpfe gefangner Slaven, die Otto einmal auf dem Schlachtfelde als Siegesmonumente zurückließ, gegen die 4500 Sachsenköpfe, die Carl abschlagen lassen?

Es war eine außerordentliche geistige Kraft in diesem Otto, das feinste und größte Gefühl von Ehre. Was für ein Geist gehört dazu, wie Otto, der mit so vielen innern und äußern Feinden zu kämpfen hatte, das angeerbte Herzogthum Sachsen und Thüringen aus der Hand zu geben und sich ganz allein auf

die Majestät und Hoheit des königlichen Ansehns zu gründen! Man muß sich hierbei erinnern, daß es noch keine Steuern damals gab, daß der König sich mit des Reichs Domainen zu begnügen hatte, man muß wissen, daß keine von diesen Steuern besoldete Heere zu Gebote standen, sondern daß das Volk es war, welches verwilligte, ob es in den Krieg gehen wolle. — Hierzu kommt, daß Otto den Heerbann nicht mehr aufbot: er glaubte mit der Lehnsmiliz auszulangen. Was mußten das aber für Männer sein, diese Ritter, da unter andern der schon erwähnte Bischof Luitprand, der als Gesandter Otto's nach Constantinopel ging, in seinem uns noch erhaltenen Gesandtschaftsberichte äußert: „vierhundert derselben im freiem Felde würden hinreichen, die ganze griechische Armee in die Flucht zu schlagen!"

Otto der Große hat glorreiche Thaten verrichtet. Er war es, der die Lehnshoheit über Burgund dem Reiche erwarb; der die Könige der Franzosen, die von ihren Aristokraten bis auf den Besitz einer einzigen Stadt, Laon, beschränkt worden waren, wieder in ihre Herrschaft einsetzte; der die Ungarn in der Lechschlacht schlug bei Augsburg, so daß sie nie wieder gewagt haben, nach Deutschland einzubrechen; der, nachdem er die schöne Adelheid, die Wittwe des Königs Lothar von Italien zu Pavia geheirathet, nach der Empörung Berengar's, den er erst mit Italien belehnt hatte, die eiserne Krone der Lombarden zu Mailand und die Kaiserkrone zu Rom empfing; der es durchsetzte, daß kein Papst ohne kaiserliche Bewilligung solle eingesetzt werden — der Pabst war damals noch nicht mehr, als der erste Bischof des abendländischen Reiches — und der endlich, glücklicher, wie Carl der Große, auch eine Verbindung mit dem griechischen Kaiserhofe zu Stande brachte: sein Sohn, Kaiser Otto II. heirathete die griechische Kaiserstochter Theophania zu Rom.

Die Staatskunst Otto's war von der Carl's des Großen wesentlich verschieden. Carl hatte, wie wir sahen, die alten Nationalherzogthümer überall unbesetzt gelassen, aber in den unruhigen Zeiten nach ihm waren auch die alten Herzoge wieder aufgelebt: es gab einen Herzog der Franken, der Lothringer, der Schwaben, der Baiern, der Sachsen. Otto wählte den

Weg, diese Herzogthümer durch Heirathen an Glieder seiner Familie zu bringen: so erwarb er Baiern für seinen Bruder Heinrich, Schwaben für seinen Sohn Ludolf; der Herzog Conrad von Franken ward sein Tochtermann, er erhielt auch Lothringen; [nach seinem Tode kam die Oberleitung Lothringens an Bruno Erzbischof von Köln, Otto's Bruder, das Herzogthum ward unter zwei Herzöge getheilt; Sachsen endlich, wozu auch Thüringen gehörte, vergab Otto an den bekannten Hermann Billung.

Neben diesen Herzögen nun stellte Otto, ähnlich wie Carl der Große mit den Sendgrafen die Einrichtung traf, Pfalzgrafen an, die an Kaisers Statt zu Gericht saßen. Unter diesen Pfalzgrafen ist der Pfalzgraf bei Rhein mächtig geworden: er ward, wie früher der Major domus bei den Franken, Richter zwischen König und Reichsständen, was noch die goldne Bulle bestätigte, im 14ten Jahrhundert. Hauptsache bei diesem System, das sich wesentlich auf die Lehnsverfassung gründete, war, daß die Reichs-Aemter und Lehen strengpersönlich waren. Der König setzte die Herzöge, wie wir aus der Geschichte Heinrich's des Heiligen, des letzten sächsischen Kaisers in der Chronik des Bischof's Dithmar von Merseburg erfahren, mit gemeinem Rath der Fürsten des Landes „communi consilio principum et voluntate,“ Amt und Lehen ging nicht über auf die Erben, wenn der Kaiser nicht seine Bestätigung dazu gab.

Im Hauptwerk [gründete Otto aber die königliche Macht auf die Bischöfe und Aebte. Wir sahen, wie mächtig unter den letzten Carolingern diese Bischöfe geworden waren. Die sächsischen Kaiser hüteten sich sehr, ihnen diesen großen Einfluß nachzulassen, wir finden die Geistlichkeit unter ihnen in entschiedener Unterwürfigkeit unter den König. Heinrich, Otto's Vater, hatte sogar sich geweigert, von ihnen die Salbung anzunehmen. Die Ottonen suchten in der Geistlichkeit ein Gegengewicht gegen die weltlichen Reichs-Beamten zu gründen, gegen die Herzoge und großen Vasallen, deren Streben, sich erblich zu machen, schon merklich hervortrat. Sie machten die Bischöfe und Aebte zu ihren Kanzlern und geheimen Räthen, sie übertrugen ihnen weltliche Rechte, Grafenrechte in Städten und ganzen Grafschaften, weil die freie Verfügung über Bisthümer und Abteien in

ihrer Hand stand. Zwar wurden die Bischöfe und Aebte noch immer vom Klerus und Volke gewählt, aber der Kaiser, der die dazu gehörenden Lehne zu verleihen hatte, mußte begreiflich dadurch einen mächtigen Einfluß auf die Wahlen behaupten. Dieser Einfluß war es, den die Päpste später in dem bekannten Investiturstreit zu beseitigen suchten. So kam es, daß unter den Ottonen in Deutschland, wie in Italien die Geistlichkeit ungeheuern Landbesitz erwarb. Am weitesten ging darin der letzte sächsische Kaiser, der heilige Heinrich: an seine geliebte Abtei Gandersheim übertrug er die Grafschaft in nicht weniger als sieben Gauen. Dieser Reichthum der Stifter und Klöster ist allerdings in der Folge der Zeit, wo die alte Zucht immer mehr verfiel, höchst verderblich geworden, die Geistlichkeit ward faul und üppig und ließ sich endlich ganz von Rom beherrschen.

Otto der Große starb nach einer 37jährigen, glorreichen Regierung im Jahre 973, am 7. Mai, nur 61 Jahre alt; er starb in seiner geliebten Abtei Memleben in Thüringen in der goldnen Aue und ist zu Magdeburg im hohen Dome begraben. Magdeburg war seine Hauptresidenz: doch ist ins Gedächtniß zu rufen, daß damals die Kaiser stets auf Reisen durch ihre Länder begriffen waren, um mit eignen Augen zu sehen. Ihm folgten Otto II., sein Sohn, der nur 10 Jahre regierte und wieder dessen Sohn, Otto III. ein Kind von 3 Jahren, das Wunderkind genannt, Mirabilia Mundi, das Kind der griechischen Kaiserstochter Theophania. Unter ihm war Deutschland schon so mächtig, daß ein Deutscher Papst ward: nur unter den Ottonen und dem gewaltigen fränkischen Kaiser Heinrich III. haben Deutsche auf dem Stuhl St. Peters gesessen, in diesen Zeiten war zugleich Deutschland im Zenith seines Ansehens; später ist noch einmal, zum letztenmal, unter dem spanischen Carl V. ein Niederländer Papst geworden. Nur acht deutsche Päpste zählt die römische Kirche. Otto III. hatte große Lust bezeigt, den Glanz Roms wiederherzustellen, den Sitz des Reichs sogar wieder nach Rom zu verlegen, aber die Wittwe des Consuls Crescentius, den Otto, weil er sich wiederholt empört, hinrichten lassen, vergiftete ihn, wie einige Schriftsteller erzählen. Er war das erste Kaiseropfer, das Deutschland dem falschen Welschland darbringen mußte. Auf ihn folgte sein Vetter

Heinrich II., der Heilige, der geruhig über Deutschland mit seiner Gemahlin, der ebenfalls unter die Heiligen erhobenen Cunigunde geherrscht hat. Von ihnen rührt die berühmte Cunigundenlinde im Burghof zu Nürnberg. Als er zum Kaiser gekrönt ward, überreichte ihm der Papst den Reichsapfel zum Zeichen der Weltherrschaft: er erwiederte dieses symbolische Geschenk mit einem reellen, mit der Vergünstigung, daß die Papstwahl wieder unabhängig vom Kaiser sein solle. Er liegt zu Bamberg, seinem geliebten Stift, das er gegründet, begraben.

Nach ihm bestiegen wieder die Franken den Thron: es folgt die Periode der fränkischen Kaiser, die 1024—1125 geherrscht haben. Conrad II., der Salier, war der erste Fürst aus dieser Dynastie. Unter ihm ward Burgund mit Deutschland gänzlich vereinigt; durch das berühmte Gesetz, in Italien auf den roncalischen Feldern gegeben, die Erblichkeit der kleinen Reichslehngüter ausgesprochen. Conrad suchte durch Unterstützung dieser kleinen Lehnsträger sich gegen die Aristokratie der großen zu behaupten. Unter Conrad fing auch der Gottesfriede, die treuga Dei an, sich zu verbreiten: von Mittwoch Abend, vom Untergange der Sonne, bis Montag Morgen mußten die Waffen ruhen, wer dagegen verbrach, fiel in den Bann der Kirche. Auf Conrad II. folgte Heinrich III. Das war wieder so ein gewaltiger, kühn nach Erlangung unumschränkter Herrschaft ringender Fürst, wie die alten Carolinger; auch war er eines Kopfs höher, als andere Männer. Als er den Thron bestieg 1039, nur 22 Jahre alt, war er schon Herzog von Baiern und Schwaben, Baiern vergab er 1040, Schwaben erst fünf Jahre später; ebenso behielt er von 1039—1047 das erledigte Herzogthum Kärnthen an sich; er zog dann auch Rheinfranken zur königlichen Kammer; kurz vor seinem Tode schenkte er sogar das erledigte Herzogthum Baiern seiner Gemahlin: man sieht deutlich, er wollte das System der Ottonen verlassen, sich in den Territorialbesitz der großen Herzogthümer setzen. Nur die Sachsen, die alten Hüter der deutschen Freiheit, waren ihm im Wege, deshalb schlug er seinen Sitz auf in Sachsen im Harzgebirge, er baute hier eine mächtige Burg zu Goslar. Eben so energisch verfuhr er in Italien, in Rom, wo es damals drei Päpste gab, die die Faktionen der Stadt erhoben hatten. Zwei

setzte er ab auf der Kirchenversammlung zu Sutri, der dritte resignirte. Hierauf ließ er vier deutsche Päpste hinter einander wählen. Dieser Heinrich würde noch große Veränderungen herbeigeführt haben, hätte ihn nicht der Tod in der Blüthe der Jahre erreicht: er starb auf der Jagd zu Botfeld im Harze, und ward in Speier begraben in der Gruft seiner Väter.

Heinrich IV., sein Sohn, war ein Kind von 6 Jahren; die Fürsten hatten schon bei seiner Geburt dem Vater die Nachfolge versprochen. Die Geistlichen waren es, die dieses Kind verdarben, doppelt verdarben. Zuerst übernahmen zwei deutsche Erzbischöfe, die von Köln und Bremen die Verwesung des Reichs, man stahl den Knaben zu Kaiserswerth auf dem Rheine der Mutter, man bemächtigte sich gänzlich seiner Erziehung, man verführte den Knaben zur Herrschsucht und Verschwendung. Die Folge war, daß Heinrich IV., als er zu seinen Jahren gekommen, wirklich sich beigehen ließ, die Sachsen auf die brutalste Weise zu unterjochen. Er fing damit an, in den Bergen des Harzes und in Thüringen jene Menge Burgen anzulegen, deren Ruinen wir in jenen Gegenden noch heut zu Tage vor Augen haben, namentlich machte er die Harzburg zu einem sehr festen Bergschloß. Von diesen Burgen aus ließ er seine Mannen das Land durchstreifen, die Heerden wegtreiben, Steuern erpressen, den Weibern und Töchtern der Gutsbesitzer Gewalt anthun, die freien Männer zur Frohne beim Schlösserbau zwingen. Er selbst hielt im Sachsenland ein üppiges Hoflager und obwohl mit jener Bertha, die ihm nachher im Unglück so treu war, verheirathet, eine Menge Nebenfrauen. Plötzlich standen die Sachsen mit 60,000 Mann vor Goslar. Heinrich IV. mußte sich fügen und seine Festen schleifen lassen. Aber die alte Treulosigkeit der Franken trat nun in einem schrecklichen Exempel wieder bei diesem Heinrich hervor: er ließ die sächsischen Edeln, die vor ihm Frieden zu mitteln erschienen waren, gegen die heiligste Betheuerung, daß ihnen kein Leid widerfahren solle, gefangen nehmen, im ganzen Reiche vertheilen, ihre Lehen vergabte er an Andere. Schrecklich waren die Folgen dieser Treulosigkeit, schrecklich für König Heinrich, schrecklich für alle Könige der Christenheit, schrecklich für diese Christenheit selbst. Ein anderer Geistlicher, ein Italiener, der Papst zu Rom, verband sich mit den

Sachsen und übernahm die furchtbare Rache, die Rache, die die weltliche Macht die tiefe Demüthigung erfahren ließ, die jener eisenharte Römer Hildebrand, der Papst Gregor VII., über sie verhängte. Es erfolgte die in der Geschichte einzig dastehende Scene von drei Bußtagen im Burghof zu Kanossa, auf die ich in einer der nächsten Vorlesungen, wo ich von dem Papstreich ausführlicher sprechen will, zurückkommen werde. Mit dieser Scene war Europa's Schicksal auf Jahrhunderte entschieden: der Stern des Kaiserthums erbleichte vor dem Drachen des Priesters, der wie ein schreckliches Meteor am Himmel der christlichen Welt über den Horizont herauf zog. So etwas war noch nie in der Weltgeschichte geschehen, und kann wohl auch nicht wieder geschehen. Dieser Heinrich, dem die Kirche zwei Gegenkönige entgegenstellte, jenen Rudolph von Schwaben, der an der Elster blieb und dessen verschrumpfte Hand man noch heut zu Tage im Dome zu Merseburg zeigt, und Hermann von Luxemburg, dem dieselbe Kirche dann zwei seiner Söhne, Conrad und Heinrich, wie jenem schwachen Carolinger Ludwig dem Frommen, mit den Waffen entgegen schickte, dieser unglückliche, gebannte Heinrich IV., der fünf und sechszig Schlachten in seinem Leben gefochten, sank mit Jammer in die Grube, wie sein Vorfahr Ludwig, an der Maas zu Lüttich; fünf Jahre lang mußten seine Gebeine zu Speier unbegraben stehen, dann erst, als der Papst den Bann aufgehoben, ward er in die Erde gesenkt.

Unter Heinrich IV. ereignete sich nun jene größte Weltbegebenheit des Mittelalters, die von den Päpsten hervorgerufen wurde, von den Päpsten, welche jetzt entschieden an die Spitze der germanisch-romanischen Völker des Abendlands sich stellen — statt des Kaisers. Zehn Jahre nach Gregor's VII. Tode ist es der Papst, der die christliche Welt zu den Kreuzzügen aufruft, auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1095, zu den Kreuzzügen, durch die das Papstthum, die äußerliche Kirche, ihren höchsten Stand erreichte. In diesen Zügen, wo das Kreuz, das edle Zeichen des tiefsten Leidens, wodurch der Erlöser der Welt seine mildeste Demuth kund gegeben hatte, das Kreuz, das stille Symbol der Religion des Friedens und der Liebe, der Liebe zu allen Menschen ohne Unterschied — zum blutigen Kriegs-

zeichen entweiht wurde, in diesen Zügen ward das Abendland gegen das Morgenland gejagt, die Christenheit gegen die Völker des Islam. Die Christenheit, von ihren Priestern und Feudalherrn vermahnt, vermeinte Gott recht wohlgefällig zu werden, wenn es den äußerlichen Schatz, das Land, wo einst die Füße des Heilands gewandelt, aus den Händen der Ungläubigen befreite, jener Saracenen, die vor vier hundert Jahren der äußeren Kirche die Sprengel von Jerusalem und Antiochien und Alexandrien entrissen hatten, jener Moslemim oder Bekenner der Lehre des Propheten Muhammed aus dem Volke der Araber, der Nachkommen Ismael's, des Sohnes Abraham's des Patriarchen.

Ich bin hier auf der Stelle angelangt, wo ich Sie noch einmal in den alten Orient, nach Asien zurückführen muß, zum Lande der Araber, in die Zeiten des 7ten Jahrhunderts, wo der Prophet Muhammed aufstand, der größte Feind des Christenthums nächst dem Papste, der in seiner Art auch so ein großartiges äußerliches Glaubensreich, wie dieser, zu Stande brachte durch den Fanatismus und Despotismus.

Vierzehnte Vorlesung.

Die Araber: Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes; Muhammed und seine Religion. Das Chalifat und seine Eroberungen, der Handel, die Literatur und Kunst der Araber: Ferdusi, Sadi, Hafiz, Dschami. Die Kreuzzüge.

Die Araber sind ein höchst merkwürdiges Volk, in gewisser Beziehung das merkwürdigste Volk der Erde. Kein anderes Volk hat, wie die Araber, Freiheit und Tapferkeit und doch dabei Handelsgeist und eine gewisse geistige Cultur beisammen, so frühzeitig und so stetig, so auf die Dauer besessen, als sie. Derselbe Volkscharakter, wie wir ihn im frühesten Alterthume, wo Araber in der Geschichte auftreten, finden, zeigt sich noch unverändert heut zu Tage. Diese nervigen, freien, edeln und stolzen Araber sind vorzugsweise ein Volk des Charakters. Fra-

gen wir nach der Ursache dieser in der Weltgeschichte, wie gesagt einzig dastehenden Erscheinung, so zeigt es sich auf's Einleuchtendste, daß die Beschaffenheit ihres Landes es war und ist, die diesen kräftigen und unverwüstlichen Volkscharakter zu Stande brachte und erhält. Wo die Araber in milderen Gegenden der Erde Reiche gründeten, in Bagdad, in Kairo, ja selbst in Cordova sind sie nach und nach dem Clima und dem Luxus, wie alle andere tapfere, erobernde Nationen erlegen.

Arabien ist eine ungeheuere Halbinsel, viermal so groß, als Deutschland, die sich zwischen dem rothen Meere, das sie von Egypten, Nubien und Abyssinien trennt, und zwischen dem persischen Meerbusen ins Weltmeer hinstreckt, ins Weltmeer, das zunächst im Osten nach Persien, dann nach Indien führt, welche Länder auch alle frühzeitig von arabischen Handelsleuten besucht worden sind. Im Norden scheidet die große syrische Wüste Arabien von Asien ab: diese Wüste schützte das Land vor den Zügen der Eroberer. Alexander hatte, wie wir uns erinnern, den Plan, das wegen des Handels mit Indien so wichtige Land anzugreifen, die Römer hatten schon unter August Versuche gemacht, im glücklichen Arabien einzudringen, aber vergebens, erst unter Trajan ward das petråische Arabien erobert, aber auch nur auf kurze Zeit. Das Innere des Landes füllen brennende Sandwüsten, steile Gebirge und wasserarme Steppen: die Natur des Landes ist eine solche, daß eine Vereinigung seiner Bewohner in ein einziges Reich verhindert ist, deshalb haben sie von den Zeiten der Patriarchen, von Ismael ihrem Stammvater an, fort und fort in einer nomadischen Patriarchalverfassung gelebt, geschieden in Familien, deren Häupter unumschränkte Macht haben, in Geschlechter und Stämme, die unter Großemirs, Emirs und Scheikhs stehen. — Ich bringe ins Gedächtniß zurück, daß ein arabischer Priester, Jethro es war, der seinem Schwager Moses den Rath gab, auch unter den Juden eine solche Stamm- und Aeltesten-Verfassung einzuführen. — Auf die Wüsten und Steppen ihres Landes verwiesen, sind die Araber, stets bewaffnet mit Lanze, Schwert und Bogen, mit ihren edeln flüchtigen Pferden und geduldigen Cameelen, die beide die stärksten Strapazen aushalten, in fortwährendem Herumziehen begriffen. Von Natur starken und geschmeidigen Kör-

pers, sind es die Gefahren ihres Landes und ihrer Lebensart, die Kämpfe mit feindlichen Stämmen, die Windwirbel, die Gluth der Sonne, die diese Körper fortwährend noch mehr abhärten und stählen. Diese Araber, von hagrer Gestalt, mit von der Sonne gebräuntem Angesicht sind vielleicht die stärksten Männer der Erde, dabei sind sie höchst genügsam, Krankheiten sind gänzlich unbekannt bei ihnen. Das einsame Leben in dem weitem Meer der Wüste bringt die edelsten Tugenden hervor, das treuste Anschließen der kräftigen Männer an ihre schönen Frauen, an die Familie, die Geschlechtsfreunde; den kühnsten trotzigsten Stolz auf Freiheit und Unabhängigkeit; die feinen, adeligen Sitten; das heilige Festhalten der Gastfreundschaft, alles Züge, wie wir sie noch bei den arabischen Beduinen und den afrikanischen Arabern der lybischen Wüste, jenem Abdel Kader, der den Franzosen in Algier so viel Noth macht, wahrnehmen. Dieses einsame Leben unterhält aber auch eine unaustilgbare Lust zu Raubzügen, wobei sie nicht sowohl tödten, als vielmehr nur plündern und die charakteristische Blutrache. Während die germanischen Völker das Fehderecht durch das Institut des Wehrgelds gesetzlich beschränkten, besteht bei den Arabern noch heut zu Tage diese Blutrache, die den Tod des Stammgenossen zu rächen unabwendbar gebietet.

Wie die Deutschen sind die Araber ein großes Urvolk. Sie sind sehr stolz auf diesen eingebornen Ursprung, auf den Adel ihrer Geschlechter, auf ihre schöne unvermischte Sprache. Die einsame, stille Wüste, der reine Sternenhimmel der schweigenden Nacht, die so schön in Arabien ist, waren ganz geeignet, ihre Phantasie auf ihren Zügen und in ihren Gezelten in einen hohen und prachtvollen Schwung zu versetzen, dazu waren es ihre vielfachen Berührungen durch den Meer- und Karavanenhandel mit andern Völkern, den Egyptern, den Indiern, den Persern, ihr Verkehr mit den Juden, die in ihrem Lande, auf ihrem Berge Sinai ihr Gesetz erhalten hatten, zu deren König Salomo die Königin von Saba, im glücklichen Arabien, gekommen war, welche frühzeitig eine Cultur der Sprache, die Entwickelung einer schönen Volkspoesie zu Wege brachten. Die Blüthe dieser Poesie datirt schon vor Muhammed, sie umfaßt die Hauptgegenstände, in die sich der Geist der Araber versenkt: den Krieg, die

Gastfreundschaft und die Liebe, es ist eine lyrische und eine Art von epischer Volkspoesie. Wir haben noch ein Denkmal derselben, die Moallakath, jene sieben Gedichte sieben arabischer Dichter, die in Wettgesängen den Preis erhalten hatten und die mit goldenen Buchstaben auf egyptischer Seide geschrieben, in der Kaaba, dem Tempel zu Mekka, aufgehangen waren.

Sehr wahrscheinlich ist, daß die Araber schon in früherer Zeit, der Periode der Unwissenheit, wie sie die Zeit vor Muhammed nennen, sich außerhalb ihres Landes verbreitet haben, wie denn Stämme von ihnen in Irac, in Syrien und in Egypten gewohnt haben mögen, auch die Abyssinier auf der ihnen gegenüberliegenden Küste von Afrika scheinen von ihnen her zu kommen; aber ihre Glanzperiode kam erst durch Muhammed. In diesem Muhammed concentrirte sich der ganze arabische Volkscharakter, er war es, der den so lange Zeit in die Wüste eingeschlossenen, feurigen Volksgeist, jenen stillen, verhaltenen, glühenden Enthusiasmus zur Flamme entzündete, zur Flamme, die drei Welttheile beleuchtet hat.

Muhammed stammte, nach dem Zeugniß der Araber in gerader männlicher Linie, vom ältesten zum ältesten Sohne von Ismael, dem Sohne Abrahams ab. Der Stamm, zu dem er gehörte, war der edelste Stamm der Araber, der der Koreïschiten, der das Vorrecht hatte, den berühmten Tempel zu Mekka, die Kaaba zu bewachen und in der Stadt Mekka die Regierung zu führen. Muhammed war also ein geborner Fürst und zwar war das Fürstenthum, das seine Familie bekleidete, von Anfang, was es später im Chalifat blieb, ein geistliches und weltliches Fürstenthum in Einer Person. Jener Tempel zu Mekka ward von den Arabern nur deshalb so in Ehren gehalten, seit alten Zeiten, weil er nach der Tradition ursprünglich von Abraham und Ismael zur Ehre des wahren Gottes erbaut worden war und weil schon vor Muhammeds, ja, wie man sagt, schon zu Abrahams Zeiten dahin gewallfahrtet wurde, so daß die Wallfahrt nach Mekka schon früher bestand und von Muhammed nur zum Gesetz erhoben ward. Auch liegt Ismael in Mekka begraben. Es ist ferner sehr merkwürdig, was der große Orientalist, Herr von Diez, preußischer Gesandter zu Constantinopel, im Buch des Kabus in der Einleitung bemerkt,

daß die Stammiesvorfahren Muhammeds, die sich als Bewahrer der wahren Religion ansahen, schon lange vor seiner Zeit zu wiederholten Malen versucht hatten, diese wahre Religion allgemein wiederherzustellen und daß unter andern ein Fürst dieses Stammes Kaab, der im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, also fünf hundert Jahre vor Muhammed lebte, bemüht, das Volk zur wahren Religion ihrer Väter zurückzuführen, schon den Gebrauch eingeführt hatte, alle Freitage, wie noch jetzt geschieht, das Volk zum Gottesdienst zu versammeln, wo er die Lehren der Religion vortrug und sogar die künftige Sendung eines Propheten, der aus seinem Geschlecht hervorgehen werde, vorher gesagt haben soll. Doch wurden alle seine Ermahnungen nach seinem Tode von den Arabern wieder vergessen. „Es war also, sagt Herr von Diez, eigentlich ein alter Familienplan, den Muhammed aufgriff und mit mehr Muth und Glück ausführte, als seine Vorfahren, die Fürsten von Mekka, gehabt hatten.“

Muhammeds Vater, Abdallah, der Fürst von Mekka, starb frühzeitig; er war ein armer Fürst, hinterließ dem Knaben und der Mutter nichts als fünf Cameele und einen äthiopischen Sklaven. Im achten Jahre Muhammeds starb auch seine Mutter. Sein Oheim Abu Taleb, damals Fürst von Mekka, nahm ihn in sein Haus, gebrauchte ihn zu Handelsgeschäften, Muhammed ging mit den Karavanen nach Palästina, Syrien und Mesopotamien. Muhammed war ein vollkommen schöner Mann, mit durchbohrenden, schwarzen, feurigen Augen, kräftigen aber edeln und freien Gesichtszügen, einem nervigen Körper und kühnen, majestätischen Bewegungen desselben. Eine, alle Herzen unwiderstehlich gewinnende Beredtsamkeit gesellte sich zu diesen körperlichen Vorzügen. Durch die Heirath mit einer edeln Wittwe, der berühmten Chabidscha, deren große Handelsgeschäfte er schon früher geleitet hatte, gelangte er in den Besitz eines bedeutenden Reichthums. Er machte nun noch große Reisen und zog sich dann funfzehn Jahre lang aus der Stadt Mekka in die Einsamkeit zurück. Hier, in diesem beschaulichen Leben, gestaltete sich der Entschluß in seiner Seele, unter seinem Volke als Wiederhersteller der alten Lehre von dem einigen Gotte aufzutreten, den Götzen- und Sternendienst seines Volkes, den Feuerdienst

der persischen Magier auszutilgen und statt des beschränkten, ausgearteten Judenthums und des durch die Hierarchie verweltlichten und durch die Dreieinigkeitsstreitigkeiten der Arianer und Monophysiten in Grübeleien und Sectirereien ausgearteten Christenthums, die alte patriarchalische, einfache Religion neu hervorgehen zu lassen, aber entsprechend dem Geist und der Phantasie des Morgenlands. Seine eigne Phantasie ward ganz erfüllt von jenen Himmelserscheinungen der Engel, die ihm die einzelnen Suren oder Abschnitte des Korans in den Mund legten, die er sodann für göttliche Offenbarungen ausgab. Herr von Hammer macht darauf aufmerksam, daß in Muhammeds Nähe Werka lebte, der Sohn Naufil's, ein Vetter der Chadidscha, der als ein Christ, als ein christlicher Priester und sogar als arabischer Uebersetzer der Bibel den bedeutendsten Einfluß auf Muhammed gehabt habe. Muhammed ging bis zu seinem Tode mit ihm um und gerade nach seinem Tode trat er als Prophet auf. Muhammed war damals, 609, vierzig Jahre alt, zuerst trat er nun als Prophet in seinem Hause auf mit dem Satze, der der Hauptsatz des Islams geworden ist: „Es ist nur Ein Gott und Muhammed ist sein Prophet." Seine Frau, sein Vetter Ali, sein Sklave Zeïd, besonders aber der von den Arabern sehr verehrte Abu-Bekr, sein nachmaliger Schwiegervater und Nachfolger, waren die ersten wenigen Gläubigen der neuen Lehre. Es ging von da an die dreizehn Jahre hindurch bis zu der berühmten Flucht aus Mekka nach Medinah, nach der die Muhammedaner ihre Jahre jetzt zählen, sehr langsam mit der Ausbreitung des neuen Glaubens. Anfangs ward Muhammed verlacht, dann grimmig angefeindet. Diese Anfeindung von Seiten des Geschlechts der Ummiaden, einer Unterabtheilung des Stammes Koreïsch war es eben, die die Flucht, die Hedschra veranlaßte. Vierzig Männer hatten sich verschworen, zur Vollziehung der Stammrache ihre Schwerter in Muhammeds Brust einzustoßen. Der Prophet aber entkam, nachdem er auf jenem berühmten Gastmahl des Ali ihnen seine Sendung kund gethan hatte, er floh nach Medinah, dessen Einwohner seit lange in Feindschaft mit Mekka lebten, er ward ihr Feldherr. Nach und nach stieß ein arabischer Stamm nach dem andern mit seinen Rossen und Cameelen zu ihm, er durchzog ganz Arabien,

die Stämme die nicht freiwillig zufielen, wurden mit dem Schwerte bezwungen, auch Mekka mußte sich ergeben. Im neunten Jahre nach der Flucht stand Muhammed schon mit 30,000 Mann an der Grenze des byzantinischen Reichs, voraus hatte er Briefe an den griechischen Kaiser Heraklius und den persischen König aus der Dynastie der Sassaniden entsendet, mit der Mahnung, seine Religion, die er für eine allgemeine Religion aller Völker anerkannt wissen wollte, anzunehmen. Die Briefe waren von dem König von Persien zerrissen worden, Muhammed's Worte, als er davon Kunde erhielt, waren: „So soll auch sein Reich zerrissen werden." Er hatte nun auch schon jene berühmte neunte Sure des Korans „von der Buße" erlassen, worin die Worte stehen: „Streitet wider die, welche nicht an Gott glauben (die Heiden) und wider die, die nicht bekennen die wahre Religion unter denen, welchen das Buch gegeben worden (die Christen und Juden) streitet so lange, bis sie Tribut zahlen und sie verachtet und wenig geworden sind. O, ihr Gläubigen! ziehet aus zu streiten für den Weg Gottes. Gott hat den Gläubigen herrliche Wohnungen in den Gärten Edens versprochen. Es haben die Juden ihre Hohepriester und die Christen ihre Mönche zu Herren gemacht, außer Gott, und dem Sohn Maria's zum Messias. Und ist ihnen doch nichts anders befohlen worden, als daß sie den einigen Gott ehren sollen. Es ist kein Gott als Er. Er ist's, der den Gesandten geschickt hat mit der wahren Religion." In diesen Sätzen ist die ganze Lehre Muhammed's enthalten, das Wahre und das Falsche — man sieht namentlich, daß diese Lehre auf dem fanatischen Begehren steht, womit sie sich an alle Menschen wendet: „Tribut oder Glaube!" — man sieht auch, welches Aergerniß Juden und namentlich Christen schon damals durch ihre Priesterherrschaft gegeben hatten, die Muhammedaner warfen ihnen ausdrücklich vor: „sie haben die heiligen Schriften, das Buch, aber wie die Esel auf ihren Rücken gebunden" — man sieht endlich auch, daß der Muhammedanismus den Grund des christlichen Glaubens umstößt: „Jesus ist der Christ, der Messias."

Muhammed starb nach der gemeinen Meinung in seinem drei und sechzigsten Jahre im Jahre 632, wie er glaubte, vergiftet von einer Jüdin, die seine Feinde gewonnen hatten. In

der Moschee von Medinah, die er gebaut, ward er begraben. Hierher, zu seinem Sarge, der von einem Magnete gehalten, in der Luft schwebt und nach Mekka zur Kaaba, wo der berühmte schwarze Stein sich befindet, auf dem Abraham den wahren Gott angebetet, sind nach seinem Tode jährlich eine Million Menschen gewallfahrtet und viele Tausende wallfahrten noch bis auf den heutigen Tag nach diesen zwei heiligen Orten Mekka und Medinah. Die Kaaba, Abrahams Heiligthum, gilt für einen der reichsten Orte der Welt.

Bei der muhammedanischen Religion ist nun wesentlich ins Auge zu fassen, daß sie die Muhammedaner nicht für eine neue Religion ansehen, sondern nur für eine Reformation, eine Wiederherstellung der Religion Abrahams. Einer der tiefsten Kenner des orientalischen Wesens und der muhammedanischen Religion, der berühmte Reisende Chardin, ein Hugenott, der als Juwelenhändler unter Ludwig XIV. Jahre lang sich in Persien aufgehalten, mit den größten Männern dieses Reichs vertrauten Umgang gepflogen hat, dann als Gesandter Jacob's II. von England zu den Staaten von Holland ging und zu London 1713 starb, Chardin hat in der Vorrede zum siebenten Bande seiner vortrefflichen Reisebeschreibung, die noch heut zu Tage die tiefste und umfassendste Kunde über die Staats- und Religionsverhältnisse der Muhammedaner giebt, folgende Stelle: „Die Muhammedaner sagen selbst, daß ihre Religion nichts anders ist, als die wiederhergestellte Religion Ismaels, welcher sich zur Religion Abrahams, als seines Vaters bekannte. Adam erhielt von Gott unmittelbar die ganze Religion, d. i. Glauben und Gottesdienst; von Adam kam sie von Hand zu Hand auf Abraham durch Ueberlieferung, in und von diesem hat sie sich in zwei Zweige getheilt, deren einer sich im Geschlecht Isaaks verbreitete, von dem die Juden stammen, der andere aber ist bei dem Nachkommen Ismaels verblieben, welches die Araber sind. Beide Völker hatten die Beschneidung, das Fasten, die Wallfahrt und das Beten mit dem Angesicht nach Jerusalem und Mekka gewandt, beide Völker wurden von den Völkern in den umliegenden Reichen verfolgt, die Araber namentlich durch die Assyrier und andere götzendienerische Nationen. Der Unterschied soll nur darin bestehen, daß die Religion der Juden immer ihre

Gewißheit behalten, weil Gott sich in den Propheten immer von Neuem ihnen offenbart hat, während die Religion der Araber sich nur durch die Tradition erhielt, indem die wahre Erkenntniß nur bei wenigen Personen bis auf Muhammed wohnte, bis Gott den Muhammed schickte (solchergestalt, setzt Chardin hinzu, haben diese Ungläubigen die Stirne, sich auszudrükken). Die Zeiten vor Muhammed waren die Zeiten der Unwissenheit, die Religion vor ihm nur übel ausgefallene Entwürfe und Versuche. Man sieht, daß es eine ihrer eitlen Vorgebungen und stolzen Ausdrucksweisen ist, die Zeiten vor dem Auftreten ihres falschen Propheten die Zeiten der Unwissenheit zu nennen. Aber wenn man die muhammedanische Religion genauer betrachtet, wird man finden, daß sie nicht sowohl ein Zweig der jüdischen Religion ist, als vielmehr sie hat davon gestohlen. Man wird in ihr den ganzen Judaismus wiederfinden, während man von andern Religionen wenig darin findet, man wird auch nichts Neues und Eigenthümliches in der muhammedanischen Religion finden." So weit Chardin. Herr von Diez setzt zu dieser Stelle, die er in der oben angezogenen Einleitung zum Buch des Kabus anführt, Folgendes hinzu: „Was der Islam Wahres, Edles und Großes hat, ist keineswegs Muhammeds Verdienst, denn er hat es nicht erfunden. Allein sein Verdienst ist, es erhalten und der Nachwelt schriftlich überliefert zu haben, wie es ihm in seiner Nation von den Vorfahren, bis auf Abraham als ihren Stammvater zurück, überkommen war."

Unverkennbar haben diese beiden tüchtigen Gelehrten damit Recht, daß der Kern des Muhammedanismus ein überliefertes Judenthum ist, verbrämt mit einigem verderbten Christenthum und einer Menge eigner Satzungen, Erdichtungen und Fabeln. Die Muhammedaner verehren vier heilige Bücher: den Pentateuch, die Psalmen, die Evangelien und den Koran, d. i. die Sammlung der Aussprüche ihres Propheten. Moses, David und Christus gelten bei ihnen als Propheten, Moses heißt der Mund und Christus der Geist Gottes im Koran. Selbst die Apostel gelten als Heilige, ausgenommen Paulus. Hauptstücke der Lehre sind: Unsterblichkeit der Seele und künftiges Gericht; täglich fünfmaliges Gebet, mit dem Angesicht gegen Mekka gewendet, wozu die Rufer von den Minarets der Moscheen die

Gläubigen rufen; häufige Waschungen; Fasten durch den ganzen Monat Rhamazan, in welchem der Koran vom Himmel gekommen; jährliches Almosen zum Betrag des vierzigsten Theils des Vermögens; Wallfahrten nach den heiligen Städten, Mekka und Medinah; die Beschneidung; die Enthaltung vom Schweinefleisch und vom Weine; die Polygamie: vier Weiber erlaubt der Koran, dazu eine unbeschränkte Anzahl von Concubinen. Der Freitag ist der heilige Tag. Schon seit dem 9ten Jahrhundert bildeten sich bei den Muhammedanern geistliche Orden, wie bei den Christen, es sind dies die Scheikhs und die Derwische; die größten Dichter wie Sadi und Hafiz waren Männer solcher Orden.

Islam heißt im Arabischen Gehorsam. Dieser Gehorsam, die blinde Unterwerfung unter Gott und dessen im Gesetze geoffenbarten Willen ist die Hauptsache bei den Muhammedanern. Daher ihr starrer Fatalismus, der noch heut zu Tage sich zeigt, wie vor zwölf hundert Jahren. Als die preußischen Offiziere den türkischen Vezier Hafiz Pascha vor der Schlacht bei Nisib 1839 aufforderten, die Egypter anzugreifen, weigerten sich seine Mollah's, die Gesetzkundigen, mit den Worten: „Allah ist gerecht, er hat schon für den Sultan gegen den Rebellen Mehmed Ali entschieden." Die Schlacht gewann bekanntlich Mehmed Ali. Mit den Worten: „Allah ist groß, Allah ist gerecht!" läßt der Muselmann das Schrecklichste über sich ergehen. So passiv die Glaubensansicht der Muselmänner in der Fügsamkeit und Unterwerfung sich zeigt, so schrecklich activ tritt sie in dem Fanatismus hervor: der Islam steht nicht auf dem Frieden, wie das Christenthum, er steht wesentlich auf dem Kriege. Die ersten Suren des Koran, die Muhammed in früheren Jahren zu Mekka verfaßt hat, haben noch etwas mehr Innerliches, die später aus Medinah erlassenen aber gehen hauptsächlich darauf, die Gemüther für die äußerliche Ausbreitung des Islam zu entflammen, in ihnen tritt die äußerliche Auffassung schon sehr bemerkbar hervor. Der Islam ist eine äußerliche Religion, wie das Papstthum eine äußerliche Kirche ist: dasselbe fanatische Prinzip im Grunde bewegte Abendland und Morgenland gegen einander, die Ausbreitung der Religion nach Außen: in den Kreuzzügen tritt dies bei den occidentalischen Völkern am Erkennbarsten heraus.

Beide, Islam und Papstthum, haben auch den Despotismus mit einander gemein, wie sie den Fanatismus gemein haben. Von dem Despotismus des Papstthums werde ich in den zwei nächsten Vorlesungen sprechen; was den Islam betrifft, so stellt er einen Zwang im Geistlichen und Weltlichen fest, der alle geistige und alle politische Fortbildung mit Macht hemmt. Alle Untersuchungen über den Koran sind unbedingt verboten, nicht einmal der Chalif, der Sultan, nur die Geistlichen, die Ulemah's und der Mufti, dürfen ihn auslegen. Dieses Verbot hat nur schlimme Folgen gehabt und hat doch nicht verhindert, daß Spaltungen und Sekten unter den Muselmännern entstanden sind. Bekannt ist, daß Schiiten und Sunniten oder Aliden und Ummiaden und noch heut zu Tage die Perser und die Türken in größter Feindschaft von wegen der Religion gegen einander lebten und leben. Der Streit kam eigentlich von der Nachfolge des Propheten: die Perser waren für Ali, den Schwiegersohn Muhammeds, er wurde von Abubekr, Muhammeds Schwiegervater ausgeschlossen, letzteren betrachten die Türken als den rechtmäßigen Chalifen, zugleich erkennen sie aber auch die Auctorität der Sunna, gewisser Traditionen und Commentarien zum Koran an, welche die Perser nicht anerkennen, weshalb sie den Türken Schiiten, d. i. eine verächtliche Sekte sind. Andere kirchliche Sekten sind durch die aufgenommene Wissenschaft in den eroberten Ländern erzeugt worden, wie die Drusen in Egypten unter der alidischen Dynastie der Fatimiden, die im 10ten Jahrhundert Kairo erbauten und hier ihren Sitz nahmen. Egypten, das Land der Mysterien, der christlichen Gnosis und der neuplatonischen Philosophie veranlaßte auch unter den Arabern wieder die Ausbildung einer geheimen Lehre im Hause der Weisheit zu Kairo, einer geheimen Lehre, die den Koran geradezu untergrub und ihren Eingeweihten im neunten Grade den Aufschluß gab, daß man nichts glauben und alles thun dürfe. Aus diesem Hause der Weisheit ist jener Hassan, der Stifter der furchtbaren Assassinen in dem persischen Ghilan am caspischen Meere und in Syrien, unter dem Alten vom Berge, hervorgegangen, einer Sekte, die allerdings an Fanatismus und Despotismus alles übertrifft, allen orientalischen und päpstlichen Fanatismus und Despotismus. Dieser Staat gelern-

ter und geborner Meuchelmörder ist ohne Beispiel in der Geschichte; blindlings ward dem Alten vom Berge gehorcht, wenn er zu einem seiner Unterthanen sagte: „Gehe aus und morde!“ Um die überschwenglichen Freuden der Gärten des Paradieses und der für die Männer dieses Paradieses geschaffenenen Jungfrauen, der Huris, zu erlangen, die ihnen durch jenen geheimen, berauschenden Trank vorgestellt worden, wagten diese Assassinen Alles, lachten aller Martern, ließen mit Freuden das Leben. Zwei Jahrhunderte lang hat sich diese Sekte in ihren festen Burgen in Ghilan und Syrien erhalten, gerade während der Periode der Kreuzzüge, wo sie sich Saracenen und Christen gleich furchtbar machten.

Wie im Kirchlichen Sekten entstanden sind unter den Arabern, so ist auch von Anfang an das weltliche Regiment durch die gewaltthätigsten Spaltungen erschüttert worden. Die höchst despotische Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht des Imams und Emirs in der Person des Chalifen, die unbedingte Ergebung in seinen Willen, als den Willen des Nachfolgers des Propheten, seines Stellvertreters auf Erden, was Chalif im Arabischen bedeutet, eine Ergebung, die der Koran gebietet, diese despotischen Mittel haben gleich von Anfang an nicht verhindert, daß Streit und Blutvergießen und Abfall einzelner Theile des Chalifats sich ereigneten. Der spaltigen Chalifenwahl nach Muhammeds Tode gedachte ich bereits. Drei der vier ersten sogenannten rechtgläubigen Chalifen, die in Medinah ihren Thron hatten, Omar, Osman und Ali wurden ermordet. Unter dem letzten, Ali, fielen die Ummiaden ab und stifteten ein neues Chalifat zu Damaskus: unter ihnen ward das Chalifat, früher wahlhaft, schon erblich. Die Ummiaden wurden ihrerseits von den alidischen Abassiden verdrängt: das ganze Geschlecht der Ummiaden ward vertilgt. Die Abbassiden schlugen zu Bagdad ihren Sitz auf: zu dieser Dynastie gehört der berühmte Al Mansur und Harun al Raschid, der zu Carl dem Großen eine Gesandtschaft schickte, und sein Sohn Al Mamun. Unter ihnen blühte die arabische Wissenschaft und Kunst, es lebte damals Asmai am Hofe Harun al Raschid's, der Verfasser des berühmten Romans Antar, Vater der Reiter, ein Roman, der eine Schilderung enthält des arabischen Lebens vor Mu-

hammeds Zeit und der noch heut zu Tage im Angedenken des ganzen arabischen Volks lebt. Schon aber unter Al Mansur 755 fiel Spanien ab, es entstand ein zweites Chalifat durch einen dem Blutbade der Abbassiden entgangenen Ummiaden, zu Cordova, ein drittes stifteten die Fatimiden, wie die Abbassiden von Ali abstammend, in Egypten zu Kairo in der Mitte des 10ten Jahrhunderts. Vorher schon war im 9ten Jahrhundert die Macht der Chalifen zu Bagdad von Grund aus gebrochen, gebrochen durch die Anordnung Harun al Raschid's, der das Chalifat wie ein großes Landgut unter seine Söhne ausgetheilt hatte. Unter ihnen entstand Bruderkrieg und Brudermord, der Keim jener schrecklichen Sitte unter den Muhammedanern, alle Verwandten des den Thron Besteigenden zu tödten, um diesem nur Ruhe zu verschaffen. Der Chalif Al Motasem, der dritte Sohn Harun's war es, der die Türken zur Leibwache nahm, die den Chalifen wurden, was die Prätorianer den römischen Kaisern geworden waren: von neun und funfzig Chalifen haben acht und dreißig das Leben oder doch den Thron gewaltsam verloren. Die abbassidische Familie war es auch, die das Chalifat zu einem Beamtenstaat umformte: sie waren die ersten, die Veziere anstellten. Diese Veziere, meistens Türken, die von den Chalifen mit zwei Fahnen, der der Civilverwaltung und der des Truppenbefehls installirt wurden, also bürgerliche und militairische Gewalt in sich vereinigten, benutzten ihre Macht, um sich unabhängig zu machen, neue Dynastien zu stiften. Im 10ten Jahrhundert kam im Chalifat zu Bagdad eine ähnliche Erscheinung vor, wie wir sie bei den Major domus der Merowinger gesehen haben: die Chalifen verlieren ihre höchste, ausübende Macht an den Emir al Omrah, den obersten der Emire, den Fürsten der Fürsten, dieser wird von nun an der Mittelpunkt des Staats, des Staats, der immermehr in einzelne unabhängige Herrschaften sich auflöst. Der Chalif Rhadi, der 940 starb, war der letzte der Chalifen, der zu dem Volke geredet hat: die ersten der Beherrscher der Gläubigen hatten als Imame dem fünfmaligen täglichen Gebet vorgestanden und als Chatibs, als Prediger sogar alle Freitage in der Moschee zum Volke gepredigt. Bis zum Untergang des Chalifats 1258 blieb der Chalif nun nur noch das unsichtbare Religionsoberhaupt:

die politische Macht fiel ganz in die Hände des Emir al Omrah und der Statthalter der Provinzen, von denen, ich wiederhole es, eine bedeutende Anzahl besondere unabhängige Dynastien gründeten. Das Volk der Gläubigen entbehrte aller freien Entwicklung, im Politischen ebenso, wie es in Glaubenssachen derselben entbehrte, daher die Erscheinung wie in den alten orientalischen Reichen sich wiederholte: nachdem der erste Rausch des Enthusiasmus, den der Fanatismus der Lehre, die Siege und Eroberungen gebracht hatten, verrauscht war, erstarrte und verknöcherte der Staat; nach den ersten zwei Jahrhunderten von der Flucht der Propheten an, wird die Geschichte der Araber im Orient ein ermüdendes, widerwärtiges und langweiliges Vegetiren eines rohen Satrapen- und Soldatenstaats, dem nur die Intriguen der Veziere, Beamten, Priester und Weiber einige Abwechslung verschaffen. In Arabien selbst, in Afrika in der lybischen Wüste, ja sogar in Spanien, erhielt sich noch die alte Wüstenfreiheit und Gleichheit, sie ist sogar hier auf die Spanier übergegangen, deutlich erkennt man in dem Charakter dieses Volkes noch heut zu Tage die stolze, freie und feine Ritterlichkeit der Araber. Der Muselmann des üppigen Orients aber bei dem gänzlichen Mangel an eigentlichem politischen Leben versenkte sich von nun an in den Genuß der bürgerlichen Ruhe und Bequemlichkeit, in den Luxus seines Hauses, in die Freuden des Harems, der Pfeife, des Opiums statt des Weines, des Spazierritts, des Schachspiels — dieß sind noch jetzt seine einzigen Freuden. Im Uebrigen verrichtet er seine Gebete und unterwirft sich dem unabänderlichen Willen seines gerechten und großen einigen Allah. Würde, Gravität und Ernst sind bei den lebhaften, stolzen Arabern des Chalifates, den gewandten, geistreichen Persern und den phlegmatischen schweigsamen Türken mit Sinnlichkeit und Luxus auf die merkwürdigste Weise zu einer Form verschmolzen, verschmolzen durch den einen Glauben.

In Absicht auf das Heidenthum hat allerdings die muhammedanische Religion das Bedeutendste geleistet, Größeres noch, als selbst das Christenthum. In Westasien ward der Sabäismus, der Sonnen- und Sternendienst, der persische Feuerdienst der Magier von Grund aus unterdrückt; in Afrika, bis zum Niger

und dem Lande der Kaffern herunter, der Götzendienst der Fetisch-anbeter verschlungen; in Indien bis nach Ceylon und zu den Gewürzinseln der Malayen hinaus der Bramaismus und Buddhaismus aufgelöst; namentlich ward der Zauberei, einem wesentlichen Bestandttheile der heidnischen Culte, überall ein Ende gemacht: der Koran, wie das alte Testament verbietet sie aufs Strengste. Christen und Juden wurden im Anfange durchgängig schonend behandelt, sie gaben ihren Tribut, das Kopfgeld, und waren sonst unbehindert in ihrer Religionsausübung und ihren Geschäften. Erst unter den Fatimiden in Egypten, jenem Chalifen Al Hakem, der das Haus der Weisheit zu Kairo stiftete, kam eine Verfolgung, er ließ alle Kirchen und Synagogen außerhalb Kairo niederreißen, für Christen und Juden ward eine besondere Farbe der Kleidung vorgeschrieben, sie wurden fortan nur noch werthgeachtet, auf Eseln zu reiten. Im türkischen Reiche hat sich diese Anordnung noch bis auf die neueste Zeit erhalten, jetzt ist der Einfluß der Europäer so machtvoll, daß sie in Abgang kommen wird.

Ich habe früher schon angedeutet, daß die Araber das größte Weltreich, das es jemals gegeben hat, gestiftet haben. Sie eroberten dieses Weltreich innerhalb achtzig Jahren, von 634 bis 714, es war größer, als das, das die Römer innerhalb 400 Jahren zusammengebracht hatten. Die erste Eroberung war Syrien mit der schönsten Stadt Asiens, der Stadt der weltberühmten Rosen, dem paradiesisch gelegenen Damaskus, die letzte Eroberung war Spanien; Europa würden sie erobert haben, wenn nicht der Franke Carl Martell sie bei Tours aufgehalten hätte. Die Länder des griechischen Reichs zum größten Theil, das persische ganz, — Syrien und Palästina, Egypten, Armenien, alle Länder bis zum schwarzen und caspischen Meere, die Türken- und Tartarenländer jenseits des Dschihun, die ganze nordafrikanische Küste bis tief ins Innere, dem Negerland Sudan am Niger und Guinea herunter, Indien bis zum Ganges, zuletzt, wie gesagt, die pyrenäische Halbinsel fielen in achtzig Jahren in ihre Hände; später im 9. Jahrhundert, kam noch Sicilien in ihre Gewalt, was die Normannen im 11. ihnen wieder abgenommen haben. Bagdad am Tigris im arabischen Irac ward der Mittelpunkt dieses großen Weltreichs: hier thronte der Chalif

in höchster Pracht und Herrlichkeit, wie sie nur jemals unter Menschen erblickt worden ist. Als der Chalif Moktadir im 10. Jahrhundert die Gesandten des griechischen Kaisers empfing, standen 700 Kämmerer mit goldenen Gürteln bei dem Beherrscher der Gläubigen, 7000 Verschnittene, 16000 Mann Garden; und 100 Löwen waren vor den Pforten des Palastes aufgestellt; die Wände und Fußböden desselben mit 38,000 Tüchern und golddurchwirkten Stoffen, mit 40,000 Tapeten bedeckt. Die Mährchen der Sheherezade, der tausend und einen Nacht, diese funkelnden und schimmernden Mährchen haben ihre Farbenpracht von dieser Herrlichkeit entlehnt. Eben so prächtig war der Sitz des zweiten Chalifats, des Chalifats zu Cordova: die Stadt soll damals so groß und volkreich gewesen sein, daß man des Abends zehn Meilen weit durch die Reihen von vielen tausend Häusern bei hellem Lampenschein gehen konnte. Noch steht dort die große berühmte Moschee, die neunzehn Schiffe und einen ganzen Wald von zwölf- bis funfzehn hundert Säulen hatte, von denen nur noch sechs hundert übrig sind, nachdem sie in eine christliche Kirche umgewandelt worden ist. Als im 13. Jahrhundert Cordova an den christlichen König von Castilien, Ferdinand den Heiligen überging, ward die Residenz des Chalifats nach Granada verlegt und hier die berühmte Alhambra gebaut, dieses wichtigste Monument der grandiosen aber doch so zierlichen, mit dem reichsten und feinsten Schmuck, wie mit Spitzen und Krystallen überdeckten arabischen Architektur, mit ihrem charakteristischen Spitzbogen, dem Hufeisenbogen und den goldenen und farbigen Arabesken ohne alle Bilder von Menschen und Thieren, die der Koran verbietet. Auch die Residenz des dritten Chalifats, des zu Kairo, ist noch heut zu Tage mit ihren vielen Moscheen und festungsähnlichen, crennelirten, mit Mauerzinnen geschmückten Häusern nächst Damaskus die schönste Stadt des Orients. Hier in Kairo sieht man noch ganz, wie grandios und aus einem Gusse die Saracenen bauten: es soll ein überaus herrlicher Anblick sein, im Mondlicht von einem hohen Punkt herab die unermeßliche Stadt mit ihrem Terrassenmeere von flachbedachten weißen Häusern zu überblicken, einem Meere, aus dem nur die schlanken Minarets der Moscheen und die edeln, hohen Palmen in den goldenbesternten, dunkelblauen Nachthimmel emporragen.

Alle diese drei Städte, Bagdad, Cordova und Kairo, nächst dem großen, von Millionen besuchten Wallfahrtsort Mekka, wo, wie bei den Katholiken, eine große Messe sich bildete und Bassora, am Zusammenfluß des Euphrats und Tigris, wurden zugleich bedeutende Städte für den Handel. Vom 7. bis 13. Jahrhundert sind die Araber das größte und einzige Handelsvolk der Welt gewesen, wie denn die mächtigen weltbeherrschenden Völker immer auch den Welthandel in ihre Hände bekommen haben. Namentlich kam der indische Handel ganz in ihre Gewalt; seit dem 13. Jahrhundert theilten sie denselben mit den Italienern, den Venetianern und Genuesen, sie verloren ihn erst im Anfange des 16. durch die Portugiesen. Sie, die Araber, führten die ostindischen Waaren, die Baumwollen- und Seidenstoffe, Perlen, Diamanten, Gold und Spezereien, über das rothe Meer nach Egypten, wo sie mit den Venetianern jene Handelsverbindungen eingingen, deren ich bei der Geschichte der italienischen Freistaaten gedenken werde. Nächst dem indischen war der afrikanische Handel in ihren Händen: im innern Afrika waren sie bis jenseits des Niger bis zur Goldküste Guineas vorgedrungen, von hier bezogen sie Gold und Sklaven. Auch nach China hatten sie frühzeitig, theils mit Caravanen gehandelt, theils zur See nach Kansu, dem heutigen Kanton. Von hier brachten sie hauptsächlich Seide und Seidenstoffe; in den Werken der arabischen Geographen erhalten wir die ersten Nachrichten vom Porzellan, dem Thee und dem Branntwein, dem Branntwein, den die von ihnen zuerst bearbeitete Chemie durch den Prozeß der Destillation, der von ihnen herrührt, nachher in so bedeutenden Massen herstellte. Endlich zogen sie aus den Wäldern des nördlichen Rußlands und Sibiriens jene feinen Pelzwaaren, die Hermeline und Zobel, die schwarzen Fuchs-, die glänzenden Biber-, die blauen Eichhörnchen-, die Marder- und Seeotterfelle, die zu tragen durch die Araber stehender Gebrauch im Orient und Occident wurde. Zobeïde, die Gemahlin Harun al Raschid's, trug die ersten Zobel und Hermeline.

Das Reich der Araber, vom Ebro bis zum Ganges, verband nächst dem großen Welthandel auch die Eine Sprache, eine Sprache, die der Stolz und die Freude des Volks ist, eine Sprache, durch die der Koran, wie Herder sagt, das siegende Panier

der arabischen Weltherrschaft ward. Dieser erhabene Koran gilt noch jetzt allen Muhammedanern, als das bei weitem Vollkommenste, was arabische und persische Sprache und Dichtkunst aufzuweisen haben. In ihm ward ein Verbindungsmittel gefunden, das die Völker dreier Welttheile in verschiedenen Dialekten fest zusammenband, eine Quelle der Reinheit, auf die man immerfort zurückging, um die Sprache edel und lauter zu erhalten. Durch ihre schöne Sprache haben nun auch die Araber in der Poesie sehr Bedeutendes geleistet, und namentlich ist es die persische Dichtkunst, in der wahre Meisterwerke zu Tage gefördert worden sind. Vom 11. bis zum 15. Jahrhundert dauerte die Blüthe dieser persischen Dichtkunst unter den seldschuckischen, türkischen und den späteren mongolischen Beherrschern dieses Landes, die Muhammedaner wurden. Um nur ein Weniges über diese so bedeutende Poesie zu sagen, erwähne ich die vier größten Dichter der Perser, den heroischen Epiker Ferdusi, den persischen Homer, und die mystisch-erotischen, lyrischen Dichter Sadi, Hafiz und Dschami.

Ferdusi, aus Thus in Chorassan gebürtig, lebte unter Sultan Mahmud zu Ghazna, dem berühmten furchtbaren Unterwerfer von Indien, zu Ausgang des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts. Er hat das berühmte Schah-Nameh geschrieben, in 60,000 Doppelversen, das berühmteste Heldengedicht, das Persien aufzuweisen hat, aus dem noch jetzt bei den großen Gastmählern der Perser Stellen abgesungen werden. Es umfaßt die Geschichte Persiens von den ältesten Herrschern des Landes, den Pischdadiern an, die mythische Geschichte von jenem Kaiumarath, der ein Sohn Sem's war, jenem Huschenk, der Pischdad, der Gerechte, zubenannt wurde, jenem Dschemschid, dem persischen Moses, jenem Feridun, dem Muster aller königlichen Tugenden; dann die Geschichte der zweiten Dynastie, der Dynastie der Kajaniden, wo die großen Kriege Iran's mit Turan unter dem größten Helden der Perser, dem Rustem vorfielen, einer Dynastie, die Dara der Junge beschloß, welchen Iskander, der griechische Alexander überwand, der dann Roschane, die persische Königstochter heirathet. Das Gedicht schließt erst mit dem Sturz der Sassaniden-Dynastie durch die Araber, der Sassaniden-Dynastie, deren berühmtester König jener Nu-

shirwan war, der Gerechte, der Zeitgenosse Justinian's, der zu Madain am Tigris residirte, dessen Name noch hochgefeiert im ganzen Orient ist. Dieses grandiose Gedicht des Ferdusi hat Görres im Auszug übersetzt, namentlich steht in diesem Auszug der große Feldzug Alexander's durch ganz Asien, sehr merkwürdig auf eigenthümlich persische Weise aufgefaßt; die Engländer haben das Schah-Nameh durch ihre asiatische Gesellschaft zu Kalcutta ganz abdrucken lassen.

Sadi ist durch sein Gulistan, seinen Rosengarten berühmt geworden. Er war aus Schiras gebürtig in Persien, schrieb erst nach langen Reisen im neunzigsten Jahre und starb 1291 als Scheikh. Er handelt in diesem Gulistan in acht Büchern von dem Geist und den Sitten der Könige und Derwische, dem Glücke der Zufriedenheit, dem Nutzen des Schweigens, der Liebe, der Jugend, dem Alter, der Erziehung und von der Kunst des Umgangs. Er ist der berühmteste Sittendichter der Perser, aber seine Moral ist sehr von unserer trocknen Moral unterschieden, Sadi ist ein höchst geistreicher, feiner, durch und durch praktischer Kopf und ein lieblicher Dichter. Ganz dieselbe Tendenz verfolgten Hafiz und Dschami, beide haben aber einen noch tiefern, noch mehr mystischen Inhalt, auch ihre Gedichte sind die feinsten und lieblichsten Blüthen der persischen Dichtkunst. Es sollen in diesen Dichtern Stellen sich finden, deren geheimer Sinn deutlich auf Christus hinweist. Beide lebten unter den mongolischen Sultanen Persiens, Hafiz unter Timur, Dschami starb 1491. Alle diese drei Dichter sind von Herrn von Hammer übersetzt worden, Professor Tholuck hat aus ihnen „Proben orientalischer Mystik" herausgegen.

Auch in den Wissenschaften haben endlich die Araber sich sehr ausgezeichnet, in Philosophie, in Grammatik, in Geschichte, in Statistik und Geographie, in Mathematik, Chemie und Medizin. Es war hell in den arabischen Ländern, während es in Europa noch tief dunkel war. Sie benutzten, was von den Griechen sich ihnen darbot, namentlich den Philosophen Aristoteles, den Mathematiker Euklid, den Astronom Ptolemäus, die Aerzte Galenus und Dioskorides, aber dies ist eigenthümlich bei den Arabern: sie ließen sich nicht von der griechischen Cultur überwinden und beherrschen, sie verarbeiteten in selbstständiger

Weise, was sich ihnen darbot, sie drückten diesem dargebotenen Fremden ihren eigenthümlichen Stempel auf, wie die Christen des Mittelalters dies ebenfalls mit den antiken Stoffen der Gedichte, der aristotelischen Philosophie, den antiken Bauwerken, die zu Kirchen umgeschaffen wurden, gethan haben: denn das Mittelalter hat, wie Chateaubriand sehr richtig bemerkt, nicht nachgeahmt, deshalb nicht nachgeahmt, weil seine höchste Idee, die alle Gemüther erfüllte, der Glaube war, der Glaube, der die heidnisch-antiken Stoffe nothwendig nach seiner Wesenheit und Eigenthümlichkeit umgestalten mußte.

Diese Kraft des Glaubens nun ist es, die man selbst in ihrer größten Verirrung noch anerkennen muß, der wir im Mittelalter begegnen, in den Kreuzzügen, jenem merkwürdigsten Produkt dieser mittleren Zeiten, an dem allerdings die Devotion einen eben so großen Antheil hat, als der Fanatismus und die Kriegslust.

Es ist wahr, diese Devotion ist mit einer merklichen Bigotterie verbunden: denn sie ist die Gleichstellung des heiligen Landes mit dem Wesen des Christenthums, die Gleichstellung eines rein Aeußerlichen mit dem tief Innerlichsten, was es in der Welt giebt; die Wuth, die die Menschen der damaligen Zeit entflammte, das Land einzunehmen, wo die Füße des Heilands gewandelt, ist die Spitze der Aeußerlichkeit eines religiösen Strebens, die vollkommene Verkennung des Kernes und Sternes des Christenthums: „Gott ist im Geist und in der Wahrheit anzubeten" — aber das muß man doch anerkennen, daß es eine gewaltige Kraft war, diese Kraft des Glaubens, des freilich, ich wiederhole es ausdrücklich, sehr verirrten und veräußerlichten Glaubens. Das Volk ging zum großen Theil in uneigennütziger, redlicher Gesinnung in diese Kämpfe mit dem Orient, die weltlichen Herren und vor allen die geistlichen, der Papst, die im Anfang auch nur von der Devotion sich hinreißen ließen, geriethen freilich bald auf die köstliche Entdeckung, daß dadurch Länder und Güter zu erobern, weltliche und geistliche Herrschaft gar stattlich auszudehnen sei. Die Blume der Ritterschaft, vor allen der französische und normännische Adel hat sich im Orient neue Fürstenthümer begründet, die klugen Italiener, die Herren der Republiken Venedig und Genua, haben das lateinische Kaiserthum gelegentlich

ausgebeutet, namentlich aber hat die Kirche, die, was sehr wohl zu merken ist, von Anfang Geld und Gut der Kreuzfahrer in treue Verwahrung nahm und den Wiederkehrenden unbeschädigt zurückzugeben versprach, dadurch, daß so Wenige wiederkehrten, sich unermeßlich bereichert, der Papst, dem der Antrag geschah, sich selbst an die Spitze des Kreuzheers zu stellen, und der nachher einen Legaten zum geistlichen Oberhaupt dieses Heers machte, hat wirklich während dieser Kreuzzüge sich zum obersten Herrn und Beherrscher der Christenheit gemacht, in ähnlicher, nur nicht so deutlich ausgesprochener Weise, wie der Chalif der Muhammedaner.

Die Devotion der Gläubigen war schon lange Zeit durch die Wallfahrten nach Palästina unterhalten und auf diesen Punkt hingerichtet worden. Von Constantin an, der die Kirche des heiligen Grabes baute, dessen Mutter Helena noch im späten Alter dahin wallfahrtete und das angeblich wahre Kreuz des Heilands auffand, sind unzählige Pilger nach den Ufern des Jordan gezogen und nicht bloß vereinzelt, sondern oft in beträchtlicher Versammlung, zu Tausenden. Anfangs hatten die Araber den Patriarchen und die Christen zu Jerusalem nicht gestört in ihrer Andachtsverrichtung, nur als die Fatimiden zu Kairo das Land Syrien in ihre Gewalt nahmen, die, wie ich oben erwähnte, überhaupt unduldsamer waren, fing der Druck an, er vermehrte sich, als die Seldschucken, die Türken, Palästina und zuletzt Jerusalem einnahmen, was im Jahre 1084 geschah. Nun kamen die Pilger mit lauten Klagen nach Europa zurück. Schon Gregor VII. war Willens, sich an die Spitze von 50,000 Mann zu stellen, um das heilige Grab zu erobern. Nach ihm trat Peter von Amiens auf, ein enthusiastischer, französischer Mönch, der, abgezehrt, ohne Kopfbedeckung, baarfuß, einen Strick um die Kutte, auf seinem Esel reitend, Europa durchzog. Zu Clermont in Auvergne ward hierauf für diese Sache Gottes vom Papst eine allgemeine Versammlung ausgeschrieben: Urban II. erschien selbst hier im Monat November des Jahres 1095 — die Versammlung war so groß, daß sie auf freiem Felde gehalten werden mußte. Der Papst hielt eine Anrede, versprach Allen Vergebung der Sünden und Gnade bei Gott, die das Kreuz nähmen: es bildete sich bei dieser Gelegenheit der Anfang aus

zu dem berühmten Ablaßsysteme, das wieder die Veranlassung später zur Reformation gab. Das Volk schrie fanatisch nach dieser päpstlichen Rede: „Gott will es, Gott will es" und Alles heftete sich das rothe Kreuz auf die rechte Schulter. Hunderttausende sammelten sich nun zu diesem Kreuze, mit Kriegsgedanken zu diesem Zeichen des Friedens; der Papst durchzog ganz Frankreich und hatte vielen Erfolg. In Deutschland verspottete man anfangs die französischen Enthusiasten, ließ sich aber zuletzt doch noch anstecken, namentlich, als der Papst immer dringender die Kreuzzüge zur Gewissenssache machte. Der Fanatismus zeigte sich schon in seiner Schrecklichkeit in Europa: durch eins der ersten Kreuzheere wurden bei zwölftausend Juden am Rheine erschlagen. Jämmerlich war das Schicksal dieser Todschläger: sie wurden in Ungarn, durch das sie den Weg nahmen, ihrerseits wieder niedergemetzelt oder ersäuft. Die andern ersten Kreuzheere waren eben so unglücklich, hunderttausende starben, ehe sie nur den Fuß nach Asien gesetzt hatten, durch die Ungarn und Bulgaren; Peter von Amiens kam zwar nach Asien herüber, ward aber hier übel empfangen, er mußte nach Constantinopel zurückgehen. Endlich erschien das Heer der Ritter, es erschienen jene Helden, die Tasso in seiner Gerusalemme liberata verherrlichet hat: Gottfried von Bouillon, der edle und fromme Herzog von Niederlothringen, und Balduin sein stolzer Bruder, der alte Graf Raimund von Toulouse, der schlaue Normanne Boemund, Fürst von Tarent, und Tancred, sein ritterlicher Neffe, der Herzog Robert von der Normandie, der Bruder des Königs von England, der Graf Hugo von Vermandois, der Bruder des Königs von Frankreich, Robert, Graf von Flandern, viele andere: sie trafen theils durch Ungarn zu Lande, theils durch Italien zur See kommend im Mai 1097 auf der Ebene von Nicäa, wo die von Constantin gegründete äußere Kirche ihre erste große Versammlung gehabt hatte, um den ersten großen Wortkrieg zu beenden, zum großen Waffenkrieg zusammen, 100,000 wohlgerüstete Reiter, größtentheils Ritter, 300,000 auserlesene Kämpfer, zu Fuß. Man rechnet mit den Knechten, Weibern, Kindern, Mönchen, dem gesammten Trosse, an 600,000 Seelen. Ein allgemeiner, weltlicher Führer ward nicht gewählt, jeder Fürst führte seine Haufen; geistliches Ober-

haupt war, wie gesagt, der Legat des Papstes. Gerade zwei Jahre dauerte es, ehe dies ungeheuere Heer durch die tapfern Seldschucken sich durch Kleinasien hindurch bis zu den Grenzen des gelobten Landes, dem Libanon, den Weg bahnen konnte. Den 6. Junius 1099 gelangten die Kreuzfahrer über Ramla und Emmaus endlich auf eine Anhöhe, von der herab Jerusalem erblickt ward. Die Ritter stiegen bei diesem Anblick von ihren Pferden: Alles stürzte auf die Kniee. Das Kreuzheer, nur noch 20,000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter stark, gegen eine Besatzung von 40,000 eroberte die heilige Stadt am 15. Julius, Gottfried von Bouillon war der erste, der von seinem Belagerungsthurme die innere Stadtmauer erreichte und von da herabsprang. Ein Thor ward nun geöffnet; mit dem fanatischen Geschrei: „Gott hilf, Gott will es," drangen die Kreuzfahrer in Jerusalem ein. Das Blutbad, das hier nun statt fand, war ähnlich dem von Carthago, vielleicht noch schlimmer. In der Moschee Omars, auf der Stelle des Berges Moriah, wo Abraham seinen Sohn Isaak Gott zum Opfer dargebracht, wo dann der Salomonische Tempel gestanden hatte, wurden Tausende von Saracenen Gott zu Ehren geschlachtet, man metzelte so lange, bis das Blut die Treppen der Moschee niederschwamm, bis der Qualm der Leichname die Schlächter betäubte und forttrieb. Die Juden, in ihrer Synagoge, wurden sogar verbrannt, demselben Gott zu Ehren, der nicht der Gott des Krieges und Mordes, sondern der Liebe ist und des Friedens. Von 40 bis 70,000 Einwohnern Jerusalems blieben kaum so viel am Leben, als nöthig waren, ihre Glaubensgenossen zu bestatten. Nach diesen Greueln zog man unmittelbar zur Auferstehungskirche und vollzog in tiefster Demuth seine Andacht gegen Gott. — Gottfried von Bouillon sollte durch die Wahl der Fürsten König des neuen lateinischen Reichs Jerusalem werden, er war so bescheiden, die goldene Krone da, wo der Erlöser der Welt die Dornenkrone getragen, nicht tragen zu wollen, er nannte sich nur Beschützer des heiligen Grabes. Als er bald darauf starb, nachdem er noch die Egypter 140,000 Mann stark, mit kaum dem siebenten Theil dieser Macht bei Askalon geschlagen, nahm sein stolzer Bruder Balduin den Königstitel an.

Dieses Königreich Jerusalem und die andern Reiche der fran-

zösischen und normännischen Kreuzfahrer, das Fürstenthum Antiochien, die Grafschaften Tripoli und Edessa sind schon nach zweihundert Jahren wieder verloren gegangen, die Christen konnten sich nicht gegen die Türken behaupten, namentlich war Saladin, der die Herrschaft der Fatimiden in Egypten stürzte, ihnen weit überlegen an Kraft und Macht, wie an Ritterlichkeit und Großmuth. Er war so ritterlich, daß die Sage geht, die Christen hätten ihm selbst den Ritterschlag ertheilt, den Ritterschlag — zum Andenken der Schläge Christi — dem Muhammedaner. Trotz dem, daß immer neue Kriegsheere, die, seit die Hohenstaufen das deutsche Kaiserthum erlangt, nun auch aus Deutschen bestanden, nach dem Orient herüber gingen, die drei Ritterorden der Templer, Johanniter und Marianer gegen die Ungläubigen auf ewigen Krieg mit ihnen hin gestiftet wurden, ließen sich diese christlichen Colonien des Orients doch nicht erhalten; glücklicher waren die klugen Venetianer und Genuesen, die auf den Trümmern des näher gelegenen byzantinischen Reichs, das mit Hülfe der Venetianer erobert und mit Hülfe der Genuesen zurückerobert ward, solche Colonien gründeten. Zwei hundert Jahre lang dauerte der Rausch der Kreuzzüge, der Europa nicht weniger kostete, als sieben Millionen Menschen, seine religiöse und zum Theil auch schon seine politische Freiheit. Denn Krieg — wir finden es hier auf traurige Weise wieder bestätigt — befördert stets den Despotismus.

Während dieses 200jährigen Rausches, der vom Ende des 11. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts anhielt, hat sich das Papstthum und die Feudalaristokratie mit Macht in den Ländern Europas entwickelt, der erste Despotismus ward in den freien Wäldern Germaniens ausgeübt durch die Priester und den Adel. Das deutsche Kaiserthum ward während dieser Kreuzzüge in Trümmer zerbrochen durch den Papst und die Fürsten-Aristokratie, der Staat hat nur durch die neue Form des Absolutismus sich wieder Gewalt über den Papst und die Adelsaristokratie verschaffen können; das Christenthum aber entartete und verweltlichte während dieser Kreuzzüge vollends ins Papstthum, die Religion der Liebe und des Friedens ward eine bittere, eine blutige Verfolgerin Aller, die nicht die Dogmen der Priester anerkannten und nicht ihrer Gewissensherrschaft sich untergaben — aber alle diese Uebertreibungen

haben doch endlich zur Abhülfe geführt, man hat das Wesen des herben Drucks der Priester und des Feudaladels, die sich während der Kreuzzüge zu förmlichen herrschenden Ständen absonderten, kennen lernen, man hat den Gewinn gehabt, durch den Schaden klug geworden zu sein; die Fäden, die an diese Lebensformen banden, sind heut zu Tage wenigstens innerlich in den Herzen der Menschen und zum Theil auch äußerlich durch die Reformation zerschnitten; diese falschen Standpunkte sind überwunden in dem allgemeinen Bewußtsein.

Die Geschichte des Papstthums wird der Gegenstand der zwei künftigen Vorlesungen sein; später dann, wenn ich, nachdem ich die italienische Geschichte beendigt haben werde, auf Deutschland zurückkomme, werde ich der Ausartungen des Feudalwesens gedenken, bei Gelegenheit der allgemeinen Charakteristik, die ich über das Leben und den Geist des Mittelalters geben werde.

Funfzehnte Vorlesung.

Das Papstthum und der Streit mit den deutschen Kaisern. Der Kirchenvater Augustinus, die Ausbildung der Hierarchie und päpstlichen Macht. Gregor VII. und Heinrich IV., der Investiturstreit, die Parteien der Welfen und Ghibellinen, der Kirchenvater Bernhard von Clairvaux.

Die Wurzeln des Papstthums gehen tief zurück in die ersten christlichen Zeiten, sie stehen in heiliger Erde, wo das Christenthum noch als eine innerliche Religion, eine Religion der Herzen aufgefaßt wurde, wo heilige Männer es mit den reinsten und größten Tugenden schmückten, den Tugenden der Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, eines unbefleckten Wandels vor der Welt und einer inbrünstigen, brüderlichen, aufopfernden Liebe zu allen Menschen. Diese Zeiten hatten nicht weit über jenen wichtigen Hauptabschnitt hinausgedauert, wo unter Constantin die Kirche eine vorzugsweise äußerliche Kirche, wo die Bischöfe, die ersten unter den Geistlichen, kaiserliche Beamten geworden waren. Wir erinnern uns aus einer früheren Vorlesung, wie

die aristokratisch-bischöfliche Verfassung nach und nach immer stärker die ursprünglich demokratisch-republikanische der ersten Christengemeinden, welche Gemeinden von Brüdern und Schwestern ohne Geistlichen- und Laienabscheidung gewesen waren, überwältiget hatte. An der Grenzscheide der ältesten christlichen Zeiten, wo die Kirche eine leidende und duldende Kirche war, und der mittelalterlichen Zeit, wo sie durch Vorschub der weltlichen Herren und dann durch den eignen gewaltigen Ehrgeiz der Geistlichen eine herrschende ward, steht einer der größten Männer aller Zeiten, der Kirchenvater Aurelius Augustinus: in ihm stellt sich die ganze alte, kindliche Unschuldzeit der ersten Christenwelt wie verkörpert dar; in ihm aber, in seinen Schriften und seinem Leben begegnen wir auch schon der zwar unbefangen und redlich, aber doch mit Schärfe festgehaltenen Auffassung der Kirche als einer nothwendig äußerlich darzustellenden Gemeinschaft, außer der kein Heil ist, und die des weltlichen Armes sich bedienen muß, um sich immer weiter auszubreiten und die Ketzer darniederzuschlagen. Wir müssen bei dieser edeln und großen Gestalt, die die bei weitem hervorragendste der ersten christlichen Kirche seit Constantin ist, die wie gesagt, in der Mitte der alten und der neuen Römerwelt steht, der Welt der Kaiser und der Welt der Päpste, die die ersten Stürme der Völkerwanderung, die Eroberung der heiligen Roma durch die Gothen unter Alarich erlebte, einige Augenblicke verweilen.

Augustinus, dieser feurige Afrikaner aus Thagaste in Numidien, dem heutigen Algier, einer römischen Municipalstadt, der Sohn der besten Mutter und vortrefflichsten Gemahlin, jener Monica, deren christlichen Tugenden es gelang, den Gemahl und den Sohn zum christlichen Glauben zu bekehren, war geboren im Jahr 354, hatte sich in Carthago zum Advokaten gebildet und auch philosophische Studien, Mathematik, Musik und die andern freien Künste und Wissenschaften getrieben. Namentlich war es Cicero, Aristoteles und die Neuplatoniker, die er frühzeitig las und vermöge des ihm verliehenen, unvergleichlichen Scharfsinnes, der ihn mit Leichtigkeit die schwierigsten und verwickeltsten Dinge auffassen ließ, gründlich verstand. Er begab sich hierauf nach Rom und ward vom Präfecten dieser Stadt zum Lehrer der Redekunst in Mailand vorgeschlagen. Hier, wo

er, wie er in seinen Bekenntnissen anführt, ganz dem Ehrgeiz, der Gewinnsucht und dem Vergnügen lebte, ohne doch in ihnen irgend wie eine Befriedigung, Ruhe für das tiefe Sehnen seiner Seele zu finden, traf er den berühmten Bischof Ambrosius, las die neuplatonischen Schriften in lateinischer Uebersetzung, las die Bibel, namentlich den Apostel Paulus und das Evangelium Johannis, ebenfalls in der lateinischen Uebersetzung, der Vulgata, denn die Ursprachen, griechisch und hebräisch, verstand er nicht, hat sie auch später nicht erlernt. Die Worte des Evangeliums Johannis: „Und das Wort ward Fleisch" waren es, die ihm den großen Unterschied zwischen der Offenbarung und der Philosophie vor Augen stellten, er fand in ihnen das Licht, das er suchte. Er, der so lange mit den Manichäern verkehrt hatte, jener Secte, die da lehrte, daß die Seele des Menschen von zwei entgegengesetzten Mächten, einer bösen und einer guten Macht auseinander gezerrt werde, daß die Sünde von der bösen Substanz herrühre, der Mensch nicht Ursache derselben sei, Augustinus fand hier, daß das Böse kein Wesen, keine Substanz, sondern nur eine Entziehung sei des Guten; er fand, daß es kein Widerspruch sei, daß die Seele halb will und halb nicht will, sondern ein Uebel, eine Krankheit. Endlich in seinem dreißigsten Jahre in jenem Garten zu Mailand, durch eine wunderbare Stimme „Tolle! lege! Nimm! lies!" ward er auf die bekannte Stelle im Römerbrief verwiesen und völlig umgeändert; er erlangte den vollen und ganzen Willen aufs Gute, jene Freiheit von den Banden der Eitelkeit, die ihm die volle Ruhe und innere Befriedigung verschaffte. Er brach dann mit seinem natürlichen Sohne, dem Adeodatus und seiner Mutter von Mailand nach Afrika auf, verlor seine Mutter noch vor der Einschiffung zu Ostia bei Rom, verlor bald nachher auch seinen Sohn. In Afrika richtete er mit seinen Freunden ein gemeinschaftliches Leben an, ward dann Bischof in Hippo und hat dieses Amt vier und dreißig Jahre lang bis zu seinem Tode verwaltet, er starb 430, während die arianischen Vandalen Hippo belagerten.

Augustinus hat eine außerordentliche Menge Schriften hinterlassen, Schriften, die sogleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst von dem berühmten Erasmus von Rotterdam in zehn Folianten bei Frobenius in Basel ans Licht gestellt wur-

den und nachher wiederholt aufgelegt worden sind, Schriften, die bei allen kirchlichen Parteien, bei Katholiken sowohl als Protestanten, bei Lutheranern und Reformirten das größte Ansehen erlangt haben. Es ist bekannt, mit welcher Verehrung man von jeher in der katholischen Kirche des Namens des Augustinus gedachte, als eines der größten Heiligen; man ging im Papstthume so weit, ihnen statt Auctorität Infallibilität zuzuschreiben. Luther fußte vornehmlich auf Augustinus, war aber doch so vernünftig und christlich, gleich von vornherein offen es auszusprechen, daß auch die patres irren gekonnt hätten und wirklich in einem und andern geirrt haben; auch Calvin gründete sein Lehrgebäude auf Augustinus. Noch im 17. Jahrhundert versuchte der bekannte Cornelius Jansen, Bischof von Ypern, aus den Schriften des Augustinus die durch die Jesuiten so verdorbene römische Kirche zu reformiren. Außer seinen Lehr- und Streitschriften und dem berühmten Buch über die Stadt Gottes, seinem Hauptwerk, sind es vornehmlich seine Briefe, die sehr merkwürdig sind und seine Bekenntnisse, die Confessionen. Es enthält diese letztere Schrift eine Geschichte seiner inneren Regungen von Jugend auf, eine unvergleichlich treue und aufrichtige Enthüllung seiner geheimsten Gedanken, den Gang, den sein in vielen Verirrungen befangenes Gemüth nahm, um endlich zu dem zu kommen, was seine Hauptsehnsucht war, zu ruhen in Gott. Die ganze Schrift ist eigentlich eine Preisschrift für die göttliche Hülfe, die ihn aus seinen Verirrungen gezogen, sie ist aufs Lieblichste durchwebt mit einer Menge von Gebeten, wie ein schöner, kunstreich gestickter Teppich mit Blumen und Sternen; mit Gebeten, die so einfach sind und kindlich, daß sie auf jedes zartere Herz einen rührenden Eindruck machen müssen. „Unruhig ist unser Herz, so hebt er an, o Gott! bis es ruhet in Dir. Wer wird mir geben zu ruhen in Dir? Was bist Du mir? Was bin ich Dir, daß Du mir gebietest, daß ich Dich liebe, und daß Du mir zürnest, wann ich Dich nicht liebe? Was bist Du mir? Sage meiner Seele: Ich bin Dein Heil. Sage es so, daß ich es höre. Oeffene mein Herz und sage meiner Seele: ich bin Dein Heil.“

So schön diese Herzensergießungen sind, wie es denn überhaupt ein Vorzug der Augustinischen Schriften ist, daß der Glanz

der Schönheit sie durch und durch durchleuchtet, so gemäßigt der bekannte Hauptsatz von ihm ist: „Im Unentschiedenen Freiheit, im Nothwendigen Einheit, Liebe aber in Allem" — so bedenklich und scharf lauten andere Sätze, denen wir in seinen Schriften begegnen und denen er praktische Folge gab in seinem Leben. Das ist überhaupt die Hauptschattenseite der Werke des Augustinus, daß so eine Ungleichheit in ihnen herrscht. Es ist diese Ungleichheit eine Folge seines feurigen Temperamentes, seiner südlichen glühenden Einbildungskraft. In der überschwenglichen Bemühung seines lebhaften Wesens, den Sachen mehr als Genüge zu thun, sie durch Analogien, Aehnlichkeiten, Vergleichungen klar zu machen, wird er unklar, dunkel, widerspricht sich manchmal scheinbar, manchmal wirklich. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß sie ein so verschiedenes Verständniß erfahren haben, so ungleich gedeutet und ausgelegt worden sind. Mit dem Ansehn des Augustinus sind die entgegengesetztesten Meinungen vertheidigt worden, man soll aber überhaupt auf die Worte keines Lehrers schwören.

Er selbst, der große Augustinus, ging mit der Nichtbefolgung dieser wichtigen Lehre gewissermaßen voran: er war es, der es zuerst deutlich aussprach: „die Auctorität, die Auctorität der Kirche ist im Christenthum die Hauptsache." Buchstäblich findet sich die Stelle: „Ego vero evangelio non crederem, nisi me catholicae ecclesiae autoritas commoveret." „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Auctorität der katholischen Kirche dazu bestimmte." Wir sehen: die innere Wahrheit des Evangeliums ordnet er der äußerlichen, dem Consens der Kirche unter. Es ist dies ein gar gewaltiger Irrthum, ein Irrthum, der die traurigsten Folgen nach sich ziehen mußte. Solche Prinzipien mußten aufgestellt werden, um es endlich dahin zu bringen, daß die Christenheit wie eine willenlose Heerde, von dem großen Schäfer zu Rom sich führen ließ, der von innen ein reißender Wolf war — aber die Spitze der Kirche.

Auch der Satz: „Extra ecclesiam nulla salus." „Außer der Kirche ist kein Heil," den schon Cyprian, wie wir sahen, aufstellte, der Satz: „Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, hat Gott nicht zum Vater" ward von Augustinus streng und

mit Schärfe festgehalten. Er führte ihn auf die Ueberschätzung der Hülfe des weltlichen Armes für die Kirche, die sich in der traurigen Geschichte mit dem afrikanischen Statthalter Bonifacius gerade so verderblich erwies für diese Kirche. Dieser Bonifacius, Freund des Augustinus, hatte wirkliches Bedürfniß, sich aus den Geschäften des Lebens zurückzuziehen. Augustinus, obwohl sonst sehr für dieses Zurückziehen, mahnte ihn dringend davon ab, da die Kirche seines mächtigen Armes zu ihrer Hülfe bedürfe: er hatte ihn schon früher zur Unterdrückung der Donatisten angerufen. Bonifacius schlug nachher auf traurige Weise um, ward liederlich, neigte sich zum Arianismus. Augustinus suchte nun freilich zu dem zu überreden, was er ihm früher widerrathen; vergebens: Bonifacius verfeindete sich mit dem byzantinischen Kaiserhofe, er gerade war es, der der Kirche den höchsten Schaden zufügte, indem er die arianischen Vandalen nach Afrika aus Spanien herüberrief. In dem von den Vandalen belagerten Hippo starb Augustinus.

Die Sätze: „die höchste Auctorität ist bei der Kirche" — der Kirche, die schon dazumal nur aus den Geistlichen bestand, namentlich den Bischöfen — und „außer der Kirche ist kein Heil," mußten nothwendig zu einer Unduldsamkeit, zu einer Verfolgung der Andersdenkenden, der Ketzer hinführen. Auch in diesem Punkte, der dem Fanatismus Thür und Thor geöffnet hat, haben die Lehren und die Proceduren des Augustinus gar großen Schaden gebracht. Eben, weil seine Auctorität später so überwiegend ward, ist sein Beispiel so verderblich gewesen. Aus einer übertriebenen Furcht vor Zerreißungen der Kirche, vor Trennungen, die aber unvermeidlich, ja ausdrücklich voraus gesagt sind, hat Augustinus gegen die Pelagianer und Donatisten in Masse jene Strafpräcepte und peinliche Verurtheilungen beim Hofe von Constantinopel, wo er einen außerordentlich großen Namen hatte, ausgebracht, die seine wärmsten Vertheidiger nicht zu vertreten sich getraut haben. Aus diesen Ansichten sind später die schrecklichen Inquisitionsgerichte, die blutigen Religionskriege hervorgegangen, ihnen sind Millionen von Menschen zum Opfer gefallen. Noch unser großer Luther ist nicht frei von dieser Meinung des Augustinus, daß es recht sei, die Ketzer mit Gewalt, mit Hülfe des weltlichen Arms auszurotten; er sagt

in einer Predigt der Hauspostille ausdrücklich: „Wo irrige Lehrer sich nicht weisen lassen und vom Predigen nicht ablassen wollen, da soll weltliche Obrigkeit getrost wehren und wissen, daß es ihr Amtshalber anders nicht gebühren will, denn, daß sie Schwert und alle Gewalt dahin wende, auf daß die Lehre rein und der Gottesdienst lauter und ungefälscht, auch Friede und Einigkeit erhalten werde.“ Luther bezieht sich ausdrücklich hierbei auf Augustinus: „Augustinus, sagt er, bekennt, er sei auch in solcher Meinung gewesen, daß es weltlicher Obrigkeit nicht will gebühren, die Ketzer zu würgen, da Unkraut und Waizen mit einander wachsen soll bis zur Ernte, aber hernach durch Exempel und unwiderstehliche Ursachen gezwungen, daß er solche Meinung hab' fallen lassen.“ Die harten Ausdrücke Luther's muß man bei der damaligen rauhen Zeit und derben und kräftigen Sprache allerdings nicht so streng beurtheilen, auch war Luther weit milder in seinem Leben, als in seinen Worten. Doch bleibt der Irrthum mit seiner Herbigkeit, er ist nicht von dem großen Luther wegzunehmen, man muß es zugeben, auch er war ein Mensch wie Augustinus und die übrigen Väter, welche alle irrten.

Man sieht also, wie stark die Einwirkung des Augustinus noch bis auf die neusten Zeiten gewesen ist — man sieht auch, was zu erwarten steht, wenn solche Ansichten, die die Zeit, die bittere, herbe Erfahrung genugsam widerlegt hat, wieder durch die Hierarchen, die in die Worte Luther's schwören, die Oberhand gewinnen sollten. Ein Damm dagegen ist in Europa nur in der öffentlichen Meinung, die freilich wandelbar ist und durch die Machthaber lenkbar — in Amerika ist dieser Damm in der Constitution, deren Prinzipien, ich accentuire dieses Wort, nie verändert werden dürfen, wie dies die Constitution selbst ausdrücklich vorschreibt.

Zehn Jahre nach Augustinus' Tod bestieg der Bischof Leo der Große den Stuhl des heiligen Petrus zu Rom, der große Redner, dessen ich oben schon bei Attila gedachte, der denselben durch seine Beredtsamkeit von Rom abgehalten haben soll. Er war es, wie ich auch schon andeutete, weil es wichtig ist, der zuerst die Worte Christi: „Du bist Petrus“ auf den römischen Stuhl deutete und sich für einen Nachfolger Petri

ausgab. Leo heißt der Große: er that allerdings Großes für's Papstthum. Er war es, der zuerst die Kunst, an beiden Kaiserhöfen, dem zu Ravenna und zu Byzanz selbst unter den kaiserlichen Frauen Verbindungen sich zu verschaffen, im Großen ausübte. Er war es, dem Valentinian III., der abendländische Kaiser, die Oberherrschaft über die gallischen Kirchen schenkte, die nachher so wichtig ward durch die Verbindung mit den Gallien erobernden Franken, den besten Freunden der Päpste, den allerchristlichsten Königen, wie sie sie nannten. Leo's nächster Nachfolger übte auch die Oberherrschaft über die spanischen Kirchen aus, doch traten die Westgothen, Arianer, erst ein Jahrhundert später zur katholischen Religion. Unter Leo dem Großen ward das vierte allgemeine Concil, das wir Protestanten auch noch anerkennen, zu Chalcedon 451 gehalten, von 630 Bischöfen, in Gegenwart des byzantinischen Kaisers Marcian. Hier sehen wir schon die Gesandten des römischen Bischofs präsidiren. Ausgemacht ward unter anderm auf diesem Concil, das die Hauptabsicht hatte, die Monophysiten zu verdammen: „Es ist ein Sacrileg, ein Frevel am Heiligthum, die hohe Würde der Bischöfe auf den niedrigen Grad der Priester herabzudrängen."

Der nächste große, römische Bischof nach diesem Leo, der 461 starb, ist Gregor der Große, der von 590 bis 614 auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß. Er, der aus dem altrömischen Patricier-Geschlecht der Anicier stammte, hat wieder Großes gethan für diesen Stuhl. Zwei seiner nächsten Vorgänger hatten auch schon vorgewirkt: Vigilius war der erste, der das Pallium, den bischöflichen Mantel ertheilte, aus welcher Ertheilung nachher für die Päpste ein höchst einträgliches Vorrecht gemacht wurde, und Pelagius II. schrieb sich zuerst Unfehlbarkeit zu. Gregor war ein merkwürdiges Gemisch von Einfalt und Gelehrsamkeit, von Demuth und Milde und Stolz und Hoffahrt, von Aberglauben und Schlauheit. Von ihm stammt der Meßkanon, die Liturgie beim Abendmahl, der Festkalender, er beförderte mächtig den Heiligen- und Reliquiendienst, befahl schon ausdrücklich, den Heiligen, also Menschen, Kirchen zu erbauen. Durch ihn ward das Ceremoniel der katholischen Kirche, der römische Kirchengesang, die wechselnde bunte Pracht der priesterlichen Gewänder ausgebildet. Er war ein Ausbreiter der Lehre

vom Fegfeuer und vom vierzigtägigen Fasten. Das Gregoriusfest in den Schulen, die Kirchweihfeste als Freudenfeste zum Andenken der Einweihung neuer Kirchen datiren von ihm; er war ein großer Freund der Mönche; er beförderte hauptsächlich das Missionswesen durch sie: die römischen Mönche und Missionare waren es, die das Abendland lehrten, den Bischof zu Rom für das Oberhaupt der Kirche anzusehen. Unter ihm wurden die englischen Sachsen bekehrt, er schickte den zweiten Augustinus mit 40 Benedictinern nach England, dieser ward 597 Erzbischof von Canterbury. Die alten Christen Englands fanden das römische Christenthum wesentlich von dem ihrigen unterschieden, sie wurden aber wie die Kuldeer, die nicht römischen Priester, unterdrückt. Unter Gregor trat auch das westgothische Spanien zur katholischen Religion und unter die Abhängigkeit von Rom. Gegen den Titel Papst erklärte sich noch Gregor der Große, weil ihn der constantinopolitanische Bischof angenommen, er nannte sich, wie nach ihm alle Päpste, auch die herrschsüchtigsten: servus servorum Dei, Knecht der Knechte Gottes, um den byzantinischen Papst zu beschämen, der ihm den Rang abgelaufen.

Seinem Nachfolger Bonifacius III. bot der griechische Kaiser Phocas den allgemeinen Bischofs-, den Papsttitel an: er nahm ihn an im Jahr 607. Der Kaiser schenkte ihm auch das Pantheon zu Rom, das zur Kirche „aller Märtyrer," später unter Gregor IV., der 835 das Fest aller Heiligen stiftete, zur Kirche „aller Heiligen" eingeweiht wurde. Unter Vitalian 666 ward anbefohlen, daß der Gleichförmigkeit des Gottesdienstes halber dieser überall in lateinischer Sprache gehalten werden solle: dadurch wurden die germanischen Landessprachen aus dem Cultus verbannt und ein neues Ueberlegenheitsmittel für die römische Kirche gefunden. Unter demselben Papst ward die englische Geistlichkeit dem römischen Stuhl unterworfen: Vitalian setzte den ersten Erzbischof von Canterbury ein als Primas von England. 711 erscheint zum erstenmal der päpstliche Fußkuß: der Papst Constantinus ließ sich diese Ehrenbezeigung zuerst von Kaiser Justinian II. bei seinem Einzug in Constantinopel erweisen, der Kaiser erwies sie ihm freiwillig. Im folgenden Jahrhundert schon forderten die Päpste diese Ehrenbezeigung des

Pantoffelküssens als Pflicht und allgemein von allen weltlichen Herrschern. 745 unterwirft Bonifacius, der berühmte Apostel der Deutschen, die deutsche Geistlichkeit dem römischen Stuhl; nachdem ihm Zacharias das Erzbisthum von Mainz verliehen, ihn zum Primas von Deutschland gemacht, schwört er dem Papst den Eid der Treue. 754 wird Pipin, der Frankenkönig, Schutzherr von Rom, der Papst erhält die Schenkung des Exarchats von Ravenna, das Patrimonium Petri: der Kirchenstaat fängt an. 800 wird Carl der Große durch den Papst Leo III. römischer Kaiser, der seinerseits dadurch von der Abhängigkeit des byzantinischen Kaiserthums frei kommt. Wir haben in der fränkischen Geschichte gesehen, wie der Nachfolger Carl's des Großen Ludwig der Fromme, von den Päpsten behandelt wurde: sie verbanden sich mit seinen Söhnen gegen ihn zum Aufruhr, ließen ihn Kirchenbuße thun und entsetzten ihn des Reiches. In dieser Zeit kamen die famosen pseudoisidorischen Decretalen, eine Sammlung angeblicher Befehle alter Päpste auf, die den Papst als den Richter zwischen den Bischöfen betrachteten und die Hauptabsicht hatten, die noch wesentlich auf der bischöflichen oder Metropolitangewalt beruhende Kirchenverfassung zu sprengen, und statt dieser aristokratischen Verfassung die monarchische Einheit der geistlichen Gewalt durch die Unterwerfung aller Bischöfe des Abendlands unter den Papst zu begründen. Papst Nicolaus I., der Erste, der sich krönen ließ zum Papste, erklärte diese Decretalen durch einen päpstlichen Machtspruch für ächt und allgemein verbindlich — es waren hauptsächlich die französischen Bischöfe, die hier widersprachen, die französischen Bischöfe, die überhaupt während des Mittelalters der gallicanischen Kirche noch einige Freiheit errettet haben, wie denn auch die französischen Könige es waren, die sich am Ritterlichsten unter allen Königen gegen den Papst behauptet haben, selbst der sonst so devote Ludwig der Heilige, unter dem gerade die pragmatische Sanction der gallicanischen Kirche erlangt wurde. Zu Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts trat eine schlimme Zeit ein für das Papstthum; sie, die Päpste, die die Weltherrschaft schon im festen Plane hatten, wurden jämmerlich von ihren einheimischen Baronen gedemüthigt, es kamen die berüchtigten Zeiten des römischen Damenregiments, Zeiten, in denen die Legende von einer Päpstin

Johanna, die auf dem päpstlichen Stuhle eines Kindes genaß, wohl aufkommen konnte. Die Familien der Theodora und Marozia, die den Messalinen und Julien der römischen Kaiserzeit es gleich thaten, verfügten über den päpstlichen Thron. An der Stätte des heiligen Petrus trat eine vollkommen heidnische Reaction ein: Marozia's Gemahl, der König Hugo von Italien, nannte seine Maitressen nach römischen Göttinnen. Theodora, Marozia's Mutter, machte ihren Liebhaber Johann X. zum Papst, den Marozia durch den ihrigen wieder ermorden ließ. Später wurde Marozia's Sohn Johann XI., dann ihr Enkel Johann XII. Papst: dieser Johann XII. war es, den Otto der Große absetzte, Otto der Große, der zuerst wieder Zucht und Ehrbarkeit, Ordnung und Gehorsam in Rom zurückführte. Johann XII. war ein vollkommener Roué, wie der berüchtigte Borgia später kurz vor der Reformation, er verschwendete die Gaben der Gläubigen öffentlich an seine Buhldirnen, entehrte die Pilgerinnen, die nach Rom wallfahrteten, rief beim Würfelspiel die heidnischen Götter an, brachte bei Gelagen sein Glas dem Teufel dar und starb im Ehebruch endlich, vom Schlag gerührt oder erschlagen. Damals war es, wo Otto der Große die Veränderung durchsetzte, daß kein Papst ohne kaiserliche Bestätigung gewählt werden solle; damals unter den sächsischen Kaisern wurden Deutsche zum erstenmal auf den Thron des heiligen Petrus erhoben. Auch der fränkische Kaiser Heinrich III. handhabte noch kräftig das kaiserliche Schutz- und Bestätigungsrecht; wir sahen, er setzte drei Päpste ab zu Sutri, ja man muß zugeben, daß er eigenmächtig bei der Papstwahl verfuhr, er entzog den Römern das Wahlrecht: einer seiner Päpste, den er machte, Leo IX., ward von einer deutschen, einer Wormser Synode gewählt, er ließ sich auf Hildebrand's Betrieb später in Rom noch einmal wählen. Unter diesem Papste Leo IX. geschah es, daß die Normannen, die im Reiche Neapel festen Fuß gefaßt, über das zeither immer noch die byzantinischen Kaiser die Hoheit behauptet hatten, mit dem Papste sich vertrugen, daß er ihr Lehnherr werden sollte. Damit erfolgte denn gleichzeitig, daß die römische, die lateinische Kirche sich gänzlich von der griechischen Kirche trennte im Jahr 1053. Aller Einfluß der byzantinischen Kaiser auf den Papst und Italien ward

nun gänzlich ausgeschieden, der Papst hatte nun aber zugleich auch einen festen Fuß gegen die abendländischen Kaiser, er lehnte sich an seine Normannen.

Unter Heinrich's III. Sohne, dem Kinde Heinrich IV. bricht hierauf der lange schon vorbereitete offene Krieg aus auch mit dem abendländischen Kaiser, der weltberühmte Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht, der Jahrhunderte lang die Welt in Haß und Blut getaucht hat. Die Kirche, die das Wort des Friedens, die Religion der Liebe im Munde führte, war es, die die deutsche Treue untergrub, die Lehnsmannen zur Untreue gegen ihren Kaiser bewaffnete im Namen Gottes; die Kirche war es, die die Parteien der Guelfen und Ghibellinen schuf, die in Italien und Deutschland mit dem wildesten Haß einander angefeindet haben, bis endlich aus dieser Anfeindung eine Ermattung hervorging, die allein im Stande war, dem Kampfe ein Ende zu machen. Es ist kein Ruhm für die römische Kirche, sich mit der Aristokratie gegen die Kaiser und die Könige verbunden, Jahrhunderte lang die Völker gegen einander gehetzt zu haben, im Namen Gottes und im Namen der christlichen Religion, die keine andere Religion ist, als die des Friedens. Ist jemals das Christenthum verweltlicht worden, so hat der Papst, der mittelalterliche Papst es verweltlicht.

Die Reihe dieser mittelalterlichen Päpste eröffnet Hildebrand, den man den geistlichen Marius nennen könnte, der eben so dunkler, römischer Abkunft war, wie dieser, und eben so gemein und plump den Kaiser durch den Bann demüthigte, wie dieser den römischen Senat durch die Proscriptionen.

Hildebrand war Mönch zu Clugny gewesen, dann ward er Freund des Papstes Leo IX. und ging mit diesem von Worms nach Rom; er erhielt sich auch unter den folgenden Päpsten durch seinen festen, altrömischen Geist in bedeutendem Ansehn. Es war ihm ein Greuel, daß weltliche Macht etwas in geistliche Macht, die größer sei als jene, zu sprechen haben solle. Auf seine Veranlassung geschah es, daß im Jahre 1059 unter Papst Nicolaus II. festgesetzt ward: künftig solle das Cardinalcollegium insbesondere, mit Zuziehung der Barone den Papst zu wählen haben, nicht mehr, wie früher, die ganze Geistlichkeit und das ganze Volk von Rom; auch solle dem Kaiser dann erst ein Be-

stätigungsrecht der Papstwahl zustehen, wenn er dieses Recht vom römischen Stuhle erhalten. Man sieht deutlich: es galt, sowohl die römische Baronenaristokratie, als den Einfluß der deutschen Kaiser auszuschließen. Kaum hatte nun Hildebrand im Jahre 1073 den römischen Stuhl bestiegen, demselben Jahre, wo, wie oben erwähnt, Heinrich IV. mit den Sachsen in Streit gerieth, so trat er mit seinen kolossalen Plänen, die die Kirche reformiren, unabhängig machen, über alle weltliche Macht erheben sollten, heraus. Im Jahre 1074 erließ er das Verbot der Simonie, des Verkaufs der geistlichen Aemter, ein Verbot, gegen das man nichts einwenden kann, es war die damals sehr herrschende Simonie allerdings ein wahrer Schandfleck der Kirche. Desto schrecklicher war das zweite Decret, das Cölibatsdecret, das den Geistlichen ehelich zu werden verbot, ein Verbot, das sehr wohl berechnet war, die Klerisei ganz von den weltlichen Regierungen abzutrennen und der Oberherrschaft des Papstes ausschließlich zu versichern, aber geradezu gegen die klaren Worte der heiligen Schrift ist. Man denke auch ja nicht, daß man sich sogleich unterwarf, noch war zu viel christlicher Sinn unter den Völkern, daß man sich nicht blindlings den Menschensatzungen hingab. Namentlich widersprachen lange und beharrlich die Bischöfe in Deutschland, Dänemark und Schweden, in Böhmen und Polen, in Ländern also, wo das germanische und slavische Volkselement das romanische überwog, auch in Frankreich und Spanien ward widersprochen. Aber der Papst fanatisirte nun den Pöbel: er sprach den Bann aus über die, die bei verehelichten Priestern Messe hören würden. Der Pöbel mißhandelte die verheiratheten Priester: viele wurden verjagt, manche bis zum Tode gemartert. Erst im 13. Jahrhundert jedoch, nachdem die kaiserliche und päpstliche Partei zweihundert Jahre lang sich bekämpft, auch der Sturm der Kreuzzüge vorüber war, konnte der Cölibat allgemeines, unverbrüchliches Gesetz werden. Noch beim Tridentiner Concil im 16. Jahrhundert vertheidigten die gewichtigsten, älteren Geistlichen die Priesterehe; in Polen gab es noch im 17. Jahrhundert verheirathete Priester. Es ist bekannt, wie schrecklich die Natur sich gegen dieses unnatürliche Verbot gerächt hat, die Ueppigkeit der Mönche, der Beschornen, wie Luther sie nennt, die ihre Heiligkeit und Reinig-

keit, wie die egyptischen Priester, zuletzt auch nur in der Tonsur hatten, ist sprüchwörtlich geworden. 1075 trat endlich Gregor direkt gegen den Kaiser, gegen die weltliche Macht auf, er verbot die Investitur, die Belehnung durch Laienhand mit Ring und Hirtenstab bei den Bischöfen und Aebten: nur dem Papst sollte der Eid des Gehorsams geschworen werden. In den berüchtigten Briefen Gregors finden sich seine Grundsätze ausgesprochen: „Die Welt, sagt er, wird gelenkt durch zwei Lichter, die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere Licht. So ist die apostolische Gewalt, wie die Sonne, die königliche, wie der Mond. Wie der Mond nur leuchtet durch die Sonne, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des römischen Stuhles größer, als die Macht der Throne, der König ist dem Papst unterthan und Gehorsam schuldig. — Wie nichts Geistiges ist ohne den Körper, so ist die Kirche nicht ohne ein sie sicherndes Vermögen; wie der Geist sich nährt durch das Irdische, den Körper, so die Kirche durch Land und Gut. Dies Land und Gut ihr zu erhalten, zu bewahren ist die Pflicht des Kaisers. Kaiser und weltliche Große sind deshalb nöthig für die Kirche, die nur ist durch den Papst, wie dieser durch Gott. — Wenn die Apostel im Himmel binden und lösen können, so müssen sie auch auf Erden Königreiche und Fürstenthümer und eines Jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst. Die über das Geistliche zu Richtern bestellt sind, müssen es um so mehr über das Weltliche sein. Wenn sie endlich über die Engel, die über die hochmüthigern Monarchen herrschen, zu richten haben, so werden sie wohl über die Knechte dieser Engel Urtheil sprechen können. — Der Papst aber ist der Nachfolger der Apostel, der Papst ist Statthalter Christi, er ist über Alles.“

Unbegreiflich ist, wie protestantische Schriftsteller diese plumpen Verdrehungen der heiligen Schrift, die sie doch in Händen haben und nicht, wie die Muhammedaner sagen, auf den Rükken gebunden, wie die Esel, für etwas Besseres als durchaus verwerfliche Hirngespinste einer fanatischen Herrschsucht, eines empörenden priesterlichen Hochmuths ansehen, unbegreiflich ist, wie protestantische Schriftsteller solche allem Christenthum und aller

Menschenvernunft Hohn sprechende Gesinnungen dadurch bemänteln können, daß sie sie für Ansichten des Zeitgeistes ausgeben, für Aeußerungen eines großen Mannes, der nur das, was in den Gemüthern längst vorbereitet gewesen, ausgesprochen habe. Zuvörderst ist eben Thatsache, daß der Zeitgeist gar nicht für die Hildebrandischen Prinzipien war: wie man dem Cölibat widersprach, so widersprach man Seiten der Bischöfe, sogar in Schriften, den unumschränkten Gewalt-Grundsätzen über die weltliche Macht. Es dauerte Jahrhunderte, Jahrhunderte eines heißen, blutigen Kampfes, ehe sie durchgesetzt werden konnten. Es ist bekannt, daß die römische Kirche sogar so weit ging, 1229 auf der Kirchenversammlung zu Toulouse den Laien das Lesen der Bibel zu verbieten, der Bibel, die freilich die vollständige Widerlegung dieser päpstlichen Prinzipien an die Hand giebt, wie drei Jahrhunderte später Luther bewiesen hat. Und dann! Zeitgeist und Aberglaube soll doch nicht die absolute Verdrehung eines Prinzipes rechtfertigen. „Der Zeitgeist, sagt Goethe ganz recht, ist der Herren eigner Geist," es war ja eben der Zeitgeist der Geist der Päpste, den sie den Völkern mittheilten. Ueberlegen an Geist waren diese Päpste allerdings den Völkern, die weder die Bibel in Händen hatten, noch sonst im Besitze einer wissenschaftlichen Erkenntniß waren. Der Geist der Päpste war aber kein christlicher Geist. Großartig, ja großartig war Hildebrand, aber ganz auf antike Weise, nach altrömischem Style, der mit eiserner Consequenz sich die Völker unterwarf, mit allen Mitteln. — Hier bei Hildebrand geschah es hauptsächlich durch Aengstigung der Gewissen. Christliches findet sich sehr wenig in Hildebrands Worten und eben so wenig in seinen Thaten.

Ich bin in einer früheren Vorlesung in der deutschen Geschichte bei jener gewaltthätigen und treulosen Gefangennehmung der sächsischen Großen stehen geblieben, die Heinrich IV. über sie verhängte. Diese Großen waren es, die sich an den Papst wandten. Hierauf erschienen am Weihnachtsfeste 1075 Legaten desselben zu Goslar, die Heinrich nach Rom citirten; Heinrich ergrimmte, er ließ den Papst gewaltsam und ungehört von zwei Kirchenversammlungen der deutschen und der lombardischen Bischöfe zu Worms und Piacenza entsetzen. Gregor antwor-

tete nun mit dem Banne, dem Banne gegen den Kaiser, die deutschen und lombardischen Bischöfe. Heinrich, zur Strafe für die willkürliche Behandlung, die er und sein Vater sich an den Sachsen und den übrigen Fürsten des Reichs erlaubt, ward jetzt verlassen: die Aristokratie der Fürsten — es waren deren jetzt schon über funfzig — erklärte sich für den Papst gegen den Kaiser. Es ist dies der Wendepunkt der deutschen Geschichte. Da, in dieser Bedrängniß nahm Heinrich IV. den schlimmen Entschluß, lieber mit dem Papste, als mit den Fürsten sich zu vertragen: er hoffte mehr Milde bei dem Diener der Religion der Milde zu finden, er ging im Januar des Jahres 1077 über die starren Eisfelder der Alpen, begleitet von seiner früher vernachlässigten, treuen Gemahlin Bertha. Der Papst war schon auf dem Wege nach Augsburg, wo er die kaiserliche Sache hatte zum Entscheid bringen wollen; er erschrak mächtig über Heinrichs Ankunft, denn die Lombarden boten ihm ihre Hülfe an, die Heinrich IV. jedoch ausschlug. Er, der Papst begab sich hierauf zu seiner Freundin, der Markgräfin Mathilde von Toscana auf das Bergschloß Canossa, ohnfern von Reggio in dem heutigen Herzogthume Modena gelegen. „Heinrich, schreibt Gregor selbst — mit apostolischer Naivität in einem seiner Briefe, — Heinrich kam mit Wenigen vor das feste Schloß Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage lang stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, baarfuß und mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher Gestalt vor dem Thore, und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hülfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesende so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten und alle über die ungewöhnliche Härte unsers Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Betragen verrathe mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge."

Man sieht, an Buße und Unterwerfung fehlte es nicht bei Heinrich IV. — schrecklich lohnte es ihm der Papst. Er entschied, nachdem ihm Heinrich IV. den Pantoffel geküßt, nichts, verwies alles auf den deutschen Reichstag. Drei ganzer Jahre lang überließ er dann Deutschland sich selbst, Gesandte schickte er über die Alpen, die bald den Sachsen, bald Heinrichen die

päpstliche Gunst versprechen mußten, dabei aber nach Römer-Art, wie ein damaliger Schriftsteller sich ausdrückt, Geld von beiden Theilen nahmen, so viel sie dessen habhaft werden konnten. Bitter klagten die Sachsen in ihren Schreiben an den Papst die schlaue Doppelzüngigkeit desselben an. Im Anfang des Jahres 1080 verlor Heinrich gegen die Sachsen unter dem tapfern Otto von Nordheim die Schlacht bei Fladenheim. Sie schien so entscheidend, daß nun der Papst sich für den Gegenkönig erklärte, er überschickte diesem eine Krone mit der bekannten bedeutungsvollen Inschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho, die das neue Staatsrecht, nach welchem der Papst die Kronen der Erde austheilt, auch sinnlich in der Erinnerung befestigen sollte, er bannte Heinrich IV. von Neuem. Diesmal aber hatte der schlaue Papst sich geirrt. Heinrich kam jetzt wieder auf. Eine Versammlung der deutschen Bischöfe zu Mainz und eine der italienischen zu Brixen sprach auch wiederholt die Absetzung des Papsts aus: man sieht, der Zeitgeist war noch nicht so ganz für die päpstlichen Anmaßungen, wie die katholisirenden protestantischen Schriftsteller uns glauben machen wollen. Rudolph von Schwaben, der Gegenkönig, verlor an der Elster ohnfern Merseburg sein Leben, Heinrich überließ dem neuen Herzog von Schwaben, Friedrich von Hohenstaufen, die Unterwerfung von Deutschland und brach mit einem starken Heere nach Italien gegen den Papst auf. Dieser Friedrich von Hohenstaufen war der Sohn Friedrichs von Büren, einem Dorfe, das unter der Burg Staufen in Schwaben lag, des Ahnherrn des Geschlechts der Hohenstaufen, die das neue Herzogthum Ostfranken mit der Hauptstadt Nürnberg und später die Kaiserwürde erhielten; diese hohenstaufisch-fränkische Partei, die später die ghibellinische oder waiblingische von dem Schlosse Waiblingen unterhalb Heidelberg, wo Conrad III., der erste Hohenstaufische Kaiser erzogen wurde, genannt ward, vertrat den Kaiser und seine Rechte und ward die eine große Partei, die das ganze Mittelalter hindurch in Deutschland und Italien der zweiten, der welfischen, die mit den Sachsen auf der Seite des Papstes war und dessen Ansprüche verfocht, gegenüber stand. Diese Partei hieß so von den Welfen, den Herzogen von Baiern, die von den italienischen Markgrafen von

Este stammten; der erste Welf, der das Herzogthum Baiern durch Heinrich IV. 1070 erhielt, hatte einen Sohn, den der Papst später mit jener Markgräfin Mathilde von Toscana im Jahre 1089 vermählte, wodurch die reichen Erbgüter dieses Hauses an die Welfen kamen, die zuletzt auch noch das große norddeutsche Herzogthum Sachsen zu dem großen süddeutschen Herzogthum Baiern empfingen. Wir sehen: die alte Eifersucht der Franken und Sachsen erbt sich fort, sie setzt sich nur um in die kaiserlich-ghibellinische und die päpstlich-guelfische Partei. Der Papst war es, der diese Parteiungen nährte, und der dadurch wesentlich empor kam. Gregor zwar erlangte den Sieg noch nicht, Heinrich zog drei Jahre hinter einander vor Rom, wo er endlich im Jahre 1084 von den Römern eingelassen wurde. Gregor, der auf die Engelsburg geflüchtet, mußte zu seinem herben Schmerze erfahren, daß Heinrich von dem Gegenpapst Clemens III. und den Römern zum Kaiser gekrönt ward. Endlich befreiten ihn seine Normannen, die nach Heinrichs Abzug Rom einnahmen; er starb im J. 1085 zu Salerno mit den zuversichtlichen Worten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, ich habe das Unrecht gehaßt, ich sterbe deshalb im Exile.“

Nach seinem Tode setzten die von den Cardinälen gewählten Päpste den Krieg gegen den Kaiser fort, in demselben Systeme fort, das Gregor mit seiner gestrengen, eisernen Hand vorgezeichnet hatte. Sie bewaffneten die Söhne Heinrich's gegen den Vater, sie schlossen ein Bündniß mit den italienischen Städten, die von nun an immer entschiedener an die päpstliche Partei sich anschließen, und von der kaiserlichen Oberherrschaft sich lossagend, eigne republikanische Verfassungen nach antikem Costume unter sich aufrichten.

Heinrichs IV. Sohn, Heinrich V. war es, der den Päpsten mit ihrer eignen Münze zahlte. Zuerst, nachdem er bei seiner Kaiserkrönung zu Rom 1111 den Papst in der Peterskirche gefangen nehmen lassen, behauptete er das Investiturrecht: dann, theils vom Banne, theils von den Bewegungen der Sachsen gedrängt, befolgte er die richtige Politik, zuerst mit diesen, den Sachsen 1121 den ersten großen Landfrieden zu Würzburg zu machen, kraft dessen hinfüro bei Todesstrafe jeder neue Bruch desselben untersagt ward und dann erst das Jahr darauf, durch

Vermittelung der deutschen Fürsten, die nun als bedeutende Mittelmacht zwischen Papst und Kaiser auftreten, das berühmte Wormser Concordat mit dem Papst abzuschließen, das Wormser Concordat, worin der Kaiser dem Ernennungsrecht zu den Bisthümern und Abteien entsagend, versprach, in Zukunft nicht mehr die freien Wahlen der Bischöfe und Aebte zu stören, sie auch nicht mehr mit Ring und Stab zu investiren. Dagegen bewilligte der Papst, daß alle Wahlen zu den Bisthümern und Abteien in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten, doch ohne Simonie vorgehen sollten, und daß der Kaiser die Regalien, die Lehne und Rechte, die zu den Bisthümern und Abteien gehörten, mit dem Scepter solle verleihen dürfen.

Nach Heinrich V. Tode 1125 bestieg noch einmal ein Sachse den Thron, der Herzog Lothar, Graf von Supplinburg. Man wählte den Sachsen, weil die Franken dem Reich und der Kirche verhaßt geworden waren; schwer fühlte sich durch diese Wahl der Hohenstaufe Friedrich, Herzog von Schwaben und Franken gekränkt, der Erbe des fränkischen Hauses, dem der kinderlose Heinrich V. sterbend alle Höfe, Güter, Burgen und Städte, die dem fränkischen Geschlecht von Anfang an gehört hatten, und was unter vier Kaisern dazu gewonnen worden war, als Erbe übertragen hatte. Die Fürsten sahen in diesen Hohenstaufen die Erben der Sinnes- und Handlungsweise der Franken, ihr Argwohn ward später, als dieses Haus zur Königs- und Kaiserwürde empor kam, nur zu wohl gerechtfertigt. Lothar brachte große Opfer, um seine Wahl durchzusetzen: es zeigten sich jetzt die Consequenzen, zu denen man in Rom das Wormser Concordat mißbrauchen wollte, Lothar mußte versprechen, gar keinen Einfluß auf die Bischofs- und Abtswahlen durch seine und seiner Abgeordneten Gegenwart auszuüben; alle Geistliche sollten ihren Eid gegen den König nur mit dem Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhältnisse leisten; ein Legat des Papstes war dagegen zu der Königswahl zugelassen worden, zwei Bischöfe gingen nach Rom, um die Bestätigung dieser Wahl einzuholen. — So weit hatten schon die freien Sachsen sich von der Macht der römischen Kirche einnehmen lassen: die tapfern Männer, die die Freiheit des Reiches immerdar aufrecht erhalten hatten, entbehrten der Kunde der Schrift, entbehr-

ten der wissenschaftlichen Erkenntniß zu ihrem und des Reichs großem Nachtheil und ließen sich von den gelehrten Geistlichen, ihren Vormündern, bethören. Lothar, um sich der Hohenstaufen zu erwehren, beging noch einen andern großen politischen Fehler, er schloß sich eng an das Haus der Welfen, machte den Herzog Heinrich den Stolzen zu seinem Tochtermann und dereinstigen Erben seiner Güter, übertrug ihm zu dem großen süddeutschen Herzogthum Baiern, zu dem damals noch Oestreich gehörte, das große norddeutsche Herzogthum Sachsen, dem die slavischen Länder, namentlich die Mark Brandenburg damals noch einverleibt war. Gerade dadurch geschah, was Lothar vermeiden hatte wollen: die Fürsten zogen dem überaus mächtig gewordenen Welfen den minder mächtigen Hohenstaufen vor: Conrad III. von Hohenstaufen und nicht der Welfe Heinrich, der sich allerdings rühmen konnte, von der Nordsee bis zum Mittelmeer zu gebieten, — denn er hatte auch die Mathildischen Territorien in Italien von seinem Schwiegervater ererbt, — ward 1138 zum König erwählt.

Unter diesem Hohenstaufen nun entbrannte der heißeste Kampf der Welfen und Ghibellinen, der endlich mit der Erschöpfung Deutschlands endigte und mit der Sprengung der großen Herzogthümer Sachsen und Baiern, wodurch die Kraft von Deutschland, von Nord- und Süddeutschland gebrochen, eine Auflösung in die vielen einzelnen Territorien bewirkt ward, die Deutschlands schweres, mehrhundertjähriges Unglück geworden und noch ist. Die Hohenstaufen, die die Männer der mittelalterlichen Romantik so hoch stellen, haben allerdings dieses Unglück über Deutschland gebracht und doch dazu noch in dem Kampfe mit den Päpsten den Kürzern gezogen und auch Italien verloren.

Conrad III. begann seine Regierung, indem er Herzog Heinrich den Stolzen in die Acht erklärte. Er hatte eines seiner Herzogthümer, weil der Besitz zweier zugleich gegen des Reiches Verfassung sei, abzutreten — sich geweigert. Heinrich der Stolze starb 1139 und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, den berühmten Heinrich den Löwen. Dieser mußte endlich 1142 auf Baiern verzichten, Sachsen aber sprengte nun Conrad III., indem er die Mark Nordsachsen, das heutige Brandenburg, unabhängig von dem Herzogthum, davon abtrennte und sie dem

Ascanier Albrecht dem Bären, dem ersten brandenburgischen Markgrafen übertrug. Es ist dies der Anfang der Geschichte Brandenburgs, aus dem das heutige Königreich Preußen erwachsen ist.

Conrad kam nicht nach Italien, obwohl dort bedeutende Veränderungen und zwar zu seinen Gunsten sich ereignet hatten. Es war in Rom der erste Protestant aufgestanden, wieder ein Zeichen, daß der Zeitgeist nicht so entschieden für die Hildebrandischen Prinzipien war. Dieser erste Protestant war ein Italiener, Arnold von Brescia. Er hatte die Schrift gelesen und darin gefunden, daß das Christenthum eine ganz andere Sache sei, als was die Päpste aus ihm gemacht hatten — er erklärte sich im Hauptwerk dahin: „alle Reichthümer, alle Hoheitsrechte, aller Güterbesitz der Kirche entfernt die Geistlichen nur von ihrem Berufe, verweltlicht nur die Kirche, die Kirche hat sich gar nicht mit politischen Dingen zu befassen." Die Römer hatten hierauf vom Papste verlangt, sich aufs geistliche Regiment zu beschränken, der Papst Lucius II. hatte mit bewaffneten Haufen das Capitol zu stürmen versucht, war zurückgeschlagen worden und an seinen Wunden gestorben. Die Stadt Rom ward nun auf den antiken Fuß wieder gestellt, mit zwei Consuln und einem Senat von hundert Gliedern. Die lombardischen Städte, denen die Rechte, die die Bischöfe durch die Ottonen in ihren Mauern erlangt, hauptsächlich im Wege standen, um ihre Freiheit zu erlangen, erklärten sich für Arnold, Eugen III., der Nachfolger des Lucius, mußte nach Frankreich entweichen, die Römer schrieben dem König Conrad, er möge nun nach Rom kommen und in der Hauptstadt der Welt freier herrschen als irgend einer seiner Vorfahren.

Statt dieser Einladung Folge zu geben, nahm Conrad das Kreuz. Einer der größten Geistlichen war es, der ihn hierzu überredete, jener Bernhard, Abt von Clairvaux, der letzte große Kirchenvater des Mittelalters, das seit ihm keine weiteren Väter hervorgebracht hat, nur Päpste. Dieser Bernhard verhält sich zu der zweiten Periode der Geschichte der Kirche und des Papstthums, die mit Gregor VII. und den Kreuzzügen ausgeht, ohngefähr eben so, wie Augustinus sich zur ersten Periode verhielt: er steht am Ausgange derselben und eröffnet

zugleich durch seine Lehren und Bestrebungen eine neue Zeit. Dieser strenge, abgezehrte, feurige französische Mönch, der so schöne Meditationen, und Soliloquien verfaßt hat, wie Augustinus und so schöne Lieder voll der andächtigsten Innigkeit, der ausdrücklich den Satz im Munde führte: zum Glauben soll man überreden, aber er darf nicht auferlegt werden, der nichts ohne die Päpste that, der nicht blos bei den Großen seines Landes, Frankreichs, sondern durch die ganze Christenheit hindurch als ein Orakel und Wundermann galt, derselbe Bernhardus war es auch, der mit der glühendsten Beredtsamkeit einen neuen Kreuzzug durch ganz Frankreich predigte, so daß der fanatische Ruf wieder, wie vor funfzig Jahren erscholl: „Gott will es,“ und der enthusiastische Abt seine Kleider zu Kreuzen zerschneiden mußte. Bernhardus verkündigte überall: „Lebend oder todt sollt ihr dem Herrn angehören, denn ruhmreich ist der Sieger und glücklich der Gefallene.“ Er überredete, er überredete endlich auch die kälteren Deutschen: zu Speier ward Conrad III. beim jüngsten Gerichte beschworen, nicht länger undankbar zu sein gegen Gott, der ihm Güter und Reichthümer geschenkt, sondern sie zur Ehre der Kirche zu gebrauchen. Conrad vermochte nicht länger zu widerstehen: er zog mit dem französischen König Louis le Jeune ins Morgenland, aber mit sehr schlechtem Glücke. Ganz das Gegentheil von dem, was der heilige Bernhard vorausgesagt hatte, geschah, die ganze Expedition hatte einen kläglichen Erfolg, Bernhardus schob ihn auf die Sünden der Fürsten und Ritter. „Gottes Werk, erklärte er, ist dennoch der Kreuzzug, wie Mosis Auszug aus Egypten.“ Man sieht, wie der heilige Mann seinen Rath mit einem Befehle Gottes identificirt. Darin liegt der Schlüssel der Macht der Hierarchen.

Sechszehnte Vorlesung.

Die Zeiten der Hohenstaufen. Barbarossa und der Krieg mit den italienischen Städten. Innocenz III. und der römische Ceremoniendienst. Friedrich II. und der Untergang der Hohenstaufen.

Im Jahre 1152 starb König Conrad, der erste Hohenstaufe, das Jahr darauf der heilige Bernhard, der letzte Kirchenvater. Die deutschen Fürsten wählten nun zu Frankfurt am Main den tüchtigen Brudersohn Conrads, Friedrich, den Rothbart, den Barbarossa, wie die Italiener ihn nannten, mit denen er so viel Zeit seines Lebens zu thun gehabt hat. Es war ein gar mannhafter Kaiser, dieser Barbarossa, er hat mit den Italienern, dem Papst und den lombardischen Städten ernstlich und gewaltig gerungen, ist sechsmal über die Alpen gezogen und wenn diese Italiener durch ihre überlegene geistige Bildung dem Helden im Frieden zu Costnitz dennoch das Uebergewicht abgewannen, so ist es eben der Ueberlegenheit ihrer, namentlich auch durch die neuaufgekommenen italienischen Universitäten mächtig beförderten, geistigen Bildung zuzuschreiben, in der die Deutschen unter den Italienern standen, so daß diese endlich, indem sie die öffentliche Meinung auf ihre Seite brachten, über die Kaiser triumphirten, sowohl die Päpste, als die Städte. Barbarossa war zwar auch der fränkischen Politik ergeben, die auf eine unumschänkte Herrschaft hinging, aber er war doch einer der populärsten Kaiser, wie dies die noch jetzt in Aller Munde lebende Legende bezeugt, daß er, der Kaiser, nicht gestorben sei, sondern im Kiffhäuserberge in der goldnen Aue in Thüringen sitze, mit seinem silberweiß gewordenen rothen Barte, der durch den marmornen Tisch gewachsen sei, hier Hof

halte mit seinen Helden und seiner holdseligen Tochter und dereinst, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wieder hervorkommen werde aus diesem Kiffhäuser, um das deutsche Reich wieder glorreich und einig zu machen.

Bei seinem ersten Römerzuge opferte Friedrich jenen ersten Protestanten, den Arnold von Brescia auf, den der Papst als einen Ketzer, über die allein der Kirche zustehe, zu richten, reclamirte. Arnold ward vor der Porta del popolo zu Rom verbrannt. Der Papst Hadrian IV. kam Friedrich bis in sein Lager zu Sutri entgegen, seine erste Forderung, von deren Erfüllung er die Zulassung zum Friedenskusse abhängig machte, war die Haltung des Steigbügels. Auch hierzu bequemte sich der Rothbart und ward darauf gekrönt. Als er nach Deutschland zurückgegangen war, wagte es schon ein päpstlicher Legat, der nachmalige Papst Alexander III. die trotzige Frage auf einer Fürstenversammlung zu Besançon zu stellen: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach wollte dem Priester den Schädel zerspalten, Friedrich hielt ihn davon zurück, die deutschen Bischöfe erklärten sich diesmal energisch gegen den Papst, der sofort auch nachgab.

Im Sommer 1158 trat Friedrich seinen zweiten Römerzug an: diesmal galt es den lombardischen Städten, hauptsächlich Mailand. Mailand hatte sich geradezu widersetzlich gezeigt, deutlich seine Absicht kund gegeben, im Vertrauen auf die päpstliche Hülfe sich der Lehnsherrlichkeit des Kaisers zu entziehen, die Mailänder hatten sogar die Siegel an den Briefen des Kaisers abgerissen und mit Füßen getreten. Friedrich kam mit einem der größten Heere, das jemals die Alpen überstiegen hat: Mailand mußte sich unterwerfen und der Kaiser bediente sich nun, um die Verhältnisse mit den Städten von Grund aus festzustellen, einer neuen Macht, die sich ihm darbot, und die nun bald als Weltmacht auftreten sollte, um für die kaiserliche Macht sowohl gegen die Freiheit der Völker, als gegen die Anmaßungen der Päpste zu streiten. Es war dies die Macht der Legisten, der Gelehrten des römischen Rechtes. In den damals aufgekommenen Universitäten war das Studium des römischen Rechts neu erwacht, die Rechtsgelehrten von Bologna vertieften

sich in die Idee der unumschränkten Machtvollkommenheit des römischen Kaisers, wie sie in dem römischen, von Justinian gesammelten Rechtscodex vorlag, wie sie seit Constantins Zeiten praktisch in Ausübung gesetzt worden war. Die Päpste ermangelten nicht, diesem römischen Rechte sogleich ihr canonisches entgegen zu setzen. Schon 1151 war das Dekret Gratian's fertig, der erste Theil des geistlichen Corpus juris. Außerordentlich bedeutend ist jene Ueberlieferung der unumschränkten Kaisermacht durch das römische Rechtsbuch für die meisten Länder Europa's geworden: dies römische Recht hat wesentlich dazu beigetragen, die Uebergriffe des Papstes abzuweisen: die Kaiser bedienten sich hauptsächlich im spätern Mittelalter des römischen Rechtes, um dem päpstlichen Stuhl entgegen zu wirken; statt der Bischöfe, Aebte und Capellane, die früher ihre Rathgeber gewesen waren, beriefen die Kaiser nun Rechtsgelehrte, Doctoren von Bologna zu ihren Kanzlern und Räthen. Diese Kanzler und Räthe hielten den Geistlichen das Gleichgewicht, sie überwanden auch endlich den Adel, die Ritter, die das Fehderecht verloren, und sich den aus Gelehrten zusammengesetzten Gerichten untergeben mußten. So war der Gang in Deutschland, in Frankreich, in Spanien — die französischen und spanischen Könige und die deutschen Fürsten behaupteten sich hauptsächlich durch die Legisten gegen die Uebermacht der Kirche und den Widerstand des Adels. In allen diesen Reichen und Ländern kam es nach und nach seit Carl V. und Franz I. und endlich entschieden durch Ludwig XIV. zum Absolutismus durch das römische Recht — nur in England und den nördlichen Reichen ward dieses römische Recht ausdrücklich verworfen. England und Norwegen sind noch heut zu Tage die freiesten Länder Europa's.

Kaiser Friedrich berief zu dem großen Reichstag in den roncalischen Feldern an den Ufern des Poflusses die vier berühmtesten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit aus Bologna. Es waren dies: Bulgarus, zubenannt der Goldmund, Martinus de' Gosi, die Fülle der Gesetze, Jacobus Hugolinus, die Sonne der Lombardei und Hugo de Porta Ravennate: sie und acht und zwanzig Abgeordnete aus vierzehn italienischen Städten sollten feststellen, welche Rechte dem Kaiser in Italien gebührten. Das Resultat ihrer Berathungen war

dieses: der Kaiser vergiebt die Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften. Ihm ist die Heeresfolge zu thun, ihm sind die Lieferungen, die Hand- und Spanndienste zum Römerzug zu leisten. Zu den Regalien, den königlichen Rechten gehören ferner: die Zölle, die Weg-, Hafen-, Fluß- und Brückengelder, die Mühlen, Fischereien, Bergwerke, Salzquellen. Alle Consuln und Vorstände der Stadtgemeinden setzt der Kaiser mit Beistimmung des Volkes. Alle italienische Lehnleute, Fürsten, Capitane, Valvasoren und alle Bürger von achtzehn bis siebzig Jahren müssen diese Bestimmungen und den allgemeinen Landfrieden beschwören, von fünf zu fünf Jahren ist der Schwur zu erneuern.

Es bedarf keiner weitrern Ausführung, um darauf aufmerksam zu machen, wie günstig diese Bestimmungen für den Kaiser lauteten; die italienischen Abgeordneten hatten sie auch nur deßhalb angenommen, weil der Kaiser sich reversirt hatte, jeden in dem Besitze seines Rechtes zu schützen, das er urkundlich von seinen Vorfahren, den deutschen Kaisern, empfangen hätte und dieser Rechte waren nicht wenige. Indeß das römisch-byzantinische Rechtssystem paßte weder zu dem deutschen Lehnswesen, noch zu dem republikanischen Municipalsystem der Lombarden. Der Eintritt eines neuen Bruches ward unvermeidbar, namentlich als **1160** jener Alexander III. von den Cardinälen zum Papst gewählt worden war, dem der Kaiser den, auf einem Concil der deutschen und lombardischen Bischöfe zu Pavia gewählten Victor IV. als Gegenpapst entgegenstellte. Der Kaiser, dem der Papst das von Constantin und Carl dem Großen und den Ottonen und Heinrich III. ausgeübte Recht, ein Concil zu berufen absprach, ward von ihm gebannt. Indeß die kaiserliche Partei war stark in Italien, selbst Rom gegen Alexander III., der Papst mußte wieder nach Frankreich entweichen. Ich mache hier vorläufig darauf aufmerksam, wie die Päpste sich des Beistands der französischen Könige bedienten, um sich gegen die Kaiser zu behaupten. Frankreich kam dadurch immer höher empor in der öffentlichen Meinung, die Könige Frankreichs waren es, die am meisten Nutzen aus dem Streite des Papstes und Kaisers zogen, sie demüthigten dann später zuerst den Papst, nachdem sie sich seiner bemächtigt, sie brachten

die Päpste in die, von ihnen sogenannte siebzigjährige babylonische Gefangenschaft zu Avignon, sie bemächtigten sich auch des Einflusses in Italien, das später die deutschen Könige seit dem Fall der Hohenstaufen aufgaben.

Im Jahr 1162 ward Mailand von dem Rothbart zerstört, der Erde gleich gemacht, nur die Kirchen und größeren Gebäude, Denkmäler der alten Kunst, blieben stehen. Zwei Jahre hatte Friedrich vor der Stadt gelegen, er hatte die Krone vom Haupte genommen und in seinem Zorne geschworen, sie nicht wieder aufzusetzen, bevor er Mailand eingenommen. Jetzt mußte sich das stolze Caroccio, das Heiligthum der Mailänder, ein Wagen mit einem hohen Mastbaume, auf dem ein Kreuz und das Bild des heiligen Ambrosius, des Schutzpatrons der Stadt war, vor der Majestät des Kaisers senken — es ward zertrümmert. Die Lombardei ward als erobertes Land jetzt betrachtet: der Kaiser gab den Städten Potestaten, Gewaltboten, zu Obrigkeiten, meist Deutsche oder Bürger aus anderen lombardischen Städten, diese mißbrauchten ihre Gewalt: der Gegensatz der rohen, deutschen Ritterlichkeit und des feineren, gebildeteren Wesens der Italiener trat immer schärfer hervor, die Lombarden konnten es nicht ertragen, von diesen plumpen Deutschen sich vergewaltigen zu lassen. Die Städte traten in den großen lombardischen Bund zusammen, Mailand arbeitete am Wiederaufbau seiner Stadt, Venedig das mächtige, meerbeschiffende, handels- und gewerbfleißige Venedig trat an die Spitze des Bundes, der Papst ward ihr eifrigster Bundesgenosse, ihm zu Ehren ward eine neu erbaute Festung Alessandria genannt. Kaum konnte der Kaiser 1168 bei Nachtzeit und verkleidet sich aus Italien retten; sechs Jahre, von da an, kam er nicht wieder über die Alpen. Im Herbste 1174 erst wieder trat er den fünften Römerzug an, fand viele Schwierigkeiten, ward endlich am 29. Mai 1176 bei Legnano von den Städten aufs Haupt geschlagen. Wie Heinrich IV. nicht mit den Sachsen, wollte nun Friedrich auch nicht mit den Italienern unterhandeln, sondern lieber mit dem Papste. Zu Venedig geschah die Zusammenkunft des Herrn der Christenheit und des Herrn des römischen Reichs: der Kaiser warf, als er des Papstes an den Pforten der Marcuskirche ansichtig ward, den Mantel

weg, fiel vor ihm nieder und küßte ihm die Füße. Er erklärte, in der Behandlung seiner Mutter, der Kirche mehr der Gewalt, als der Gerechtigkeit nachgetrachtet zu haben. Und damit war deutlich das Uebergewicht der geistlichen Gewalt anerkannt, ein Uebergewicht, das die Päpste von nun an anderthalb Jahrhunderte genossen und reichlich ausgebeutet haben. Friedrich gab seinen Gegenpapst auf, der mit einer Abtei abgefunden wurde, 158 Jahre lang ist kein Gegenpapst wieder gewählt worden. Stoff war da, daß die Legende sich bilden konnte, der Papst habe den Kaiser, als er vor ihm niedergefallen, mit dem Fuß auf den Nacken getreten.

Mit den Lombarden war ein sechsjähriger Waffenstillstand geschlossen worden: 1183 kam der Friede zu Costnitz mit ihnen zu Stande, ein Frieden, in dem den Städten alle Regalien innerhalb ihrer Mauern und die ihnen außerhalb derselben urkundlich verliehenen zugesprochen, die Wahl aller Consuln, Potestaten und Obrigkeiten den Bürgern versichert und somit das republikanische System vollkommen aufrecht erhalten wurde. Durch die Aufgabe der Regalien gingen die großen Finanzrechte verloren, der Kaiser blieb nur oberster Lehnherr und Richter. Er belehnt die Obrigkeiten, sie leisten wie alle Vasallen den Lehnseid. Alle Bürger von siebzehn bis siebzig Jahren schwören von je zehn zu zehn Jahren den Eid der Treue. Das Fodrum, die Lieferungen, die Hand- und Spanndienste sind zu leisten, wenn der Kaiser den Römerzug thut, aber keine Stadt darf der Kaiser durch langen Aufenthalt drücken. Festungswerke und Bündnisse sind den Städten erlaubt.

Der nachtheilige Erfolg des Kriegs mit den Lombarden, den dieser Costnitzer Friede beschloß, war dem Kaiser wesentlich mit durch jenen Welfen gekommen, den Sohn Heinrichs des Stolzen, Heinrich den Löwen. Friedrich hatte ihm kurz nach dem Antritt seiner Regierung, den Fehler Lothar's des Sachsen wiederholend, wieder Baiern zu Sachsen gegeben, vorher aber dies Herzogthum gesprengt, wie Conrad III. Sachsen gesprengt hatte: Oestreich war von Baiern abgetrennt worden, wie Brandenburg von Sachsen. Es war dies der Anfang der Geschichte Oestreichs, welches das nachher berühmte Haus Habsburg erwarb. Mit der Sprengung Baierns war aller-

dings die Kraft von Süddeutschland bedeutend geschwächt worden, immer aber der Besitz einer bedeutenden Macht im Norden und im Süden von Deutschland zugleich verführerisch genug, Unabhängigkeitspläne zu fassen. Heinrich der Löwe scheint allerdings mit solchen Plänen umgegangen zu sein, nachdem er seit der Zerstörung Mailands, bei der er dem Kaiser Lehndienste gethan, die großen Feldzüge gegen die Slaven und Wenden unternommen, Mecklenburg und Pommern bezwungen und mit holländischen und flamändischen Colonisten in Cultur hatte setzen lassen. Die sächsischen Herren waren ihm sehr feind, sie trauten ihm nichts als Gewaltabsichten zu, die der vor seiner Burg in Braunschweig aufgerichtete große, steinerne Löwe allerdings in Aussicht zu stellen schien, nach ihrer Befürchtung. Als Barbarossa hart von den lombardischen Städten bedrängt ward, verweigerte ihm der Löwe seinen Beistand, er beging die Felonie, er verließ den Kaiser zu Chiavenna am Comer See. Der Kaiser bat, bat dringend, er fiel ihm bei ihrer letzten Unterredung sogar zu Füßen, jedoch der Welfe weigerte die Hülfe beharrlich; die Kaiserin Beatrix hob ihren Gemahl endlich auf mit den Worten: „Gott wird Dir helfen, wenn Du dereinst dieses Tages gedenkest und seines Hochmuths.“ Die Chroniken sagen, es sei die Reichsstadt Goslar im Harze gewesen, deren Besitz der Welfe von dem Kaiser begehrt und den dieser ihm abgeschlagen habe. Der Hohenstaufe verlor die Schlacht bei Legnano, er mußte sich zu Venedig vor der Ueberlegenheit der geistlichen Gewalt beugen; als er nach Deutschland zurückkehrte, forderte er den Welfen zur Rechenschaft wegen der gebrochenen Lehnstreue. Heinrich, auf vier Reichstage geladen, erschien nicht: billig sprach der Kaiser mit den Fürsten die Acht über ihn aus. Die Folge dieser Acht aber war die traurigste für Deutschland: das Herzogthum Sachsen ward völlig zersprengt, die Kraft von Norddeutschland völlig gebrochen: Norddeutschland hat diese Macht erst durch das brandenburgische Haus, durch den großen Kurfürsten und Friedrich den Einzigen wieder gewonnen. Der Löwe, auf sein Erbland Braunschweig beschränkt, starb 1195, er ist bekanntlich der Stammvater der englischen Könige aus dem Hause Hannover, das jetzt noch in dieser weltbeherrschenden Insel gebietet.

Kaiser Friedrich erlangte am Abend seines Lebens noch eine große Aussicht auf den Besitz des untern Italiens, die seinem Geschlechte den des oberen, der Lombardei, bei gelegener Zeit wieder zu verschaffen Hoffnung machte: er vermählte im Jahre 1186 zu Mailand seinen Sohn, den nachherigen Kaiser Heinrich VI., mit Constantia, der Schwester und Erbin des letzten normännischen Königs, Wilhelm's des Gütigen. Gerade diese Vermählung aber war es, die die Eifersucht und den Haß der Päpste in neue und stärkere Flammen auflodern ließ, ein Haß, dem endlich das Geschlecht der Hohenstaufen unterlag. Die römische Kirche behauptete seit den Zeiten Nicolaus' II., unter dem Hildebrand seine Wirksamkeit begann, die Lehnsherrlichkeit über das normännische Reich. Robert Guiscard, der Sohn Tancred's von Hauteville, der erste Herzog von Apulien, Calabrien und Sicilien, hatte sich zum Vasallen des Papstes gemacht; noch 1139 hatte sich Roger, der erste König von Sicilien aus dem normännischen Hause nach Vereinigung des Landes diesseits und jenseits des Pharus, der auch die Griechen vollends aus Unteritalien vertrieb, dem römischen Stuhle gegen einen Zins von sechshundert Goldstücken unterworfen. Es war dem Papste schrecklich, von der Macht der Hohenstaufen von zwei Seiten, von Mitternacht und Mittag her nun zugleich bedroht zu werden: Papst Urban III. war schon im Begriffe, wieder den Bannfluch gegen Barbarossa auszusprechen, als er mit Tode abging 1187, nur die Nachricht von dem Verluste Jerusalems an Saladin in diesem Jahre söhnte seine Nachfolger vor der Hand aus, die nun Briefe an die gesammte Christenheit mit dem neuen Aufruf, um Gotteswillen das Kreuz zu nehmen, erließen. Barbarossa, der Kaiser, König Philipp August von Frankreich, König Richard Löwenherz von England nahmen das Kreuz. Der Erfolg dieses dritten Kreuzzugs war wieder nicht sehr glorreich: mit Mühe erlangte Löwenherz von dem ritterlichen Saladin einen dreijährigen Waffenstillstand, den Besitz der Seestädte Palästina's und den ungehinderten Besuch des heiligen Grabes für die Pilger. Am unglücklichsten kamen die Deutschen davon: von 50,000 Rittern und eben soviel anderer streitbarer Mannschaft waren, als man Acre belagerte, nur noch 5000 übrig; Barbarossa aber, der

siebzigjährige Greis, ertrank im Kalikadnus in Cilicien, als er, da die Brücke mangelte, auf seinem Rosse schwimmend übersetzen wollte, am 10. Juli 1190. Er liegt zu Tyrus begraben. Noch steht im heitern Schwabenland ein Kirchlein am Fels Hohenstaufen, wohin der Barbarossa vom Schlosse herab zur Messe gegangen sein soll. Ueber der zugemauerten Pforte steht die Inschrift: „Hic transibat Caesar" hier wandelte der Kaiser.

Barbarossa's Sohn, Heinrich VI., der Gemahl der Constantia, der dem Vater auf dem königlichen und kaiserlichen Stuhle folgte, war wieder ganz entschieden der fränkischen Politik zugethan, welche Härte und Gewaltschritte nicht scheute, um zu einer unumschränkten Stellung zu gelangen. Es ist bekannt, wie unritterlich er gegen den Löwenherz verfuhr, der vor Ptolemais die deutsche Fahne beschimpft und den er, nachdem er vierzehn Monate lang auf dem Schlosse Dürrenstein an der Donau gefangen gehalten worden war, nur gegen ein Lösegeld von 150,000 Mark Silbers losließ. Es ist bekannt ferner, wie er in Sicilien verfuhr, das sich ihm nicht freiwillig untergab, sondern das er mit Hülfe Genua's und Pisa's erobern mußte: normännische Bischöfe und Grafen und andere edle Leute ließ er hier hängen, spießen, blenden, auf Stühle von glühendem Eisen setzen und ihnen glühende Kronen aufs Haupt nageln, weil sie gewagt hätten, wie er sagte, nach Königsstühlen und Kronen ihre Augen zu richten. In Deutschland legte er den Fürsten einen Plan vor, alles im Reich in Allode zu verwandeln, die ganze Lehnsverfassung umzustoßen. Dafür, daß er und sein Geschlecht den Thron erblich besitzen sollte, sollten alle Fürsten ihre Lehne erblich haben und das Reich Sicilien mit dem deutschen Reiche vereiniget werden. Zwei und funfzig Fürsten hatten schon unterschrieben, aber die sächsischen Großen, denen ihre Freiheit zu lieb war und der Erzbischof von Mainz widersprachen schlechterdings. Heinrich hatte fest den Plan im Auge, die Lombardei wieder zu unterwerfen und auch das griechische Reich und die Colonien der Kreuzfahrer unter die Hoheit des deutschen Reichs zu bringen: sein Bruder Philipp von Schwaben heirathete die griechische Kaiserstochter Irene, der griechische Kaiser zahlte Tribut, Heinrich ließ einen Kreuzzug anstellen, der Führer desselben, der Erzbischof Conrad von Mainz verlieh die Kronen von Cypern

und Armenien im Namen des deutschen Reiches. Da starb Heinrich VI. plötzlich 1197 zu Messina, an einem kalten Trunke oder an Gift — er starb in des Papstes Bann, aus dem er gar nichts sich gemacht hatte, mit Hinterlassung eines dreijährigen Sohnes, des nachmaligen Friedrich II. Diesem Kinde starb auch bald die Mutter, diese bestimmte den Papst zu seinem Vormund in ihrem Testamente.

Nach Heinrich's VI. Tode zeigte sich die böse Frucht der Welfen- und Ghibellinen-Parteiungen in Deutschland von Neuem: sie zeigte sich in einer zwiespältigen Königswahl. Zwei schwache Fürsten, Philipp von Schwaben, Heinrichs Bruder und Otto von Braunschweig, der Sohn des Welfen wurden gewählt: ihnen gegenüber trat der gestrenge, feste, ernste, eisenharte, nur 37 Jahre alte römische Papst Innocenz III., einer der größten Päpste, den Rom gehabt hat, ganz erfüllt von der überschwenglichen Heiligkeit seines hohen Amtes, ein würdiger, nur feinerer, geistvollerer Nachfolger Gregor's VII. Er fing sein Regiment in Rom damit an, daß er gleich den Tag nach seiner Weihung den kaiserlichen Stadtpräfekten zwang, ihm den Lehnseid abzulegen: er gründete damit den Kirchenstaat, den Staat der Kirche, diesen größten Widerspruch der Welt. Darauf zwang er die deutschen Lehnfürsten, die Heinrich über das Herzogthum Spoleto und die Mark Ancona gesetzt hatte, diese Länder zu räumen: sie wurden dem Kirchenstaat einverleibt. Schon Gregor VII. hatte erklärt, daß Spanien von alter Zeit her dem heiligen Petrus gehöre, Ungarn sei der römischen Kirche vom heiligen Stephan zum Eigenthum übergeben; Alexander III. hatte Portugal zum päpstlichen Lehne gegen einen jährlichen Geldzins gemacht; energisch suchte nun Innocenz diese päpstliche Lehns- und Geldansprüche auch auf die übrigen Länder Europa's auszudehnen: 1213 mußte Johann ohne Land ihm England zu Lehn auftragen. Innocenz schrieb ihm: „der heilige Geist habe es ihm eingegeben, sein Reich der römischen Kirche zu unterwerfen, um dasselbe als priesterliches Königreich und königliches Priesterthum erlauchter und fester als bisher zu besitzen. Bekanntlich starb aber Johann „ohne Land." Die englischen Könige haben über hundert Jahre den Peterspfennig nach Rom gezahlt. In Deutschland gab die Doppelwahl die

beste Gelegenheit, die päpstliche Macht fühlen zu lassen. Zuerst ertheilte der Papst die Versicherung, er werde die apostolische Gunst demjenigen zuwenden, für welchen zahlreichere Zustimmung, größeres Verdienst spreche. Dies war bei Philipp der Fall: gerade gegen ihn erklärte sich Innocenz, „damit nicht Deutschland zum Erbreich gemacht werde.“ „Philipp— schrieb der Papst, nachdem er ihn in den Bann gethan— ist ein Verfolger, von Verfolgern abstammend und würden wir uns ihm nicht widersetzen, so würden wir einem Rasenden die Waffen gegen uns in die Hände geben.“ Hierauf ward Philipp demungeachtet im ganzen Reiche anerkannt; nun suchte auch Innocenz den faktisch beendigten Streit zu beendigen: er vertrug sich mit Philipp. — Wie schrecklich der Einfluß dieser päpstlichen Politik, dieser alle Rücksichten vernichtende Parteigeist damals in Deutschland gewesen, beweist die Ermordung Philipp's zu Bamberg durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach; obschon diese Ermordung aus bloßer Privatrachsucht geschah, so ging sie doch aus einer allgemeinen Stimmung hervor, der nichts Ehrwürdiges mehr ehrwürdig genug war, um sich nicht an ihm zu vergreifen.

Otto unterwarf sich nun ganz dem Papst, gelobte ihm ausdrücklich Gehorsam, nannte sich sogar in den Urkunden: „Von Gottes und des römischen Stuhles Gnaden Kaiser.“ Was aber Nachgiebigkeit beim römischen Stuhle ausrichtet, zeigte sich auch hier wieder. Als Otto auf seinem Römerzuge die dem Reiche widerrechtlich entzogenen Stücke wieder diesem Reiche einzuverleiben suchte, sprach der Papst sogleich den Bann gegen ihn aus, ließ ein allgemeines Gebot ausgehen, ihm nicht zu gehorchen. Dauernd von jetzt an erhielt sich der Einfluß der Päpste auf die deutschen Königswahlen. Der Papst stellte seinen Mündel Friedrich II. Otto gegenüber: dieser kam nach Deutschland, ward 1215 gekrönt, Otto starb drei Jahre darauf, verlassen, in seinen Erblanden auf der Harzburg.

Wir müssen bei diesem Innocenz III. noch etwas verweilen: mit und durch ihn erreichte das Papstthum seinen Höhepunkt, es erhielt sich hundert Jahre auf demselben, dann ging es abwärts, abwärts durch Frankreich im 14ten Jahrhundert, durch die Concilien im 15ten und endlich durch die Reformation im 16ten. Das 13te Jahrhundert war das glücklichste für die

Päpste. „Gregor VII., schreibt der große Geschichtsschreiber Spittler, war gewaltthätig gewesen, aber Innocenz III. war planmäßig herrschsüchtig. Das unter ihm gangbar gewordene Interdict zeigt deutlich genug, wie schlau er die gewöhnlichen Waffen des heiligen Stuhles zu schärfen wisse. Ein schauervoller Anblick, wenn ein ganzes Land mit dem Interdict belegt wurde! Aller äußere Gottesdienst mußte mit einem Mal aufhören, die Altäre wurden entkleidet, alle Heiligenbilder, alle Kreuze wurden zu Boden geworfen, keine Glocke tönte mehr, kein Sacrament wurde ausgetheilt, kein Todter kam auf die heilige Erde des Gottesackers, er wurde ohne Gebet und Gesang in unheiliges Land eingescharrt. Ehen wurden nicht vor dem Altare, sondern in dem Todtengarten eingesegnet; niemand durfte einander auf der Straße grüßen, jeder Anblick sollte verkündigen, daß das ganze Land ein Land des Fluches sei. Welchen unauslöschlich tiefen Eindruck muß diese Ceremonie auf ein Zeitalter voll Aberglauben gemacht haben, welches den ganzen Gottesdienst in jene äußeren Ceremonien setzte. Wie muß ein Volk seinen Regenten verflucht haben, der durch seine Sünden ein ganzes Land um zeitliche und ewige Glückseligkeit brachte."

Eine Menge Ceremonien kamen seit Innocenz III. auf: die vielen Feste der katholischen Kirche, die Wallfahrten, das Uebergewicht des Dienstes der Maria datiren aus dem 13ten Jahrhundert. 1262 ward das Fest der unbefleckten Empfängniß der Maria, 1264 das Frohnleichnamsfest eingeführt.

Die wichtigste Ceremonie, die von Innocenz III. anbefohlen ward, war die Hostienanbetung. Er setzte sie als Dogma, als schroffen Glaubenssatz der Transsubstantiation, der Brotverwandlung durch, nach welchem die von dem Priester und nur von dem Priester im Abendmahl bei der Messe geweihte Hostie Gott selbst werde, vor dem man niederfallen müsse: eine weit mildere Fassung dieses Dogma's war noch durch Gregor VII. in Berengar von Tours geduldet worden. Unter Innocenz' Nachfolgern kam auch die Kelchentziehung der Laien auf: nur die Geistlichen, die Würdigeren, dürfen das Abendmahl in beiderlei Gestalt nehmen, eine Lehre, die nachher hauptsächlich die blutigen Hussitenkriege veranlaßte. Früher, durch den großen Scholastiker Peter Lombardus, den Meister der Sentenzen,

die drei Jahrhunderte hindurch gangbares Lehrbuch blieben, war schon die Lehre von den sieben Sacramenten festgestellt worden, diese Fundamentallehre, auf der das mittelalterlich-katholische Priesterthum erst recht ordentlich festen Fuß fassen konnte, diese Lehre, durch die die Priester ein unentbehrlicher, heiliger, abgesonderter Stand wurden, eine Kaste, wie die egyptischen Priester und die indischen Braminen, wie Chateaubriand sagt. Dasselbe erste lateranensische Concil, das die Transsubstantiation anbefahl, setzte auch die Ohrenbeichte durch, und durch sie die specielle Aufsicht der Geistlichen über die Gewissen und eine geheime Kirchenpolizei. Jedem Christen ward zur Pflicht gemacht, wenigstens einmal im Jahre seinem Beichtvater alle und jede Sünde einzeln zu beichten. Nur die Priester haben das Recht, Absolution von Sünden zu ertheilen, das Recht der Schlüssel. Die ganze Priesterherrschaft erhielt durch Innocenz III. ihre volle Ausbildung, so wie die Idee der Statthalterschaft Christi auf Erden durch den Papst sich fest den Gemüthern eindrückte. Innocenz erklärte: „Was er thue, das thue Christus durch ihn.“ Unter ihm ward auch der niederen Geistlichkeit und dem Volke das Wahlrecht, das zwölf Jahrhunderte lang geübte Wahlrecht zu den Bisthümern entzogen: das lateranensische Concil bestimmte, daß dieses Recht hinfüro nur die Capitel, die Domherren, die höhere Geistlichkeit auszuüben haben.

Man denke nicht, daß so vielem Unfug in Lehre und Verfassung nicht widersprochen wurde. Schon seit dem Ende des 12. Jahrhunderts war ein zweiter Protestant in Frankreich aufgestanden, ein Kaufmann zu Lyon, Peter Waldus. Er hatte die Evangelien ins Französiche übersetzen lassen und mit Schrecken und Abscheu gesehen, wie sehr der Papst die Religion verderbt habe. Er erklärte sich sehr deutlich gegen diesen Papst und die großen mächtigen Bischöfe, von denen in der Bibel nichts stehe. Er fand großen Anhang in Frankreich und Piemont, in Piemont, wo noch heut zu Tage Waldensergemeinden sind, mußte aber in die Picardie fliehen und 1176 nach Böhmen, wo er drei Jahre darauf starb. Er legte den Grund zu der Kirche der böhmischen Brüder, die die Reinheit der Lehre, des Lebens und der Verfassung bis Huß erhielt und Luther. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts gab es schon 80,000 solcher böhmischer Brüder.

Die Waldenser hießen auch Picarden, von der Picardie und Lollarden, von einem gewissen Lollard, der den Engländern in der ihnen damals zugehörigen französischen Landschaft Guyenne die waldensischen Lehren beibrachte, bis Wiklef im 14. Jahrhundert unter ihnen aufstand.

Um diese waldensischen Bewegungen in Frankreich zu unterdrücken, versuchte zuerst Innocenz durch Legaten und Missionarien die Irrenden in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Als dies nicht fruchtete, ließ er den Abt Armand von Citeaux das Kreuz gegen sie predigen. „Es ist, äußerte er, nicht minder verdrießlich, gegen Ketzer und Abtrünnige zu fechten, als gegen die Ungläubigen.“ Die Wuth brach schrecklich aus, vergebens suchte ihr Innocenz nachher selbst zu steuern. Als die Stadt Beziers erstürmt ward, ließ der Abt Armand alle Einwohner umbringen. Die Zahlen schwanken zwischen 30,000 und 60,000. Als man ihn fragte, wie die Gläubigen von den Ketzern zu unterscheiden wären, um diese zu schonen, antwortete er: „Tödtet immerhin Alles, Gott wird schon die Seinen erkennen.“ Man rechnet an zwei Millionen Menschen, die in diesen schrecklichen Waldenser- oder Albigenserkriegen (die Waldenser hießen so nach ihrem Hauptsitz Albi) umgekommen sind, fast alle schöne Denkmäler der römischen Kunst, mit denen Südfrankreich überdeckt war, wurden dazumal zerstört. Seit der römischen Kaiserzeit hat es keine schrecklichere Christenverfolgung gegeben.

„Nichts fehlte vollends, sagt Spittler — als Bettelmönche und Inquisition.“ Auch diese hinterließ Innocenz Europa. Unter ihm lebte jener heilige Dominicus Guzman, jener Spanier, dessen Mutter im Traume einen Hund, der die Fackel trägt, sah, zum Zeichen, daß sie den Stifter der Auto da Fè's gebären werde, jener furchtbare Verfolger der Waldenser, den die römische Kirche deshalb canonisirt hat. Sein Zeitgenosse und Freund war der Italiener Franz von Assisi, von dem die Franziskaner oder Minoritenbrüder stammen. Beide Orden, die es sich zum Gesetz machten, nichts Eignes zu besitzen, nur von der Predigt und dem Bettel zu leben, waren ursprünglich in guter, wenn auch fanatischer Absicht gestiftet, sie vermehrten sich in unglaublicher Schnelligkeit: nach Verlauf von funfzig Jahre gab es schon 400 Dominikaner- und 1800 Franziskanerklöster.

Der Papst bediente sich ihrer hauptsächlich, um der neuen Macht der Universitäten entgegenzuwirken, um das gemeine Volk weit und breit in allen Landen zu bearbeiten: diese Hunderttausende von Bettelmönchen, welche von jetzt an Europa überschwemmten, wurden die wirksamste Miliz des päpstlichen Stuhles, sie waren dasselbe im Mittelalter, was die Jesuiten nach der Reformation wurden, nur mit dem Unterschied, daß diese an die Fürsten und die Vornehmen hauptsächlich sich wandten, jene, die Bettelmönche, an das Volk, bei dem noch immer damals die größere Macht war. Durch diese Bettelmönche, die sich in alle geistliche Sprengel eindrängten, überall Messe lesen, zu Beichte sitzen, Schulen errichten durften, haben die Päpste des Mittelalters hauptsächlich ihren großen Einfluß über die öffentliche Meinung befestigt, die Gemüther gelenkt, die Bildung beherrscht, sogar die wissenschaftliche Bildung. Der Dominikaner Thomas von Aquino galt als der Hauptgelehrte des Mittelalters und hieß auch der allgemeine Doctor bis auf die Zeiten der Reformation: nur der Franziskaner Bonaventura kam ihm gleich, der seraphinische Doctor. Dieser Bonaventura, wie überhaupt die Franziskaner, verfolgte allerdings eine mehr innerliche, mystische Richtung, sein theologisch-philosophisches System ist ein platonischer Mystizismus, während das des Thomas ein realistisch-aristotelisches ist. Ueberhaupt gaben die Franziskaner sich nicht so ganz dem Papst hin, wie die Dominikaner, ja später geriethen sie sogar in offenen Kampf mit ihm und erklärten sich gegen ihn, für die Kaiser und die protestirenden Ketzer. Völlige Werkzeuge des päpstlichen Stuhles aber wurden die Dominikaner: ihnen übertrug der Papst ausdrücklich die Predigten für's Volk — sie hießen deshalb Predigermönche — und die Schulen, er übertrug ihnen auch die Inquisition nach Besiegung der Waldenser, zu der sie so wesentlich beigetragen hatten: das erste Inquisitionsgericht ward durch sie zu Toulouse 1229 eingerichtet. Mit der Inquisition kam zum erstenmal auch wieder die heidnisch-römische Tortur aus der Zeit der Kaiser. Wer in der Qual nicht bekannte, ward lebendig verbrannt. Leider ließen sich auch die Kaiser zu diesem Fanatismus hinreißen. Ein Gesetz Friedrich's II. von 1224, desselben Friedrich's, der sich in Glaubenssachen so viele Freiheit herausnahm, sprach Todesstrafe ausdrücklich aus gegen

die Ketzer. Diesen Reichsgesetzen ist der edle, große Huß zum Opfer gefallen, sie erhielten sich bis auf Luther's Zeiten.

Gegen diese ungeheuer angewachsene Glaubensmacht des Papstes mußte sich nun Friedrich II. in die Schranken stellen. In Sicilien geboren und erzogen von seiner normännischen Mutter Constanze, die, wie ich erwähnte, durch Testament dem Papst die Vormundschaft nach ihrem Tode aufgetragen, rann feuriges italienisches Blut durch seine Adern: Friedrich II. ward ein hochgesinnter, feingebildeter, aufgeklärter Kaiser, so aufgeklärt und wenig schwierig in Glaubenssachen, daß er, der den Orient so liebte, vielfachen Umgang mit den Saracenen hatte, ihnen Luceria einräumte, ein stehendes Heer von 10,000 Arabern hielt; worauf die Päpste nicht ermangelten, ihn als einen Anhänger Muhammed's anzuschwärzen, zugleich aber auch ihm die Abfassung des berüchtigten Buches de tribus impostoribus, von den drei Betrügern Moses, Muhammed und Christus zuzuschreiben. Mit Recht entgegnete der Kaiser: „wie könne man ihn einen Muhammedaner schelten, da er Muhammed einen Betrüger genannt haben solle?“ Christlich, im Sinn des Papstthums war Friedrich entschieden nicht: er soll auf seinem Kreuzzuge einmal auf ein Kornfeld mit den Worten: „da wächst euer Gott“ gewiesen haben, — er meinte das Mehl für die Hostien. Er hielt einen glänzenden Hofstaat im sonnigen, prächtigen Sicilien, wo zu Messina und Palermo seine mit aller Herrlichkeit des Occidents und Orients ausgeschmückten Paläste sich erhoben. Von seinen Geliebten, den größten Schönheiten des Morgen- und Abendlands, erhielt er mehrere Söhne, ebenfalls durch Schönheit und Geist ausgezeichnet, wie Enzio und Manfred. Enzio, König von Sardinien, ist durch seine lange Gefangenschaft in Bologna berühmt geworden, er war so schön, daß seine Geliebte Lucia Viadagola immer zu ihm sagte: „Enzio che ben ti voglio“ Enzio, wie lieb ich dich! Es stammt das Geschlecht der Bentivoglio von ihnen. Manfred übernahm nach Friedrich's Tod die Regierung Siciliens; auch er war so schön und heldenmüthig, daß — als er in der Schlacht bei Benevent gegen die Franzosen unter Carl von Anjou fiel, jeder Soldat einen Stein auf seine Leiche warf, bis die Steine einen Hügel bildeten, den man den Fels der Rosen nannte.

Friedrich II. war frühzeitig mit der heiteren Schönheit der Griechen und der Naturweisheit der Araber bekannt geworden: diese beiden Elemente gaben ihm den Grundton seines Lebens. Er war stets umgeben von den edelsten Sängern und den schönsten Frauen. Der egyptische Sultan Camel hatte ihm ein astronomisches Zelt geschenkt, in dem der Lauf der Gestirne durch eine kunstreiche Maschinerie dargestellt war; er ließ die Naturgeschichte des Aristoteles übersetzen, schrieb selbst ein Buch über die Vögel, hielt sich eine Menagerie, darin auch eine Giraffe und zahme Leoparden zur Jagd. Friedrich verstand sechs Sprachen, griechisch, lateinisch, arabisch, französisch, deutsch und italienisch. Im Politischen gingen seine Gedanken entschieden dahin, das Lehnssystem und die Hierarchie zu stürzen und einen Staat mit geordneter Verwaltung, Justiz und Finanzen, einen Staat im modernen Style zu gründen. Aber diese Pläne kamen weit zu früh und Friedrich reformirte im antiken Geiste zu rasch und zu durchgreifend, er versäumte es ganz, sich an die Basis des germanischen Wesens, den freien Mittelstand, die Städte zu schließen und die öffentliche Meinung zu schonen; mit ihm ging das deutsche Kaiserthum vollends unter, um erst nach dritthalbhundert Jahren wieder in dem spanischen Carl V. aufzuleben, mit neuem, aber wesentlich verändertem Glanze.

Um sich der deutschen Fürstenaristokratie zu versichern, ließ Friedrich zu, daß die Bischofswahlen an die Capitel kamen, 1215: das Volk ward ganz von den Wahlen ausgeschlossen; er verwilligte den geistlichen und weltlichen Fürsten, jenen zu Frankfurt 1220, diesen zu Udine 1232 bedeutende Hoheitsrechte, überließ ihnen die Gerichtsbarkeit in ihren Ländern als Landesherren: diese Privilegien sind die Grundlage der Terriotorialmacht dieser deutschen Landesherren geworden, die der Westphälische Frieden 1648 fixirte. Friedrich machte den Adel zu einer geschlossenen Zunft: er gab eine Verordnung, daß, wer nicht von Ritterart geboren sei, auch nicht mehr Ritter werden dürfe. Die alte Gauverfassung war schon seit dem Anfang der Herrschaft der Hohenstaufen erloschen, die Lehne allgemein erblich geworden, auch die großen, die Herzogthümer und Grafschaften, der Adel nannte sich jetzt nach seinen Burgen. Das römische Recht verdrängte immer mehr die fränkischen Capitularien und brach sich auch schon

Bahn gegen die Provinzial- und Stadtrechte, die Ausflüsse der uralten Autonomie der Deutschen, vermöge deren man durch eigene Gesetze sich selbst zu beherrschen gewohnt war. Um sich ganz Italien widmen zu können, den Kampf gegen die Päpste und Lombarden mit Erfolge zu führen, setzte Friedrich 1233 schon einen Hofrichter an seine Statt in Deutschland; er glaubte dieses große Reich von Italien aus regieren zu können.

Sobald er den Kampf mit den Lombarden angefangen, forderte ihn Gregor IX., ein ebenbürtiger Nachfolger Innocenz' III. auf, einen Kreuzzug zu thun. Der Kaiser ward krank: der Papst bannt ihn; darauf thut der Kaiser den Kreuzzug, schließt einen Frieden mit dem edeln Sultan Camel von Egypten: der Papst verflucht diesen Frieden, als einen Bund mit dem Teufel, die päpstlichen Schlüsselsoldaten erobern Apulien aus dem Grunde, weil ein Gebannter keinen Kreuzzug thun dürfe. Wieder empört sich jetzt der Sohn gegen den Vater, er ward abgesetzt und starb im Kerker. Lange behauptete sich Friedrich glücklich gegen die Lombarden, er schlug sie 1237 in der Hauptschlacht bei Cortenuova, trieb sie aber auf's Aeußerste durch das Verlangen unbedingter Unterwerfung. Jetzt ging der Papst so weit, den Kreuzzug gegen den Kaiser predigen zu lassen. Gregor's ebenbürtiger Nachfolger, Innocenz IV., ein Fiesco von Geschlecht, mußte zwar wieder nach Frankreich fliehen, aber er entsetzte auf dem großen Concil zu Lyon, wo die Cardinäle den rothen breiten Hut erhielten, den Kaiser förmlich des Reiches. Friedrich ward feierlich in der Kirche, wo das Concil seine Sitzungen hielt, als Ketzer verflucht, alle Cardinäle und Bischöfe warfen ihre brennenden Kerzen auf die Erde, nachdem dieser schreckliche Fluch ausgesprochen war. Der Papst rief: „des Kaisers Macht und Glück soll ausgeloschen sein, wie diese Kerzen;" er intonirte hierauf mit eiserner Stimme das Te Deum laudamus, Herr Gott, dich loben wir. Schaaren von Bettelmönchen zogen nun von Lyon aus in die Staaten des Kaisers, um dessen Völker zum Abfall und sogar zum Mord des Kaisers aufzuwiegeln, sie wagten sich sogar an den zweiten Sohn Friedrich's; ein Cardinal ging bis Norwegen, um König Hakon die Krone anzubieten. Als Friedrich den Spruch von Lyon vernahm, ließ er sich seine sieben Kronen bringen in Verona, setzte eine auf's Haupt und

rief: „Noch hab' ich sie und kein Papst soll sie mir rauben.“ Er erklärte den christlichen Fürsten: „Ihr solltet mir helfen, aber ihr thut nichts und lasset es geschehen, daß die ganze Welt in den aufgesperrten Rachen des Papsts stürzt.“ In diesen heftigen Kämpfen, in denen sich Kaiser und Papst wiederholt mit den Thieren in der Offenbarung verglichen, der Papst immer neue Gegenkönige aufstellte, Heinrich Raspe von Thüringen und Wilhelm von Holland, den man den Pfaffenkönig nannte, ging Alles in Italien und Deutschland durch die unaufhörlichen Fehden der Parteien der Auflösung entgegen, die Bischöfe und Fürsten fielen ab, nur die Städte, die deutschen Städte blieben dem Kaiser treu; die Mongolen brachen von Asien ein, die Schlacht bei Wahlstatt in Schlesien hielt sie ab von dem Land „der eisernen Männer.“ Friedrich mußte es erleben, daß der Papst die Treue seiner treusten Freunde wankend machte, sogar sein Kanzler Peter de Vineis, „die Hälfte seiner Seele,“ wie Friedrich ihn nannte, wollte ihn vergiften: entdeckt, zerstieß er sich im Kerker den Schädel an den Wänden. Friedrich starb im heftigsten Kampfe mit dem Papst, der noch in Lyon war, 1250, den 15. Dezember zu Fierenzuola, im 56 Jahre seines vielbewegten Lebens, und liegt zu Palermo begraben zu Santa Rosalia im Dome. Es war ihm prophezeit worden, er solle unter Blumen sterben. Deshalb mied er die Stadt Florenz, dachte aber nicht an Fierenzuola. Sieben Kronen hatte dieser große Kaiser getragen, die kaiserlich-römische, die königlich-deutsche, die eiserne der Lombarden, die von Burgund, von Sicilien, von Jerusalem und von Sardinien. „Er mühte sich, sagt Dante von ihm, seine Majestät zu behaupten, er, der edlen Herzens und mit allen Grazien begabt war.“ Als man sein Grab im Jahr 1781 öffnete, fand man ihn geschmückt mit Krone und Reichsapfel, gestickten Gewändern, Stiefeln und Sporen, an der Hand einen Ring, geschmückt mit einem kostbaren Smaragde.

Der Papst betrachtete, nach dem zu Lyon ausgesprochenen Banne über Friedrich, Sicilien als verfallenes Lehn des päpstlichen Stuhles; er beschloß nun, das Geschlecht der Hohenstaufen ganz auszutilgen: er bot erst einem englischen Prinzen, dann einem französischen, Carl von Anjou, den sicilianischen Thron an. Dieser Carl von Anjou, den [illegible] Königs von

Frankreich, Ludwig's des Heiligen und Graf von Provence, ward 1265 von dem Papste gegen einen jährlichen Tribut von 8000 Unzen Gold und Ueberreichung eines weißen Zelters alle drei Jahre, zum Zeichen der Abhängigkeit, mit Sicilien belehnt, er war es, der den letzten Hohenstaufen Conradin bei Tagliacozzo 1268 besiegte und ihn mit Bewilligung des Papstes zu Neapel enthaupten ließ durch den Henker.

So fiel, indem der schöne Conradin in der Blüthe seiner Jahre sein Haupt auf dem mercato zu Neapel auf den Block legte, das Haus der mächtigen Hohenstaufen, es fiel durch die Herrschsucht der Priester und durch ihre eigene: denn das ist nicht zu verkennen, sie gingen darauf aus, diese Hohenstaufen, erst Italien und dann auch Deutschland auf ähnliche Weise unter die königliche Gewalt zu bringen, wie es den Königen in Frankreich gelang. Diese Könige von Frankreich waren es, die seit Philipp August zu Ausgang des 12. Jahrhunderts nach und nach mit sicherer Hand, namentlich durch Consolidirung der Kronlehen dem Königthum die Unumschränktheit verschafften, die sich freilich erst weit später in Ludwig XIV. in ihrer höchsten Spitze darstellte. Ich werde die Entstehung der absoluten Fürsten-Gewalt, die sich als naturgemäßer Gegensatz der absoluten Papstgewalt in Frankreich und dem übrigen Europa entwickelte, in einer späteren Vorlesung darstellen, in den zunächst folgenden werde ich aber die weiteren Schicksale Italiens und Deutschlands Ihnen vorführen und dabei zugleich ein allgemeines Bild des Geistes und Wesens des Mittelalters zu geben versuchen. Die erste dieser vier Vorlesungen, welche die Geschichte des Mittelalters beschließen werden, wird die Schilderung der Zustände der fünf italienischen Hauptstaaten, Mailands, Florenz' und besonders der meerdominirenden Venezia, dann des Kirchenstaats und Siciliens zum Gegenstand haben, ich werde in die Darstellung dieser Zustände zugleich eine Darstellung der Entwicklung der Künste, der Monumente, der Bildwerke, durch die Italien so berühmt geworden ist, einzuverflechten suchen. Darauf werde ich den italienischen Welthandel, die italienische Weltindustrie und die italienische Weltbildung in ihrer Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit Ihnen vorführen — und denselben Gang werde ich sodann auch bei der Zeichnung der deutschen Zustände innehalten.

Siebenzehnte Vorlesung.

Die italienischen Freistaaten im Mittelalter und ihre Kunst. Skizze der Zustände von Mailand, Florenz, Venedig. Die vorrafaelischen Meister Linardo da Vinci, Tizian. — Rom und der Kirchenstaat: Fall der päpstlichen Macht unter Bonifaz VIII., Schisma der Päpste in Avignon und Rom, Rom Sitz der Künste unter dem Pontificat Leo's X.: Rafael und Michel Angelo. — Das Reich Neapel und Sicilien.

Der römische Geschichtsschreiber Sallust spricht eine große Wahrheit mit den Worten aus: „ein Staat kann sich nur durch dasjenige, wodurch und worauf er gegründet worden ist, erhalten.“ Die Hohenstaufen und namentlich der letzte große Kaiser dieses Geschlechts Friedrich II., haben durch nichts so gefehlt, als daß sie dem großen freien Mittelstand sich nicht entschieden anschlossen, der von Anfang an die Basis des deutschen Wesens ausmachte. Dieser große freie Mittelstand, durch die Kriege Carl's des Großen und die Plackereien des Feudaladels herabgekommen, hatte sich, seit die sächsischen Kaiser einen Bürgerstand zu bilden Sorge getragen, in die Mauern dieser Städte gezogen, war durch Handel und Gewerbfleiß hier wohlhabend geworden, hatte sich zu politischen Corporationen, zu Gilden und Zünften constituirt, nach dem Vorbild zum Theil der römischen Collegien, die ihre Einrichtung wieder den atheniensischen Zünften entlehnt hatten; man hatte sich der kaiserlichen und bischöflichen Voigte entledigt, ein Stadtregiment angeordnet unter Schultheißen an der Spitze patricischer Geschlechter. Noch Barbarossa hatte dem Streben der Städte, die Selbstregierung sich zu verschaffen, Vorschub geleistet, durch ihn sind Regensburg, Nürnberg, Speyer,

Reutlingen, Eßlingen und andere Städte von bischöflicher und fürstlicher Herrschaft frei gekommen, er hatte sich auch geweigert, die Reichsstadt Goslar dem Löwen als Landstadt zu überlassen. Sein Enkel aber, Friedrich II., aus Zorn gegen die italienischen Communen, schlug einen ganz andern Weg ein, er schloß sich rein weg an die Fürstenaristokratie, ich habe in der letzten Vorlesung erwähnt, welche große Vorrechte er geistlichen und weltlichen Fürsten einräumte, wie er sogar den Adel als Zunft schloß: er erließ scharfe Verordnungen gegen den Corporationsgeist der Städte, er suchte sie unter die Bischöfe und Fürsten niederzuhalten, in der Verordnung von 1231 bei Worms, im Privilegium von Udine für die weltlichen Fürsten 1232 erklärte er sich so.

Damit büßte Friedrich jene mächtige Stütze ein, deren sich die französischen Könige bedienten, schon seit Louis le Gros bedienten, der im Anfang des 12. Jahrhunderts lebte und den Städten zuerst Freibriefe gegen die Bedrückungen der Feudalbarone gab, um durch ihre Hülfe mit der königlichen Macht gegen die übermüthigen und übermächtigen Aristokraten emporzukommen. Während Friedrich, der diesen Fürsten soviel verwilligte, um sich bei seiner Abwesenheit von Deutschland auf sie verlassen zu können, wie Walther von der Vogelweide sagt, von ihnen ausgelacht wurde, haben die französischen Könige allmälig durch ihre Städte sich gegen den Adel und die Päpste in Respect zu setzen gewußt: es waren in dem großen Kriege Frankreichs mit England die Banner des städtischen Fußvolks, der Bogenschützen und Landsknechte, die 1214 dem König Philipp August zu dem großen Siege bei Bouvines mit nur 50,000 Mann gegen 150,000 verhalfen.

In Italien das von der Römerzeit her tief eingewurzelte Municipalsystem zu bekämpfen, so auf Tod und Leben zu bekämpfen, wie Friedrich that — wir erinnern uns, daß er nach dem Sieg bei Cortenuova die Unterwerfung der Lombarden auf Gnade und Ungnade begehrte — war gewiß unpolitisch. Friedrich erfuhr es zu seinem herbsten Schmerze, was das austrage, gegen die geistliche Macht des Papstes und zugleich gegen die Freiheit der Völker zu kämpfen. Die Hohenstaufen, indem sie Alles haben wollten, verloren Alles: weit staatskluger benahmen sich die Päpste, sie eroberten die öffentliche Meinung, die öffentliche

Meinung, die, wie Pascal sagt, die Staaten von unten eben so beherrscht, wie die Gewalt von oben, die öffentliche Meinung, die mächtiger ist, als die Gewalt, indem sie, was so besonders beachtungswerth ist, die Gewalt aufreibt.

Ganz eigentlich ein solches Aufreiben der weltlichen Gewalt in Deutschland und Italien ist nun die Arbeit des Mittelalters seit dem Fall der Hohenstaufen. Durch die Päpste waren alle Leidenschaften der Menschen entfesselt worden, mit Geld, mit List und Verrath, mit allen Waffen kämpfte die welsche Praktik gegen die Hohenstaufen, sie, die Päpste, haben die Parteien der Guelfen und Ghibellinen zu einer feststehenden Opposition, die Untreue der Lehnsmannen gegen ihre Lehnsherren zur dauernden Regel gemacht: erst durch die Franzosen und die Reformation ist wieder die weltliche Macht zu Ehren gekommen. Dann erst, wenn die weltliche Macht sich unter die geistliche beugte, vertheidigte diese sie, dann erst trat, was Herder sagt, ein, daß man „aus mißverstandener Schrift und morgenländischen Begriffen die blinde Unterwerfung einschärfte unter den oberherrlichen Willen, dann erst war die Person des Regenten mit dem Salböl göttlicher Rechte zu Befugnissen des Eigendünkels geweiht.“ Wie auflösend diese päpstliche Politik wirkte, zeigt der Zustand Deutschlands und Italiens während des 13., 14. und 15. Jahrhunderts. In Deutschland zersetzte sich Alles in kleine Machtgebiete, die Fürsten, die Ritter und die Städte bekämpften sich gegenseitig unaufhörlich, der Bauernstand sank ganz in die Leibeigenschaft herab, die kaiserliche Macht war endlich nur noch eine Schattenmacht, ein Titel ohne allen Nachdruck. In Italien brachte der Faktionenkampf des Feudaladels und der Popolanen, der städtischen Communen, die nimmer rastenden Fehden der einzelnen ghibellinischen und guelfischen Familien in den einzelnen Städten die gleiche Zerrissenheit und zuletzt die Invasion der Franzosen und Spanier hervor, der Zustand ward so desperat, daß Macchiavelli zu Ausgang des Mittelalters die desperaten Mittel des Principe anempfehlen konnte, um nur die mediceische Familie zu vermögen, Italien unter Einem Fürstenhute zu vereinen.

Freiheit, frische, jugendliche Freiheit war allerdings in diesem Mittelalter: so etwa, wie der egyptische Despotismus in der alten Welt, lastete der päpstliche Despotismus nicht auf den mittel-

alterlichen Völkern. Das antike Selbstgefühl, das Element der christlichen, geistigen Freiheit, das Element der germanischen, persönlichen Freiheit, war zu tief in der Seele dieser Völker eingewurzelt, als daß es zu einem solchen kindischen, knabenhaften Wesen, wie in Egypten war und noch heut zu Tage in China ist, hätte kommen können. Was Italien, dessen Zustände ich jetzt Ihnen näher darzulegen, mich anschicke, insonderheit betrifft, so tummelten sich hier in wildester Lust und unbändigster Ausgelassenheit die Jugendkräfte aus, Italien, dieses schöne, warme, sonnige, blaue Italien mit seinen Künsten, ward der recht eigentliche Repräsentant des Mittelalters, des Jugendalters der Welt, wie ich dasselbe in der Einleitung bezeichnet habe. Wie überall, galt auch hier der Prophet, der sein wollende Prophet, der Papst, am wenigsten im eignen Vaterlande.

Nach dem Tode Heinrich's IV. schon hatten sich seit Anfang des 13. Jahrhunderts in der Lombardei die Capitane und Signoren, Oberfeldherren, bald von der kaiserlichen, bald von der päpstlichen Partei, in den einzelnen Städten und Landschaften festgesetzt, wie die Ezzeline von 1200 an, dann die della Scala um 1270 in der Mark Verona, die Este am untern Po um 1220, die Feltrier in Montefeltro und Urbino um 1236, die della Torre 1257, dann die Visconti um 1277 in Mailand. Drei Staaten waren es, die in dem oberen Italien zu Macht gelangten, vor allen übrigen: Mailand, Florenz und Venedig, nächst ihnen hatte auch Genua eine Zeit der Blüthe und später erst nach der Reformation kam Savoyen empor.

In dem von Barbarossa zerstörten Mailand, das nachher Friedrich II. den Hauptwiderstand geleistet hatte, kam das ghibellinische Haus Visconti zur Herrschaft, zur Signoria empor: das Signorenwesen ward hier vorherrschend ausgebildet. Matteo Visconti ward 1294 Reichsvicar in der Lombardei, er unterwarf sich Como, Alessandria, Bergamo, Piacenza, Pavia, Cremona, Vercelli und gründete die Macht seines Hauses, das nachher auch Parma noch erwarb und auf kurze Zeit Bologna und Genua, Pisa und Siena, Verona und Perugia. Giovanni Galeazzo war zu Ausgang des 14. Jahrhunderts der mächtigste Fürst Italiens, er ward Erbherzog durch König Wenzel für 100,000 Gulden: der viscontische Drache verdrängte die alte

Sonne im Wappen der Stadt Milano, dieser Königin der fruchtbaren Ebenen der Lombardei. Galeazzo führte die Untheilbarkeit und das Erstgeburtsrecht ein, er ging damit um, sich zum König Italiens zu machen. Er hat den Bau des schönen gothischen Domes zu Mailand begonnen, dieses Domes von glänzend weißem Marmor, mit seinem Wald von an 4000 Marmorbildsäulen auf dem Dache, er hat auch die berühmte riesenhafte Carthause, die Certosa bei Pavia gebaut. Nach seinem Tode aber verfiel die mailändische Macht und Venedig trat an die Stelle. Unter diesem Johann Galeazzo schon gingen die alten republikanischen Formen Mailands unter, an ihre Stelle trat ein militairischer Despotismus und eine unumschränkte Cabinetsregierung, eine drückende Cabinetsjustiz und eine schwere Finanzlast. Mailand ward der erste moderne Beamten-Staat mit geordneter Verwaltung, auf Militairmacht und absolutes Cabinetsregiment gegründet. An der Spitze des Justizwesens stand ein Obertribunal, der consiglio di giustizia zu Mailand. Es galt das statutarische Recht und zur Aushülfe das römische Gesetzbuch. An der Spitze der Verwaltung war der consiglio segreto, der geheime Rath des Herzogs, erst zu Pavia, später unter den Sforzas ebenfalls in Mailand. Seit Galeazzo ernannte der Herzog zu allen geistlichen Aemtern, nur bei den höheren behauptete der Papst das Bestätigungsrecht. Im 15. Jahrhundert trat die Familie Sforza an die Stelle des ausgestorbenen Hauses Visconti, Francesco Sforza, der Condottiere, der Anführer des mailändischen Militairs, folgte dem letzten Visconti. Die Sforza waren es, die die Franzosen nach Italien herein riefen, zu Ausgang des 15. Jahrhunderts.

Während das Signoren-, das absolute Fürsten-Regiment in Mailand seine Ausbildung erhielt, ward in Florenz die Demokratie, in Venedig die Aristokratie ausgebildet.

Florenz war eine guelfische Stadt, eine Stadt der Neri, der Schwarzen, wie die Guelfen sich auch nannten, die Familie der Buondelmonte stand an der Spitze. Ihnen gegenüber behauptete sich lange Zeit eine ghibellinische Partei, die Partei der Bianchi, der Weißen, mit der Familie Uberti an der Spitze. Erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts ward das ghi-

bellinische Element ausgeschieden. Ein halbes Jahrhundert vorher, schon 1266 kam die Demokratie, das popolare Regiment zu Stande. Ein Graf Guido ordnete die Zünfte: es waren ihrer zwölf, sieben höhere und fünf niedere. In jenen befanden sich die Rechtsgelehrten und Notare — die Mercatanti di calimala, die mit feinem, zubereitetem Tuche handelnden Kaufleute — die Wechsler — die Aerzte und Specereienhändler, die zugleich Apotheker waren — die Seiden- und Wollenwaarenhändler — die Kürschner — und die Tuchmacher. Zu den niederen Zünften gehörten die Baldigrari, die kleinen Händler mit Tuch, gestreiften Zeugen, Linnen- und Strumpfwirkerwaaren — die Fleischer — die Schuster — die Steinmetzen und Zimmerleute — und die Schmiede. Die Prioren dieser zwölf Zünfte, zu denen in der Mitte des 14. Jahrhunderts noch neun aus dem popolo minuto kamen, zusammen ein und zwanzig priori delle arti bildeten das Stadtregiment, die Signoria von Florenz, an deren Spitze ein Gonfaloniere della giustizia sich befand. Der Adel ward völlig von den städtischen Aemtern ausgeschlossen, die Ueberbleibsel der altadeligen Geschlechter, welche nicht verbannt wurden, mußten ihre Namen verändern, sich in die Zünfte einschreiben lassen, ein Gewerbe betreiben, wie die übrigen Bürger, um Theil am Stadtregiment zu erhalten. Nur zwei Monate lang dauerte die Gewalt eines in die Signoria Gewählten: ein größerer Rath, Consiglio grande und die Volksversammlungen standen der Signoria zur Seite.

In dieser, auf rein demokratische Basis gestellten Verfassung, wuchs nun, wie einst in dem auch demokratischen Athen, wieder jener wundervolle Baum der Kunst auf: Florenz, nach dem Vorgang Pisa's und Siena's ward vorzugsweise die Wiege der modernen, der neuitalienischen Kunst, es ward das neue, das italienische Athen. Wie das florentinische Volk vorzugsweise ein bedachtsames, ernstes, nachhaltig standhaftes, aber zugleich, — da das Mittelalter ganz eigentlich die Zeit des Zusammenbestehens der stärksten Contraste ist — ein ritterlich-schmuckes, vielredendes, heiteres Volk war, so prägte sich dieses ernst-heitere Wesen auch auf ihre Kunst auf mit aller Stärke. Noch jetzt ist die Stadt Florenz eine ungewöhnlich ernste Stadt, inmitten einer ungewöhnlich lieblichen Gegend. Noch stehen aus dem 13. Jahrhunderte,

wo die florentinische Demokratie sich zusammen setzte, mehrere Gebäude in dem ersten strengen, militairischen florentinischen Style. Hierzu gehört namentlich der von dem berühmten Arnolfo del Lapo in pietra forte gebaute alte Palast, der Palazzo vecchio, wo die Signoren wohnten und der Rath sich versammelte, ein imposantes, ehrenfestes, graues, festungsartiges Gebäude mit crennelirten Mauern, vorspringenden Steinen und doppelten Bögen, mit seinem auf vier Säulen ruhenden hohen, mit Schießscharten versehenen Glockenthurme. Unterhalb desselben, in den Mauergängen sieht man die Wappen der verschiedenen Regierungen, der republikanischen, oligarchischen und monarchischen, die sich in Florenz folgten, die weiße Lilie auf dem rothen Grunde, die Farbe der Gemeinde, die rothe Lilie auf dem weißen Grunde der Ghibellinen, die Schlüssel der Guelfen, die Werkzeuge der Wollkrämpler, die sechs Kugeln der Mediceer und endlich das Monogramm Christi, den die Florentiner bei der letzten Restitution des Hauses Medici 1527 sich zu ihrem Oberherren erwählten. Aus jener Zeit des 13. Jahrhunderts steht ferner noch in Florenz der Bargello, der Gerichtshof der Republik, auch von Arnolfo gebaut und der Palast Ferroni an der Trinitàbrücke, jetzt Hôtel de l'Europe. In diesen alten grauen Kolossen mit ihren ritterlichen, mit fein ausgezackten Zinnen umgürteten Mauern spiegelt sich noch heute der Geist, der das damalige Florenz durchdrang, dieser ernste, aber zierliche und schmucke Geist; er spiegelt sich auch in den Malereien, die aus jener Zeit noch erhalten sind, er spricht heraus aus jenem berühmten Hauptbilde der modernen Malerei, der kolossalen Maria mit dem Kinde des Giovanni Cimabue zu S. Maria Novella, die den sehr gelungenen Ausdruck heiligen, fast majestätischen Ernstes zeigt bei aller Herbe, Strenge und Steifheit. Dieser Giovanni Cimabue, der zu Ausgang des 13. Jahrhunderts malte, gilt als der Stifter der modernen Malerei: er verließ die byzantinische Manier, den Styl der Griechen, er studirte besonders wieder die Statuen des Alterthums, während in den Bildern seiner Vorgänger des Pisaners Giunta und des Sienesen Guido noch mehr die byzantinische Behandlungsart vorherrschte.

Im 14. Jahrhunderte gelang es ein paar Fremdlingen, in Florenz Fuß zu fassen, in dem stets unruhigen, unaufhörlich von

Faktionenkämpfen aufgeregten Florenz, dessen großer Dichter Dante als Ghibelline damals in Ravenna starb, in der Verbannung 1321. Zwei französische Prinzen aus dem befreundeten guelfisch-neapolitanischen Hause Anjou, Robert der Gütige und sein Sohn Carl, Herzog von Calabrien, dann ein französischer Ritter Walther von Brienne, der sich Herzog von Athen nannte, wurden zu Signoren angenommen. Als der Letztere nach seiner Landesart despotisch sich bezeigte, ward er vertrieben: damals 1343 war es, wo das demokratische Regiment noch fester zusammengeschlossen wurde, damals kamen die neun niederen Zünfte aus dem popolo minuto zu den zwölf älteren aus dem popolo grasso. Von Carl IV. erhielt die Signoria von Florenz, nachdem die Stadt, um sich gegen die ghibellinischen Visconti von Mailand zu schützen, ihm, Carl IV., dem deutschen Kaiser, sich ergeben, auf ewige Zeiten des Reichsvicariat gegen eine Geldsumme übertragen, zugleich versprach aber Carl, nie Florenz zu betreten. Damals lebten die großen Dichter Petrarca, er starb 1374 und Boccaccio, er starb das Jahr darauf. Gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts fing der Kampf der ärmeren gegen die reicheren Bürger an, es kam die Herrschaft der Wollkrämpler und die der Oligarchen, des neuen städtischen Adels, der reichen Popolanen, die Albizzi an der Spitze. Als Führer der ärmeren Volkspartei stellte sich das berühmte Haus der Mediceer. Diesen Mediceern, ursprünglich Wollwebern, die aber durch ihre Geldgeschäfte die ersten Banquiers Italiens wurden, gelang es, indem sie sich zu den Patronen der armen Bürger machten, durch ihre große Mäßigung, Umsicht und Ruhe, durch ihre humane Wohlthätigkeit und durch ihre Beförderung der Wissenschaften und Künste, das auf seine Freiheit so eifersüchtige Volk von Florenz in solcher Maaße zu zähmen, daß es sich seit Anfang des 15. Jahrhunderts, wo das wichtige Pisa unterworfen wurde, eine Hauptstadt der Ghibellinen, erst den Giovanni, der 1421 zum Gonfaloniere der Gerechtigkeit gemacht wurde, dann den Cosmo Medici mit ihrem immensen, durch Reichthum gestützten Uebergewicht gefallen ließ.

Unter Cosmus war eine schöne Zeit in Florenz: es war hier der Mittelpunkt der Kaufmanns- und Finanzoperationen, Päpste, Könige und Fürsten schlossen hier mit den Mediceern ihre

Geldgeschäfte ab, sie waren die Rothschild's des Mittelalters. Klug und weise hielt Cosmus durch Freundschaft mit den Sforza's, die in Mailand, der alten Feindin von Florenz, zum Regiment gekommen waren, das Gleichgewicht Italiens aufrecht. Durch Aufnahme griechischer Gelehrten aus Constantinopel, welches zu seiner Zeit an die Türken überging, erhob Florenz sich zum Sitz der neuen classischen Bildung. Vor allem blühten unter ihm die Künste: unter und seit Cosmus sind jene drei Prachtgebäude der florentinischen Architektur des 15. Jahrhunderts gebaut worden, jener ganz eigenthümlichen Architektur der zweiten florentinischen Epoche, die sich durch ihren stilo rustico auszeichnet, jener schlichten, festen, aber doch grandiosen und imposanten Architektur: der Palast Pitti, jetzt die Residenz der Großherzoge von Toscana, von dem berühmten Meister der florentinischen Domkuppel Filippo Brunelleschi gebaut, der Palast Riccardi, jetzt Medici genannt und der Palast Strozzi sind die Zierden von Florenz noch heut zu Tage. Unter Cosmus lebte der berühmte Bildhauer Lorenzo Ghiberti, der 1430 jene berühmte mittlere Thüre von Bronze am Battisterium zu Florenz fertigte, die das größte Meisterstück der neuen bildenden Kunst ist, von der Michel Angelo bekanntlich sagte, daß sie werth sei, am Eingang des Paradieses zu stehen. Endlich blühte auch unter Cosmus von Medicis die Malerei in ihrer köstlichsten Blüthe: es lebten damals jene Maler des berühmten Campo Santo, des Gottesackers von Pisa, (wozu ein Erzbischof heilige Erde vom Kalvarienberge zu Jerusalem in mehreren Schiffsladungen herbeigeführt hatte), jene Maler, die über ein Jahrhundert lang die schöne überwölbte gothische Halle, die diesen Kirchhof umschließt, mit den herrlichsten Fresken ausschmückten; es lebte vor allen damals jener kindliche Maler Fra Giovanni Angelico da Fiesole, ein Mönch des Dominikanerklosters S. Marco zu Florenz, von dem die Frau Gräfin von Hahn so schön sagt, daß ihm „die Bilder aus dem Pinsel, wie Blumen aus dem Stengel blühen, diese Bilder, in denen eine ganz lichte, goldene, farbige Welt, ein wahrer Christbaum von innerer Freudigkeit, etwas ganz Unweltliches strahle von Glanz und Glück und Liebe.“ Es sind dies die sogenannten vorrafaelischen Meister, die, wie die gleichzeitigen Maler der flamändischen Schule,

die Gebrüder van Eyck und Hemling in ihrer Art, in der mystisch-religiösen Auffassung, das Höchste geleistet haben. Die Paradiese, die Jungfrauenkrönungen, die Heiligenversammlungen des Fiesole, auf Goldgrund, gewöhnlich mit den hellsten und heitersten Farben und im Rosenlicht des Morgens gemalt, sind allerdings nichts anderes, als eine „nach außen gekehrte Seele." Am Ende des Mittelalters erscheint dann unter den florentinischen Malern der größte, als Zeitgenosse des größten Malers der römischen Schule, Rafael's, Linardo da Vinci, der Meister des berühmten Abendmahlbildes im Refektorium des Klosters S. Maria delle Grazie zu Mailand, dieser Linardo, in dem noch die ganze zarte und tiefsinnige, geheimnißvoll-träumerische Schwärmerei des Mittelalters pulsirt, die aber doch schon mit der warmen Lebensfülle der modernen Kunst überhaucht ist.

Auf Cosmo, den die Florentiner den Vater des Vaterlands nannten, folgte der schwächliche Pietro, dann Lorenzo, der prächtige, il magnifico, der aber zugleich auch weise war, wie sein Großvater: er ward schon als Fürst von Florenz betrachtet, auch nach der Verschwörung der Pazzi, die der Papst Sixtus IV. anstiftete, um ihn, den Bürgerfürsten, aus dem Wege zu räumen. Nur sein Bruder Giuliano ward damals und zwar in der Hauptkirche von Florenz beim Gottesdienst durch den Statthalter Christi ermordet. Lorenzo gab den Handel auf, kaufte Grundeigenthum, ward der kluge Lenker und Vermittler aller Parteien Italiens: es bildete sich durch ihn vornehmlich die Idee des politischen Gleichgewichts in Italien aus, die nachher auch auf das europäische Staatensystem übergetragen worden ist. Unter ihm ward das italienische Theater einheimisch: mit dem Drama Orfeo des Dichters und Freundes Lorenzo's, Angelo Poliziano, kam die dramatische Kunst wieder in Italien auf, die nachher auch Rom und Venedig und ganz Italien so leidenschaftlich beschäftigt hat und noch gegenwärtig beschäftigt. Es war dieser Lorenzo der italienische Perikles, es liegen ihm sehr gewaltthätige Handlungen zur Last, er plünderte Volterra, er bemächtigte sich der Pupillengelder, unter dem Vorwand der öffentlichen Bedrängniß. Trotz dem großen Glanze durch die Wissenschaften und Künste, trotz der Verbindungen mit der ganzen Welt, trotz dem Reichthum Einzelner, hinterließ er, wie

Perikles Athen, sein Vaterland demoralisirt und schwach. Schon nach Lorenzo's frühem Tode 1492 warf sich sein Sohn Pietro II., der sich mit den Mailändern überwarf, den Franzosen in die Arme. Vier Jahre nach seiner Vertreibung 1498 ward Niccolò Machiavelli Secretair der Republik Florenz, der erste große Staatsmann, der eine neue Zeit eröffnet, Machiavelli, der den Fürstenabsolutismus in seinem principe als Gegenmittel gegen das Alles zersplitternde, den Fremden Thür und Thor öffnende Faktionenwesen zuerst wissenschaftlich begründet hat, den Fürstenabsolutismus, den nachher im 17. Jahrhundert Frankreich durch seinen großen Geistlichen, den Cardinal Armand Richelieu und seinen großen König Ludwig XIV. praktisch zuerst ausgebildet hat, im größten Style.

Während in Mailand frühzeitig und gänzlich, in Florenz spät und nur faktisch die republikanischen Formen und Institutionen in eine Fürstenregierung sich umwandelten, erhielt sich die republikanische Regierung in Venedig, sie erhielt sich durch vierzehn Jahrhunderte hindurch, — so lange wie keine andere Republik der Welt — in der Form der Erb-Aristokratie. Wir erinnern uns, daß Venedig durch Flüchtlinge bei Attila's Einbruch in Italien gegründet ward: die Stadt ward auf lauter Inseln erbaut und mußte durch ungeheure Dämme dem Meere und durch Bepfählung des Grundes den Lagunen, den Seemorästen abgewonnen werden. Im Anfange war demokratische Verfassung, das Volk übte die gesetzgebende Gewalt unter einem Doge, welcher die ausübende hatte. Der erste Doge ward 697 gewählt, Paolucci Anafesto. Die ungeheuren Anstrengungen, die gemacht werden mußten, um auf dem Meeresgrunde, in den Lagunen, festen Fuß zu fassen, die Kämpfe mit den arabischen Corsaren stählten von Anfang den Charakter der Venetianer. Schon zu Ausgang des 10. Jahrhunderts eroberten sie auf der Küste von Dalmatien Zara, schon im 11., noch vor den Kreuzzügen, ward die weltberühmte St. Marcus-Kirche gebaut, dem Evangelisten Marcus, dem Schutzpatron Venedigs zu Ehren, eine römische Basilica, aber nach dem Muster der griechischen Sophienkirche, das Dach von vielen fast gleich hohen Kuppeln zusammengestellt, diese Marcus-Kirche, die in ihrem ernsten, dunkeln, mit Gold überkleideten Innern besonders so höchst imposant ist, die aber

auch von Außen die feinsten, zierlichsten Marmor-Sculpturen zeigt, die, wie aus Elfenbein geschnitzt, in den blauen Himmel emporragen; neben ihr steht der schlanke, leicht gebaute Glockenthurm, einer der höchsten Thürme Italiens, ebenfalls aus jener Zeit. Hauptsächlich durch die Kreuzzüge hob sich Venedig an Macht und Reichthum, es ward auch das Haupt des lombardischen Bundes. Seine Glanzperiode aber begann mit der Eroberung des griechischen Kaiserthumes in Gesellschaft der französischen Kreuzfahrer unter dem hundertjährigen, blinden, aber höchst feinen Dogen Dandolo, der ein Jahr nach seiner Eroberung von Constantinopel hier starb, 1205. Damals erwarb Venedig nächst einem eignen Quartier von Constantinopel zur Handelsniederlage, Candia, Negroponte, einen Theil von Griechenland mit den Städten Modon und Coron, mehrere Inseln im Archipel und dem ionischen Meere. Die berühmten vier ehernen Pferde kamen dazumal nach Venedig, zum Schmuck des Hauptportals des St. Marcus. In den eroberten griechischen Ländern erhielten die venetianischen Nobili bedeutenden Privatbesitz und die Beamtenstellen übertragen, mit ziemlich freier Hand, alles nur unter dem Schutz des großen Patrons, des heiligen Marcus. Griechische und französische Familien erkannten die venetianische Lehnsherrlichkeit an. Candia und die Besitzungen in Griechenland wurden förmlich colonisirt: ein Drittel erhielt die Kirche, ein zweites nebst den Regalien ward Staatsgut, das letzte in Reiter- und Fußlehen ausgethan. Die politische Macht und die Handelsherrschaft in Griechenland blieb fortan den Venetianern, auch als die Genuesen 1261 den griechischen Kaisern ihr Reich wieder erobern halfen. Mit Genua aber entbrannte ein Kampf um die Handelsherrschaft, ein Kampf auf Leben und Tod. Damals verband sich Venedig mit dem Mamelucken-Sultan von Egypten und führte den indischen Welthandel über Alexandrien: hier und in Aleppo stationirten venetianische Consuln. Eine Gesandtschaft der Mongolen, die damals das Chalifat in Asien stürzten, erschien in Venedig, Marco Polo reiste nach China, um die Handelsverbindungen auszubreiten. Lange hatte sich im Innern der nun schon meerbeherrschenden Stadt — Venezia la dominante nannte sie sich selbst — die popolare Partei unter dem Schutze des Hauses Tiepolo gegen die aristokratische, an deren

Spitze das Haus Dandolo stand, behauptet. Endlich im Jahr 1297 erfolgte das berühmte Serrar del maggior consiglio, Venedig constituirte sich zu einer geschlossenen Erbaristokratie unter einem Doge, der zwar lebenslänglich, aber nur ein Schattenbild war. Die ganze Macht war von nun an bei diesem geschlossenen Corps feiner, weltkluger, aber wo es galt, höchst entschlossener und energischer Nobilis von Venedig, deren gegen Ende des Mittelalters 3000 über Hunderttausende herrschten. Es gab zwar eine Volksversammlung, den Arengo, aber das Volk acclamirte nur zu dem, was die Nobili und die Signoria beschlossen hatten, 1423 ward dieser Arengo ganz abgeschafft. Nur in großen Nothfällen, um Geld zu Kriegen, wie z. B. gegen Genua und später gegen die Türken zu erhalten, ward das goldene Buch geöffnet und neue Nobili eingetragen. Die Hauptstütze dieser venetianischen Erbaristokratie ward der berühmte Rath der Zehner, das Consiglio de' Dieci, das nach der Verschwörung des Tiepolo für die Staatsverbrechen niedergesetzt ward, als ein stehendes, ordentliches Gericht mit ausgedehnter Machtvollkommenheit 1335. Es bewährte sich dieses Gericht schon sehr bald bei der Verschwörung des Dogen Marino Falieri, zwanzig Jahre später. Nachher ward ein besonderer Ausschuß aus diesem Rath der Dieci gewählt: die drei berühmten Staatsinquisitoren, welches jederzeit nur alte Leute sein durften, bei denen man annahm, daß die Leidenschaften ausgetobt und Besonnenheit allein noch übrig geblieben sei in den abgekühlten Seelen. Durch diese allgefürchtete Staatsinquisition, die nur stumme Ruhe und starres Schweigen duldete, ward Venedig das italienische Byzanz, eine Stadt, wo aller Schauer, aber auch alle Wonne des Morgenlands sich begegneten, wo die zaubervollsten Genüsse, aller Glanz, alle Herrlichkeit, die der Orient und Occident boten, die feurige Gluth des wärmsten, reichsten, heitersten, blühendsten Lebens mit dem gestrengsten, kältesten und blutigsten Despotismus auf eine wunderbare Weise vereint war. 1338 machte Venedig die erste Erwerbung auf dem Festland von Italien, Trevigi; 1379 ward, nachdem der Genuese Doria schon Chiozza erobert, Genua durch Vittore Pisani und Zeno geschlagen, im Frieden zu Turin 1381 blieb Venedigs Uebergewicht entschieden. Seit dem Tode des großen Johann Galeazzo Visconti von Mailand 1402, faßte Venedig den

festen Plan, sich zur ersten Macht Italiens zu machen: es erobert kurz hintereinander Vicenza, Padua, Verona, dann Brescia, Bergamo und Crema, Dalmatien wird von Ungarn behauptet, das Friaul vom Patriarchen von Aquileja. Der erste Stoß kam den Venetianern durch die türkische Eroberung Constantinopels 1453; zwar erhielt die Republik Handelsfreiheit, ein venetianischer Baïlo blieb in Constantinopel, aber der Friede konnte nicht bestehen, Venedig trat mit Persien in Verbindung, 1464 waren persische Gesandte deshalb in Venedig, 1470 ging Negroponte verloren, dagegen aber ward Cypern, gegen 8000 Ducaten Tribut an den Sultan von Egypten, erworben. Seitdem wehten von jenen drei Mastbäumen vor dem Portale der Marcuskirche die Banner mit St. Marcus geflügeltem Löwen zum Zeichen der Herrschaft der Republik über Morea, Candia und Cypern. Seit aber die Portugiesen den Seeweg nach Ostindien entdeckt, ging der höchst einträgliche, indische Handel verloren, immer aber behauptete Venedig noch den levantischen Handel und zwar lange Zeit noch ausschließlich, bis die Holländer, Engländer und Franzosen aufkamen und ihn mit ihnen theilten.

Während ihrer Blüthenzeit nun, vom 13. bis 16. Jahrhunderte, hatte dieses mystische, geheimnißvolle, mit dem adriatischen Meere alljährlich feierlich verlobte, so regsame und doch so stille Venedig, dessen Straßen die Canäle, die Meeresarme sind, dieses Venedig, dem der Welthandel alle Schätze aufgeschlossen hatte, sich mit wunderwürdigen Bauten geschmückt. Es hatte seit dem 14. Jahrhundert statt des frühern römisch-byzantinischen Styles, in dem die Marcuskirche gebaut ist, nachdem die Berührungen mit den Arabern und Deutschen zu den früheren mit Byzanz hinzugetreten und die vorherrschenden geworden waren, einen neuen arabisch-gothischen Baustyl eingeführt, es hatte in diesem neuen Style den prächtigen Dogenpalast, unter dem Dogen Marino Falieri aufführen lassen, jenen feinen und zierlichen palazzo ducale, der mit seinen doppelt durchbrochenen Arkadenreihen, seinen gothischen Spitzbogenfenstern und seiner arabischen, netzartigen, weißen und röthlichen Marmorüberkleidung noch jetzt eine Hauptzierde des einzigen Marcusplatzes ist. Hier wohnte der Doge, hier versammelte sich die Signoria und der große Rath, die gesammte stolze Aristokratie der Nobili von Venedig,

hier wurden die Staatsgeschäfte, die drei Welttheile umfaßten, berathen, hier waren aber auch die Gefängnisse, jene schrecklichen Spelunken, die im Dreieck erbaut, den Gefangenen nur in der Mitte einen halb aufrechten Gang möglich machten, jene famosen Brunnen, in denen die engen Lagerstätten dieser Gefangenen förmlich ins Wasser gestellt waren, so daß sie darin verfaulten, jene glühenden furchtbaren Bleikammern endlich und der schauerliche ponte de' sospiri, die weltberühmte Seufzerbrücke. In diesem palazzo ducale verherrlichte die reiche, warme, prächtige, Freude und Leben athmende Kunst Titian's und seiner höchst zahlreichen Schule später durch patriotische Bilder die bella Venezia, diese venetianische Kunst, die durch die Herrlichkeit der Farbe ausgezeichnet ist, und die das Höchste im Portrait geleistet hat, diese Kunst, in der alle jene Elemente pulsiren, aus denen dieses wunderbare Venedig so zauberhaft gemischt war, diese pompöse, historisch-allegorische Kunst, die so viele Paläste Venedigs mit ihren Wand- und Deckenbildern erfüllt hat, Bildern, die so reich und prächtig componirt sind, daß ihre Gestalten oft unter dem Pompe der Ausstattung erliegen. Auch das weltberühmte Arsenal, das eine ganze Insel bedeckt und trotz seiner massiven Großartigkeit doch ein sehr zierliches Gebäude ist, ward damals erbaut und eine Menge jener zahlreichen herrlichen Marmorpaläste, deren prächtige Façaden und Balcone die Canäle dieser noch in ihrem Verfalle so höchst interessanten Stadt entlang, die Bewunderung aller Reisenden bis auf den heutigen Tag sind.

Zu Ende des Mittelalters besaß Venedig außer dem eigentlichen Dogado di Venezia, dem Herzogthume, auf der terra firma, dem Festland, halb Oberitalien bis zum Po, Mantua, Bergamo, eine Zeitlang Ravenna, die Städte Rimini und Faenza in der Romagna und mehrere neapolitanische Häfen, außerdem die Colonien Istrien, Dalmatien, Albanien, Candia, Cypern, einige Städte in Morea, mehrere ionische und griechische Inseln. Die meerdominirende Venezia konnte sich rühmen, ehe die Türken ihr so viel entzogen hatten, den vierten Theil der Länder des kaiserlichen Roms unter ihre Herrschaft gebracht zu haben, sie konnte sich die erstgeborne Tochter der römischen Republik mit Recht nennen, die erste Macht Italiens war sie unbestritten.

Nur die Nobili führten das Regiment in Venedig, nur die Bürger der Stadt waren Bürger, nicht die Bürger der terra firma, auf diese war das Recht der Cittadinanza, das Bürgerrecht, nicht ausgedehnt, sie waren bloße Unterthanen. Groß war das Ansehen, das die Venetianer durch ihren Landbesitz und Handel, ihren Reichthum und ihre Kunst, namentlich aber durch ihre feine, geheime, aber weltwirksame, Staatskunst und ihre leise auftretende, biegsame, aber feste und sichere merkantile Klugheit sich erwarben, so daß sie noch 1648 mit dem Papste zugleich den westphälischen Frieden zwischen den europäischen Potentaten vermittelten. Die venetianische Politik war eine ganz eigenthümliche Politik, sie kümmerte sich weder um den Kaiser, noch um den Papst, sie kümmerte sich um keinen heiligen Petrus und keine heiligste Maria, weil sie ihren Schutzpatron, St. Marcus hatte, ihren großen St. Marcus, an den sie allein glaubte. „Siamo Veneziani, poi Christiani," erst wollen wir Venetianer sein, dann Christen, war der Wahlspruch dieses stolzen Venedigs, dem Papst, dem ganzen Festland Italiens und dem Kaiser zum Trotze — und ein anderer war der: „Gut stehn mit dem Nachbar, aber noch besser mit dem Nachbar des Nachbars."

Die Geschichte der beiden andern Staaten, die, wie ich oben sagte, im obern Italien, nächst Venedig, Florenz und Mailand noch eine Blüthe erlangten, muß ich der Kürze wegen übergehen. Was Genua betrifft, so bemerke ich nur, daß es, als es den byzantinischen Kaisern Constantinopel wieder erobern half, die Vorstädte Galata und Pera in Constantinopel, Kaffa am schwarzen Meere und Asow am asowschen Meere erwarb. Es erhielt sich, obwohl weit unter Venedig an politischer Macht, dennoch in bedeutender Handelsblüthe bis zum 16ten Jahrhundert, legte sich dann besonders auf Geldgeschäfte, ward an der Stelle von Florenz und bis Rom im Anfang des 17ten Jahrhunderts wieder an Genua's Stelle trat, der große Geldmarkt, dessen Capitalisten hauptsächlich in den königlich-spanischen Anleihen ihre Fonds unterbrachten. Außerordentlich prächtig, ja pomphaft, durch das afrikanische Clima begünstigt, schmückte Genua seine finstern, himmelhohen Straßen durch Bauwerke aus, jene Marmorstraßen und Marmorpaläste Doria, Balbi, Sauli, Paläste, die mit schwebenden Gärten und Terrassen ab-

wechseln und die gegenwärtig immer mehr in Verfall übergehen, ein Verfall, der die Stadt, die sich selbst „la superba“ nannte, jetzt zu einer traurigen Stadt macht. Die Verfassung wechselte in Genua sehr, am Ende des Mittelalters stand es unter französischer Herrschaft, durch die Spanier ward es wieder eine Aristokratie, der große Admiral Carl's V., Doria, ward ihr Doge.

Savoyen dagegen bildete die monarchische Verfassung rein aus, wie das nahe gelegene Frankreich; von den Thoren Lyon's bis zu den lieblichen Ufern des lago maggiore, von den silbernen, sonnenbeglänzten Gletschern Berns bis zu den Seealpen Nizza's ward alles Land dem Herzog von Savoyen unterworfen. Eine politische Macht erhielt er aber erst in den neueren Zeiten nach der Reformation, durch die eigenthümliche Lage seines Landes, die sein Bündniß den Franzosen, wie den Spaniern und Oestreichern wünschenswerth machte.

Ich komme nun auf Mittelitalien. Die Hauptmacht in Mittelitalien war der Kirchenstaat, Rom. Dieses Rom hatte das ganze Mittelalter hindurch ein sehr gemischtes Staatswesen: der Papst sprach die Oberherrschaft an, eine mächtige Baronenaristokratie machte sich geltend, unter denen die Colonna an der Spitze der ghibellinischen, die Orsini an der Spitze der guelfischen Partei standen; von Zeit zu Zeit tauchten in Rom auch alte Freiheitsideen auf, wie wir unter Arnold von Brescia, dem ersten Protestirenden, sahen und namentlich im 14ten Jahrhundert, während der Papst in Avignon in der französischen Gefangenschaft war, durch den berühmten Tribun von Rom, den Cola Rienzi, es sich begab. Während die Päpste mit den Kaisern um die Herrschaft der Welt stritten, wurden sie wiederholt durch die römischen Barone und das Volk aus ihrer Residenz verjagt, wir sahen, wie oft sie genöthigt waren, bei ihren Freunden, den allerchristlichsten Königen, in Frankreich Quartier zu suchen. Diese Besuche hatten endlich, wie ich bereits andeutete, einen sehr schlimmen Erfolg, es ward eine Gefangenschaft daraus. Die Franzosen, die ersten, die den Papst erhöht haben, sind auch die ersten gewesen, die ihn in der öffentlichen Meinung heruntergebracht haben. Sie hatten den Statthalter Christi bei seinen wiederholten Ansprachen auf französischem Boden genauer

kennen lernen, der Nimbus, den nur die Ferne macht — je weiter von Rom, desto mehr galt der Papst — war gewichen. Unter Bonifacius VIII., der, früher ein Rechtsgelehrter, 1294 den päpstlichen Stuhl bestieg, kam endlich die Rache der Könige für Canossa, sie kam durch Frankreich, sie kam bei Gelegenheit des Streites Philipp's des Schönen mit diesem Papste. Es handelte sich um die Besteuerung der Geistlichen in Frankreich, welcher der Papst schlechterdings widersprach. Philipp erklärte, er werde sich nie in weltlichen Dingen dem Papste unterwerfen und verbot sofort alle Geldsendungen aus Frankreich. Dies war dem Papst Bonifacius, dem Stifter des Jubeljahres, der mit diesem Jubeljahre zuerst die päpstlichen Finanzen methodisch zu bereichern suchte, höchlich zuwider. Philipp von Frankreich kam auf gar ärgerliche Weise hierauf in Schriften mit dem Statthalter Christi zusammen, einem von Charakter vorzugsweise leidenschaftlichen Manne, der der derben Festigkeit Gregors's VII. und der feinen Innocenz III. gänzlich entbehrte. Der Papst erließ hierauf die berüchtigte Bulle Unam Sanctam, die die päpstliche Allgewalt mit den Sätzen: „Ueber Alles auf der Welt hat der Papst nicht bloß geistliche, sondern auch weltliche Gewalt, der Papst kann Könige ein- und absetzen" auf die höchste und unverhüllteste Spitze trieb. Philipp, wieder zum deutlichen Beweise, daß der Zeitgeist nicht für die monströsen Prinzipien des Papstthums war, schrieb mit Bewilligung seines ganzen Reiches zurück. „Philipp, von Gottes Gnaden König der Franzosen an Bonifacius, der sich für den Oberpriester ausgiebt, mäßigen oder gar keinen Gruß. Es wisse deine große Abgeschmacktheit, daß wir in Betreff des Weltlichen unter Niemandem stehen." Darauf folgte der Bann des Königs: damals aber war es, wo Philipp der Schöne, den freien Mittelstand der Bürger wieder zur Vertretung des Staates berufend, zum erstenmal die Etats généraux aus den drei Ständen, Prälaten, Baronen und den guten Städten, dem tiers état, in Paris versammelte 1302. Diese Etats généraux erklärten sich sehr energisch gegen den Papst. Noch energischer Philipp. Er befehligte seinen Kanzler Nogaret, in Verbindung mit der römischen Familie Colonna von der ghibellinischen Partei, mit der der Papst eben damals in heftigem Streit lag,

den römischen Oberpriester ohne Weiteres aufzuheben und nach Lyon abzuführen, wo ihm in einem allgemeinen Concilium die Schlüssel abgenommen werden sollten. Das Unternehmen gelang im September 1303 zu Anagni, der Geburtsstadt des Papstes, wohin Bonifacius sich zurückgezogen hatte. Nogaret und Sciarra Colonna schlichen sich bei Tagesanbruch in Anagni ein, das Volk schließt sich ihnen an, man dringt in den Palast des Papstes. Der Papst saß auf einem Thron, im Mantel des heil. Petrus, auf seinem Haupte die mit zwei Kronen als Symbol der beiden Gewalten geschmückte Tiare, in der Hand das Kreuz und die Schlüssel. Er ergießt sich in Schmähungen gegen den französischen König. Darauf giebt der römische Baron Colonna dem römischen Papste eine Ohrfeige, er würde ihm mit dem Schwerte die Brust zerstoßen haben, wenn ihn nicht Nogaret zurückgehalten hätte. „Elender Papst, ruft Colonna, erkenne die Güte des allergnädigsten Königs von Frankreich!" Nach dreitägiger Gefangenschaft, wo Bonifacius, aus Angst, vergiftet zu werden, sich mit ein wenig Brot und Eiern nährte, befreite ihn das wieder gewonnene, wandelbare Volk, er reiste nach Rom ab und starb hier nach einem Monat, an der Alteration, im Wahnsinn.

Damals, im Jahre 1303 war es, wo das Reich der Lilien, unter allen Reichen Europa's zuerst, sich von der Oberherrschaft des Papstes mit Hülfe der Stände losreißend, eine selbstständige Nation ward. England folgte nach unter Eduard III. aus dem Hause Plantagenet-Anjou 1335, wo es dem Papst den Peterspfennig vorenthielt; drei Jahre darauf schlossen auch die deutschen Kurfürsten unter Ludwig dem Baier den Kurverein zu Rhense, zu Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit des deutschen Reichs vom römischen Stuhle.

Nur Ein Papst ward nach Bonifacius VIII. noch in Rom gewählt, der genöthigt ward, den französischen König zu absolviren; darauf ward der erste Franzose, Clemens V., früher Erzbischof von Bordeaux, auf den Stuhl St. Peters befördert. Er mußte die Bulle Unam Sanctam förmlich aufheben. Clemens V. ging gar nicht in das von Factionen aufgeregte Rom und den Kirchenstaat, er blieb in Frankreich, nahm seine Residenz zu Avignon, dorthin kam das Cardinalcollegium, das

üppige Leben der Päpste von Avignon fing an, dieser Päpste, die so viel Geld brauchten und deshalb das Ablaßsystem so ausbildeten, worin besonders der, auch durch seinen Streit mit den strengen Franciskanern berüchtigte Johann XXII. sich hervorthat. In Rom residirte nur ein päpstlicher Legat, der gegen die Barone und das Volk gar wenig vermochte. Nach der siebzigjährigen babylonischen Gefangenschaft der Päpste in Avignon, wie sie sie nannten, erfolgte das große päpstliche Schisma: von nun an hat die Christenheit vierzig Jahre lang zwei Päpste, einen zu Avignon, einen zu Rom. Jenen, den Papst zu Avignon erkennt Frankreich, das französische Haus in Neapel, Spanien und das seit der sicilianischen Vesper 1282 von Neapel losgerissene aragonesische Sicilien an; diesen, den Papst zu Rom, Deutschland, Ungarn, Polen, der Norden, England und Portugal. Die Simonie, die ehemals die Päpste den Kaisern so hart vorgeworfen, ward nun von ihnen selbst aufs Ungescheuteste betrieben, unermeßlich bereicherten sich in diesen Zeiten, vom 14ten Jahrhundert an, die Päpste: Johann XXII. soll fünf und zwanzig Millionen Goldgulden, Ducaten hinterlassen haben, eine für jene Zeit, wo das amerikanische Gold noch nicht in Europa cursirte, ungeheure Summe; noch Kaiser Maximilian sagte, daß die Päpste hundertmal mehr aus dem Reiche zögen, als der Kaiser. Während dieses vierzigjährigen großen Schisma's der Päpste nun, von 1378 an, seit Gregor XI., der nach Rom zurückkehrte, bis zum Concil von Constanz, das endlich 1417 wieder Einen Papst machte, Martin V. aus dem Hause Colonna, wußte man nicht, wem Rom und der Kirchenstaat angehöre, dieser Colonna erst stellte die weltliche Herrschaft im Kirchenstaat wieder einigermaßen her. Rom war aber damals, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts eine Stadt der Kuhhirten, ohne Pflaster, das Vieh ging in den Straßen, die Einwohner waren nicht von den Bauern der Campagna zu unterscheiden. Nicolaus V., der 1447 den päpstlichen Stuhl bestieg, war es, der den Plan faßte, Rom durch die damals neu aufwachende classische Bildung und den Schmuck der Künste wieder zur wirklichen Hauptstadt der Welt zu machen. Er legte die berühmte vaticanische Bibliothek an, er unternahm die ersten großen Bauten in Rom durch seinen berühmten Baumeister Leon

Battista Alberti: das Geld, das die nach Rom zum funfzigjährigen Jubiläum Pilgernden zahlten, mußte ihm die Mittel dazu in die Hände geben. Um die Barone und das Volk im Zaume zu halten, legte er nach dem Beispiel der Signoren in den andern italienischen Städten eine Citadelle in Rom an, er ließ das Grabmahl Hadrian's, die Engelsburg befestigen. Unter demselben Nicolaus V., durch Aeneas Sylvius, aus dem Hause Piccolomini, den Secretair Kaiser Friedrich III., nahm der päpstliche Stuhl, der früher sich regelmäßig mit der Fürstenaristokratie gegen den Kaiser verbündet hatte, eine andere Politik an, die ein zweiter großer Wendepunkt für Deutschland geworden ist: Aeneas Sylvius Piccolomini schloß die berüchtigten Wiener Concordate mit dem Kaiser 1448, ohne Concurrenz der Reichsstände ab, die Wiener Concordate, worin die durch die Basler Concilienbeschlüsse erschütterten päpstlichen Rechte und Geldvortheile fast alle wieder anerkannt wurden. Von da an ist die innigste Verbindung zwischen den deutschen Kaisern und Päpsten geblieben, beide Theile hatten erkennen gelernt, was sie einander nützen könnten, um sich gegen ihre Fürsten und Barone, und gegen die doch manchmal aus der Unterwürfigkeit heraustretenden Bischöfe und gegen die Mönche, wie die Franziscaner, zu behaupten. Aeneas Sylvius ward später selbst Papst 1458, Nachfolger Nicolaus' V., er nahm den Namen Pius II. an, er war es denn auch, der 1460 verbot, an ein Concil zu appelliren, der es decretirte, daß ein Papst infallibel sei.

Eugen IV., der Vorgänger Nicolaus' V., hatte eine harte Wahlcapitulation zu Gunsten der Cardinäle unterzeichnen müssen, worin die Theilung aller Regierungsrechte und sogar der Einkünfte zwischen dem Papst und dem Cardinal-Collegium festgesetzt war; Nicolaus' zweiter Nachfolger, Paul II., durfte es schon wagen, die Cardinäle zur Zurücknahme dieser Capitulation, die noch von ihm beschworen worden war, zu zwingen. Unter ihm fängt schon das luxuriöse Leben von Rom an, das Luther später, nachdem er es mit Augen erblickt, der Welt bekannt gemacht hat. Damals kamen die famosen montes pietates auf, die Leihhäuser, die man angeblich um dem Wucher der Juden zu steuern stiftete und die doch selbst die schlechtesten

päpstlichen Wucheranstalten wurden. Unter Paul ward der berühmte Palast San Marco gebaut, der letzte und auch der einzige Palast in Rom, der noch den mittelalterlichen Charakter treu bewahrt, jetzt die Wohnung der östreichischen Gesandtschaft in Rom, am Ende des Corso. Paul's Nachfolger Sixtus IV. setzte die Bauten fort, die von nun an einen andern, einen modernen Styl an sich tragen, von ihm ist die berühmte Sistina gebaut, diese weltberühmte Capelle durch die Musik, die alljährlich in der Osterwoche dort aufgeführt wird; er suchte vornehmlich durch neue Taxen der römischen Curie sich zu bereichern, dem ausdrücklichen Gebote zuwider, umsonst zu geben, was man umsonst empfangen, eine Gewalt, die umsonst ertheilt ist, auch nicht für Geld auszuüben. Es sind dies die „neuen Funde" die später die Gravamina deutscher Nation und zwar vergebens angriffen, weil eben der Kaiser sich mit dem Papste durch das Concordat verständigt hatte. Dieser Sixtus hielt ein öffentliches Freudenhaus in Rom, das ihm jährlich 20,000 Kronen einbrachte; er war es, der hauptsächlich den Nepotismus, die Begünstigung der päpstlichen Familien auf Kosten des römischen Stuhles betrieb, eine Begünstigung der Familien, wegen deren Schädlichkeit doch die Geistlichen sich den schändlichen Cölibat, der sie verhindern sollte, eine Familie zu haben, hatten müssen auflegen lassen; er war es, der den Aemterverkauf bei der römischen Curie, der nachher in Rom ganz gemein wurde, von hier sich nach Frankreich und Spanien verpflanzte, in ein förmliches System brachte. Mit ihm, diesem Sixtus kam auch der Anfang der ganz weltlichen Richtung der Politik, er war es, der die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer anstiftete, ihre Ermordung in der Kirche zu Florenz. Ihm folgte ein Papst, der den Namen Innocenz VIII. annahm, diesem „Unschuldigen" schreibt man vierzehn oder sechszehn natürliche Kinder zu. Dann kam jener lasterhafteste aller Päpste, jener weltberüchtigte Alexander Borgia, der von 1492 bis 1503 auf dem römischen Stuhl saß, der Vater der Lucrezia Borgia, die zugleich ihres Vaters und ihres Bruders Maitresse war. Dieser Borgia, der sich über nichts in der Welt Scrupel machte, der zuerst officiell erklärte, der Ablaß erlöse Alles aus dem Fegfeuer, war es, der endlich der römischen Baronenaristokratie ein Ende machte,

sie von Grund aus stürzte. Sein Nepote, der berüchtigte Cesare Borgia, der Herzog von Valentinois ward und später von Romagna, verband sich erst mit den Guelfen gegen die Ghibellinen, um diese niederzuwerfen und wußte dann auch jene zu beseitigen. Er vernichtete die Aristokratie der Barone des Landes, er schonte Niemand, sogar nicht seinen eignen Schwager und Bruder, in Rom zitterte Alles vor Vergiftungen, alle Nächte gab es Erschlagene. Dieser Alexander, der auch die Censur wieder anordnete, wie ehemals Augustus, damit von seinem abscheulichen Leben nichts öffentlich werden solle, starb endlich selbst an Gift, an vergiftetem Confekte, das er einem seiner reichsten Cardinäle hatte vorsetzen lassen und das, weil dieser den Küchenmeister bestochen, ihm, dem Papste, selbst vorgesetzt ward.

Alexander'n folgte Julius II., der „der kriegerische Papst" heißt, durch den gegen 200,000 Menschen umgekommen sein sollen, und der auch Türken in seinem Dienst hielt, wie Kaiser Friedrich II. Araber gehalten hatte, was die Päpste ihm auch so hart vorwarfen; unter ihm siegte die Politik gänzlich über die kirchlichen Interessen, der päpstliche Hof ward vollkommen ein frivoler weltlicher Fürstenhof, es wechselten mit dem Kriegshandwerk nur Jagden, Fischfang, Landpartien und Feste. Julius stürzte den Cesare Borgia, er hielt mit starker Hand die Cardinäle und Barone darnieder, er zog selbst mit zu Felde, er eroberte alles Land von Piacenza in Oberitalien bis Terracina im unteren, so viel, wie er hat nie wieder ein Papst besessen. Machiavelli sagt: „sonst war kein Baron klein genug, um die päpstliche Macht nicht zu verachten, jetzt hat vor ihr der König von Frankreich Respect." Dieser Giulio war zehn Jahre lang Meister der europäischen Politik, der venetianische Gesandte warf ihm vor: „Il papa vol esser il dominus et maistro del jocho del mondo," „der Papst will Herr und Meister sein des Spieles der Welt." Julius hat Rom wesentlich verschönert, ganze neue Straßen, z. B. die Strada Giulia ließ er bauen, er hat die weltberühmte Peterskirche, das Meisterwerk Bramante's, die größte Kirche Europa's, die 100,000 Menschen faßt, anfangen, den Vaticanpalast mit seinen 11,000 Sälen, Zimmern und andern Räumen und den weltberühmten Stanzen Rafael's erneuern, die herrlichen Loggien, die derselbe Ra-

fael verherrlicht hat, den Palast der Cancelleria mit seinem schönen Hofe, dem bewunderten Cortile, bauen lassen. Ein zweiter damaliger großer Baumeister Baldassare Peruzzi baute die schöne von Rafael ausgeschmückte Farnesina; ein dritter Antonio da Sangallo den Palast Farnese mit seinem großartigen Eingang den schönsten Palast Roms, ganz von den Travertinquadern des Coliseo und des Theaters des Marcellus aufgeführt. Unter diesem Julius fand man die berühmte Statue des belvederischen Apollo zu Antium, den Laakoon in den Bädern des Titus, Julius ließ sie im Belvedere aufstellen. Man warf sich von jetzt an mit Macht auf das Studium der Antike, es bildete sich eine wahre Manie aus, nackt darzustellen, eine Manie, von der namentlich der berühmte, gewaltige Michel Angelo und seine höchst zahlreiche Schule am stärksten ergriffen wurden, Michel Angelo, der Meister jener weltberühmten Deckenbilder der Sixtinischen Capelle des Vaticans, Darstellungen aus dem alten Testamente und aus der prophetischen Vorgeschichte des Christenthums, Darstellungen, die er unter diesem Julius al fresco ausführte. Unter diesem Julius II. war Luther in Rom im Jahre 1510: er sah mit einem geheimen Schauder diese römische Babel, welche doch die heilige Roma hieß.

Auf Julius folgte Leo X., der Mediceer, der Sohn des prächtigen Lorenzo, er heißt „der heidnische Papst,“ weil er ganz in die heidnisch-antiken Tendenzen einging, weil sein Hof und ganz Rom, Wissenschaft und Kunst mit inbegriffen, völlig heidnisch unter ihm ward. Die falsche, mehr als heidnische Staatskunst, jene berüchtigte welsche Praktik ward durch ihn vollständig in Uebung gesetzt; er hat zwar sehr glänzend die classische Bildung und die Künste befördert, er hat das in Florenz aufgekommene Theater nach Rom übergebürgert, aber er hat auch drei Papstthümer verthan, das seines Vorfahren, der einen Schatz von 300,000 Goldgulden hinterlassen, sein eignes und das seines Nachfolgers. Bei seinem Leichenbegängniß schmähten ihn die Römer mit den Worten: „du bist wie ein Fuchs eingeschlichen, hast wie ein Löwe regiert und bist wie ein Hund dahin gefahren.“ Er war nämlich auch so plötzlich, wie Alexander Borgia und nicht an Gift, wie dieser gestorben. Unter

diesem Leo Medici hat Rafael seine Meisterwerke geschaffen, jene weltberühmten Frescogemälde in den Stanzen des Vaticans, Darstellungen zur Verherrlichung der Religion, der Kunst und der Wissenschaft und insbesondere des päpstlichen Stuhles und in den Logen Geschichten des alten und neuen Testaments und die vortrefflichen Arabesken — Rafael, sage ich, schuf unter diesem Leo seine Meisterwerke, dieser schöne Jüngling, der so früh starb, nachdem er so vieles geleistet, der Maler jener in ihrer Art einzigen katholischen Madonnen, die die wundervolle Vereinigung der heiligen geheimnißvollen, christlichen Schönheit und der griechischen, plastischen Schönheit und Grazie sind. Dieser Rafael, dieser größte Künstler der neuen Welt, in welchem die volle Rosenknospe der Kunst zur schönsten Blume sich endlich aufschloß, dieser Raphael eröffnet eine neue Zeit, die Kunst riß sich von der Tradition los und trat auf eigne Füße, sie ward von nun an profan und immer profaner. Allerdings ganz recht hatte Leo X., als er an Rafael die Worte schrieb: „Ihr werdet mir mein Pontificat auf immer berühmt machen." Unter Leo ereignete sich die Reformation, die größte Weltbegebenheit der neuen Zeit.

Ich komme nun zum Schluß auf das letzte Hauptland Italiens, auf Unteritalien, das ehemalige Großgriechenland, die Reiche Neapel und Sicilien. Wir erinnern uns, daß in diesem prächtigen Sicilien, das die Araber nach den Griechen des byzantinischen Reiches und mit ihnen zugleich so lange besaßen, das dann die Normannen und, als das normännische Königsgeschlecht ausstarb, die Hohenstaufen in Besitz genommen hattten, nach dem Fall der Hohenstaufen der französische Prinz Carl von Anjou durch den Papst eingesetzt worden war, als sein Lehnsmann 1265. Kaum zwanzig Jahre vergingen, so hatten sich auch schon die Franzosen durch ihre Hauptnationalfehler, die Neigung zum Despotismus und die unbefugten Galanterien gegen Frauen, so verhaßt in Sicilien gemacht, daß an jenem Osterfeiertage 1282 eine allgemeine Empörung gegen sie ausbrach, in der bekannten sicilianischen Vesper, wo alle Franzosen auf der Insel ermordet wurden. Der Thron von Sicilien kam nun an einen Prinzen von Aragonien — der letzte Hohenstaufe Conradin hatte, ehe er zu Neapel sein Haupt auf den

Block legte, seinen Handschuh hingeworfen, daß man ihn dem König Peter von Aragonien bringe — nur Neapel behielten die Franzosen. Beide Reiche blieben getrennt, kamen erst zu Ende des Mittelalters an Spanien, als Provinzen dieser Krone; in beiden bildete sich eine entschiedene Aristokratie der Landbarone aus, die in Sicilien, wo sie noch gegenwärtig besteht, so mächtig ward, daß sie sogar die uneingeschränkte Criminaljurisdiction über ihre Hintersassen erwarb. Aus der sehr starken Vermischung des römischen, normännischen und deutschen Elementes mit dem arabischen hat sich hier in Neapel und namentlich in Sicilien ein ganz eigenthümliches Wesen gebildet, das aber, mehr abgeschlossen vom großen Weltverkehr bleibend, auch weniger Einfluß auf den Gang dieses Verkehrs geäußert hat. Die hohe Eigenthümlichkeit dieses arabisch-römisch-germanischen Wesens spricht sich besonders aus in der Baukunst: die maurischen Lustschlösser Zisa und Cuba bei Palermo, im 11ten Jahrhundert gebaut von den Mauren, die Kirche St. Simone, die Cathedrale der heiligen Rosalia uud die Rogerskapelle im königlichen Schlosse zu Palermo, endlich die Cathedrale zu Monreale bei Palermo sämmtlich aus der Zeit der normännischen Könige, aus dem 12ten Jahrhundert, sind die bedeutendsten Monumente dieser, namentlich im Innern der Gebäude so zierlichen, durch und durch funkelnden und glänzenden, so höchst phantastischen Architektur, mit ihrer Marmorüberkleidung der inneren Wände, ihren Mosaiken auf Goldgrund und ihren in der schönsten, reichsten und buntesten Farbenpracht glänzenden, zierlichen Arabesken.

Neapel war zu Ende des Mittelalters die dritte der fünf Hauptmächte Italiens. Die erste war Venedig, die zweite der Kirchenstaat, nach Neapel erst kam Mailand, zuletzt Florenz. So klein diese italienischen Staaten waren, so übte Italien doch einen bedeutenden geistigen Einfluß, ein wirkliches Uebergewicht aus auf Europa. Gerade der kleinste Staat unter diesen fünf Hauptmächten, das kleine, demokratische Florenz, erlangte, wie einst Athen, das kleine, demokratische Athen, welthistorische Bedeutung durch seine Künstler, Dichter und Staatsmänner: Ghiberti, Linardo da Vinci, Michel Angelo, Dante, Petrarca, Boccaccio, Machiavelli sind sämmtlich Florentiner. Später kam noch zu diesen großen Männern der große

Galilei. Italienische Sitten, Sprache und Bildung verbreiteten sich im Mittelalter über ganz Europa: noch zur Zeit Elisabeths in England, noch vor Joseph II. in Wien war italienisch die Hofsprache. Durch den sehr starken Besuch der italienischen Universitäten, namentlich Bologna's und Padua's, die steten Verbindungen der außeritalienischen Bischöfe, Geistlichen und Mönche mit dem römischen Hofe, durch die Heirathen italienischer Prinzessinnen mit Kaisern und Königen erhielt sich dieses Uebergewicht feststehend. Kaiser Maximilian's zweite Gemahlin war bekanntlich Blanca Maria von Mailand, die französischen Könige aus dem Hause Medici-Florenz, namentlich jene berühmte Catharina äußerten den vielseitigsten, umfassendsten, überlegensten Einfluß. Die Italiener waren wirklich die, welche die höchste geistige Bildung im Mittelalter besaßen, die größte Gelehrsamkeit, die größte, namentlich theologische und juristische Befähigung, in den bildenden Künsten, in der Poesie, den feinen Sitten, in der Staatskunst und Diplomatie standen sie gewiß sehr hoch, in Handel, Industrie und in der Landwirthschaft wurden sie die Lehrer Europa's. Ich werde diese umfassende italienische Weltbildung Ihnen in der nächsten Vorlesung näher darstellen.

Achtzehnte Vorlesung.

Die Weltbildung der Italiener im Mittelalter: Agricultur, Handel, Industrie, Staats- und Finanzwesen, Literatur: Dante, Petrarca, Boccaccio, das Zeitalter der Mediceer, Macchiavelli.

Wir erinnern uns aus der römischen Geschichte der agrarischen Verhältnisse, die so viele Streitigkeiten zwischen Patriciern und Plebejern herbeiführten. Ich erwähnte in dieser Beziehung zuletzt, daß Cäsar es war, der durch sein Ackergesetz sämmtliches Gemeindeland zur Theilung brachte, zu Gunsten der Volkspartei, auf die er sich stützte. Nach den großen Eroberungen der Römer waren die sogenannten Latifundien entstanden, große Güter der vornehmen römischen Familien, in den offnen Thei-

len des Reiches, die hauptsächlich durch Sklaven angebaut wurden. Besonders sorgsam war die jetzt so öde Campagna von Rom angebaut: hier hatten die großen Familien und später die Kaiser ihre Villen und Gärten. In den südlichen Gegenden ward Getreide-, Gemüse- und Oelbau betrieben, auch hier war, wie im Orient die Feld- und Wiesenbewässerung eine wichtige Sache. Dies bestätigen Columella, Plinius, die Dichter und die Gesetze in den Pandekten. Bis auf Justinian galt es vornehmlich, dem Mißbrauch in Benutzung der öffentlichen Wasserleitungen vorzubeugen. Im Norden, jenseits des Po, war wahrscheinlich nächst Weinbau Wiesenpflege und Milchwirthschaft schon damals die Hauptsache, wie sie es noch jetzt ist. Jene Anhäufung nun des Grundbesitzes in den Händen der Reichen, welche die Armen, die, da sie die nöthigen Hülfsnutzungen der Gemeindegüter, namentlich der Weiden eingebüßt, sich nicht mehr behaupten konnten, auskauften, das Herabkommen dieser kleinen Grundbesitzer, des Mittelstandes, brachte den Untergang der Republik und dann des ganzen Staates. Rom fiel wesentlich mit durch die großen Grundeigenthümer, das Ueberhandnehmen der Latifundien. Die kleineren Gutsbesitzer mußten als Pächter sich nähren. Aus diesem Dienst- und Pachtverhältniß entspann sich allmälig auf dem Wege eines mehrjährigen und endlich des Erbpachts das römische Colonatverhältniß mit dem Rechte, nicht von Haus und Hof gejagt und nicht in den Abgaben gesteigert zu werden. Es bildete sich namentlich unter den Kaisern das Mezzariensystem, das System des Theil- oder Halbpachtes aus, wo der Eigenthümer, dessen Interesse es ist, das Gut mit seinen perennen Culturpflanzen, den Reben, Oel- und den seit den funfzehnten Jahrhundert eingeführten Maulbeerbäumen gegen Vernachlässigung oder gar Beschädigung zu sichern, das Betriebscapital vorschießt, die Abgaben zahlt und der Ertrag der Ernte zwischen ihm und dem Pächter getheilt wird.

Dieses Colonat- und Pacht-Verhältniß, das unter den Kaisern entstand, ward nun durch die erobernden Deutschen auf eine Zeitlang verdrängt, sie bemächtigten sich eines Theiles oder auch des gesammten Grundes und Bodens des eroberten Landes. Odoacer mit seinen Rugiern und Herulern und die Ost-

gothen nahmen nur ein Drittel, Alboin mit seinen Longobarden Alles. Die Colonen wurden mit den Sklaven der Stand der Leibeigenen. Dieses mittelalterliche Leibeigenschafts- und Hörigkeitsverhältniß erhielt sich bis zum 12ten Jahrhundert. Italien, erst Mailand, später Toscana war das erste Land, das dieses Verhältniß wieder abstreifte, das erste Land, in welchem der bedingte Besitz sich wieder in einen unbedingten verwandelte, der hörige und eigene Bauer in die rechtlich und moralisch ungebundene Lage des Zeitpächters und Lohnarbeiters übertrat, in der wir ihn noch jetzt finden. Noch heut zu Tage ist es das Mezzariensystem, das in der Lombardei, in Toscana, in Piemont und im Kirchenstaate besteht. Von Italien aus ist es auch nach Frankreich und nach einzelnen Theilen Deutschlands übergetragen worden.

Folgen nun dieser im 12ten Jahrhundert gleichzeitig mit der Reconstituirung der republikanischen Communen der Städte durchgesetzten Abstreifung der Leibeigenschaft der Bauern waren jene umfassenden Bodenculturs ysteme, wie wir sie bei den Mailänder Stadtverwandten, zuerst unter Friedrich Barbarossa antreffen, die systematische Acker- und Wiesenbewässerung und der hohe Flor der italienischen Landwirthschaft von dieser Zeit an. Schon in den Jahren 1177—1179 ward in der Lombardei der Tirinello, der später sogenannte Canal grande, zu Verbindung Mailands mit dem Ticino durch die Mitglieder der Stadtgemeinde von Mailand zum Behuf der Feld- und Wiesenbewässerung gebaut. Mehrere andere zur Versorgung von Lodi, Cremona, Pavia, am Ticino, an der Adda folgten, mit Schleußen, Wasserbrücken und unterirdischen Wasserabzügen. So entstand die berühmte lombardische Wiesen- und Milchwirthschaft durch das Berieselungssystem, das man in unsern Tagen, durch Herrn von Rumohr aufmerksam gemacht, auch in Deutschland anzuwenden anfängt, um auch einmal mit der Zeit, wie in der Lombardei zwölfmalige Heuernte zu halten. In Folge der Eroberung Constantinopels ward der Mais nach der Lombardei übergebracht, jetzt bekanntlich daselbst eine Hauptfrucht, aus der die Lieblingsspeise der Italiener, die Polenta, gemacht wird. Seit Marco Polo China gesehen, kam von daher auch die orientalische Gartenkunst nach Italien: die Italiener sind die ersten ge-

wesen, die schöne Lustgärten in Europa angelegt haben. Schon um 1300 kam das erste neuere agrarische Werk in Italien heraus: der Trattato dell' agricultura von Piero di Crescenci, in der Urschrift noch lateinisch. Im Anfang des 15ten Jahrhunderts, zum Behuf der Seidenmanufactur, der Hauptmanufactur Italiens, ward die Cultur des Maulbeerbaums in Florenz eingeführt. Im Land- und Gartenbau wurden so die Italiener Muster für ganz Europa. Erst im 13ten Jahrhundert folgte Belgien Italien in der Emancipation der Leibeignen nach; erst seit dem 14ten Jahrhundert streifte England diese mittelalterlichen Verhältnisse ab: beide Länder sind wie Italien die reichsten Ackerbauländer geworden. Das ganze übrige Europa ließ seine Bauern bis zum 18ten Jahrhundert in den schweren Fesseln der Leibeigenschaft, die erst die philanthropischen Ideen zersprengten und die französische Revolution.

Denselben Ruhm, den die Italiener als Lehrer im Ackerbau haben, gebührt ihnen hinsichtlich des Handels und der Gewerbe. Im Handel und der Industrie, in den Städten, von denen dieselben ausgehen, war Italiens Hauptstärke. Schon von der Römer letzten Zeiten her war Italien hauptsächlich, mit Ausnahme Siciliens, ein Städteland geworden. Der Adel, um sich bei Macht zu erhalten, hatte überall in die Städte ziehen müssen, wo er Handel trieb und Gewerbe. Die venetianischen Nobili, die florentinischen Adelsgeschlechter waren hauptsächlich Kaufleute. Im Alterthum stand der Ackerbau oben an, und Handel und Gewerbe standen tief in der öffentlichen Meinung; im Mittelalter, hauptsächlich durch die Italiener, kam umgekehrt Handel und Gewerbe, städtische Industrie empor, der Bauer war bei weitem geringer geachtet, und zum Theil tief gedrückt, namentlich in Deutschland und Frankreich.

Seit der Eroberung von Alexandrien und Egypten durch die Araber 639 war Constantinopel Hauptstapelplatz für die levantischen Waaren geworden und behielt diese Eigenschaft das ganze Mittelalter durch. Der Handel selbst aber kam in die Hände der Italiener. Zuerst vom 8ten bis 11ten Jahrhundert war Amalfi in Unteritalien mächtig, es zählte zur Zeit seiner Blüthe 50,000 Einwohner. Flavio Gioja, der Erfinder des Compasses, war ein amalfischer Bürger. Das in Italien und

der Levante cursirende Geld war amalfisches Geld, die amalfische Sprache galt in allen mittelländischen Häfen. Im 12ten Jahrhundert kam besonders das ghibellinische Pisa auf, bis es Genua unterliegt, das seinerseits wieder nach hundertjährigem Kampfe von Venedig besiegt wird.

Schon im frühen Mittelalter waren Italiener, sogenannte Lombarden, in allen Städten Europa's als Krämer, Geldwechsler, Gewürzhändler und Juweliere erschienen, schon im 7ten Jahrhundert treffen wir sie in Frankreich auf der großen Messe zu St. Denys, noch heut zu Tage giebt es eine Lombardstraße in London.

Hauptsächlich, wie gesagt, kam Venedig empor: es bezog seine indischen Waaren auf dem alten römischen Handelswege über Syrien; auch wurden Schiffe nach Alexandrien entsandt, wohin die Araber über das rothe Meer die indischen Waaren brachten. Mit den Arabern traten die Venetianer frühzeitig in Handelsverbindungen, die das ganze Mittelalter hindurch blieben. Zur Zeit der Kreuzzüge ward Venedig die Hauptagentin und die erste Handelsmacht des Mittelalters, die Königin des Mittelmeers, das sie mit ihren großen Kauffartheischiffen bedeckte, die durch Kriegsflotillen, Caravanen genannt, geschützt wurden, es ward die große Vorrathskammer der reichen Producte des Orients, der Gewürze und Specereien Indiens und Arabiens, der kostbaren Mousseline, der Perlen und Diamanten, der persischen Teppiche, der Goldstoffe von Damaskus. Schon seit Ausgang des 10ten Jahrhunderts hatten sie sich durch Verträge mit dem griechischen Hofe in den Besitz des Zwischenhandels gesetzt, 1085 erwarben sie die Zollfreiheit von allen ein- und ausgehenden Waaren im ganzen griechischen Reiche; seit dem ersten Kreuzzuge, wo Venedig in der Hauptstadt von Kaiser Alexius Comnenus ein eignes Quartier erhielt, ließen sich viele Venetianer dort nieder und wurden Fabrikgebäude für Rechnung venetianischer Häuser angelegt. Schon vom 12ten Jahrhundert an verdrängte das italienische Geld das griechische auf den Märkten, die neapolitanischen Ducaten, die venetianischen Zechinen, die florentinischen Goldgulden, Florenen, kamen nach und nach auf. Schon im Jahre 1175 errichtete Venedig eine Bank, eine Depositenbank,

die erste in Europa; die erste Zettelbank ward später durch Genua gestiftet, die berühmte Bank von St. Georg. Ungefähr um dieselbe Zeit kamen bei Gelegenheit der Vertreibung der Juden aus Frankreich die Wechsel auf und die Assecuranzen, es wurden diese Institute hauptsächlich in Italien weiter ausgebildet. Die Päpste waren es, die die Wechsel hauptsächlich gebrauchten, um ihre in ganz Europa von ihnen in Anspruch genommenen Einkünfte durch dies Papiergeld zu erheben: Hauptgeldplatz war, wie ich in der vorigen Vorlesung schon erwähnte, Florenz, später Genua, zuletzt Rom, noch im 17ten Jahrhundert. Man zählte an achtzig große Banquierhäuser in Florenz, die die Geschäfte der Päpste, der Könige von Frankreich und England, der von Sicilien und Neapel und fast aller guelfischen Herren, namentlich der neapolitanischen Barone besorgten. Die Mediceer namentlich dienten nächst dem Papste den Königen von England und dem reichen Herzog von Burgund. Seit Venedig mit den Kreuzfahrern 1204 Constantinopel erobert, die Handelsherrschaft in Griechenland, den großen Verkehr mit den Ländern des schwarzen Meeres über Trapezunt, mit Syrien über Aleppo, mit Egypten über Alexandrien, mit Afrika über Tunis und Tripolis eingerichtet, stieg es im 14ten Jahrhundert zum höchsten Glanz empor, war allen andern Städten an Handel, Seemacht und Industrie überlegen. Durch die Genuesen vom schwarzen Meer und dem bucharisch-constantinopolitanischen Handel abgeschnitten, knüpften sie mit den Mongolen ganz neue Handelsverbindungen an, bezogen die Waaren Indiens über Tauris und Bagdad durch Armenien ans mittelländische Meer. Damals, um 1300 ward auch der große Verkehr Venedigs mit Deutschland angefangen, Augsburg und Nürnberg bezogen von dieser Zeit ihre Specereien, die sie früher direct aus Constantinopel entnommen, nun über Venedig. Auch mit den Niederlanden ward der erste Handel durch die Straße von Gibraltar eröffnet, im Jahre 1318 nach Guiccardini erschienen zuerst auf venetianischen Fahrzeugen orientalische Gewürze und Seidenzeuge im Hafen von Antwerpen. Später gingen jährlich acht Galeonen nach den Niederlanden, woher man hauptsächlich Metalle bezog. 1423 hatte Venedig 3345 Schiffe und Fahrzeuge und 38,000 Matrosen, der Schiffbau allein nährte 10,000 Menschen. Unter

den Nobilis waren tausend, die von 4—70,000 Ducaten jährliche Einkünfte hatten.

Nächst Venedig kam Genua, das den griechischen Kaisern Constantinopel von den Lateinern wieder erobern half, 1261, durch seine Colonien und Handelsstationen empor. Sie nahmen Besitz von den Dardanellen, dem schwarzen Meere, der Krimm, dem asovischen Meere, längst der ganzen Nordküste von Afrika errichteten sie Forts, Corsica und Sardinien kamen in ihre Hände. Caffa in der Krimm war ihre Hauptniederlassung, hierher und nach den beiden Vorstädten Galata und Pera, die ihnen in Constantinopel eingeräumt wurden, kamen die indischen Waaren aus der Bucharei von Samarkand; im Mittelmeere waren Nismes, Aiguesmortes und die Insel Majorca, in Afrika Tunis, in Syrien Tripolis ihre Hauptplätze. Durch diese reichen und gewaltthätigen Genuesen ward das griechische Reich ganz eigentlich in Fesseln gelegt: überall in der Umgegend von Constantinopel, in den Dardanellen, dem Bosporus, an den Ufern des Marmor- und schwarzen Meers stehen noch heut zu Tage Thürme von ihnen und namentlich bei Constantinopel selbst finden sich noch die Trümmer jener soliden und starken Castelle, die sie bauten und die durch lange Mauern mit den Ufern des Bosporus und den dortigen Batterien in Verbindung standen.

Außer dem Handel Venedigs, Genua's, Pisa's blühte auch mitten in dem Drängen und Treiben der republikanischen Kämpfe des Mittelalters, wodurch die Kraft der Italiener rege gehalten wurde, Mailand, Verona, Asti, Bologna, es blühte Florenz, Lucca, Siena, Arezzo durch den Handel. Die häufigen Auswanderungen aus den Städten Italiens in Folge der innern Parteiungen veranlaßten das Aufblühen der Colonien und jene ausgedehnte Verbindung italienischer Handelsleute über das ganze südliche und westliche Europa, das nördliche Afrika und das westliche Asien, also alle die schönsten Länder der Erde, wie dies jetzt mit den Engländern auch der Fall ist und im Alterthum mit den Phöniziern und Carthaginiensern der Fall war. Die Italiener wurden, wie in der Agricultur, so auch im Bereich des Handels und der Gewerbe die Lehrer des ganzen Abendlandes. Wir sahen: die Wechsel, die Banken, die Assecuranzen, die Leihhäuser entst[illegible] ihnen oder wurden doch hauptsächlich

durch sie ausgebildet, die italienische doppelte Buchhaltung ist noch jetzt die herrschende Methode in den kaufmännischen Geschäften.

Muster und Vorbild Europa's wurden die Italiener auch in den Gewerben. Auch hier steht wieder an der Spitze Venedig durch seine alten Gold- und Tuch- und Ledermanufacturen, seine berühmte Glasfabrikation: die ersten Glashütten wurden 1291 auf der Insel Murano angelegt. Italien ist das Hauptland für die Seidenfabrikation geworden. Der König Roger von Sicilien hatte im 12ten Jahrhundert den Seidenbau von seinem Kriegszuge nach Griechenland nach Italien übergesiedelt, dem griechischen Reiche war schon zu Justinian's Zeiten durch Mönche die Seidenraupe, die sie, in ihren Stäben verborgen, aus China wegführten, zugebracht worden. In Palermo wurden die ersten Seidenmanufacturen angelegt, sie kamen dann nach Lucca, wo vorzüglich die Sammet- und Brocatfabrikation in Blüthe kam, nach Venedig, nach Genua, nach Florenz. In Florenz soll die Zunft der Seidenwirker schon 1225 zusammengetreten sein, die Statuten sind von 1335. Die rohe Seide kam aus dem Ausland, erst zu Anfang des 15ten Jahrhunderts ward die Cultur des Maulbeerbaums einheimisch. Die arte della seta der Florentiner kam in hohen Flor. Hier allein verstand man die Kunst, Seide und Sammet mit Lackmus zu färben, der aus der Levante eingeführt worden war. Ums Jahr 1470 waren funfzig Seidenhandlungen in Florenz, später sank dieser Industriezweig; als die Spanier zur Zeit Carl's V. die Stadt eroberten und die Mediceer als Erbfürsten restituirt wurden, ließen sich Schaaren von Florentinern zu Lyon nieder: die jetzt so wichtige französische Seidenfabrikation ist wesentlich durch die Italiener aufgekommen, eben so wie die englischen Tuchfabriken durch die auch von Spanien vertriebenen Niederländer unter Elisabeth aufkamen. Nächst der Seidenfabrikation hat auch die Wollenmanufactur in Florenz bedeutend geblüht. Zu Giovanni Villani's, des Geschichtsschreibers von Florenz Zeiten (1339) gab es zweihundert Kaufleute in der Wollenweberzunft, die gegen 30,000 Arbeiter beschäftigten und jährlich 70—80,000 Stück Tuch zum Betrag von 1,200,000 Goldgulden gewannen. Aus dieser Wollenweberzunft gingen die Mediceer hervor und wurden

die Fürsten von Florenz. Die Wolle ward aus Spanien genommen, dem Hauptland für die Schafzucht das ganze Mittelalter hindurch. Vorzügliche Geschäfte machten die Florentiner durch ihre Färbereien und Appreturen. Von Spanien, Frankreich, England, Deutschland, besonders aus den Niederlanden schickte man die rohen Wollenstoffe hieher, wo sie gefärbt und zubereitet und dann wieder nach allen Gegenden, namentlich nach der Levante versendet wurden. Es war dies die sogenannte arte di calimala zum Unterschied von der gewöhnlichen arte della lana. Um 1300 gab es zwanzig Niederlagen von Calimala. Florenz blieb der Mittelpunkt dieses Industriezweiges bis zum 15ten Jahrhundert, wo man in den Niederlanden, dann auch in England die Ausfuhr des unfertigen Tuches verbot und die Kunst der Florentiner sich selbst zu eigen machte. — Auch in der Lombardei blühten die Tuchmanufacturen der Humiliaten.

Bei so großem Reichthume, den die Italiener durch Industrie, Handel und Ackerbau erlangten, prosperirten natürlich auch die Finanzen der einzelnen Staaten. Die Ausbildung des neuen Finanzwesens ist ebenfalls von den Italienern ausgegangen. Es war ein bedeutender Verlust für die Hohenstaufen, als sie die großen Finanzrechte im Costnitzer Frieden einbüßten. Schon 1339 zu Villani's Zeiten, betrugen die Einkünfte von Florenz gegen 300,000 Goldgulden, mehr als Großbritannien und Irland eintrug zu Elisabeth's Zeiten. Sie wurden zumeist aus indirecten Steuern, der sogenannten Gabelle für Getränke und den Eingangszöllen gewonnen. 1423 betrugen die florentinischen Einkünfte nach Mario Sanudo schon 400,000 Ducaten, die von Venedig in demselben Jahre eine Million, ebensoviel brachte Mailand auf, der König von Frankreich hatte damals nur 2,000,000 Ducaten einzunehmen, 3,000,000 der Herzog von Burgund, dieser war der reichste Fürst Europa's; durch die Vermählung mit seiner Erbtochter kam hauptsächlich Spanien auf. Das Gabellenwesen, das indirecte Abgabensystem, das so bedeutenden Einfluß auf die Consolidirung der fürstlichen Macht in Europa ausgeübt hat und das Anleihewesen, das gegenwärtig in Europa einen so abschreckenden Umfang erreicht hat, ist zuerst von den Italienern, namentlich den Päpsten ausgebildet worden, nächst dem Aemterverkauf, der auch in den andern

romanischen Staaten, Spanien und Frankreich nachgeahmt ward, während die germanischen, Deutschland und England, dieses Uebel zurückwiesen. Es war 1526, als der Papst Clemens VII. gegen Carl V. rüstete, wo er die erste reine Anleihe machte, den Monte Clementino della Fede, es waren 200,000 Ducaten, die er aufborgte gegen zehn Procent Zinsen, auf die römische Dogana angewiesen, Zinsen, die auf die Erben der Darleiher übergingen.

Nächst den Finanzen wurde auch die andere Haupthandhabe, womit Staaten zu regieren sind, ausgebildet, das Militairwesen. Auch die neuere Taktik ist von Italien ausgegangen. Der Citadellen, die in Neapel, Rom und andern italienischen Städten angelegt wurden, habe ich bereits beiläufig gedacht. Vorzüglich berühmt waren im Mittelalter die genuesischen und venetianischen Bogenschützen. Um's Jahr 1339 kam die erste große Söldnermiliz in Italien auf, die Compagnien, die unter Condottieri's aus Ausländern und Inländern zusammengesetzt wurden. Die Compagnie des heiligen Georg, vom Visconte Lodrisio gestiftet, war die erste solche Gesellschaft. Der Franz Sforza, der das Herzogthum Mailand erhielt, war ein solcher Condottiere. Um's Jahr 1400 machte sich der Conte Alberico da Barbiano durch seine meist aus Italienern gebildete Armee des Herzogs Galeazzo Visconti von Mailand einen Namen: aus seiner Schule kamen, wie die Italiener sagten, wie aus dem trojanischen Pferde eine Menge tapferer Feldherrn hervor. Um die Mitte des 15ten Jahrhunderts blühte die, durch die Erfindung des Pulvers nöthig gewordene Kriegsbaukunst. Die meisten Ingenieure, die zum Festungsbau in der italienischen Manier mit den hohen steinernen Wällen, Rundelen und Bollwerken zugezogen wurden, waren zugleich große Künstler, z. B. Giotto, Linardo da Vinci, Bramante, Peruzzi und Michel Angelo. Der große Machiavelli schrieb sieben Bücher über die Kriegskunst, in denen er die Erfahrungen der Alten zusammenstellte.

Auch die neue Polizei, sowohl die Wohlfahrts- als Sicherheits-Polizei, ist eine Erfindung der Italiener. Eins der ersten Findelhäuser ist in Rom errichtet worden, wo es viel Findlinge gab, noch heut zu Tage ist das große Hospital zu Mailand

vielleicht das größte der Welt. Dieses Spedale maggiore, das der Herzog Franz Sforza 1457 baute, hat täglich im Durchschnitt 1500 Kranke und 5000 Recepte, funfzig Aerzte und Wundärzte, acht Priester mit einem Rector fungiren darin. Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, während die große Pest grassirte, sind die ersten Waisenhäuser in Oberitalien angelegt worden, das erste war das noch jetzt berühmte zu Somasca an der Adda. Auch die Paßanstalten wurden zuerst bei den Mailändern unter den Visconti zu Ausgang des 14ten Jahrhunderts eingeführt. Die alten Potestaten, ehemals die höchste Obrigkeit in Mailand, waren zu Polizeihauptleuten durch die Signoren herabgesunken, die Visconti und die Sforza setzten sie als solche ein.

Schon oben habe ich der Universitäten wiederholt beiläufig gedacht, als eines Hauptmittels, wodurch Italien in der Bildung dem übrigen Europa auf dem gelehrten Felde voraus kam. Schon um 1100, bildete sich die erste christliche Universität, die zu Salerno in Unteritalien. Durch die Araber angeregt, blühte hier das Studium der Medizin auf. Bologna in Oberitalien ward hierauf die universitas für die Rechtswissenschaft: 1158 gab ihr der Hohenstaufe Barbarossa, der die Rechtsgelehrten zur Durchsetzung seiner kaiserlichen Rechte gegen die Städte benutzte, ein stattliches Privilegium; um's Jahr 1200 hatte Bologna schon die ungeheure Zahl von 10,000 Studenten. Wohl mochten die Päpste erschrecken, daß von nun an die Geistlichen nicht mehr die einzigen Gelehrten sein sollten; um das Volk wenigstens zu bearbeiten, die öffentliche Meinung zu beherrschen, wurden den Universitäten im Anfang des 13ten Jahrhunderts, wie ich früher bemerkte, die Bettelmönche entgegen gestellt. Um diese Zeit hatte auch Frankreich Universitäten gestiftet, eine zu Montpellier für Medizin und die große Universität zu Paris für Theologie und demnächst Jurisprudenz. Auch England stiftete im Anfang des 13ten Jahrhunderts Oxford und Cambridge, spät erst im 14ten folgte Deutschland mit Prag. Aber noch bis tief ins 16te Jahrhundert ward von andern Nationen viel auf italienischen Universitäten studirt, namentlich kam nächst Bologna die später venetianische Universität Padua bedeutend in Flor, Florenz und das später auch florentinische Pisa, aus dem gegen Ende

des Mittelalters der große Galilei hervorging. Italien ward frühzeitig die Wiege der neueren Literatur durch die drei großen Florentiner Dante, Petrarca und Boccaccio, schon im 14. Jahrhundert.

Dante Alighieri, geboren 1265 zu Florenz, zu der Zeit, wo das Haupt des letzten Hohenstaufen auf dem Blocke zu Neapel durchs Henkerbeil fiel, studirte in seiner Vaterstadt und zu Padua und Bologna Philosophie, dann Theologie zu Paris und diente hierauf seinem Staat, als Krieger, Staatsmann und Gesandter. Er war Dichter, Philosoph, Moralist und Geschichtsforscher, ohnstreitig eins der größten Genies des Mittelalters und aller Zeiten. Die Liebe, die Romantik dieses Mittelalters, war der Mittelpunkt seiner Seele: 1290 starb seine Geliebte Beatrice, die er in der vita nuova verherrlicht und die nachher wieder im Paradiese seiner göttlichen Comedie erscheint. Als entschiedener Ghibelline, als der er auch mit einer eignen Schrift de monarchia gegen die Päpste auftrat, ward er 1302 aus Florenz verbannt, er lebte im herben Gram über diese Verbannung zu Arezzo, Verona und Ravenna, ganz erfüllt von dem Gedanken: „nessun maggior dolore, che ricordarsi del tempo felice nella miseria," „keinen größern Schmerz giebt's, als im Elend der Zeit des Glückes sich zu erinnern," er schrieb im Exile seine berühmte divina commedia in drei Theilen, dem Inferno, Purgatorio und Paradiso, der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradiese, ein Gedicht in Terzinen, in hundert Gesängen, worin er Himmel und Hölle in Bewegung setzt, um nächst den schlechten Geistlichen und den weltlichen Tyrannen seine Mitbürger für das ihm angethane Unrecht hauptsächlich zu geißeln, ein wunderbares Gedicht, in dem die mittelalterliche Scholastik und Mystik vermählt auftritt, aber das letzte große europäische Volksepos, in welchem sich dieses schon in Lyrik, in Allegorie und Visionen auflöst, Schauspiel, wie der Titel Commedia es bezeichnet, nur deshalb zu nennen, weil der Wechsel der poetischen Farben, der darinnen spielt, der Elegie, Satyre, Idylle, des Epischen, Lyrischen und Didaktischen, die bunte Variation der Scenen, wie Gervinus bemerkt, mit nichts besser, als einem Schauspiel verglichen werden konnte. In Ravenna, wo er 1321 starb, steht Dante's Grabmahl, die späteren, dankbareren Florentiner ha-

den ihm, dem ersten großen maëstro der italienischen Poesie ein Cenotaph in S. Croce errichtet, neben Galilei, Michel Angelo und Machiavelli.

Nach Dante kam Francesco Petrarca, aus Arezzo in Toscana. Er studirte zu Montpellier und Bologna und trat 1326 zu Avignon in den geistlichen Stand. Ein Jahr darauf lernte er hier seine berühmte Geliebte Laura kennen, die ihn zu den Sonetten und Canzonen begeisterte, mit denen er der Repräsentant des mittelalterlichen Minnegesangs geworden ist. Er ward wegen dieser Canzonen und Sonetten 1341 zu Rom auf dem Capitole gekrönt. Auch er diente seinem Vaterlande als Botschafter, wie denn im Mittelalter die besten und tiefsten Köpfe der Italiener, ihre Dichter und Denker, als die feinsten Kenner der Menschen und der menschlichen Verhältnisse zu den schwierigsten Gesandtschaften vorzugsweise verwandt wurden und zu gar bedeutendem Gewinne für ihre Staaten. Petrarca starb 1374 auf einem Dorfe bei Padua, in seiner Bibliothek, ein Buch lesend. Man kann ihn als den Ersten betrachten, der die Literatur der Alten wieder erweckte, er war es, der die erste bedeutendere Bibliothek von Griechen und Römern sich anlegte, und die erste Alterthümersammlung aus Medaillen der römischen Kaiser.

Wie Dante im Epos, Petrarca in der Lyrik sich hervorthat, so war es Giovanni Boccaccio, der das erste Meisterwerk schrieb in der italienischen Prosa. Boccaccio war der natürliche Sohn eines florentinischen Kaufmanns, angeblich 1313 geboren zu Paris. Er sollte auch Kaufmann werden, dann Rechtsgelehrter, er hielt sich in Paris, Florenz und Neapel auf, hier machte er die Bekanntschaft seiner geliebten Fiametta, wie er die Maria nannte, die natürliche Tochter König Robert's des Gütigen von Neapel, der, wie wir wissen, auch eine Zeit lang Signore in Florenz war. Er, Boccaccio ließ sich hierauf zu Florenz nieder, er erhielt hier die poetische Professur für Erklärung des Dante, ward auch zu Staatsbotschaften gebraucht und starb als Karthäusermönch 1375. Sein Hauptbuch ist der Decamerone, eine Sammlung von hundert, zum Theil aus provencalischen Dichtern entlehnten Novellen, die in zehn Tage eingetheilt sind. Es sind mit kräftigem und doch feinem Pinsel entworfene Geschichten, Geschichten, in denen Alles mit Darstel-

lung gleichsam gesättiget ist, in denen das grandissimo piacere der Liebe vorzüglich gefeiert wird, nächst diesen Liebesgeschichten kommen Betrugs- und Pfaffengeschichten vor. Als guter Ghibelline richtete Boccaccio seinen keckſten Spott gegen die entartete Geistlichkeit, die novella 2. der giornata I. ist so eine beißende Schilderung des römischen Hoflebens. Man kann sagen, daß dieses Decameron das erste große Werk der neueren Zeit in Prosa, der eigentliche und wirkliche Anfangspunkt der italienischen Nationalliteratur ist, der Nationalliteratur sage ich, denn Dante hat noch ganz den allgemeinen mittelalterlich-christlichen Ton, in Petrarca ist eine besonders starke classische Einwirkung nicht zu verkennen, Boccaccio aber ist ganz national und modern, aus dem warmen unmittelbaren Leben seines schönen, blauen, sonnigen Landes herausgeboren. Auch ward die Form der Dichtung des Boccaccio, die Erzählung, die Novelle, vorzugsweise mit Vorliebe von den Italienern behandelt, Boccaccio hat viele Nachfolger gehabt, die sogenannten Novellieri, noch Machiavelli schrieb Novellen. Dante ist durch und durch ernst und feierlich erhaben, Petrarca schmelzend und weich und zärtlich, Boccaccio vereinigt Kraft und Feuer und Zierlichkeit und Anmuth. „Wie verschieden diese Dichter in ihren Richtungen waren, sagt Rosenkranz, so theilten sie doch die Einheit des lyrischen Elementes: Beatrice, Laura, Fiametta waren die Anknüpfungspunkte ihrer Begeisterung, deren Gluth bei Dante in Allegorie, bei Petrarca im Sonette, bei Boccaccio in der Novelle überall durchschimmert."

Nach den Zeiten Boccaccio's und Petrarca's, die die Liebe zur alten Literatur wieder erweckt hatten, ward die Tendenz zur classischen Bildung immer fester innegehalten; es war natürlich, daß man bei dem durch die Päpste und die Geistlichen so ganz verweltlichten Christenthum, welches die Herzen leer ließ, nach einer soliden Befriedigung des Geistes sich sehnte. Florenz und namentlich die Mediceer, stellten sich an die Spitze dieser neuen Bewegung: in Florenz erfolgte die erste Reaction gegen das Papstthum durch das Gegengewicht der Künste und der classischen Bildung. Unter Cosmo und Lorenzo ward die erste christliche Akademie für die platonische Philosophie in einer Villa bei der Stadt, die erste öffentliche, die mediceische Bibliothek,

die erste Kunst-Akademie in den Gärten des Lorenzo, neben dem Kloster S. Marco gestiftet. Unter Lorenzo lebten die genialen Philosophen Marsilius Ficinus, der den Plato, den Neuplatoniker Plotinus und die mystischen Schriften des Dyonisius Areopagita, des Stifters der mystischen Theologie, der in den ersten christlichen Jahrhunderten lebte, übersetzte, die berühmten Grafen Giovanni und Giovanni Franzesco Pico von Mirandola, die die ersten neuen philosophischen Systeme ausbildeten, worin sie pythagoräische, aristotelische und platonische Philosophie mit Christenthum und Alten Testament und der Kabbala der Juden durch einen phantasiereichen Mysticismus zu vereinigen suchten. Am Ende des Mittelalters erscheint in Florenz der berühmte Fra Girolamo Savonarola, der mystische Dominikaner, der italienische Huß, als entschiedener Protestant gegen das Papstthum, er starb 1498 den Märtyrertod: der Papst ließ ihn hängen und verbrennen, aber in den Annalen seines Ordens ist er als einer der Heiligen und Seligen aufgezeichnet.

Ich erwähnte schon oben, daß die Päpste nicht lange feierten, auf diese neuen classischen Tendenzen einzugehen. Ihnen war es aber hauptsächlich nur darum zu thun, durch die Massen zu imponiren. Der Papst Nicolaus V., derselbe, der durch die Citadelle der Engelsburg, sich wieder Respect in Rom verschaffte, ließ ganze Bibliotheken übersetzen, sein Plan ging darauf, der gesammten griechischen Literatur sich durch diese Uebersetzungen zu bemächtigen, dafür arbeiteten unter ihm Angelo Poliziano, der Vater des neuen italienischen Theaters und Laurentius Valla. Die philologische Richtung ward durch die Päpste ausgebildet, während die Florentiner mehr die philosophische verfolgten. Nicolaus legte die vatikanische Bibliothek an, eine Akademie für die Alterthümer ward gestiftet. Paulus II. legte 1464 den Grund zum capitolinischen Museum. Das Studium der Classiker brachte in Rom ein völliges Zurücktreten auf den heidnischen Standpunkt hervor, der, wie wir sahen, in Leo X., dem Mediceer, dem heidnischen Papst, seine höchste Höhe erreichte. Nach ihm kam, seit der Reformation, die Regenerirung der Kirche durch die Jesuiten. Der philosophischen Richtung, die noch im 17. Jahrhundert, namentlich durch die beiden großen

Neapolitaner Giordano Bruno und Campanella blühte, wurden endlich die Päpste Herr, indem sie sie gänzlich unterdrückten, seitdem ist Italien hauptsächlich ein Land der Philologen und Alterthumsmänner geblieben, hierauf hat sich ihre gelehrte Bildung beschränkt — in den Künsten haben sie, nachdem zur Zeit der Reformation die größte Blüthe, die durch Rafael kam, vorüber war, auch nur durch die kalte Jesuitenkunst noch sich ausgezeichnet; eine Blüthe der Musik, hauptsächlich von Neapel ausgehend, durch Scarlatti, Leo, Durante ging ebenfalls vorüber, seitdem haben diese ehemals so vielseitigen, geistreichen Italiener nur die Alterthümer noch und das Theater.

Ich habe mich mit diesem Excurse in die neueren Zeiten nach der Reformation verloren, ich muß Sie noch mit Wenigem in die Periode vor derselben zurückführen, um dann zu schließen. Nicht zu leugnen ist, daß nicht blos die Päpste im Laufe des Mittelalters verweltlichten, ganz Italien verweltlichte mit ihnen. Der große Luxus, der entnervende Müßiggang und das Sittenverderbniß war allgemein zu Ende dieses Mittelalters. Reiche Kaufherren, gestrenge Juristen, grausame Tyrannen, gewaltthätige Anführer roher Kriegsbanden, ein zügelloser, üppiger Klerus, Haufen von Bettel- und andern Mönchen, Geld, Sinnengenuß, Waffengewalt und Meuchelmord, Bigotterie, Fanatismus, ein ganz weltlicher und sinnlicher Cultus waren die Elemente dieses italienischen Lebens. Kirche und Staat waren unterwühlt, das Volk durchaus demoralisirt und feige geworden, wie zu den letzten Zeiten der römischen Republik, Alles schien seiner Auflösung entgegen zu gehen. Der Faktionenkampf dieser in Haß und Liebe so heftigen und reizbaren Italiener, die Erbitterung der einzelnen Staaten gegen einander, war auf eine solche Höhe gekommen, daß man sich nicht scheute, die Fremden, die Franzosen hereinzurufen. Macchiavelli, der große Staatsmann, schließt seinen 1513 geschriebenen Principe, worin er alle Mittel, die gewaltthätigsten und die feinsten anempfiehlt, um nur wieder eine Einheit in die allgemeine Zerbröcklung Italiens hinein zu bringen, ausdrücklich mit einem Capitel, das die Ueberschrift: „Aufruf, Italien von den Fremden zu befreien" an der Spitze trägt. Das Haus der Mediceer sollte den Fürstenhut Italiens nehmen — es

kam aber anders, wirklich eine fremde Macht, Spanien kam in Italien zur Herrschaft. Derselbe Macchiavelli bricht an einem andern Orte in die bittere Klage aus: „Jetzt lebt, wenn weinend athmen leben heißt, Italien in Verfall und so hartem Loos, als es sein langer Müßiggang verdient, Knechtschaft ist des Landes Loos, wo das Volk zugleich ehrgeizig und feig ist."

Wie Spanien die Herrschaft über Italien erlangt, wie die Reformation der römischen Kirche eine neue Wendung gegeben, werden wir in den späteren Vorlesungen sehen. In den nächsten zweien habe ich die allgemeine Charakteristik des Mittelalters in vornehmlicher Beziehung auf Deutschland zu vollenden. Das deutsche Ritterthum, die Städte, die Hanse, die deutsche Industrie, die deutsche Kunst, die wunderwürdigen Dome, die überaus herrlichen Bildwerke der flamändischen Schule werde ich Ihnen in diesen zwei nächsten Vorlesungen vorführen, die die Geschichte des Mittelalters beschließen.

Neunzehnte Vorlesung.

Das deutsche Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian und seine Charakteristik: die deutschen Stände, das Faustrecht, das Ritterthum und die Städte.

Nach dem Fall der Hohenstaufen kam in Deutschland das Zwischenreich, das sogenannte Interregnum, ein Zustand, dessen Name schon andeutet, was er in sich schloß. Ein Reich, das mit sich selber uneins wird, kann nicht bestehen. Es war aus mit dem deutschen Reiche, mit der Glorie des deutschen Reiches, als sein Oberhaupt keine Macht mehr war, ja als man nicht einmal dazu mehr kam, ein Oberhaupt zu besitzen. Die Fürstenaristokratie Deutschlands ließ das Zwischenreich sich Jahre lang gefallen, die großen Herzogthümer, zu deren Zerstückelung die Hohenstaufen mit Sachsen durch Abtrennung von Brandenburg und mit Baiern durch Abtrennung von Oestreich, den Anfang gemacht, zerfielen immer mehr in einzelne, kleine Machtgebiete;

Franken und Schwaben, was die Staufen besessen, lösten nach ihrem Sturz in viele hundert kleine Theile sich auf, nirgends hat es später so viel kleine unmittelbare Reichsgrafen und Reichsritter gegeben, als in diesen Gegenden von Schwaben und Franken; das alte Herzogthum Lothringen entfremdete sich nicht minder immer mehr dem deutschen Reiche und schloß sich an Frankreich an, ein französischer Prinz, der Sohn eines Königs von Frankreich, gründete im Herzen dieses Lothringen, in den Niederlanden das Reich Burgund und ward der mächtigste Fürst Europas durch seinen Reichthum. Durch die Beerbung dieses Hauses kam Habsburg, kam Spanien empor. In dem Deutschland incorporirten Reiche Burgund machte die Krone Frankreich Erwerbungen, die Provence, das Dauphiné kam hier an Frankreich, in den Alpen endlich trennte sich die Republik Schweiz ab vom deutschen Reichskörper. Das war das Unglück von Deutschland, daß es, während es im Norden und Osten slavische Provinzen und durch die deutschen Ritter Preußen und andere Länder eroberte, Eroberungen, die später auch an Polen verloren wurden, im Westen und Süden, an der Seeküste und in den Alpen seiner wichtigsten deutschen Provinzen, seiner Hauptstärke, verlustig ging. Die Schweiz trat in enge Allianz mit Frankreich, die Seeküste fiel Spanien zu, beide Reiche, Frankreich und Spanien traten nun, am Schlusse des Mittelalters, an die Spitze der europäischen Angelegenheiten, während das deutsche Reich immer mehr im Innern durch seine Fürstenaristokratie sich auflöste und politisch null ward. Noch 1000 unmittelbare Reichsstände ungefähr, Fürsten, Grafen und Herren, die alle das Fehderecht ausübten, gab es zur Zeit vor der Reformation, und doch waren viele Adelshäuser schon während des Mittelalters ausgestorben. Die Zeit des Mittelalters, vom Interregnum an bis auf die Reformation, bis zu Carl V., ist gar nicht anders als eine Zeit der Feudalaristokratie und zwar der ausgearteten Feudalaristokratie aufzufassen. Während die Könige von Frankreich an den freien Mittelstand, die Bürger der Städte sich anschließend, kräftig sich dem Papste entgegenstellend, die königliche Macht wieder zu Ehren gebracht haben, ja endlich, als auch hier die mächtige und rohe Aristokratie sich noch wehrte, durch Gründung des Absolutismus und Feststellung der feinen Hofsitte sie gänzlich darniederbrachen, hat

ud, wo die letzten Hohenstaufen den Zeitpunkt versäum-
n diesen freien Mittelstand anzuschließen, sich nicht
r Aristokratie erwehren können, nicht einmal der
V., in dessen Staaten die Sonne nicht unter-
ich gegen Moritz, der an der Spitze der deut-
tie sich ihm entgegenstellte, zu behaupten
acht, wie er ganz deutlich wollte, zu ihrer
Einheit und Machtvollkommenheit zurückzuführen. Auch dem Papste Widerstand zu leisten, ward hier in Deutschland unterlassen, die deutschen Könige, wie Rudolf von Habsburg, unterwarfen sich ihm entweder gänzlich oder mußten, wie Ludwig der Baier, den heftigsten Kampf mit ihm bestehen, sogar Carl V. nutzte nicht die große Handhabe der Reformation, um endlich diesem Oberpriester die Spitze zu bieten.

Alles in der Weltgeschichte kommt auf die rechte Zeit an. Als die Kaisermacht noch in Ansehn war, wäre es die rechte Zeit gewesen, sich an die Städte und den freien Mittelstand anzuschließen; als die Päpste die Kaisermacht unterwühlt hatten, war der Zeitpunkt vorüber. Noch unter Rudolf von Habsburg zwar, dem ersten König nach dem Interregnum, wurden die Städte zu den Reichstagen gezogen, unter Heinrich von Luxemburg wurden nach dem Vorgang der französischen Etats généraux die drei Reichscollegien, das churfürstliche, fürstliche und städtische eingerichtet, aber wie gesagt, der Zeitpunkt war vorüber.

Rudolf von Habsburg war, bemerkte ich, der erste deutsche König nach den Zeiten des Interregnums. Es war dieser Rudolf ein kleiner Schweizerritter, den die großen deutschen Fürsten zu ihrem Könige wählten, so arm, daß man sagt, er habe sich selbst seine Kleider ausgebessert. Er verstand sich mit diesen großen deutschen Fürsten und ward einer von ihnen, er fing zwar die kleinen Raubritter, die mit ihrer Wegelagerei das ganze Land unsicher machten, ließ aber die großen Aristokraten gewähren, um nur Oestreich für sein Haus erblich zu erwerben. Seit Rudolf wird die Erwerbung einer erblichen Hausmacht Haupttendenz der deutschen Kaiser, ganz im Gegensatz von dem früheren System, wo es als Grundsatz gegolten hatte, daß kein Kaiser ein Reichsland behalten dürfe, er allein durch das Ansehn seiner Person das Reich zu behaupten habe. Erklärlich und natürlich war dieses

Streben der Könige nach einer Erbmacht: des Reiches Domainen, von denen der Kaiser, da es noch keine stehenden Steuern damals gab, seinen Unterhalt zog, waren bedeutend geschmälert worden, alle kleine und große Fürsten hatten auch die Erblichkeit in ihren Reichslehnen erworben, behaupteten sich nach den großen Privilegien, die ihnen Friedrich II. gegeben hatte, als Landesherren darin. Rudolf ließ sich im Voraus Willebriefe von den Kurfürsten geben „jegliches erledigte Fürstenthum, welches er wolle, wie die Urkunden lauten, mit allen seinen Zubehörungen" seinen Söhnen verleihen zu dürfen — gegen diese mächtige und umfassende Verwilligung verwilligte er seinerseits ihnen ebenso umfassend, er ließ sie frei schalten und walten in ihren Fürstenthümern.

Gerade so willig, wie gegen die deutsche Fürstenaristokratie bezeigte sich Rudolf gegen den Papst. Seine Königswahl ließ er ausdrücklich von Rom bestätigen, er war es, der zuerst dem Streben der Päpste, eine große Landmacht in Italien zu werden, auf Kosten des deutschen Reiches förmlich Vorschub that, indem er ihnen die alten erdichteten Constantinischen Schenkungen bestätigte und neue Landstriche hinzufügte. Er ließ sich auch die Umwandlung der alten Courtoisie der Päpste, des Ihr, das sie früher den deutschen Königen und Kaisern in ihren Briefen gegeben, in das Du gefallen, er, Rudolf dagegen nannte den Papst pater et dominus noster, unser Vater und Herr. Rudolf gab Italien ganz auf, er ging nicht über die Alpen. Man hat dies sehr staatsklug genannt, es war nichts weniger als dieses: auf Italien gewann nun Frankreich statt Deutschland überwiegenden Einfluß. Das französische Haus Anjou hatte Fuß in Italien gefaßt durch Empfang des Reiches Neapel aus der Hand des Papstes als seines Lehnherrn, 1265; 38 Jahre darauf war Frankreich schon so mächtig in Italien, daß es den Papst, wie ich erzählt habe, in Italien aufheben, den Proceß von Anagni dem Processe von Canossa entgegenstellen konnte. Aller Jammer und alles Leiden, das Deutschland unter Ludwig dem Baier durch die in Avignon residirenden Päpste, wie Johann XXII. erfuhr, der so weit ging, den deutschen Thron für vacant zu erklären, und im Fall einer streitigen Königswahl, wofür die Päpste sorgten, selbst als Reichsverweser zu fungiren prätendirte, aller dieser Jammer und dieses Leiden, das endlich doch die deutsche Fürsten-

aristokratie dahin brachte, im Kurverein zu Rhense die Unmittelbarkeit und Unabhängigkeit des Reiches wahrzunehmen, kam von diesem Aufgeben Italiens durch Rudolf, wodurch den Franzosen Thür und Thor geöffnet worden war, die italienischen Verhältnisse in die Hände zu nehmen und sie allerdings kräftiger gegen die Päpste zu vertreten, als es den Hohenstaufen geglückt war.

Schon im 11. Jahrhundert, als die ersten unruhigen Zeiten für Deutschland unter Heinrich IV. kamen, hatte Deutschland seine erste Provinz an Frankreich verloren: die Grafschaft Flandern war französisches Lehen geworden im Jahre 1072. Jetzt in den Unruhen des 13. Jahrhunderts nach dem Fall der Hohenstaufen kam Frankreich in den burgundischen Provinzen empor: Rudolf belehnte das Haus Anjou, das nachher Neapel erwarb, 1280 mit der von diesem Hause 1245 erheiratheten großen, schönen Grafschaft Provence. Gleich nach seinem, Rudolf's, Tode 1291, fingen unter seinem Nachfolger Adolf von Nassau die Händel mit den französischen Königen an, die anderweite burgundische Lehenstücke sich zueigneten. Es war jener Philipp der Schöne, der den Papst zu Anagni demüthigte, der nach und nach das Dauphiné, Lyon und die Grafschaft Burgund, die Franche Comté wegnahm. 1377 war es Carl IV., König von Deutschland, der Frankreich förmlich mit Arelat belehnte, der Dauphin von Frankreich ward zum Generalvicar in Arelat gemacht, um den Schein der deutschen Lehnsoberherrlichkeit zu retten; Burgund ging dem deutschen Reiche verloren, Carl IV. war der letzte Kaiser, der zu Arles gekrönt worden ist.

Adolf von Nassau, um sich der französischen Zugriffe zu erwehren, schloß eine Allianz mit dem damals wegen seiner normännischen Lehne mit Frankreich in Krieg liegenden englischen Könige aus dem Stamme der Normannen, die zweite Allianz mit England, deren die deutsche Geschichte gedenkt: die erste schloß der Gegenkönig Otto IV., der Welfe, mit jenem Reiche gegen den mit Frankreich verbundenen Hohenstaufen Philipp von Schwaben, ward aber damals 1214 bei Bouvines, wo die Banner der französischen Städtecommunen Frankreich zum Siege verhalfen, geschlagen. Adolf von Nassau nahm die ersten Subsidiengelder von England. Nach seiner Absetzung und seinem Tode

in der Schlacht bei Worms durch die Hand seines Nachfolgers, des Habsburgers Albrecht, vertrug sich dieser mit Frankreich. Unter diesem Albrecht setzte sich die Schweiz durch den Schützen Tell und den Bund der drei Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden in Freiheit, er starb auf dem Zuge in die Schweiz durch die Hand seines Brudersſohns, dem er sein Erbe vorenthalten. Es folgte ihm Heinrich von Luxemburg, gewählt gegen Carl von Valois, den Bruder Philipp's des Schönen von Frankreich. Er zuerst erkannte es wieder, daß der Papst und Frankreich in Italien zu besiegen sei, er ging über die Alpen und ward zum Kaiser gekrönt. Er schloß sich auch an die Städte, unter ihm kamen, wie gesagt, die drei Reichscollegien in ihre Verfassung. Beides jedoch geschah zu spät, der Papst war nicht mehr zu besiegen, er stützte sich zu stark auf Frankreich, Italien war nicht wieder zu gewinnen, die deutsche Königs- und die Kaisermacht nicht wieder herzustellen. Heinrich VII. ward zwar mit Freuden von den Ghibellinen in Italien empfangen, den göttlichen Dante an der Spitze, er ward auch zu Rom gekrönt, aber er konnte nicht einmal die Peterskirche gewinnen, die Pfeile der Guelfen flogen, während er im Lateran gekrönt ward, in den Saal — er büßte den Römerzug an der welschen Praktik: er starb im Toscanischen zu Buonconvento an Gift, das ihm ein Mönch im Abendmahl gereicht.

Auf ihn folgte wieder ein Königspaar, eine zwiespaltige Wahl brachte Ludwig den Baier und Friedrich von Habsburg, Sohn Albrecht's, auf den Thron. Als sie sich christlich vertrugen im Vergleich zu Trausnitz, nachdem Friedrich durch die vom tapfern Schweppermann bei Mühldorf gewonnene Schlacht in Ludwig's Haft gekommen war, dahin christlich sich vertrugen, daß beide gemeinschaftlich die Regierung führen, jeder von ihnen Tag um Tag in den kaiserlichen Briefen dem andern vorgesetzt werden solle, ward Ludwig durch den Papst für einen Ketzer erklärt, zweimal kam das Interdict über Deutschland, der Habsburger ließ sich gegen den Ketzer wieder aufhetzen, starb dann aber bald darauf. Ludwig, ein ächter, guter Deutscher, leicht zu übervortheilen, schickte sieben Legationen nach Avignon, er ließ sich die entehrendsten Bedingungen gefallen, um nur die Aussöhnung mit den Päpsten und Frankreich

zu erlangen, er gab sogar seinen Bundesgenossen auf, den König von England, im englisch-französischen Kriege, vergebens, durch Nachgiebigkeit ist niemals der Papst bestimmt worden, er mißhandelte den Kaiser wegen seiner Nachgiebigkeit nur noch mehr, nannte ihn statt Bavarus oder Baier, Baurus, zu deutsch einen Bauer. Noch bei seinen Lebzeiten ward Carl IV. von Böhmen aus dem lothringischen Hause Luxemburg gegen ihn gewählt, durch den Papst gewählt; dieser Carl war fein, schlau und habsüchtig, wie die damaligen Päpste. Unter ihm blühte die Hanse, auf die ich später zurückkomme, der Städtebund der Kaufleute in Norddeutschland, achtzig mächtige Städte, Lübeck an der Spitze. Carl erkannte ihre Wichtigkeit, es war sein Plan, sich zu ihrem Haupte zu machen. Er überließ das Arelat an Frankreich. Er ging nach Italien, wo der römische Freiheitsmann Cola Rienzi ihm entgegen eilte, Carl überlieferte ihn, wie Barbarossa einst den Arnold von Brescia, dem Papste. Petrarca, wie alle Ghibellinen, hegte die größten Erwartungen von ihm, Carl begnügte sich ihm seine enthusiastischen, bombastisch-schmeichlerischen Briefe sehr artig zu erwiedern, ihn zum Pfalzgrafen zu ernennen und über seine schwärmerische Politik zu lachen. In Italien ließ er sich von den Visconti und allen Signoren der neuen Städterepubliken Unabhängigkeit und Erledigung von allen Reichspflichten abkaufen. Von Rom entwich er am Abend seines Krönungstages noch, unter dem Vorwand einer Jagd, um so das Versprechen, das er dem Papst bei seiner Königswahlbestätigung gegeben, pünktlich zu erfüllen. Doch war es Carl, der das gefährliche Bündniß Frankreichs mit Rom endlich sprengte, indem er den Papst Urban V. von Avignon nach Rom wieder führte, er selbst, der Kaiser, zu Fuße, dem reitenden Papste in den Straßen Roms vorangehend und die Zügel ihm haltend. Doch konnte der Papst sich nicht in Rom vor den Römern behaupten, er ging wieder nach Avignon zurück, erst sein Nachfolger Gregor XI. faßte wieder Fuß in Rom, worauf das früher erwähnte große Schisma der zwei Päpste, des zu Rom und des zu Avignon entstand, das endlich die Macht des Papstthums vollends untergrub. Dies war ein Hauptstaatsstreich, von Carl dem Papste gespielt. In Deutschland ging Carls Politik dahin, den kaiserlichen Fiscus vollends durch

Veräußerung der Krongüter und Reichseinkünfte zu erschöpfen, die Stände sollten dadurch genöthiget werden, die Krone bei seinem reichen Hause zu lassen. 100,000 Gulden soll er jedem Kurfürsten für seine Stimme zur römischen Königswahl seines Sohnes Wenzel ausgezahlt haben. Den größeren deutschen Fürstenhäusern suchte er durch Erhebung einer Menge kleinerer, die er zu Herzogen und Fürsten beförderte, eine Gegenmacht entgegenzustellen. Ueberdem brachten ihm diese Standeserhöhungen Geld ein; Geld brachte auch die Ertheilung des Briefadels ein, von Carl IV. datiren die Herren von — ohne, der unpossessionirte Adel in Deutschland. Frankreich war schon ein Jahrhundert vorher mit dieser neuen Sitte des Briefadels vorangegangen. Unter diesem kleinen böhmischen Kaiser Carl IV., der aber ganz welsche Bildung in Paris, wo er erzogen worden war, empfangen hatte, sehr gelehrt war, mehrere Sprachen sprach und immer mit Kaiserkrone und Mantel einher ging, ward die berühmte goldne Bulle für die Kurfürsten gegeben, die man noch jetzt als eine interessante Antiquität zu Frankfurt zeigt, im Römer. Diese Bulle, in der die Zahl und Wahl der Kurfürsten ganz nach der Convenienz Carls des Königs von Böhmen, der einer dieser Kurfürsten war, festgestellt wurde, in der er die mächtigen Habsburger, die alten Welfen und die ansehnlichen Wettiner ausschloß, außer den drei Geistlichen von Mainz, Trier und Köln, die die Reichserzkanzlerämter in Germanien, Arelat und Italien bekleideten und von denen letztere zwei wenig zu thun hatten, weil Arelat französisch, Italien unabhängig geworden war, außer diesen drei geistlichen Herren erhielt nur noch die Wittelsbacher Nebenlinie in der Rheinpfalz, nicht einmal Altbaiern, und die ascanische Nebenlinie in dem sächsischen Wittenberg eine Kurstimme, zwei sehr unbedeutende Fürsten; Böhmen besaß der König selbst, Brandenburg war er im Begriff seinem Hause zu erwerben. Man sieht deutlich, die Zusammenstellung der sieben Kurfürsten war reine Convenienz des kleinen, feinen Carl von Böhmen. Böhmen sollte durch die Bulle gehoben und unabhängig gemacht werden, deshalb erhielten auch die Kurfürsten fast souveraine Gewalt in ihren Kurlanden, namentlich das Jus de non evocando, niemand von ihren Unterthanen, außer im Falle verweigerter Justiz, durfte an den Kaiser appelliren. Böh-

men kam sehr durch Carl empor, es ist nie wieder so blühend gewesen, er stiftete die Universität Prag, die erste in Deutschland, 1348, nach dem Muster der Pariser, er incorporirte Schlesien, die Oberpfalz und die Lausitzen dem Lande, damals kamen die Bäder von Carlsbad in Aufnahme.

Auf Carl, der 1377 starb, folgte sein Sohn Wenzel, zehn Jahre lang ein thätiger Fürst, dann faul und gleichgültig, so daß die Kurfürsten ihn zuletzt absetzten 1400. Er regierte dann noch bis 1420 in Böhmen, wo er den Schutzheiligen des Landes, den heiligen Nepomuk, in der Moldau hatte sterben lassen, als dieser ihm seine dissolute Lebensart vorgehalten, unter ihm kam die erste große Bewegung in Deutschland für die Freiheit der Kirche, der große Johann Huß ward 1415 zu Costnitz verbrannt. Vier Jahre darauf brachen die furchtbaren Hussitenkriege aus, Wenzel starb vor Zorn am Schlage, als er hörte, daß die Hussiten das Rathhaus zu Prag erstürmt hätten. Sein Bruder folgte ihm in Böhmen, deutscher König schon seit zehn Jahren, er war auf den Nachfolger Wenzels, den Ruprecht von der Pfalz, auf den Thron gekommen. Dies war der Sigismund, der sich selbst als Kurfürst von Brandenburg zum König gewählt hatte, mit den Worten: „Es giebt keinen Fürsten im Reich, den ich besser kenne, als mich selbst. Ich bin der mächtigste, ich verstehe die Regierungskunst am besten" — Sigismund, der lustige und galante Kaiser, der auf seinen immerwährenden Reisen die Ringe scheffelweise an die schönen Frauen und Jungfrauen vertheilte, der auf öffentlichem Markte mit den schmucken Straßburgerinnen getanzt hat, derselbe Kaiser, der den großen, edeln Huß zu Costnitz dem Papste gegen sein gegebenes kaiserliches Geleitswort opferte und dem dafür die Hussiten sein schönes Erbland Böhmen schrecklich verwüstet haben. Diesen Hussiten, diesen Bauerkerlen, wie sie Sigismund nannte, die ihm alle seine Heere schlugen auf den Kreuzzügen, die die Geistlichkeit gegen sie predigen lassen, diesen Bauerkerlen mußte der Kaiser endlich alles bewilligen, um nur als König von Böhmen anerkannt zu werden.

Nach diesem Sigismund, der auch Ungarn zu Böhmen besaß, durch seine Gemahlin Maria aus dem Hause Neapel-Anjou, kam wieder das Haus Habsburg auf den deutschen Thron,

den es von nun an unausgesetzt besessen hat — mit geringer Unterbrechung bei dem Aussterben des Mannsstamms 1740 — bis zur Auflösung des deutschen Reiches unter Napoleon 1806. Auf Albrecht II., der nur zwei Jahre regierte, folgte sein Vetter, Friedrich III. 1439, der gravitätisch-pedantisch-unempfindliche Kaiser mit der dicken Lippe, unter dem die wichtige Buchdruckerkunst erfunden ward, der Deutschland von Wienerisch-Neustadt aus, in alchemistische und astrologische Studien und Gartenarbeit vertieft, drei und funfzig Jahre lang regierte, aber sieben und zwanzig Jahre lang nicht ins Reich kam, um selbst nachzusehen, wie es darin gehe, der sich wieder mit dem Papste verstand, indem er die Wiener Concordate mit ihm abschloß, der das mystische AEIOU in sein Wappen nahm, das man durch Austriae Est Imperare Orbi Universo erklärt hat, Alles Erdreich Ist Oestreich Unterthan, der auch das Felix Austria nube, Heirathe du glückliches Oestreich, auszuführen anfing, indem er seinen gutmüthig-ritterlich-phantastischen Sohn Maximilian mit der reichsten Erbin der damaligen Welt, der schönen Maria von Burgund, vermählte.

Dieser Maximilian beschließt das Mittelalter, er, der alle Eigenthümlichkeiten dieser bunten, ritterlich-schmucken und doch auch schon spießbürgerlich gewordenen, zugleich lustigen und devoten, überhaupt die seltsamsten Contraste verbindenden Zeit in seinem Charakter zusammenfaßte. Maximilian war ein sehr tapferer Ritter, er siegte in jedem Turniere, warf den Ritter Barre aus Frankreich zu Worms darnieder, er war einer der kühnsten Gemsenjäger, wie die Geschichte von der Tyroler Martinswand es bezeugt, ein fast tollkühner Athlet, wie sein Kunststück auf dem Ulmer Dome beweist, auf dessen Geländer er mit einem Fuße sich stellte, während er den andern in die Luft hinausstreckte — aber die Thaten eines Ritters und Jägers und Athleten sind noch keine Kaiserthaten. Er hat sich doch bei den Italienern und Franzosen nicht in Respect zu setzen vermocht, ist mehrfach dem Ausland trotz seiner Ritterlichkeit zum Gelächter geworden. Macchiavelli sagt von ihm: „er glaubt alles selbst zu thun, und läßt sich doch vom ersten besten Eindruck bestimmen, er hat einen reichen Vorrath von Plänen, aber wenn sie ausgeführt werden sollen, geräth ihm doch alles anders, als

es in seinem Willen gelegen.“ Maximilian war ein sehr populairer Kaiser, wußte es aber doch nicht anzufangen, diese Gunst des Volkes zu etwas Großem zu benutzen; sogar sein Hofnarr Kunz von der Rosen zog ihn auf, wegen der höchst seltsamen Einfälle, die er hatte. Er hat einst, als er zu Regensburg zum Reichstag einritt, einen ganzen Schwarm von fahrenden Frauen am Schweife seines Rosses eingeschmuggelt, zur großen Ergötzlichkeit des Volkes, obgleich der Magistrat der freien Reichsstadt diesen liederlichen Weibern den Eintritt verboten hatte, er hat Tage lang mit den Frauen und Jungfrauen zu Nürnberg getanzt, dieser lustige Max, und wollte doch im Jahre 1512 sich zum Coadjutor des Papstes Julius II. machen lassen, um nach dessen Tode selbst Papst zu werden. Nur das Felix Austria nube hat er glücklich ausgebeutet: er war es, der Burgund durch die Vermählung zu Gent mit der schönen Maria, der Erbtochter dieses Hauses, erwarb, der seinen Sohn Philipp mit der Erbtochter Spaniens Johanna vermählte, wodurch die sechs Königreiche von Spanien mit ihren italienischen Nebenländern und den großen Reichen der neuen Welt an das Haus Oestreich kamen, er war es, der seinem Hause durch einen Erbvertrag auch die Succession in den Kronen Böhmen und Ungarn verschafft hat, die die Hauptstärke und Stütze von Oestreich geworden sind, wodurch es zur Weltmacht empor gekommen ist. Er hat dem deutschen Faust- und Fehderecht ein Ende gemacht, den sogenannten ewigen Landfrieden zu Worms 1495 ins Reich ergehen lassen, das Reichskammergericht und den Reichshofrath als feste, stehende Gerichtshöfe niedergesetzt, damals ward das römische Recht als subsidiarisches Recht zu den Reichsgesetzen ausdrücklich recipirt, rechtsgelehrte Richter vorgeschrieben, das schriftliche Verfahren bei den Gerichten eingeführt, die Oeffentlichkeit bei den bürgerlichen Processen auf die Parteien beschränkt. Durch diese Einrichtung ward der Stand der Legisten, der rechtsgelehrten Doctoren, den Rittern entgegengesetzt, durch sie kam endlich die fürstliche Macht über die Ritter empor: diese Ritter, wie Sickingen und Berlichingen, klagten und wehrten sich erst lange gegen diese Männer von der Feder, diese neuen Ritter der Acten — mußten aber doch endlich zum Ziele sich legen und sich unter ihre Territorial-, ihre Landesherren fügen.

Sehr schön hat Goethe im Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand diesen Antagonismus der Schreiber und Ritter aufgefaßt. Das deutsche Reich und seine einzelnen Territorien fingen damals unter Maximilian an, Beamtenstaaten zu werden, nachdem sie so lange Ritter- und Feudalstaaten gewesen waren, es bildeten sich in den einzelnen Territorien Territorialhofgerichte, die sogenannten Hofräthe und Landesregierungen, doch blieb die Aristokratie, die sich in den Besitz der einträglichen Regierungsstellen setzte, in den hohen Gerichtshöfen die adelige Bank der Doctorenbank gegenüber einnahm, noch ganz bedeutend vorherrschend, die Reichsgerichte und die Hofgerichte der einzelnen Territorien Deutschlands haben nie energisch gegen diese Aristokratie verfahren, die deutschen Legisten selbst sind in Pedanterie verkümmert, noch Friedrich II. verspottete sie mit den Worten: „die Juristen sind schwerfällige, in Formalistereien eingehegte Pedanten — diesen Leuten fehlt der Blick ins Große.“ — Von diesem deutschen Juristen hatten die deutschen Aristokraten wenig zu fürchten, gerade sie wurden ihre Bedienten.

Unter Maximilian, sagte ich, ging das Mittelalter zu Ende, unter ihm kam die Reformation. — Wir müssen nun noch dieses Mittelalter mit seinen Ständen und seinem ganzen Thun und Wesen in einem gedrängten Bilde zusammenfassen, diese Zeiten von wunderbarer Physiognomie, wie Professor Leopold Ranke sagt, „die noch Niemand in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtiget hat, diese Zeiten der außerordentlichsten Combination von innerem Zwist und glänzendem Fortgang nach Außen, von Autonomie und Gehorsam, von geistlichem und weltlichem Wesen. Dieses deutsche Mittetalter mit seinen geharnischten Rittern und Knappen und Burgen, seinen Turnieren und Abenteuern und Jagden, seinen Vehmgerichten und geheimen Adelsgesellschaften, den Löwenrittern, denen vom Sterne und andern, seinen schönen, minniglichen Frauen und Jungfrauen, dieses Mittelalter mit seinem reichen und zahlreichen Klerus, den Messen und Festen und Wallfahrten, den Bischöfen und Aebten und Mönchen und Waldbrüdern und Einsiedlern, das Mittelalter mit seinen ehrenvesten Bürgern und Spießbürgern, seinen vielvermögenden Kaufherren und Gewerken, dem reichen Handel und den Künsten der Städte, seinen Gebauern und Leibeignen end-

lich, dieses deutsche Mittelalter, sage ich, ist so reich und lebensvoll, daß es vergeblich wäre, seine Schilderung in dem beschränkten Raum, den ich ihm widmen kann, zu erschöpfen. Ich will aber versuchen, einige seiner Hauptzüge, so gut es mir gelingen will, Ihnen darzustellen.

Niemand wäre so geeignet gewesen, die Schilderung des Mittelalters und seiner charakteristischen Stände, diese allerdings sehr schwere Arbeit, weil sie aus so vielen Materialien zusammengetragen werden muß, zu leisten, als der herrliche Justus Möser. Mehrere seiner unübertroffenen patriotischen Phantasien, wie die „über den hohen Styl der Kunst unter den Deutschen," „über die Hanse," „über die deutschen Städte," „über den Bauern- und Leibeignenstand," „über die Gerichtsverfassung der alten Deutschen" und andere sind die lebendigsten Darstellungen, die man lesen kann, die unabhängigste, stolzeste, freiste, ehrenvesteste Gesinnung spricht sich darin aus, man merkt es diesen Darstellungen wohl an, daß Möser Jahre lang in der stolzen und freien Luft Englands gewandelt ist, wohin ihn Geschäfte seines Vaterlandes, des Stiftes Osnabrück, während des siebenjährigen Krieges führten. Möser erschöpft sich nicht in Klagen oder gar Anklagen gegen das arme Deutschland, worin jetzt unsere Schriftsteller so stark sind, er hält sich ganz frei von dieser negativen Richtung, von der zu seiner Zeit Frankreich so angesteckt war und andere Länder ansteckte, seine Tendenz ist ganz positiv, er sucht die noch vorhandenen Elemente des deutschen Wesens mit neuem deutschen Geiste zu beleben, aus dem nächsten Vorhandenen etwas Neues aufzubauen. Allen, die es mit dem jetzt allerdings armen Deutschland wohl meinen — deshalb ist Deutschland arm, weil es um seine Einheit und seine ursprünglichen Elemente und Institutionen gekommen ist — Allen, die es wohl mit Deutschland meinen, ist das Studium Mösers, dieses ächten Deutschen, von der freien sächsischen Färbung im Gegensatz der fränkischen, anzuempfehlen. Er ist nebst Spittler und Herder unbestritten unser größter Geschichtschreiber und Staatsmann.

In der Abhandlung: „der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen“ sagt Möser folgendes über das Ritterthum und den Ritterstand: „Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu sein, worin unsere Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeigt hat. Die feigen Geschichtschreiber hinter den Klostermauern und die bequemen Gelehrten in Schlafröcken mögen sie noch so sehr verachten und verschreien: so muß jeder Kenner das Faustrecht des 12ten und 13ten Jahrhunderts — man merke wohl, er sagt nur des 12ten und 13ten Jahrhunderts — als ein Kunstwerk des höchsten Styls bewundern; und unsere Nation sollte billig diese große Periode studiren und das Genie und den Geist kennen lernen, welcher nicht in Steinen und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete und sowohl seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt keinen Begriff machen können. Die einzelnen Räubereien, welche dabei unterliefen, sind nichts in Vergleichung der Verwüstungen, so unsre heutigen Kriege anrichten. Die Sorgfalt, womit jene von den Schriftstellern aufgemerkt sind, zeugt von ihrer Seltenheit; und die gewöhnliche Beschuldigung, daß in den Zeiten des Faustrechts alle andern Rechte verletzt und verdunkelt worden, ist sicher falsch, wenigstens noch zur Zeit unerwiesen und eine Ausflucht einander nachschreibender Gelehrten, welche die Privatrechte der damaligen Zeit nicht aufspüren wollen. Es werden jetzt in einem Feldzuge mehrere Menschen unglücklich gemacht, als damals in einem ganzen Jahrhundert. Die Menge der Uebel macht, daß der heutige Geschichtschreiber ihrer nicht einmal gedenkt, und das Kriegsrecht der jetzigen Zeit besteht in dem Willen des Stärksten.“

Ich muß hier abbrechen, obwohl die ganze Abhandlung Wort für Wort höchst lesenswerth ist und uns, „die wir uns selbst in unserer Einbildung nicht mehr zu den ritterlichen Sitten jener alten Zeiten der Turniere, deren Einrichtung den Geist von mehr als einem Lykurg zeigt und die die großen Vortheile besaßen, welche eine wahre Tapferkeit, ein beständiger Wetteifer und ein hohes Gefühl der Ehre auf eine ganze Nation verbreiten mußten,“ gewaltig beschämt.

Möser beschränkt sich mit seinem Lobe des Faustrechts,

wo „der eiserne Ritter turnirte, und die Liebe lieblich und mild war," auf die Zeiten des Mittelalters im 12ten und im 13ten Jahrhundert, wo die Hohenstaufen fielen. In dieser Zeit war das Faustrecht ein ordentlich verfaßtes Recht des Privatkriegs unter dreitägiger Vorauskündigung und unter Aufsicht der Landfriedensrichter, ein Kriegsrecht, bei dem nur denen, die den Frieden gebrochen, oder die nicht Recht vor Gericht nehmen wollten, rechtmäßig Fehde angesagt werden konnte, bei dem der Pflug geheiligt war, wie Kirchen und Klöster, der Landmann in seinen Zäunen und der Fuhrmann auf der Straße gesichert, wo die Bauern nicht als Helfer bewaffnet und gebraucht werden durften, wo die, die einen Feldarbeiter beschädigten, als Straßenräuber bestraft wurden. Das spätere Mittelalter des 14ten und 15ten Jahrhunderts, wo das ordentliche Faustrecht in das unordentliche, die Wegelagerei ausartete, wo die Vehmgerichte, deren Hauptstuhl zu Dortmund war, auf rother, westphälischer Erde und denen die Kaiser als oberste Stuhlherren präsidirten, in die berüchtigten Ausartungen übergingen — diese Zeiten will Möser nicht gelobt haben. Dagegen erkennt er sehr wohl an, wie die noch früheren Zeiten des 10ten und 11ten Jahrhunderts, die der sächsischen Kaiser, dieselben großen Nationaltugenden der Deutschen, die der Ehre und Ehrlichkeit und Ritterlichkeit pflegten und bewahrten. In der Abhandlung: „Ein Denkmal der deutschen Freiheitsliebe" erweist er, wie aus dem feinsten Ehr- und Freiheitsgefühl der König Otto der Große gehandelt habe, daß er das Recht in der streitigen Frage, ob beim Erbe das Repräsentationsrecht der Enkel gelten, die Söhne eines gestorbenen Sohnes mit ihren Oheimen den Großvater beerben sollten, durch das Faustrecht, durch den Kampf habe suchen lassen, durch einen Kampf der betheiligten Fürsten des Reiches. Wittekind, der diesen Fall in seiner Chronik erzählt, sagt: „Der König, besserem Rathe folgend, wollte nicht die Edeln des Reiches und die Aeltesten des Volkes, nobiles regni et populi senes, unehrbar behandeln lassen und befahl die Sache durch den Kampf zu entscheiden. Es geschah dieses mit Bewilligung der Betheiligten und aller Stände des Reiches. Möser weist nach, daß ein solches Gottesurtheil bei der Schwierigkeit einer andern Entscheidung, die in der Sache lag und die aus der damaligen

Sitte jedem vernünftigen Manne bekannt war, deshalb beliebt wurde, um die Freiheit der Autonomie, der Selbstregierung, aufrecht zu erhalten. „Die heutige Manier, sagt er, in zweifelhaften Fällen auf benachbarte Rechte oder eine sogenannte Meinung der Juristen zu sehen, ward damals verabscheut: weil kein freier Deutscher außer dem Fall, da er aus freien Stücken Schiedsrichter wählte, die Meinung oder die Weisheit eines Andern für sein Recht zu erkennen sich schuldig erachtete, und noch jetzt ist die gerichtliche Entscheidung nach Meinungen der Rechtsgelehrten immer ein unglücklicher Nothbehelf, wenn sich ihm gleich auch Fürsten unterworfen haben.“

Man sieht also, wie es die Seele des deutschen Mittelalters war, die Selbstregierung, die Autonomie aufrecht zu erhalten, sich der Willkür zu erwehren, der Willkür der Juristen. Als der Adel in den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters entartete und selbst zur Willkür griff, mußte er diese Juristen am Ende des Mittelalters nehmen zu seiner Strafe. Nur England, das freie England behauptete sein uraltes sächsisches Recht, nachdem das Volk durch seine Jurys sich selbst das Recht noch findet. Ehre und Ehrlichkeit waren die Tugenden des früheren Mittelalters, die Erhaltung der Freiheit ihre Belohnung — Willkür und unehrliche Plackereien waren die Laster des späteren Mittelalters — der Verlust der Freiheit ihre Strafe.

Dieser Unterschied des früheren Mittelalters während der sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Kaiser, und des späteren im 14ten und 15ten Jahrhundert, ist durchaus festzuhalten. In jenem waren die Tugenden, in diesem die Laster durchgehends beim Ritterstand vorherrschend. Dem Adel hat es sehr geschadet, daß er sich als Zunft schloß, durch die Verordnung Kaiser Friedrichs II., deren Peter de Vineis, sein Kanzler, in seinen Briefen gedenkt, kraft welcher, wer nicht von Ritterart geboren sei, hinfort nicht mehr Ritter werden könne. Freilich brach diese Verordnung Kaiser Carl IV. durch Einführung des Briefadels, aber gewiß nicht zum Vortheil des adeligen Standes, indem man nun durch Geld, und nicht wie früher durch Tapferkeit und ritterliches Wesen in den Adel treten konnte.

Im späteren Mittelalter ging nun das frühere ehrenveste deutsche Wesen der Ritter von diesen auf die Bürger der Reichs-

städte über: hier entfaltet sich ein neues tüchtiges, deutsches Leben, das bald der Schmuck der aufwachenden Künste noch schöner verherrlichte. Gerade als der Adel durch die Parteikämpfe der Welfen und Ghibellinen verwildert, aufhörte, adelige Gesinnungen und Thaten zu haben, als die Adeligen von ihren Schlössern und Burgen einander selbst und die Fürsten und die Bisthümer und Klöster zu befehden, den Handel und Gewerbfleiß der Bürger der Städte durch ihre Vergewaltigungen der Vorüberziehenden zu stören, ihre Hintersassen, die Bauern, zu ungebührlichen Frohnen zu mißbrauchen, in ihren Burgverließen Leute aller Stände zu placken anfingen, als die Willkür beim Ritterstand überhand nahm, als sie anfingen vom sogenannten „Stegreif" d. i. vom Raube zu leben, als die Herren von — ohne aufkamen, die Briefadeligen im 14ten und 15ten Jahrhunderte, gerade in diesen Zeiten erlangten die deutschen Bürger ihre höchste Macht und ihre höchste Blüthe.

Wir erinnern uns aus einer der vorhergehenden Vorlesungen, daß die Städte, mit dem Willen Friedrich Barbarossa's und gegen den Willen seines Enkels Friedrichs II., sich das Recht der Selbstregierung verschafft, daß sie ein aristokratisches Stadtregiment an der Spitze patricischer Geschlechter unter städtischen Schultheißen, die an die Stelle der Reichsvoigte und der noch früheren Gaugrafen getreten waren, eingerichtet hatten. Diese aristokratische Verfassung ging während des 14ten Jahrhunderts in ein demokratisches Regiment über. Man verdrängte die adeligen Geschlechter, man stellte zünftige Bürgermeister an statt der patricischen Schultheiße. Diese Bewegung ging von den Niederlanden und von der Schweiz aus, zwei Provinzen, denen es im Verlauf der Zeit gelang, sich gänzlich von dem Reiche zu trennen, eine Trennung, die im Westphälischen Frieden anerkannt wurde. Zu Gent und Brügge, den zwei Haupthandelsstädten in Flandern, zu Löwen, der Hauptindustriestadt in Brabant, wurden zuerst, gleich im Anfang des 14ten Jahrhunderts die adeligen Magistrate von den Zünften vertrieben, es folgten dann am Rheine Köln, Mainz, Speier, Straßburg, Frankfurt am Main, in Sachsen Magdeburg, in Schwaben Augsburg. In den meisten Städten bildete sich ein Gleichgewicht aus zwischen Adel und Bürgern, den Patriciern oder Ge-

schlechtern und den Zünften, sie wurden in zwei abgesonderten Collegien repräsentirt und controlirten gegenseitig einander, es ward ein gemischtes, ein aristokratisch-demokratisches Regiment. Vollständig aber drangen die Zünfte durch in Mainz, in Speier, in Straßburg und in Zürich. Der Schweizerbund war nichts anders, wie Herr Dr. List in seiner ganz neuerlich erschienenen vortrefflichen Nationalökonomie schreibt, als „ein Conglomerat von deutschen Reichsstädten, gestiftet und cementirt durch die freie Bevölkerung, das Landvolk der dazwischen liegenden Gebiete.“ In Nürnberg dagegen behaupteten sich die Patricier in ihren alten Vorrechten, hier ist vorwaltend patricisches Regiment geblieben; bei Auflösung des deutschen Reiches war die Stadt in den Händen von nur neunzehn patricischen Familien. Auch in Augsburg ward von Carl V. 1548, nachdem die oberdeutschen Städte sich dem Sieger von Mühlberg unterwerfen mußten, wieder das Geschlechterregiment eingeführt und erhielt sich, bis die Stadt mit Nürnberg eine baierische Landstadt nach Auflösung des deutschen Reichs ward.

Außerordentlich mächtig wurden diese Städte durch ihren großen Kriegsstaat. Aachen und Straßburg konnten je 20-, Nürnberg 50-, Gent zur Zeit seines höchsten Flors 80,000 Bewaffnete stellen. Die ganze städtische Ordnung war auf gemeinsamen Schutz gegen den Adel und auf den Krieg berechnet: die Eintheilung der Zünfte ist eine wesentlich politische gewesen. In England hat sich noch jetzt diese politische Bedeutung der Zünfte in den Städten erhalten, und mit ihr das Bewußtsein der Kraft, das große Associationen verschaffen. Dieser Associationsgeist bewirkte, daß die deutschen Städte in feste Bündnisse zusammentraten: die nordische Hanse, der rheinische Städtebund und andere sind damals geschlossen oder weiter ausgebildet worden.

Aber der Aristokratenhochmuth, der den Adel ergriffen hatte, bemächtigte sich auch der Städte; sie erwarben zwar zum Theil sehr bedeutenden Landbesitz, aber sie hielten das Landvolk hochmüthig, wie der Adel, darnieder. „Dieser unsinnige Hochmuth hielt das Landvolk in Unterthänigkeit, sagt Dr. List, statt es zu sich zu erheben, die deutschen Städtebünde ruinirten sich durch diese Nichtachtung des Landvolks.“ Nur in den Niederlanden, wie ich in der vorigen Vorlesung sagte, emancipirten sich die

Bauern und Leibeigenen und in England, nach dem frühen Vorgang von Italien. Dies ist ein Hauptgrund zum Emporblühen dieser Länder geworden. England ist jetzt das blühendste Land Europa's und Italien war das blühendste Land im Mittelalter; England und Italien sind die Länder, wo man die mittelalterliche Ständeabscheidung, das fast orientalische Kastenwesen nicht so weit getrieben hat, wie in Deutschland und Frankreich: der Adel hat sich hier, in England und Italien, mehr mit dem Bürgerstande verschmolzen. In Italien hat ein rascher und häufiger Uebergang des Adels in den Bürgerstand stattgefunden und findet noch jetzt statt, in ganz Italien ist heut zu Tage noch eine ächte, frische Plebejität vorherrschend, wie sie im Mittelalter und im alten Rom vorherrschte; es giebt überhaupt wenig hohen Adel in Italien, ausgenommen in Sicilien und dieser ist stark possessionirt. Von England ist es wohl bekannt, daß nur die ältesten Söhne des hohen Adels, der nobility, die den Vater beerben, diesem höheren Stande angehören, sie erben die Titel und Würden, namentlich den Sitz im Oberhause und zugleich die starken Possessionen der Väter, alle nachgebornen Söhne gehen in die gentry, die im Unterhaus repräsentirt ist, über. Dazu kommt, daß alle Notabilitäten der gentry in England nobilitirt werden, sowohl die geistigen als materiellen Capacitäten. Es ist da also eine fortwährende Bewegung von der nobility in die gentry und umgekehrt, eine fortwährende Ergänzung beider Körper. Der englische hohe Adel ist nicht so ekel, nur ebenbürtige Gemahlinnen zu dulden, er heirathet in alle Classen, auch in die der Pächterinnen und Schauspielerinnen und die Frau tritt, auch bei Hofe, in die Ehren des Mannes ohne alle Ausnahme. Die Kreuzung der Geschlechter, die Vermischung des Adels in England mit der gentry bewirkt, daß die Familien der Noblemen immer bei lebendiger Kraft und frischer Gesundheit erhalten werden. Der Adel ist kein abgeschlossenes Corps, keine Kaste in England und deshalb hier auch so populär und respectirt, wie sonst nirgends auf der Erde. Selbst in Spanien haben nur die Granden Vorrechte; der niedere Adel, die Hidalgos, sind mit dem Bürgerstande hier ebenfalls verschmolzen: daher rührt es, daß Spanien noch heut zu Tage eines der kräftigsten, frischesten Völker ist, Spanien hat sehr wahrscheinlich noch eine große

Zukunft. So energische Mittel, wie die Aufsage gegen den päpstlichen Stuhl, die ganz neuerlich erfolgt ist, bezeugen es deutlich, daß die Spanier ein zwar tief religiöses, aber wo es gilt, auch höchst energisches Volk sind und zwar in Masse. Sie haben sich so schon gegen Napoleon bezeugt, sie waren die ersten, die diesem größten Kriegshelden einige Lorbeeren nahmen aus dem Kranze, der seine unüberwindliche Imperatorenstirne umflocht.

Alle diese drei Länder, Italien, England und Spanien, haben diesen Vortheil der engeren Verbindung des Adels und der Bürgerschaft durch das Vorherrschen des städtischen Elementes behauptet und durch das Aufrechthalten des römischen Municipalsystems und des germanischen Selfgovernments. Das Municipalsystem erkennen wir noch heut zu Tage deutlich in den italienischen Communen und den spanischen Ayuntamientos; England steht noch ganz auf dem sächsischen Selfgovernment. In Frankreich dagegen hat der Adel seine Trennung vom Bürgerstand und den Bauern, diese Trennung mit drückenden Vorrechten sehr scharf durchgesetzt, später, seit Ludwig XIV., hat hier das Centralisationsprinzip, das Beamtenwesen alle freie Entwickelung der städtischen Communen niedergehalten, selbst in und nach der Revolution; Frankreich ist erst jetzt wieder darauf aus, das Municipal- und Departemental- und Provinzialwesen zu entwickeln; ohne die Emancipation der Provinzen wird Frankreich schwerlich dazu kommen, sich selbst beherrschen zu können. In Deutschland hat das Absperren des Adels mit dem Institut der Ebenbürtigkeit, wodurch die Adelsfamilien sich physisch so abgeschwächt haben, dem Institute der Ahnenprobe, wodurch zuerst die Domherrnstellen und einträglichen Pfründen, dann die Hof- und Kriegsstellen und endlich auch die Staatsämter den Söhnen des Adels ausschließlich versichert wurden, das Absperren, sage ich, des Adels gegen die Bürger und beider Stände gegen den Bauernstand eben so entschieden sich festgesetzt, ja man ist in neuester Zeit, seit der vielfach geschmähten Revolution doch auch gerade in jene französische Centralisationstendenz, das Regieren durch die Beamten und die Minister von der Hauptstadt aus, fast zu sehr eingegangen.

Ich fasse, was ich mit der bisherigen Entwicklung habe

beleuchten wollen, noch einmal in einem kurzen Satze zusammen. Nach meiner Meinung ist Deutschland durch das starre Festhalten der Ständeabscheidung, dieses Prinzipes, das seit den letzten Hohenstaufen sich Bahn gebrochen hatte, sehr in seiner freien, naturgemäßen Entwicklung aufgehalten worden, es ist selbst erstarrt unter diesem starren Prinzipe. Hätte in Rom die Verschmelzung der Geschlechter der Plebejer und Patricier nicht statt gefunden, so wäre Rom nie Rom geworden; Deutschland, der Erbe der Krone der römischen Kaiser, ist seiner großen Weltstellung verlustig gegangen, dadurch verlustig gegangen, daß sein Ritter- und Patricierstand nicht den Stand der Plebejer zu sich erhoben hat. So hat England die Erbschaft Roms überkommen: es ist jetzt die mächtigste Herrschaft auf der Erde, eine weltgebietende Macht, die in allen fünf Theilen der Erde respectirt wird.

Ich kehre nun zu der Darstellung der mittelalterlichen Verhältnisse zurück. Ich muß zuvörderst von dem Handel und der Industrie der deutschen Städte reden und dann von ihren Künsten: ich werde diese Gegenstände in der nächsten Vorlesung Ihnen darzustellen suchen.

Zwanzigste Vorlesung.

Der Handel und die Industrie der Städte, die Hanse, die Kunst des deutschen Mittelalters, die Poesie: Wolfram von Eschenbach und der Parcival, die Dome und die Malerei der flamändischen Schule: die Gebrüder van Eyck und Hemling.

Im frühesten Mittelalter war der Handel Deutschlands ausschließlich in den Händen der Italiener, der Lombarden und der Juden. Carl der Große und noch mehr sein Sohn Ludwig der Fromme bezeigte sich mild gegen die Juden, sie behaupteten sich lange in dem fränkischen Reiche und unterlagen endlich dem Uebergewicht des mächtigen Bischofs Hincmar. Der Handel im Occident lebte erst mit Carl dem Großen wieder auf, der Handel auf der Donau ins griechische Reich ward zu Constantinopel be-

sprochen, seine Missi, seine Sendgrafen und Kammerboten überwachten diesen Handel zu Lorch und Regensburg. Andere Kammerboten führten Aufsicht über den Handel am Main zu Forchheim, in der neuen Königspfalz zu Selz an der Saale in Franken, Carl projectirte bekanntlich die Verbindung des Rheins mit der Donau durch einen Canal, den Main und die Altmühl: dies Project ist in unsern Tagen von dem jetzigen König von Baiern wieder aufgenommen und ausgeführt worden. Am Rhein war Köln die Haupthandelsstadt, seine weltberühmte Ostermesse ist uralt, es hatte im 11ten Jahrhundert schon 500 Kaufleute, seit dem 12ten handelte es direct mit England, früher noch als die Hanse, wahrscheinlich waren sie die ersten Inhaber der Guildhall in London. Carl d. Gr. gründete Hamburg und Bremen, an der Elbe waren zu Magdeburg und Bardewick Kammerboten bestellt. Seine Flotte zu Gent sollte das Reich gegen die Raubzüge der Normannen schützen. Die Sachsen und Friesen waren von uralter Zeit schon tüchtige Seefahrer: sie segelten schon mit halbem Winde, was die Phönizier, Carthaginienser, Griechen und Römer nicht verstanden und deshalb sich an den Küsten hatten halten müssen.

Zur Zeit der Hohenstaufen, seit den Kreuzzügen, seit die Deutschen mit Constantinopel bekannter wurden, blühte der Handel in den oberdeutschen Städten zu Wien, zu Regensburg, Straßburg, Ulm, Augsburg, Nürnberg. 1140 unter Conrad III. erhielten die Deutschen, die sich in Constantinopel ansässig gemacht, eine Kirche hier eingeräumt. Regensburg besonders war geraume Zeit Haupthandelsplatz, eine der reichsten und bevölkertsten Städte Deutschlands damals. Die Schifffahrt von da, die Donau herab ins griechische Reich, war schon im 12ten Jahrhundert im Gange. Kaiser Friedrich Barbarossa ließ sich auf seinem Zuge nach Palästina 1189 von Regensburg aus bis an die Morawa in Servien Lebensmittel zu Schiffe nachfahren. Bis auf Ludwig den Baier im 14ten Jahrhundert hatten die Regensburger den nordischen Handel, den nachher die Hanse überkam, vorzugsweise in ihrer Hand: sie hatten Faktoreien zu Kiew und Nowgorod. Ihr ambulanter Consul, der Regensburger Hausgraf, begleitete die langen Kaufzüge bis Breslau nach dem Norden, und südlich bis Belgrad, wo dann die

servischen und bulgarischen Fürsten ihr Geleit bis Constantinopel boten. Caravanen der Regensburger Kaufherren gingen bis in das innere Asien.

An die Stelle der oberdeutschen Städte trat nun im 13ten Jahrhundert die Hanse. Dieser mächtige Bund fing 1241 an durch einen Vertrag der Städte Hamburg und Lübeck, fast alle niederdeutschen Städte traten nach und nach zu, Lübeck kam an die Spitze der Hanse, die bis Anfang des 17ten Jahrhunderts geblüht hat. Nach dem Falle der Hohenstaufen kam die Hanse schnell und sehr bedeutend empor. Es wurden vier große Stapelplätze und Handels-Comtoire zu London in England, zu Brügge in Flandern, zu Nowgorod in Rußland, zu Bergen in Norwegen gestiftet. Von England nahm man die rohen Producte, Wolle besonders — Massen von Wolle wurden damals von den Hanseaten aus England bezogen, gerade umgekehrt, wie bis jetzt England Massen von Wolle zog aus Deutschland — dann Blei, Zinn, Häute, Butter, dafür vertauschte man ihnen Fabrikate der Niederdeutschen und die aus Italien kommenden Producte und Fabrikate. Wir sehen, die Hanseaten mußten im Vortheil stehen, weil sie verarbeitete Producte gegen Naturproducte vertauschten, schon Phöniziens Handel und Reichthum gründete sich auf dieses System, es ist noch jetzt das Geheimniß der englischen Handelspolitik. Die ersten Privilegien erhielt die Hanse 1257 in England durch König Heinrich III., eine hanseatische Guildhall ward in London eingerichtet, der sogenannte steelyard, Stahlhof. Die Hanseaten hießen im Gegensatz der Kölner und Niederländer die Oestlichen (Kaufleute) Easterlings. Da nur hanseatisches Geld in England circulirte, so rechnete man nach Pfund Easterlings, woraus später das jetzige Sterling entstanden ist. — Brügge in Flandern, das zweite Haupt-Comptoir der Hanseaten nächst London, war der Stapelplatz für den Umtausch der Waaren der Levante und des Südens gegen die des Nordens. Brügge ward mit der Zeit so mächtig, daß zu Zeiten 150 große Handelsschiffe im Hafen hier flaggten, alle europäische Nationen hielten ihre Waarenlager hier. Die Stadt kam erst seit 1488, wo sie sich in ihrem Uebermuthe gegen Kaiser Maximilian empörte, herunter, Antwerpen trat an ihre Stelle. — Die stärkste Macht der Hanseaten aber war im Nor-

den, sie erlangten hier die unumschränkte Handelsherrschaft auf der Nord- und Ostsee, sie ertheilten in allen nordischen Kriegen den Ausschlag, sie setzten die Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden aus und ein, die Kronen dieser nordischen Königreiche wurden von ihnen feilgeboten, wie Aeneas Sylvius sagt. Ihre Flotten waren in diesen Meeren wesentlich Kriegsflotten, hier war der Kaufmann wesentlich zugleich Kriegsmann, England lernte von ihnen den Kriegsschiffbau, Lübeck baute Schiffe, die mit 500 Seesoldaten, 400 Matrosen, 150 Büchsenmeistern bemannt waren, sie brachten so viel Geschütz auf diese Schiffe, wie jetzt die größten Fregatten führen. Sie waren die ersten, die überhaupt Kanonen auf Schiffe nahmen. Im Jahre 1428 hielt die Hanse dritthalbhundert Schiffe in See, mit 12,000 Seesoldaten. Die niederdeutschen Matrosen, die Friesen, die Sachsen, waren die tapfersten Seehelden. Niederdeutsche, Bremer Kaufherren waren es, die den deutschen Orden stifteten, der Preußen erobert hat, und den Schwertorden in Liefland, wo Riga von ihnen gegründet wurde. Die ganze lange reiche Ostseeküste nahmen sie in Besitz. Zu Nowgorod in Rußland war das dritte Haupt-Comptoir der Hanse, hier setzten sie ihre Manufacturwaaren um gegen Pelzwaaren, Flachs, Hanf und andere Rohstoffe. Das vierte Comptoir war Bergen, hier war hauptsächlich der Thran- und Fischhandel.

Das ganze System der Hanseaten gündete sich auf Corporationen, Schifffahrtsbeschränkungen und Privilegien in fremden Reichen. Nach und nach kamen achtzig mächtige Städte in den Bund; als zu Köln, das nun auch eingetreten war — früher hatte es an der Spitze des 1247 gestifteten Rheinischen Städtebunds gestanden — 1364 die schriftliche Bundesacte verfaßt wurde, war die Hanse in dem höchsten Flor. Ich erwähnte schon, daß Carl IV., der kleine, feine Carl von Böhmen, im Sinne hatte, sich zum Haupt der Hanse zu machen. Als er Brandenburg seinem Hause erworben, begab er sich in kaiserlichem Pomp nach Lübeck, der Hauptstadt des Bundes, redete die Bevollmächtigten der Hanse sehr höflich mit dem Titel Herren an und suchte sich auf alle Weise ihnen beliebt zu machen. Aber die niederdeutschen Kaufherren waren schlau und klug genug, ließen das Thor von Lübeck, durch das er eingeritten war,

hinter ihm zumauern, da niemand mehr der Ehre würdig sei, da hindurchzugehen, wo des heil. römischen Reichs Majestät durchgegangen, sie überhäuften ihn mit Ehrenbezeigungen, hüteten sich aber sehr wohl, ihm in ihre Selbstregierung irgend einen Einfluß einzuräumen. Hauptgrundsatz der Hanse war: Hanseatisches Gut ist nur auf hanseatischen Schiffen zu verfahren, ein Grundsatz, den sie von den Venetianern entlehnten und der nachher von Cromwell in der englischen Navigationsacte angenommen wurde: er hauptsächlich hat Englands Größe geschaffen. Die Zwischenhändler machten die Hanseaten, sie kauften, wo es am wohlfeilsten, und verkauften, wo es am theuersten war. Im Jahre 1447 theilte sich die mächtige Hanse in vier Quartiere, Lübeck an der Spitze das eine, Köln, Braunschweig und Danzig die andern drei. 1498 erhielt Braunschweig seine Reichsmesse: es ist seitdem immer ein bedeutender Handelsplatz geblieben. Auch Danzig ward eine der reichsten Städte und obwohl sie 1466 im Frieden zu Thorn polnisch ward, blieb sie doch Haupt des preußischen Quartieres der Hanse. Hier kam das Getreide von ganz Preußen und Polen zusammen, das ganze nördliche Europa, Holland, England ward von hier versorgt, hier war der größte Getreidehandel in Europa, die Stadt hieß Europae totius granarium und gewann welthistorische Bedeutung. Als Danzig Polen verloren ging, war auch schon Polen, das unglückliche Polen halb verloren.

Die Hanse verfiel seit dem 16ten Jahrhundert, ihre Privilegien gingen nach und nach in Rußland, in Schweden, in Norwegen, in England verloren, hier ließ Elisabeth 1597 den Stahlhof ihnen schließen. Das deutsche Reich that nichts für diese wichtige Städteverbindung, die so leicht direct an dem Welthandel mit Ostindien und Amerika hätte Theil nehmen und deutsche Colonien gründen können, andere Reiche, die gescheitere Regierungen besaßen, namentlich Holland und England, kamen über sie empor, Holland war es namentlich, das den Zwischenhandel der Hanseaten übernahm, die Sperrung der Schelde im Westphälischen Frieden stürzte die Hanseaten vollends. Sie wendeten, um mit ihren Schiffen und Capitalien Beschäftigung zu finden, diese fremden Ländern zu, namentlich Holland und England, die wesentlich durch die Hanseaten empor gekommen sind.

Lange, lange Zeit war Hamburg der treueste Diener Englands, erst jetzt scheint sich das deutsche Nationalgefühl in den Hamburger Kaufleuten wieder zu regen. Möge der deutsche Zollverein diesen Gefühlen entgegen kommen! Nur als See- und Handelsmacht kann Deutschland wieder eine welthistorische Stellung gewinnen, ohne eine Flotte ist kein Volk der Welt von den Zeiten der Griechen und Römer an im Stande gewesen, sich in einer Achtung gebietenden Weltstellung zu erhalten.

Nächst den Hanseaten ward das schwäbische Augsburg und das fränkische Nürnberg vorzüglich mächtig in Deutschland, diese beiden oberdeutschen Städte, die, wie ich in der vorigen Vorlesung bei den Italienern erwähnt habe, seit dem Anfang des 14ten Jahrhunderts mit den Venetianern in enge Verbindung traten, von ihnen die orientalischen Specereien bezogen. Augsburg, daß mit Venedig's Fall auch sank, war noch zu Carl's V. Zeiten die namhafteste deutsche Stadt, der Hauptgeldplatz für Deutschland, das deutsche Florenz. Es hatte auch seine Mediceer, wenigstens in Betreff der Geldmacht, es hatte seine Fugger, die ebenfalls Reichsfürsten wurden, noch jetzt im baierschen Oberdonaukreis über 40,000 Seelen herrschen. Wie die Mediceer Wollenweber, so waren die Fugger Leinweber ursprünglich. Sie haben mit den Kaisern Max I. und Carl V. die bedeutendsten Banquiersgeschäfte gemacht; sie hatten sogar auf die Wahl Carls V. einigen Einfluß, bei der bekanntlich der König Franz von Frankreich als sein Mitbewerber auftrat, die Fugger nahmen die spanischen Wechsel an und verweigerten auf die französischen die Zahlung. Als Carl den französischen Schatz zu Paris besichtigte, soll er gesagt haben: in Augsburg ist ein Leinweber, der kann das Alles mit eignem Gelde bezahlen; so prächtig war dieses Geschlecht, daß Graf Anton, als Carl von dem abenteuerlichen Zuge nach Tunis zurückkehrte und bei ihm einsprach, die große kaiserliche Schuldverschreibung in einem Zimmetholzfeuer im Kamine verbrannte. Ihren Handel trieben die Fugger von ihrer goldnen Schreibstube zu Antwerpen aus, wo sie ein Haus an der Schelde besaßen, ihre Flagge schwamm auf allen Meeren, ein Theil der neuen Welt, ein Stück von Venezuela war ihnen von Carl V. verpfändet, hier hielten sie ihre eignen Feldhauptleute. Nach Guiccardini hinterließ Graf

Anton sechs Millionen Kronen. Nächst den Fuggern waren auch die Welser ansehnliche Augsburger Kaufherren. Nächst Augsburg war Nürnberg ein Hauptstapelplatz für das obere Deutschland, schon seit Kaiser Sigismund galt das Sprüchwort: Nürnberger Hand gehet durch alle Land. Unter Carl V. erhielten die deutschen Kaufleute ungeheure Monopole, er räumte sie ihnen ein, um Geld zu seinen Kriegen zu erhalten, der Widerwille gegen diese Monopole ward so stark, wie gegen die Räubereien des Adels und die Schatzungen des Klerus. Von 1516 bis 1522 trieben die Kaufleute den Preis der Gewürze auf's Vierfache in die Höhe, Gewürze, namentlich Pfeffer waren ein Hauptartikel im Mittelalter, 30,000 Centner Pfeffer wurden jährlich eingeführt in Deutschland.

Mit dem Handel kam auch die Industrie in Deutschland empor. Der Handel ist immer der Haupthebel der Industrie gewesen. In den alten Zeiten Deutschlands gab es nur Handweberei, sie war in den Händen der Frauen. Noch Kaiser Carl der Große ging in Kleidern, die ihm seine Gemahlin und Töchter gewebt hatten, gerade so, wie wir das auch bei den Hinterwäldlern in den Weststaaten der amerikanischen Union sehen, wo die Farmerfrauen auch noch ihren Männern und Kindern ihre Kleider weben, in Linnen und Wolle. Die ersten Wollenmanufacturen wurden in den Niederlanden, in Flandern angelegt, Gent ist als die älteste Manufacturstadt Europa's bekannt. Nächst diesen Wollenmanufacturen blühte in diesen Gegenden, unter andern in Lüttich, was noch jetzt der Hauptplatz für diesen Handelszweig ist, die Metall- und Waffenmanufactur. Die Niederlande sind das älteste Manufacturland Europa's, Wollenzeuge und Metallwaaren die ältesten Manufacte der Deutschen. Schon Carl der Große schenkte dem Chalifen Harun al Raschid friesische Gewänder, unter den Geschenken, die Heinrich der Löwe bei seiner Reise nach Palästina für den griechischen Hof in Constantinopel mitnahm, befanden sich deutsche Waffen, die seit den Kreuzzügen sehr gesucht wurden. Ganz besonders hoben sich die niederländischen Wollen- und Tuchmanufacturen seit der Emancipation der Leibeignen, die hier nach dem Vorgang der Italiener seit den Zeiten der Kreuzzüge erfolgte. Die freie Bevölkerung der Städte vertrieb hier zuerst die Adelsgeschlechter,

wie ich erwähnte, und gründete ein aristokratisch-demokratisches Regiment zu Anfange des 14ten Jahrhunders. Es blühten die Städte Brügge, Gent, Ypern und Lille in Flandern, die Städte Löwen, Antwerpen, Brüssel und Mecheln in Brabant durch die Wollmanufacturen, diese Wollmanufacturen wurden die Grundlage des Reichthums der Niederlande, des reichsten Landes Europa's nächst Italien damals, und der nachherigen außerordentlichen Macht des Hauses Burgund, das Spanien beerbte. Die Belgier wurden unter Beihülfe des hanseatischen Zwischenhandels die Manufacturisten, die alle nordischen Nationen, Großbritannien, Frankreich, Spanien und Portugal versorgten, deren rohe Producte man eintauschte und verarbeitete. Löwen z. B. hatte über 150,000 Einwohner, im 14ten Jahrhundert, meistens Tuchweber. Die niederländischen Tücher sind noch heut zu Tage unübertroffen. Im 15ten Jahrhundert gingen in Brügge und Gent 40,000 Tuchweberstühle. Man führte die Tuchappretur ein, man färbte die eignen und die englischen rohen Tücher — 80,000 Stück rohes Tuch kamen jährlich aus England — im Lande selbst, man schickte sie nicht mehr nach Florenz, man bezog den Waid aus Frankreich, aus Toulouse, die Tuchpresse ward 1502 zu Harlem erfunden. Zu Rafael's Zeiten blühte die Teppichweberei in den Niederlanden, es wurden die berühmten Teppiche nach seinen Cartons hier gefertigt — Brüsseler Tapeten und Brüsseler Spitzen waren die prächtigsten in Europa. Während der Unruhen des 14ten Jahrhunderts in den Niederlanden wanderten viele Weber aus nach Holland, Schlesien, England, sie gründeten hier die Manufacturmacht dieser Länder. Carl IV. berief flamändische Weber nach Schlesien, wo sie den Grund zu der berühmten schlesischen Linnenweberei legten. Diese Linnenweberei war die Hauptmanufactur im inneren Deutschland, sowohl in Nieder- als Oberdeutschland, die schwäbische Leinwand ward vor allen berühmt. Wie Italien das Hauptmanufacturland für die Seide, Belgien das Hauptmanufacturland für die Wolle und in neuester Zeit England das Hauptmanufacturland für die Baumwolle geworden ist, so war Deutschland von uralten Zeiten her mit und durch seinen reichen Flachsbau das Hauptmanufacturland für die Leinwand. Die Fugger, welche Reichsfürsten wurden, waren aus einem

Leinwebergeschlecht. Auch die holländische Leinwand zeichnete sich nächst der schlesischen und schwäbischen sehr aus. 1530 erfand der Braunschweiger Jürgens das Spinnrad mit Spulen.

Deutschland ist noch heut zu Tage vorzugsweise ein Land der Handwerker; in Frankreich, in Rußland, in Nordamerika sind die deutschen Handwerker als die besten gleichmäßig beliebt, namentlich sind es die gröberen Gewerke, die der Schmiede und Gerber, worin, nebst der Weberei, die Deutschen sich von jeher einen Namen behauptet haben. Tief ist der Zug nach gewerblichen Genossenschaften, nach den Zünften und Gewerken, seit dem Mittelalter in das deutsche Wesen eingedrungen, leider hat sich diesem Zuge eine gewisse Rohheit, Pedanterie und Spießbürgerlichkeit vergesellschaftet, deren Ursprung in den letzten Zeiten des Mittelalters aufzusuchen ist. Es ist wahr, was man für die mittelalterlichen Zünfte angeführt hat, daß sie vor der heutigen Zerfallenheit und Vereinzelung schützten, daß das Concentriren der Arbeitsthätigkeit auf wenige Meister und eine große Zahl abhängiger Gesellen und Lehrlinge vor der heutigen Verarmung der freistehenden Arbeiter bewahrte, aber durch das zu feste Abgrenzen der Arbeitszweige, die zu strenge Beschränkung derselben auf bestimmte Oertlichkeiten und Personen hat sich auch eine gewisse Beschränktheit des Blickes, ein bornirtes Festhalten an dem einmal Hergebrachten, das, obwohl vielfach durch Besseres in Schatten gestellt, dennoch als das Beste festgehalten wird, ausgebildet, was unverkennbar noch jetzt den deutschen Handwerker charakterisirt. Auch hier ist es das extreme Absperren von andern Ständen gewesen, was verderblich gewirkt hat, es hat auch hier zu einer Erstarrung geführt, der deutsche Zunftzopf, der Knoten- und Kastengeist, die deutsche Krähwinkelei ist das Phlegma, was nach Verfliegung des mannhaften Corporationsgeistes in den deutschen Reichsstädten zurückgeblieben ist, es ist die düstere und traurige Caricatur jener politisch-kräftigen Zeiten, wo man wenigstens gegen den Adel sich in Respect zu setzen wußte. Nur England, das doch auch seine Gilden und Zünfte beibehalten hat, hat mit der guten alten Sitte der Trennung der Stände, die gute neue der Verschmelzung, des Uebergangs von einem Stand zum andern, zu verbinden gewußt, es ist nicht erstarrt, es ist durch sein vom neuen Geist erfrischtes

altes Corporationswesen das erste Industrievolk der Welt geworden.

Weniges habe ich noch über den letzten Stand, den Stand der Bauern zu sagen. Ich gedachte seiner unglücklichen Stellung schon bei den Städten und dem Adel. Furchtbar allerdings ist durch die Plackereien des Feudalwesens der Bauer in Deutschland im späteren Mittelalter herabgekommen. Grund und Boden zerfielen hier in eine geringe Anzahl geschlossener großer Güter mit wenigen Eigenthümern und einen Haufen von mehr oder weniger abhängigen Besitzern und Bebauern. Nur die Schweizer Bauern setzten sich in Freiheit, auch die Niederlande muß man ausnehmen, sie streiften schon im 13ten Jahrhundert die mittelalterlichen Leibeigenschafts= und Hörigkeitsverhältnisse ab, es ward ein Canalsystem, wie in Italien, zur Bewässerung des Landes eingeführt — den ersten Canal, den von Gent nach Damme, begann man schon 1228 — die Viehzucht kam auf, insbesondere Schäfereien, der Flachs= und Hanfbau blühte. Die Niederlande wurden das Musterland im Ackerbau für Deutschland, flämische Colonisten wurden ins Hamburgische, wo noch jetzt in den Vierlanden der herrlichste Gemüsebau Deutschlands ist, nach Thüringen in die goldene Aue, wo die langen und tiefen Gräben von ihnen herrühren, berufen, Albrecht der Bär nahm sie in Brandenburg, Heinrich der Löwe in den eroberten slavischen Ländern, die schlesischen Bischöfe und Fürsten in Schlesien auf, die sogenannten Holländereien rühren von ihnen her.

In den übrigen Theilen Deutschlands erlangten die Bauern da, wo der Adel in die Kreuz= und Römerzüge ging, etwas mehr Freiheit, im Nordosten aber, in den slavischen Ländern, von der Saale ab nach den Küsten der Ostsee, wo der Adel selten an diesen Fahrten Theil nahm, ward auch die Lage der Hintersassen sehr schlimm. In diesen Gegenden, in Mecklenburg z. B. konnte es vorkommen, daß ein Gutsherr, der auf dem Felde spazieren ging, wenn er müde wurde, einen Bauer heranrief, um sich seiner als Pferdes zu bedienen: der Bauer ritt mit dem gnädigen Herrn auf dem Rücken in den Schloßhof. Noch 1838 ward hier bekanntlich ein strelitzischer Rittergutsbesitzer von seinen gedrückten Unterthanen ermordet. Viele ndere Roh=

heiten, wie z. B. das berüchtigte jus primae noctis, wurden ohne Weiteres zu Rechten gestempelt aus dem bloßen Besitzstand heraus, den man sich erzwungen.

Indeß der Hauptdruck kam für die Bauern doch erst nach ihrem unglücklichen Emancipationsversuche, nach der Schlacht bei Frankenhausen, und am schlimmsten wurde ihre Lage nach dem dreißigjährigen Kriege. Seitdem sanken sie in immer größere Verknechtung, bis die philanthropischen Ideen im 18ten Jahrhundert und die französische Revolution sie erretteten. Schon der alte Homer sagt: „Sklaverei raubt die Hälfte der Tugend dem sterblichen Manne.“ Dieses Schicksal erfuhr auch der deutsche Bauer — durch das Mittelalter ward er so auffässig und stöckisch, wie er größtentheils noch heut zu Tage da ist, wo man ihn so lange gedrückt hat. Es wird nicht anders mit ihm werden, bis man ihm wird auch das zu Theil werden lassen, was wir als Christen ihm nothwendig zu Theil werden lassen müssen — Liebe. Er ist auch unser Nächster, so gut, wie die andern höher gestellten Menschen.

Nun sollte ich, da ich alle anderen Stände durchgegangen bin, noch des ersten Standes des Mittelalters gedenken, des Standes der Geistlichen, der alle übrigen beherrschte durch die Herrschaft der Gewissen. Es ließe sehr Vieles sich über diesen Gegenstand beibringen. Der Raum ist mir indessen gemessen. Ich muß mich beschränken zu sagen: mehr oder weniger so wie der Herr war, der Papst, den ich in den vorhergehenden Vorlesungen zur Genüge dargestellt zu haben glaube, waren auch die Diener. Zuletzt hatte die heillose Krankheit des Hauptes auch alle Glieder angesteckt. Die Heilung brachte der verachtete Mönch aus Eisleben, der redlichste Priester, den es jemals gegeben; er setzte die Klerisei wieder zurechte, die ein Haufe von Müßiggängern und Heuchlern geworden war.

Die hohe Geistlichkeit, die der Bischöfe, war auch in Deutschland wie in andern Ländern von Adel, die meisten Bisthümer waren Sinecuren nachgeborner Prinzen und Grafen geworden, die Domherrnstellen wurden alle aus dem Adel besetzt. „Diese Herren, sagt Wolfgang Menzel in seiner sehr reichhaltigen und freisinnigen deutschen Geschichte, pflegten den Bauch und ließen den Papst walten. Wer Talent besaß, konnte es nur

im Dienste und Solde des Papstes geltend machen. — Die niedere Geistlichkeit, die Pfarrer zeichneten sich durchgängig durch Dummheit aus und Rohheit, ihre Unwissenheit ward sprüchwörtlich. Die Päpste wollten es nicht anders, denn es war ausdrückliches Gesetz, daß unter zehn Geistlichen nur einer studiren durfte und dieser eine wurde stets zum Werkzeug des Papismus abgerichtet. So roh, wie ihr Verstand, waren ihre Sitten. Den Cölibat umging man durch Haushälterinnen, und Trunkenheit war bei den Geistlichen so allgemein, daß dieser Zug in den Spottgedichten jener Zeit nirgends fehlt. Am gräulichsten war der Klosterunfug. Man sagte sprüchwörtlich in Bezug auf die drei Gelübde: die Mönche sind nur noch arm im Bade, gehorsam am Tisch und keusch am Altare. Die Nonnen waren nicht viel besser als die Mönche. Schon die unglaubliche Anzahl der Mönche und Nonnen beförderte die Laster. Es wimmelte von Kutten jeden Schnitts und jeder Farbe, die entweder daheim von ihrem Fette zehrten, wie die alten Benedictiner, oder sich wie die Bettelmönche mit unverschämter Bettelei unter die Laien mischten und die ehrlichen Familien mit ihrem Schmuz und ihrer klösterlichen Unzucht ansteckten. Wie man dabei alle Scheu abwarf, mag aus einem Beispiel erhellen, das Gasser in der alten Augsburger Chronik erzählt. Die Augsburger schickten den Pfaffen Frischhans, der einem unreifen Kinde Gewalt angethan hatte, gefesselt ihrem Bischof zu. Dieser aber ließ ihn nicht nur frei, sondern that auch die Bürgerschaft in den Bann, weil sie sich an einem Priester vergriffen."

So weit Wolfgang Menzel. Es gab indeß auch fromme, heilige Mönche. Ich wiederhole es, das Mittelalter ist die Zeit der Contraste. Ein solcher frommer Mönch war der berühmte Dominicaner Johann Tauler, der zu Köln und Straßburg gepredigt hat zu dem armen Volke, er starb 1361. Seine Zeitgenossen nannten ihn nur den Zuckerprediger wegen seiner süßen innigen Sprache, die noch jetzt einen unbeschreiblichen Zauber ausübt und von allen Sprachkennern überaus hoch geschätzt wird. Er stellte zuerst, wie der berühmte Franziskaner Lyra, ein Franzose und Vorgänger Luthers in der Bibelübersetzung, die rechte Auslegung der Schrift und die Predigtkunst wieder her, er ließ die Legenden der Heiligen fahren.

Luther sagt von ihm, er sei ein solcher Lehrer, von dem er glaube, daß seit der Apostel Zeiten her keiner seines Gleichen gewesen. Es will etwas bedeuten, dieses „von der Apostel Zeiten her.“ Der große Joh. Huß brachte eine große Bewegung hervor gegen den entarteten Klerus: die Humanisten, Erasmus von Rotterdam an der Spitze und Hutten griffen ihn mit dem schärfsten Spotte an. Damals, ich sage im 15ten Jahrhundert, lebte auch in den Niederlanden, in einem jener Brüderhäuser, wo der Anfang zu einer besseren Schuleinrichtung gemacht ward, die die Reformation nachher durchsetzte, der berühmte Thomas a Kempis, der Verfasser des Buchs von der Nachfolge Christi, das in allen Sprachen, mehr als 1800mal abgedruckt worden ist und von dem Fontenelle sagte, daß es das schönste Buch sei, das von Menschenhand gekommen, da das Evangelium nicht von ihr gekommen. Auch der Verfasser der berühmten deutschen Theologie lebte damals, wie man sagt, war es ein Chorherr in Frankfurt, sein Buch, das Luther sogleich bei seinem Auftreten edirte, schätzte er so hoch, daß er bekannte, nächst der Bibel und Augustinus und Tauler aus ihm am meisten gelernt zu haben.

Ich komme nun zum Schluß, nachdem ich die mittelalterlichen Stände der Prälaten, Ritter, Bürger und Bauern Ihnen vorgeführt habe, auf die Künste des Mittelalters, ich sage ausdrücklich blos auf die Künste, denn von Wissenschaften ist nicht viel zu sagen. Mit der deutschen Scholastik will ich Sie nicht behelligen. Es ist eine sehr wüste und unerquickliche Partie. Sie wurde von den Theologen bearbeitet. Weit herrlicher ist die Mystik des Mittelalters, die Richtung, in der Tauler und Andere sich bewegten, die der berühmte Scotus Erigena in Oxford schon im 9ten Jahrhundert in die Philosophie eingeführt hatte, und die nach ihm im 12. Jahrh. der berühmte Abt und der Prior des Augustiner Klosters S. Victor zu Paris innehielten, Hugo und Martinus de S. Victore. In den Wissenschaften ist das Mittelalter nicht sehr stark gewesen: die Unwissenheit war herrschend, sie ward der Grund der Rohheit der Sitten, nachdem der in den Kreuzzügen im Orient kennen gelernte feinere Lebensgenuß die alte Einfachheit derselben zu verdrängen angefangen hatte. Man vergaß, daß in dem, was

dem Menschen gesagt ist: „herrschet über die Erde,“ „bete und arbeite“ auch geistige Arbeit zu verstehen ist, wie könnte der Mensch sonst über die Erde herrschen und sie sich unterthan machen? Der Himmel absorbirte im Mittelalter alles, Ausbildung der Wissenschaft erschien fast nur im Lichte weltlicher Versuchungen, namentlich ward die Naturforschung gänzlich vernachlässigt; man hielt sich nicht an Beobachtung hier und Erfahrung, sondern hauptsächlich an die Speculation, man wollte die Natur beherrschen, ehe man sie kannte, nur Astrologie, Alchemie und Magie waren die Formen, in denen das Mittelalter die Naturwissenschaften trieb. Die Lehre der Kirche verpönte es hoch, irgend etwas, was gegen die Dogmen lief, anzunehmen — darum schlug das unabweisbare Sehnen des Menschengeistes, die Kräfte der Natur kennen zu lernen, in die geheimen Studien um. Albertus Magnus zu Köln am Rhein und sein Zeitgenoß Roger Bacon zu Oxford, beide im 13ten Jahrhundert lebend, die größten Naturkundigen des Mittelalters, mußte das Volk für Zauberer ansehen. Alchemie ward sehr stark im Mittelalter getrieben. Raimundus Lullus, ein Spanier aus Majorca, gestorben um 1315, war der berühmteste Kabbalist und Adept des Mittelalters. Man kann es in Schmieders interessanter Geschichte der Alchemie, die neuerlich herausgekommen ist, lesen, wie dieser Lullus dem König Eduard von England die Rosenobel zu einem Kreuzzug gemacht hat, die dieser aber zum Krieg gegen Frankreich verwandte. Man kann es lesen, wie Nicolaus Flamel, der 1413 zu Paris starb, den Stein der Weisen wirklich gefunden hat. Eine wichtige, aber verderbliche Erfindung verdankt man diesen alchemistischen Studien, die Erfindung des Pulvers bekanntlich, durch den deutschen Mönch Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau um 1300. Hier, in den Naturwissenschaften, mußte erst Columbus und Copernicus kommen, um einen Riß ins Papstthum zu machen. Bei dem beschränkten Gesichtskreis der Menschen, den die Lehre der Geistlichen anempfahl als Demuth, konnte man freilich über diese Menschen am leichtesten und erfolgreichsten herrschen.

Ueberaus reich und köstlich hat dagegen die Kunst im Mittelalter geblüht. Wie Obstbäume aus der Erde wachsen und

die Menschen erquicken durch ihre Früchte und ihren Schatten, haben die deutschen Dome mit ihrer reichen Plastik sich überall erhoben, wo deutsche Völker ihren Fuß hingesetzt hatten und Christen geworden waren. Das ganze katholische Europa von Deutschland aus mit seinem Kölner und Straßburger und Ulmer und Regensburger und Wiener und Magdeburger Münster nach allen Richtungen hin bis zum fernen Westen, wo die berühmte Kathedrale zu Batalha in Portugal sich in den blauen Himmel emporhebt, und die schönen Normannen-Münster zu Durham und Canterbury in England, und die Abtei-Kirche S. Ouen zu Rouen in der Normandie in Frankreich stehen, — bis zum Osten nach Palästina, wo die Kirche des heil. Grabes auf Golgatha erbaut ward, bis nach Italien und Sicilien herunter, wo die herrlichen gothischen Dome von Mailand und Siena und Orviedo, die prachtvollen normännischen Kathedralen von Palermo und Monreale zwischen den Orangen- und Oelbäumen herausragen, und bis nach dem eisigen Norden hinauf, wo die Dome von Lund und Upsala emporsteigen, in Deutschland, in Italien, in Frankreich, in Spanien, in England, in Schweden füllte sich alles mit jenen wunderwürdigen christlichen Kirchen und Abteien, die noch heut zu Tage durch ihren Ernst und ihr feierliches Wesen, mit dem doch der blühendste Reichthum verbunden ist, zu uns reden. Sie geben uns Zeugniß, was das für eine mächtige Kraft war, jene Kraft des christlichen Glaubens, die die Herzen der damaligen Menschen bewegte, jener Glaube, der die Menschen so geduldig und ausdauernd machte, daß sie Jahrhunderte lang an diesen Domen mit solcher Liebe und Hingebung gearbeitet haben, daß die neue Zeit sie zum öfteren überraschte, ehe sie noch diese Monumente des Mittelalters zu Ende gebaut hatten. Wie ist doch alles schon von außen an diesen in der Kreuzesform erbauten Domen so imposant und massenhaft überwältigend und doch zugleich so luftig und durchsichtig, der harte Stein so fein und zierlich wie zarte Spitzen ausgearbeitet, wie sind die Giebelfelder über den Portalen und die Seitenwände derselben, die Mauern rings herum und sogar das hohe Dach mit Bildsäulen von allen Gestalten des Himmels und der Erde erfüllt. Alle Offenbarungen Gottes in der Natur und Geschichte, die Wunder der Schöpfung und Erlösung, die

gesammte Geschichte der Kirche Gottes auf Erden vom Paradiese an bis auf die Zeiten der Erbauer der Kirchen, die Thaten der Patriarchen, Propheten und Könige des Alten Testaments, das heilige Leben und Sterben Christi, die Wunder der Märtyrer, die ganze lange Reihe der Thaten der Heiligen, Könige und Bischöfe, zu deren Ehren diese Dome erbaut wurden, alles das ist hier mit einer Fülle von Symbolen in Stein ausgemeiselt, an den schmalen hohen spitz zulaufenden Bogenfenstern in den leuchtendsten Farben abgemalt, Farben, durch die das Sonnenlicht jene wunderbaren Reflexe in das Innere wirft. Und tritt man nun durch die hohen Portale ein in das Innere dieser Dome, wo durch die Glasmalereien der Fenster jenes mystisch gebrochene Licht, jenes unwiderstehlich zur demüthigen Anbetung stimmende Helldunkel herrscht, wie dehnt da das lange, enge, ernste Schiff mit seinen Seitengängen und seinem hohen Chore, unter dem der Altar steht, sich wie ein sehnendes Menschenherz ins Weite, wie erhebt sich diese Sehnsucht und Andacht nach oben, wo das hohe, tiefsinnige, von Dämonen gehaltene Dachgewölbe seine Gurtbögen wie ein Betender seine Hände zusammenschränkt. Wie findet dies sehnsuchtsvolle, anbetende Menschenherz überall eine schöne Befriedigung in den Symbolen, mit denen diese Dome überdeckt sind, in jenen Rosetten der bunten Fenster, die die Liebe bedeuten, durch die das Licht kommt, jenen Kleeblumen, die die Dreieinigkeit bezeichnen, jenen Spitzen und Lilien und andern Sinnbildern, die überall hervorschießen.

Es ist eine andere Schönheit, die Schönheit dieser Dome, als die, die in den griechischen Tempeln uns begegnet. Bei den griechischen Tempeln mit ihren ernsten und zarten Linien ist es die classische Form, die Harmonie zwischen der Bewegung und der Ruhe, die uns fesselt, in den mittelalterlichen Münstern tritt uns die Schönheit des Ausdrucks entgegen, Alles ist bedeutungsvoll hier und Alles spricht zum Herzen. In den griechischen Tempeln wird der Geist, die Phantasie befriedigt, die gothischen Dome erfüllen das Herz mit Sehnsucht und Andacht. Es ist Seelenschönheit, die hier ihr Reich vor uns aufthut; diese Schönheit, die so kindlich ist und doch so erhaben, geht in die Tiefe, hat einen weiten Hintergrund, eine unermeßliche Perspective, einen unendlichen Inhalt. Wie bei den Griechen

ist es auch hier die Einheit des Tones, des Gedankens, der sich uns als vorwaltend aufdringt, aber während dort das Herz außerhalb der Berührung bleibt, wird hier vorzugsweise und unwillkürlich ein ungetheiltes Gefühl der Andacht, ein tiefes Sehnen nach dem Jenseits erweckt — nach der unsichtbaren Welt.

Die phantastischsten Bauten haben die Normannen aufgeführt, sie, die auch die phantastischsten Ritter des Mittelalters waren. In den drei Ländern, wo sie von ihrem Norden aus Fuß faßten, in Frankreich in der Normandie, in England und in Unteritalien und Sicilien haben sie die außerordentlichsten Thaten gethan und die außerordentlichsten Monumente geschaffen. Wie imposant im Ganzen und doch so zierlich und reich und fein im Einzelnen ist jene Abteikirche S. Ouen zu Rouen, wie prächtig namentlich im Innern ist die Kathedrale zu Durham und der duomo di Monreale in Sicilien, den der Duca di Serra di Falco neuerlich in einem Prachtwerk herausgegeben, er läßt alles hinter sich zurück an glänzender, zierlicher und funkelnder Pracht.

Das Eigenthümliche der gothischen oder deutschen Architektur ist der Spitzbogen: die Byzantiner, als sie Christen wurden, gebrauchten zu ihren Kuppeln noch den Rundbogen. In diesem Rundbogen-Style sind noch viele Bauten des früheren Mittelalters in Deutschland, Italien, Frankreich und England gebaut. Man ist jetzt einiger darüber, daß der deutsche Spitzbogen sich aus dem arabischen Hufeisenbogen herschreibt; das ist bestimmt neuerlich ausgemittelt worden, daß dieser Spitzbogenstyl zuerst von den Arabern bei den schon im 9ten Jahrhundert von ihnen aufgeführten Bauten in Sicilien und Afrika angewendet wurde. Von da kam er zuerst nach Deutschland, wo er schon in den alten Münstern der sächsischen Kaiser sich zeigt, z. B. zu Memleben in der goldenen Aue und in Bamberg.

Die Einwirkung der Araber auf die ganze Bildung des deutschen Mittelalters ist nicht zu verkennen, sie ist sehr groß und sehr vielseitig gewesen, das Zusammentreffen mit ihnen in Spanien, in Unteritalien, im Orient hat den bedeutendsten Einfluß auf die Bildung der Geisteseigenthümlichkeit der Völker des Occidents gehabt; das feinere Ritterthum, die feinere Poesie hat

eben so wie die Baukunst ihre Gestaltung wesentlich von diesem lebhaften, freiheitsliebenden, ritterlichen, schmucken und die Frauen so hoch verehrenden Volke empfangen.

In Spanien, wo Jahrhunderte lang Gothen und Araber neben einander wohnten, hat sich hauptsächlich der leichtere, feinere Rittergeist entfaltet, hier und in Südfrankreich, in der Provence, ward die mittelalterliche Lyrik ausgebildet, die Romanze des Cid und das mit der Zither begleitete Lied der Troubadoure. Die Nordfranzosen dagegen, die Normannen und die Bretonen sind vorzugsweise groß im Epos gewesen: wir haben ein fränkisches Epos hier, das sich vorzugsweise um die Thaten Carls des Großen und seiner Paladine dreht, ein normännisches, wozu der Roman von der Rose gehört, und ganz besonders ein bretonisches Epos, dessen Hauptperson der König Artus ist, dieser mystische König der Briten mit seinen Rittern der Tafelrunde und Hauptgegenstand der Gral, das sang royal, das Blut des Heilands, das Joseph von Arimathia in einer bei der Einsetzung des heil. Abendmahls gebrauchten demantenen Schlüssel aus der zerstochenen Seite Christi aufgefangen, der Gral, sage ich, ist Hauptgegenstand dieses bretonischen Epos, mit seinen Hütern, der Gral mit seiner Wanderung nach Palästina, nach Spanien und England und von da wieder zurück ins ferne Indien.

Nach den Originalen dieses nordfranzösischen Dichtungscyclus ward nun auch in Deutschland gedichtet und ich muß hier den größten Meister der deutsch-mittelalterlichen Poesie, dieser Passionsblume, dem Blute Christi entsprossen, wie man sie genannt hat, den Wolfram von Eschenbach, wenigstens nennen. Er lebte im Anfang des 13ten Jahrhunderts, also im Mittelpunkte der Blüthe des Mittelalters; von ihm rühren die drei grandiosesten Gedichte her, die dieses Mittelalter ausgeboren hat: der Titurel, der Parcival, und der Lohengrin (wiewohl man dieses letztere Gedicht nicht mit Bestimmtheit ihm zuschreibt). Es sind der Titurel, der Parcival und der Lohengrin die drei Helden des heiligen Gral, in denen das geistliche Ritterthum in seiner größten Verherrlichung sich zeigt. Der Parcival des Eschenbach gilt für den tiefsten aller Ritterromane, in dem man die innerlichste Seele des Mittelalters trifft, seine ganze farbenreiche Pracht

in ernster Fassung: er ist das Ideal eines von Gott auserwählten Helden. San Marte hat dieses schönste Gedicht des Mittelalters in neuer Form vor Kurzem herausgegeben.

In diesen Gral- und Artus-Cyclus gehört auch der berühmte Tristan und Isolde des Gottfried von Straßburg. In ihm aber zeigt sich schon eine sinnlich-frivole Reaction gegen die todesernste Innerlichkeit, die abtödtenden Uebertreibungen des Mittelalters. Man hat diesen Gottfried von Straßburg sehr bezeichnend den heitern Nachmittag des Mittelalters genannt, während Wolfram der ernste stille Morgen zu nennen wäre.

Die Seele, das Ideal dieser ganzen, mittelalterlichen, romantischen Kunst im Gegensatz der classischen ist die Liebe: nicht die äußere Erscheinung, wie in der plastischen Welt der Griechen ist die Hauptsache, sondern das Innerliche, Innige, die Schönheit der liebenden Seele, der sich hingebenden und in dieser Hingebung ihr tiefstes Selbst wiederfindenden Seele. Diese in der Schönheit der innersten Seele, der Innigkeit des Glaubens und der Liebe wurzelnde Kunst ward aus dem warmen, begeisterten Leben des Mittelalters geboren, das große Beseligung in sich trug, so lange es noch naiv aufgefaßt ward und somit den Sinnen gemäß und ergiebig war. Die Uebertreibungen, die Abtödtungen schlugen später ins Gegentheil um, in die Frivolität, die hohe Kunst des Gesanges ward zur gemeinen Reimerei und endlich zur spießbürgerlichen Zote, der wir am Ausgang des Mittelalters in Masse begegnen.

Eine ganz eigenthümliche Kunst hat das Mittelalter noch geboren, eine Kunst, in der die Alten bei weitem nicht so Bedeutendes nach alle dem, was wir von ihnen besitzen, geleistet haben, die Kunst der Malerei. Das ist die Kunst, wo die innerliche Schönheit der menschlichen Seele am sprechendsten dargestellt werden kann, weil das sprechende Auge hier darzustellen ist. Das Land, wo diese nächst der Baukunst höchste Kunst des Mittelalters am frühzeitigsten blühte, war Niederdeutschland, die Rheingegenden und Flandern und Brabant. Das Land des reichsten und prächtigsten Herren des damaligen Europa, das Land des Herzogs von Burgund, hat auch schöne Dome gebaut, die Kathedrale zu Ypern und zu Mons im Hennegau die S. Waltrudiskirche sind sehr schön, die prächtigste ist die Marienkirche zu Ant-

werpen in ihrem Innern; auch die niederländischen Rathhäuser sind berühmt, namentlich die zu Ypern und Brügge, aus dem 14ten, die zu Löwen und Brüssel und das zu Gent im älteren Theile, aus dem 15ten Jahrhundert; auch die Musik ist in den Niederlanden entstanden, der berühmte Orlando Lasso, der zu München starb, war aus Mons im Hennegau, die Niederländer brachten die Musik nach Italien, Goudimel war der Lehrer Palästrina's. Was die Malerei betrifft, so haben die Niederländer die Oelmalerei wesentlich vervollkommnet, sie gewissermaßen erfunden und die wundervollsten Bilder in jener mystisch religiösen Richtung, welche in Italien der Florentiner Angelico da Fiesole gleichzeitig verfolgte, durch seine Gebrüder van Eyk und den großen Johann Hemling geschaffen.

Wenn man diese sanften, milden und zarten Bilder in den öffentlichen und Privatgalerien der Niederlande, in der Sammlung der Gebrüder Boisserée, die sich jetzt in der Münchner Pinakothek befindet, betrachtet, die Darstellungen der heiligen Geschichten des A. und N. Testaments, besonders der Passion und Apokalypse, nächstdem Legenden aus dem Leben der Maria und der Heiligen, das Verklärte, was über sie ergossen ist, ihre leuchtende Färbung, die sie, obwohl vor vierhundert Jahren gemalt, noch heute ganz frisch und neu erscheinen läßt, so muß man sagen, daß sie die schönsten Blüthen sind, die das Christenthum auf diesem Gebiete der Kunst hervorgebracht hat. In ihnen ist die Harmonie alles Irdischen in Gott, die Verbindung von Himmel und Erde durch Glauben und Liebe und Demuth auf das Tiefsinnigste ausgedrückt. Charakteristisch ist in allen diesen Bildern die architektonisch-symmetrische Auffassung, deren Ursprung wir in den Catacomben von Rom und Neapel bei den ersten Christengemeinden schon angetroffen haben. Die flamändische oder Eykische Schule, deren Hauptsitz zu Brügge und deren Hauptblüthe im 15ten Jahrhundert war, gab die Goldgründe der Griechen, die sich noch in der Kölnischen Schule finden, z. B. in der Anbetung der Könige des Meisters Stephan, dem berühmten Kölner Dombild und die auch Fiesole noch hat, auf, es findet sich in ihr ein außerordentlicher Fortschritt, die erste meisterhafte Darstellung landschaftlicher Hintergründe, eine eigenthümliche, innigzarte Auffassung der Natur. Hauptan-

sicht dieser Schule war: jedes Bild ist ein Stück der gesammten Welt, in welchem ihre wesentliche Theile wenigstens angedeutet, Himmel und Erde in ihrer eigenthümlichen Bedeutung angezeigt sein müssen. Darum verlegten sie die Handlung gern ins Freie und liebten möglichst weite, reich ausgestattete Fernen, Flußthäler mit Bergen und Bäumen, Städten und Burgen. „Die menschlichen Gestalten, — sagt der feine Düsseldorfer Kunstkenner Carl Schnase in seinen niederländischen Briefen, einem der schönsten Bücher über die Kunstgeschichte, in welchem er diese niederländische Kunst ausführlich und höchst geistreich bespricht — die menschlichen Gestalten erhielten in diesen Bildern zwar genaue und liebevolle Behandlung, aber nicht mehr wie alles Andere, wie die Landschaft, der Schmuck der Gewänder, der Waffen rc. Sie sind nicht der ausschließliche Gegenstand des Interesses, neben welchem das Uebrige bloßes Beiwerk wird, die Gruppe der Handlung fügt sich daher sehr deutlich in die perspectivische Anordnung des Ganzen nach der Mittellinie. Da hiernach die Einheit des Ganzen weniger durch die Handlung hervorgebracht wurde, so bedurfte es eines andern kräftigen Mittels der Vereinigung der vielen Einzelnheiten, und dies fanden die Künstler in der magischen Wirkung des Lichtes. Darum geben sie gern in der Mitte ihrer Bilder eine Wasserfläche, ein goldnes Gefäß, einen leuchtenden Panzer oder etwas dergleichen, worin sich mehr oder weniger Licht und Farbe des Ganzen spiegelt, so daß eine innere Harmonie sich darstellt und ein stiller heiterer Ton das Ganze durchdringt. Bei den menschlichen Gestalten begnügte man sich mit der naiven Wahrheit des Ausdrucks: man gab die Züge wirklicher Personen ohne Verschönerung, mit allen Zufälligkeiten und bei dieser unbefangenen Auffassung treten die Ausdrücke des Gefühls desto gewaltiger und erschütternder hervor.“

Das Hauptbild der Gebrüder Eyk ist das berühmte sogenannte Genter Altarbild, eine Anbetung des Lammes, das von lieblichen Engeln umgeben vor dem mystischen Brunnen der Apokalypse steht. Auf einem Grasplatz von lebhaftestem Grün, wo zwischen den Halmen Blumen und Edelsteine hervorleuchten, bewegen sich vier große Schaaren, die männlichen und die weiblichen Märtyrer, der geistliche und der weltliche Stand zur An-

betung des Lammes. Den Hintergrund schließen blaue Gebirge und die Thürme der heiligen Stadt, des himmlischen Jerusalems. Das Hauptbild hat über dreihundert Figuren und befindet sich noch in Gent, es ward mit seinen zwölf Nebentafeln in den Jahren 1420 bis 1432 zu Brügge gemalt. Hubert van Eyk starb hier 1426, sein jüngerer, aber bedeutenderer Bruder und Schüler Johann um 1470.

Der letzte aus der Eykischen Schule und zugleich der vollendetste Meister derselben ist Johann Hemling um 1480, sein Leben ist dunkel, gewiß ist nur, daß er im Hospital S. Johannis zu Brügge, seiner Vaterstadt, wo er als kranker, dürftiger Soldat Aufnahme und Pflege fand, und in den Jahren 1479 bis 1485 die wunderwürdigen Bilder, die dieses Hospital noch von ihm hat, gemalt hat. Später soll er nach Spanien gegangen und als Juan Flamingo in der Carthause von Miraflores gemalt haben. Hemling vereinigte das Sanftmystische der Eykschen Schule mit dem strengen Ernst der Kölnischen; indem er die ganze Weise jener Schule mit allen ihren Vorzügen beibehielt, gab er ihr durch den strengen Sinn dieser noch eine höhere Weihe. Jenes Verklärte, das die Eykschen Bilder haben, tritt in den Bildern Hemling's auf eine besonders herrliche Weise hervor. Dies und der magische Glanz des Colorites, durch den alles harmonisch zusammengehalten wird, ist von außerordentlicher Wirkung und bringt den erhabensten und gewaltigsten Eindruck hervor. Er ist wohl der größte deutsche Maler.

„Hemling's Auffassung, sagt Herr Schnase, verhält sich zu der des Johann van Eyk, wie männliche Erfahrung zu dem heitern, verschönernden Blicke des Jünglings; aber es ist nicht die Erfahrung des gemeinen, berechnenden Sinnes, sondern die begeisterte des Frommen, des Mystikers. Wenn bei van Eyk im Genter Altarbild das Feld mit seinen bunten Blumen und den im Grase zerstreuten Edelsteinen wie im Frühlingslichte schimmert, ist bei Hemling die Reife des Sommers eingetreten, das Grün ist dunkler, die Matten sind gleichmäßiger gefärbt, die Lichtmassen größer und ruhiger. Auch die Formen der Berge und Baumgruppen sind weniger phantastisch und zeugen von genauerem Naturstudium. Der Behandlung der Landschaft entspricht die seiner menschlichen Gestalten, da beide sich treu und anspruchs-

los an die Wirklichkeit anschließen, aber so, daß diese Wahrheit nicht um ihrer selbst willen, sondern nur durch den ernsten Ausdruck, den sie dem Ganzen giebt, bemerkt wird. In solchen Darstellungen, welche den höchsten Glanz des stärksten Lichtes voraussetzen, namentlich im Sonnenaufgange oder in strengen, ungewöhnlichen Farbenerscheinungen, wie in der Vision aus der Apokalypse im Johannishospital zu Brügge ist er überaus glücklich und scheint sie mit größter Liebe vollendet zu haben, aber er enthält sich derselben überall, wo nicht die Natur des Gegenstandes oder der Text der Schrift sie rechtfertigt und bleibt dann treu und demüthig bei dem unmittelbaren Inhalte seiner Aufgabe stehen."

Hemling's Hauptbild ist diese berühmte Vision der Apokalypse im Johannishospital zu Brügge, ein Bild von einer solcher Erhabenheit der Auffassung, daß ihm nur das, was Dante in der Poesie geleistet hat, gleichgestellt werden kann. Es will etwas sagen, die Geschichte der Offenbarung auf Einer Tafel zur Anschauung zu bringen. Der Evangelist ist auf der Insel Pathmos sitzend dargestellt, ihm diagonal gegenüber in der obern Ecke der Tafel erscheinen die Visionen, jene mystischen Gestalten der vier Evangelisten, der vierundzwanzig Aeltesten in weißen Kleidern, goldenen Kronen und Harfen con occhi tardi e gravi, es erscheint die Jungfrau, die den Mond unter ihren Füßen hat, das aus dem Meer steigende vielköpfige Thier und die vier mystischen Reiter, die ritterlich sitzen und deren Gewande flattern. Unter jenen himmlischen Kreisen tritt die Landschaft hervor mit ihren Felsen. Das Uebrige füllt dann das Meer mit seiner tiefgrünen aber krystallhellen Fluth, in der sich Regenbogen und himmlischer Glanz, die mystischen Thiere am Himmel, die Reiter und die Felsen der Landschaft wunderbar spiegeln.

In Scenerie und Staffirung dieser Bilder erkennt man deutlich das Geburtsland der Maler, die sie malten, die reizenden Ufer der Maas mit ihren schlössergekrönten Bergen und friedlichen, gesegneten Thälern, es spiegelt sich in den Gewändern und Waffen der handelnden Personen der hohe ritterliche Glanz des reichen burgundischen Hofes. Dieser Hof war damals der prächtigste in Europa, es war der Hof, der den Orden des goldenen Vließes gestiftet hat, der Hof jenes Carl des Kühnen, der

nahe daran war, die Königskrone zu erlangen, den die Schweizer Bauern bei Granson und Murten besiegten und der bei Nancy fiel gegen den Herzog von Lothringen, dessen Reich er erobern wollte. Den Reichthum und Glanz dieses burgundischen Carl erbte Spanien, Spanien, dem bald darauf auch die neue Welt zufiel. Die Geschichte Spaniens und die Eroberung der neuen Welt wird der Gegenstand meiner zwei nächsten Vorlesungen sein, mit denen wir in die dritte Abtheilung dieser Vorlesungen, in die neuere Geschichte eintreten.

(Schluß des ersten Bandes.)

Leipzig, Druck von Breitkopf und Härtel.



